Per. 206 f | 2

Zodiacus

<36603944100016

<36603944100016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

<36603897550019

<36603897550019

Bayer. Staatsbibliothek

Literarischer Zodiacus.

Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Redigirt von **Dr. Th. Mundt** in **Berlin.**

1835.

Juli bis December.

Leipzig,
Gebrüder Reichenbach.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Motto:

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst!
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!

Uhland.

Inhalts-Verzeichniß.

Juli bis December.

Juli. Seite

Ode an die Jugend. Von A. Mickiewicz 1
Ueber die poetische Behandlung des Ehebruchs. Vom Prof. Karl Rosenkranz in Königsberg 3
Die Napoleoniden. Vergangenheit und Gegenwart. Vom Prof. K. G. Jacob in Schulpforte. (Erster Artikel) 28
Die Herzogin Amalie. Briefe von ihr (an v. Knebel) und an sie (von Herder und Wieland) 52
Charlotte Stieglitz. Mündliches u. Niedergeschriebenes von ihr .. 65
Atlantis. Von Dr. Eduard Duller 69
Bücherschau. (Das Haus Düsterweg, von W. Alexis. — Castelli's Gedichte. — Frühlings-Almanach, v. Nicol. Lenau. — Pfizer's Gedichte. — Chatterton par Alfred de Vigey) 76
Correspondenz. Aus Leipzig. Ende Juni 86
Feuilleton. (Berliner Witze. — Die junge Literatur contra Göschel. — Alfred Meisters Lehrjahre. — Neues v. Varnhagen von Ense. — Schicksale des Landpredigers von Wakefild in Baiern. — Jean Pauls Denkmal und die Frauen. — Toleranz und Tolleranz. — Knebel's Nachlaß.) .. 90

August.

Leibnitz und die deutschen Akademien. Einleitungsrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnitzischen Jahrestages am 9. Juli 1835. Von dem Geh. Regierungsrath A. Böckh 93
Die Napoleoniden. Vergangenheit und Gegenwart. Vom Prof. K. G. Jacob. (Zweiter Artikel) 105
Ein April in Rom. Von Leopold Schefer 120
Ausstellungen über H. Heine. Von Alexander Jung 128
Unterhaltungen mit Göschel, zur Schilderung Götheſcher Dicht- und Denkweise. Von Th. Mundt 146
Bücherschau. (Poggel, Grundzüge einer Theorie des Reimes. — Viehoff, wie malt der Dichter Gestalten? — Lessing, Lehre vom Menschen. — Schiller's auserlesene Briefe, von Döring. — Ch. G. Schütz, Briefwechsel. — Hotho, Vorstudien für Leben und Kunst. (Von C. H. Weiße) 152
Feuilleton. (Ein Comité gegen den Nachdruck. — Die Revue du Nord. — Dr. Bretschneider und Madonna. — Nicolai Gretsch u. die russischen Romane. — Neue Bilder des berliner Museums) 161

September.

Etwas über Wilhelm v. Humboldt. Von A. Böckh 165
Schweizerwanderungen. Von K. L. von Knebel 171
Morgenandacht. Von H. Stieglitz 179
Hinblicke auf die Emancipation des Familienlebens. Von M. Veit 181
Beethoven's Vision. Eine Phantasie in seiner Manier. Von Jeannette Lozaouis, geb. Goldsticker 191
Historische Streifzüge gegen Fr. Förster. Von Dr. Wilh. Bernhardi in Meuselwitz 201
Bücherschau. (Eine Quarantaine im Irrenhause, v. Kühne; Laube's Liebesbriefe; Langbein's sämmtl. Schriften, 1. Bd.; Abbotsford u. Newstead, v. Washington Irwing; Böttigers Gesch. des deutschen Volkes) 216
Feuilleton. (Adolf Wagner. — Göthe- u Schiller-Denkmal. — Gans und Marheinecke. — Neue Ausgabe v. Lessing. — Schriften v. Beurmann. — Steffens sagt sich von den Pietisten los. — Neues v. Grabbe. — Troxler über Göschel. — Die Aquarellmalerei in Berlin. — Rechtsgefühl für literarisches Eigenthum in Frankreich. — Letztes Wort über die Frankf. Ober-Postamts-Zeitung) 230

October. Seite
Ueber den Verfall des Theaters, und namentlich des deutschen. In Briefen an einen Freund. Von Eduard Gans. 237
Einige (18) Briefe Göthe's an Varnhagen von Enfe.... 260
Bücherschau. (Wienbarg, Wanderungen durch den Thierkreis. — Gutzkow's Wally, die Zweiflerin. — Wienbarg, zur neuesten Literatur. — Deutscher Musenalmanach auf 1836 v. Chamisso u. Schwab. — Schefer's Laienbrevier, zweites Halbjahr. — Sechs Erzählungen v. Amalie Krafft. — Marco Visconti, v. T. Grossi. — B. von B's Faust. — Gott und das Wichtigste in der Natur, v. Hoffbauer. — Leo u. seine Zeit, von Arendt) 281
Feuilleton. (Eine antichristliche Buchhandlung. — Ein antijüdisches Kaffeehaus. — Göthe u. sein Jahrhundert — Tieck, die alte Mährchenpracht u. unsere Zeit. — Das parodirte Höllen-Attentat. — Eine neue italienische Reise v. Strombeck. — Hölderlin lebt. — Eine neue Geschichte Englands. — Compositionen für die Altstimme. — Berliner auf Reisen.) 298
Correspondenz. Aus Paris..... 302

November.
Wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht! Eine Rede, gehalten bei der Eröffnung eines literar. Vereins. Von F. G. Kühne 305
Der segenreiche Bildstock. Eine Geschichte für Gläubige. Von H. Koenig..... 323
Wanderungen durch Latium. Vom Prof. C. G. Zumpt.... 331
Am Bußtage 1835..... 347
Mittheilungen aus Berlin..... 351
Bücherschau. (Nero, von Gutzkow. — Grabbe's Hannibal, Aschenbrödel u. Schrift über das Düsseldorfer Theater. — Beurmann, Frankf. Bilder. — Gedichte von Silesius Minor. — Duller, Kronen u. Ketten. — Lewald's Bad-Almanach. — Merck's Briefwechsel. — Heyse's Sprachlehre. — Kahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. — Grohmann, Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe)..... 359
Feuilleton. (Wie man sich einen Wolf liest. — Eine deutsche Frau über H. Heine. — Die lithographirte Dresdner Gallerie. — Eine Berichtigung über Heinrich Stieglitz. — Semilasso's vorletzter Weltgang. — Ein Strauß zwischen dem Zodiacus und der Revûe du Nord. — Am Grabe Ludwigs v. Voß. — Des Professor Steffens Ferienreise zum Abendmahl) 378
Correspondenz. Aus Montmorency..... 384

December.
Reisefahrten und Wanderlaunen. Von Th. Mundt. I. Ein frommer Tag in Neuwied..... 387
Die Götterdämmerung in Frankreich. Von F. W. Carové. 393
Gedichte von Rudolph und Hermann Marggraff..... 405
Die Halsbandnovelle. Von K. G. Jacob..... 412
Bücherschau. (Raumer's historisches Taschenbuch auf 1836. — Oeffentliche Charaktere, von Karl Gutzkow. — Byron's Dichtungen, übersetzt von Pfizer. — Michael Beer's sämmtliche Werke)..... 448
Feuilleton. (Professor Gans und die Aristokratie. — Anstößiges in Berlin. — Die baierische Literatur-Zeitung. — Der kleine Freund der deutschen Literatur im Auslande. — Ehrenbezeugung. — Beförderungen des päpstlichen Stuhlgangs. — Schindereien der Menschheit. — Schweizer Merkur. — Der Freimüthige. — Das hamburger Tivoli-Theater wird halb gerettet. — Böttiger†. — Verbot.)..... 460
Correspondenz. Aus Hamburg. (Eine Berichtigung von Herrn Dr. G. Nießer, in Sachen der Juden)..... 464

Literarischer Zodiacus.

Juli, 1835.

Ode an die Jugend.

Von Adam Mickiewicz.

Nicht Herz, nicht Geist, nicht Menschen, nein Skelette:
O Jugend, leihe Flügel mir!
Daß ich aus dder Welt zum Erbe
Himmlischer Phantasie mich rette,
Zu der Begeist'rung Wunderstätte,
Dort neuer Schöpfung Kranz erwerbe,
Wo sich die Hoffnung deckt mit goldner Bilder Zier.

Laß düstres Alter, das zur Erde
Im Nebel die gefurchte Stirne bückt,
In seinem Weltkreis unverrückt,
Wie ihn beschreiben Stumpfsinn und Beschwerde.

Du, Jugend, laß die Erdengränze,
Empor! und mit der Sonne Blick,
Den endlos der Azur umkränze,
Durchdring' der Menschheit Weltgeschick.

Dort unten — wo der ewgen Nebel Heerde
Der Trägheit Raum umschattet, sturmgetrieben:
Das ist die Erde!
Und sieh, aus ihrer todten Fluth
Erhob sich kriechend schaal'ge Brut,
Sich selber Steu'r, Pilot und Schiff geblieben;
Sie jaget nach der winz'gen Würmer Unterhalt,
Schwingt sich zur Höh' und taucht zur Tiefe,
Sie flieht die Well', und Welle sie, wie feucht sie triefe;
Da schwand sie, wie am Felsen Luftgestalt:
Ihr Dasein war verborgen und ihr Sterben; wißt's,
Die Selbstsucht ist's!

Jugend! des Lebens Nektar ist
Mir süß nur, theilen Freunde den Genuß:
Ein gold'nes Band sie all' umschlingen muß,
Eh' Freud' aus gottgebor'nem Herzen sprießt.

Zum Bund', ihr jungen Freund', herbei! . . .
Und Aller Glück der Wahlspruch sei;
In Einheit stark und weis' in kühnem Muth,

Zum Bund', ihr jungen Freund', herbei! . . .
Und glücklich, der wegs seiner Rennbahn fiel,
Geführt durch hehren Dranges Gluth;
Denn sank der Leib in Kampfes Wuth,
Trägt er die Folger zu des Ruhmes Ziel.
Zum Bund, ihr jungen Freund', herbei! . . .
Ob steil und gleitend ist die Bahn,
Schwäch' und Gewalt den Zugang wehren,
Stürmt gegen sie doch himmelan
Gewaltig, Schwäche brechen wird die Jugend lehren.

Wer in der Wieg, ein Kind, erdrückt die Hyder,
Er schlägt, ein Jüngling, die Centauren,
Entreißt der Höll' ihr Opfer wieder,
Und bricht die Palm' in Edens Mauren.
Dorthin! wohin der Blick nicht trägt;
Brich, was nie löset der Verstand:
Jugend! des Aars Kraft deine Schwingen regt,
Wie Donnerschlag ist deine Hand!!

Auf! Arm in Arm nun, laßt mit starken Ketten
Den trägen Erdkreis uns umschließen!
In e i n e Sonn' all' unser Denken schießen,
In einen Heerd die Geister retten! . . .
Aus deinem Grunde, Ball der Welt!
Wir treiben dich in neue Bahnen:
Dich weckt der blüh'nden Jugend Ahnen,
Wenn erst die morsche Rinde fällt.

Und wie im Reich der Nacht und der Verwirrung,
In wilder Elemente Streit,
Von Gottes Macht ein: „Werd'" aus Irrung
Allein der Sinnen Welt erschuf;
Und Wind und Meer gehorcht dem Ruf,
Von Sternen strahlt die Bläue weit:

So herrscht im Reich der Menschheit dumpfe Nacht,
Im Kampfe sind des Strebens Elemente;
Doch glüht der Jugend heil'ge Gluth,
Die Welt der Geister ist erwacht:
Die Lieb' im Schooß des Vaters ruht,
Zum ew'gen Bund schlingt Freundschaft ihr die Hände.

Zersplittert ist unfühlend' Eis,
Des Vorurtheiles Dunkel bricht:
Dir, Morgenroth der Freiheit, Preis,
Dir folgt des Heiles Sonnenlicht!

F. A. Märker.

Ueber

die poetiſche Behandlung des Ehebruchs.

Von

Karl Roſenkranz.

Ich will den Verſuch machen, die Hauptmomente zu charakteriſiren, welche der Ehebruch für die Poeſie darbietet, ein Verhältniß von ſo unſittlicher Natur, daß hier die Einheit des Schönen mit den ihm coordinirten Ideen des Wahren und Guten, welche wir für alle Kunſt zu fordern haben, auf den erſten Anblick etwas Unmögliches dünken dürfte. Ich meine hier nämlich nicht die Polemik der Poeſie in ſatiriſchen Ausbrüchen gegen das Laſter des Ehebruchs, wie bei Horaz, Juvenal u. A., ſondern ſeine epiſche und dramatiſche Formation. Denn es iſt unläugbare Thatſache der Erfahrung, daß ein großer Theil der poetiſchen Productionen, und gerade ſehr vorzüglicher, von den älteſten Zeiten her bis auf die gegenwärtige Literatur herunter, ſich um den Ehebruch drehet. Die Analyſe eines ſo bedeutenden Verbrechens in Bezug auf ſeine poetiſche Behandlung wird daher nicht ohne Intereſſe ſein. Da nun die Ehe innerhalb eines jeden Volkslebens auf eine beſtimmte Weiſe ſich geſtaltet, da ferner dieſe ſpecifiſche Beſtimmtheit bei einem jeden Volk im Verlauf ſeiner geſchichtlichen Entwicklung ſich mannigfach verändert, ſo könnte für eine erſchöpfende Betrachtung des Stoffs kein beſſerer Weg gedacht werden, als die Abfolge der Geſchichte zur Grundlage zu machen, weil die Poeſie in ihren Erzeugniſſen immer auch der Reflex der herrſchenden volksthümlichen Sittlichkeit iſt. Bei dieſer Methode würden wir im Allgemeinen den Unterſchied der Polygamie und Monogamie zu beachten haben. Dort würden wir finden, daß der Ehebruch eigentlich

gar nicht existirt, weil das Weib dem Manne schlechthin untergeordnet, und die Gleichgültigkeit gegen seine Verbindungen Grundton des ganzen Verhältnisses ist. Im Chinesischen Schi-king finden wir wohl Klagen der Frauen über die Vernachlässigung durch den Mann, aber durchaus keine sittlich empörte Anklage desselben wegen Verletzung der ehelichen Treue. In dem merkwürdigen Indischen Drama, Mrichchakati, wird uns das Verhältniß eines ernsten und frommen Brahmanen, Chárudatta, zu einer geistreichen, gefühlvollen und reizenden öffentlichen Buhlerin, Vasantasn'na, dargestellt. Diese verliebt sich in jenen und, von so viel Schönheit und Zärtlichkeit eingenommen, kann er nicht umhin, ihre treue Liebe mit Gegenliebe zu belohnen. Er ist aber verheirathet. Als er nun durch Kabale eines Nebenbuhlers eines Diebstahls verdächtigt und deshalb zum Tode verurtheilt wird, nahet sich ihm seine Gattin mit ihrem Kinde. Vasantasn'na rettet ihn. Chárudattas Gattin, die eben aus Verzweiflung den Scheiterhaufen besteigen wollte, begrüßt sie neidlos mit den freundschaftlichen Worten: Willkommen, glückliche Schwester! — und Vasantasn'na umarmt sie, indem sie gesteht, jetzt wirklich glücklich zu sein. Wäre diese Scene auch, wie der Uebersetzer Wilson vermuthet, später interpolirt, so verliert sie doch das Charakteristische nicht. — Erst in der Monogamie wird der Ehebruch wahrhaft unsittlich, weil ihre Basis nicht, wie vorherrschend im Orient, die Befriedigung des Geschlechtstriebes, die Erzeugung einer Nachkommenschaft ist, sondern die Sittlichkeit selbst den Ausgangspunkt bildet und sich die Sinnlichkeit von vorn herein unterordnet. Hier erst wird wirkliche Eifersucht möglich. Die Frauen der Griechen und Römer standen in dieser Beziehung in der Mitte zwischen dem Orientalischen und dem christlich-modernen Leben. Daher finden wir hier den Anfang einer Wechselwirkung zwischen Mann und Frau, wo diese mit Vorwürfen über ihr gekränktes Recht frei herausgeht. — Allein die rechte Innigkeit der wechselseitigen Beziehung erscheint erst im christlich-germanischen Leben. Den Germanen zeichnet von seinem ersten Auftreten in

der Geschichte an die Achtung der individuellen Persönlichkeit aus. Das Christenthum befestigte dieselbe, erhob sie zum vollen Bewußtsein. Nun ist es höchst interessant, in den Ueberlieferungen der ältesten christlichen Kirche zwei verschiedene Richtungen dem Keim nach angedeutet zu finden, welche in der neueren Geschichte sich massenhaft in dem Gegensatz einer ehelichen, ich möchte sagen realen und objectiven und einer erotischen, idealen und subjectiv-sentimentalen Liebe entfaltet haben. Auf der einen Seite steht nämlich Christus, auf der andern Maria. Christus setzt die Heiligkeit der Ehe fest; auch nur den begehrenden Blick des Auges, die Unreinigkeit des Herzens, die Befleckung des Gemüthes durch den lüsternen aufsteigenden Wunsch erklärt er schon für Ehebruch. Die Ehe soll nach ihm unauflöslich sein, außer wo der Ehebruch ihr Wesen zerstört und die Gatten auf immer einander entfremdet hat. Und doch ist er auch wieder milde. Bei den Griechen, noch mehr aber bei den Germanen war die Strafe des Ehebruchs sehr hart. Christus verzieh der Ehebrecherin auf eine sehr nachsichtige Weise. — Auf der anderen Seite steht nun Maria mit einem doppelten Verhältniß, einem prosaischen und einem poetischen. Das prosaische ist ihre Ehe mit Joseph, das poetische ihre Befruchtung durch den heiligen Geist, wodurch sie in ein Verhältniß zu Gott selbst tritt. Die Dichter haben nur dies letztere aufnehmen können; Joseph wird von ihnen vergessen, und nur in einigen gereimten Legenden vom Leben der Maria kommt er als der sorgliche Hüter des Kindes vor. Maria wird als die von Gott geliebte Jungfrau, als die Königin der Himmel gepriesen. Die Malerei dagegen hat Joseph theils bei seiner Verlobung mit der Maria, theils bei der Geburt des Christkindes im Stall, endlich bei der Flucht der Eltern nach Aegypten, wie sie unterwegs ausruhen, mit der Miene der zwar erstaunt anbetenden, aber doch im Durchschnitt ihr gänzliches Nichtverstehen ausdrückenden Demuth dargestellt, zuweilen sogar mit Zügen eines nicht völlig überwundenen Zweifels, der ihm ein verdrießliches Ansehen gibt. In dem weiteren Verlauf von Christi Geschichte tritt der

treue Pflegevater ganz zurück; am Kreutz des Sterbenden finden wir wohl die von Schmerz zerrissene Mutter, aber nicht ihn. Betrachten wir diese Ueberlieferungen näher, so zeigt sich einmal die absolute Einheit und Heiligkeit der Ehe; sodann aber die Ueberschwänglichkeit des Verhältnisses zu einer Geliebten. Beide Momente sind in Maria vereinigt. Sie ist Gattin eines frommen, unbescholtenen Mannes und zugleich ist sie diejenige, die in bräutlicher Jungfräulichkeit auf Gott sich bezieht. Die katholische Poesie hat sich wohl gehütet, sie als Gattin Gottes des Vaters darzustellen; das wäre prosaisch gewesen; ja es widerspricht überhaupt der Vorstellung von Gott, eine besondere Neigung u. s. f. in ihm zu setzen. Allein sie hat sich nicht gescheuet, geradezu von der Liebe zu singen, mit welcher Maria's Keuschheit, Tugend und Schönheit Gott erfüllt habe; ja, indem Gott der Sohn dem Wesen nach von dem Vater nicht verschieden ist, hat sie auch nicht Anstand genommen, den Sohn in das Verhältniß des Bräutigams zur Mutter zu stellen.*) Erst mit der tiefsten Begründung der Ehe erzeugt sich daher unter den christlich-germanischen Völkern das eigenthümliche Verhältniß zu einer Geliebten. Die nordischen Stämme und der Protestantismus haben dasselbe nicht anerkannt, nicht geduldet; aber die katholische Kirche und die romanischen Stämme haben es in ihr System der Sittlichkeit aufgenommen. In der Provence, in der Mitte zwischen dem eigentlichen Frankreich, zwischen Spanien, Italien und Deutschland, finden wir

*) In der griechischen Mythenwelt, wenn wir uns den Vergleich des Heiligen mit dem Profanen erlauben, finden wir eine in der äußeren Construction ganz analoge Geschichte in der Erzeugung des Herakles. Aber hier ist es die Sinnlichkeit, welche den Zeus zur Alkmene zieht, und wegen dieses Ausgangspunktes wird die ganze Gestaltung komisch. Es wird dem Amphitruo und Sosias durch Zeus und Hermes erst ein Betrug gespielt, und dann die in Verlegenheit gesetzte Frau gerechtfertigt. Von der unendlichen Tiefe der Liebe, wie Heinr. v. Kleist diesen Stoff aufgefaßt hat, sehen wir bei Plautus, der nach griechischem Vorbild arbeitete, noch nichts. Die individuelle und dadurch sentimentale Liebe gehört der modernen Zeit.

im Leben der Troubadours die ersten Spuren desselben; jeder Troubadour hatte eine, im Lauf der Zeit auch wohl mehre Geliebten, welche Gattinnen Anderer waren. Auch Dante gehörte mit seiner wahrsten Liebe nicht seiner Gattin, sondern seiner Beatrice an, und Petrarca's Geliebte war ebenfalls die Frau eines Anderen; alle Glut der Schwärmerei hinderte ihn jedoch nicht, außerdem einen natürlichen Sohn und eine natürliche Tochter zu erzeugen. In Spanien und Italien bildete sich diese Seite in der Galanterie des hausbefreundeten **cavaliere servente** aus. In Frankreich blieb sie frei von der Weitläufigkeit eines strengen Ceremoniels der Etiquette; die Geliebte war die **maîtresse** und dadurch das ganze Verhältniß einer größeren Sittenlosigkeit preisgegeben, als in Spanien und Italien. Wenn wir bei diesen Völkern einer abstracten Trennung der Prosa der Ehe und der Poesie der Liebe begegnen, so haben die Scandinavier, die Engländer, die Deutschen, obwohl auch sie nicht davon frei geblieben sind, im Durchschnitt die Forderung festgehalten, daß das zur Gattin erwählte Weib auch durch allen Wechsel der Ehe, durch die ganze Dauer derselben die Geliebte bleiben soll. Daher bei den Deutschen das Vorwalten des Familienlebens, weil die Gatten durch die stete Erneuung der ursprünglichen Liebe in der Ehe eine Befriedigung finden, die an Innigkeit und Süßigkeit jedes andere Verhältniß übertrifft. Für die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts war diese Glückseligkeit nichts als Philisterhaftigkeit; die höheren Stände ahmten ihren Ton nach, drangen aber nicht durch den Kern der Volkssitte hindurch und sind gegenwärtig zur Achtung der Ehe zurückgekehrt.

Dies möchten die ungefähren Grundzüge sein, die uns leiten müßten, wenn wir die dichterische Gestaltung des Ehebruchs im Zusammenhang mit der Geschichte entwickeln wollten. Allein ein solches Verfahren erheischt eine Ausdehnung, der ich mich hier nicht überlassen kann; es würde uns nämlich in die detaillirte Gesetzgebung der Kirchen und Staaten verstricken. Es sei mir daher erlaubt, nur einige Andeutungen über die Hauptdif-

ferenzen mitzutheilen, welche sich am augenscheinlichsten bei diesem Thema herausstellen. Die Poesie kann so wenig als irgend eine andere Kunst des Häßlichen entbehren. Dies klingt vielleicht paradox, ist es in der That aber nicht. Das Schöne hat seine Bestimmtheit im Maaß. Soll dasselbe nicht blos symmetrisch erscheinen, so ist nothwendig, daß die Gleichheit der Verhältnisse durch das Ungleiche gebrochen werde. Erst dadurch entsteht Harmonie. In unserem Falle sind es die beiden Gatten, die zu einander in symmetrischem Verhältniß stehen. Der Ehebruch ist das Negative dieser positiven Elemente. Aber die Poesie hat uns zu entwickeln, wie das Negative im Positiven sich aufhebt. Je stabiler das Element ist, in welchem die Kunst darstellt, um so mehr bleibt sie in der reinen Consonanz harmonischer Formationen, wie die Architectur und Sculptur, stehen. Je flüssiger, beweglicher aber das Medium ihrer Verwirklichung wird, um so mehr verschwindet die ruhige Größe, die heitere Einfachheit. Die Unterschiede der dargestellten Objecte vermannigfaltigen sich; die Leidenschaft wird wach; Lust und Schmerz machen sich frei, selbst das Böse tritt heraus. Die Malerei bietet uns die vollendete Erscheinung des Lebens; wie sie im seelenvollen Blick des Auges, der der Sculptur noch fehlt, die Pforte des Innern eröffnet, so strömt die Musik nur die Innerlichkeit der Empfindung in den Wogen der Töne aus. Die Poesie aber umschließt das äußere und innere Leben mit gleicher Macht in allen Nüancen; wo keine andere Kunst hinreicht, wo auch die Musik nur anzudeuten vermag, da ist sie die volle Offenbarung. Sie spricht aus, was den Geist in seinen Tiefen bewegt. Sie kann daher die Wildheit der Leidenschaft, die Verhärtung des Bösen nicht von sich ausschließen. Aber es kommt darauf an, daß sie das Verwerfliche, das moralisch Verabscheuungswürdige als das hinstelle, was es ist. Das Gute für sich allein ist nicht poetisch; im Gegentheil es wird langweilig. Das Böse für sich allein ist auch nicht poetisch. Es ist widrig, seine Anschauung wird quälerisch. Jedoch der Kampf des Guten mit dem Bösen ist poetisch; da

nun das Böse lediglich als Verneinung des Guten Existenz hat, so ist es bei dem Kampf im Nachtheil; es ist machtlos gegen das Gute, es findet seinen Untergang an demselben und durch dasselbe. Des Teufels können die Dichter also nicht entbehren; es fragt sich nur, ob sie ihn an den Stufen des göttlichen Thrones der Liebe und Macht erscheinen lassen, wie Goethe und jeder ächte Poet, oder ob sie, wozu einige neuere Franzosen nicht übel Lust zu haben scheinen, ihn auf den Thron setzen, Gott aber sammt den Schaaren der Engel aus dem Himmel exiliren. Vom Princip der Sittlichkeit aus angesehen, ist der Ehebruch schlechterdings häßlich. Der Antheil, den die Poesie an ihm nimmt, muß sich auf der Idee der Ehe selbst begründen. Ohne den Ehebruch kann die Ehe nicht lebendig entwickelt werden. Die treuen Gatten, wie Philemon und Baucis, haben auch wenn sie sich in den Pfarrer von Grünau und dessen kochkunsterfahrene Ehefrau verwandeln, nur in einer Idylle Raum. Die Treue einer Penelope wird nur dadurch so reizend, daß sie selbst von Freiern umschwärmt, und ihr Mann von schönlockiger Kalypso und Kirke eine Zeitlang gefesselt wird. Die Poesie bedarf des Negativen. In der Darstellung des Ehebruchs muß sie uns also die Wahrheit der Ehe selbst darlegen. Oder vielmehr, jene Darstellung ist ohne die Idee eigentlich unmöglich, denn eine Dichtung, welche uns in vollem Ernst den Ehebruch als vernünftig vorführen wollte, würden wir mit Ekel von uns weisen. Zwar fehlt es nicht an solchen Producten in der Literatur, namentlich aus der Zeit, wo der jüngere Crébillon seine libidinösen Romane schrieb, allein als Poesie können solche Gemälde trotz ihres Glanzes der Phantasie, trotz ihrer schimmernden Diction nicht anerkannt werden. Sie sind schmutzigen Träumen vergleichbar; man hat sie geträumt, das ist wahr; hätte man aber die Besonnenheit des freien, wachen Lebens gehabt, so würde man sie nicht geträumt haben. Man sucht schnell darüber fortzukommen, man spricht nicht davon: so sucht auch ein Volksbewußtsein solche Erinnerungen zu verkürzen und als Verirrungen, deren es sich schämt, zu vergessen.

Die Familie ist der Boden des sittlichen Geistes, der Schooß seines unmittelbaren Daseins, weshalb jede Verletzung des Familienlebens ohne Weiteres die tiefsten geistigen Interessen aufregt. Da nun alle Kunst dahin streben muß, im kleinsten äußeren Umfang die höchste Kraft und Fülle zu entwickeln, in geringen Räumen die ganze Welt zu concentriren, so ist die Familie mit den mannigfaltigen Unterschieden ihrer so einfachen und doch so gediegenen Verhältnisse unzweifelhaft ein sehr naheliegender und günstiger Stoff. Daß die Ehe die vollkommenste Darstellung des Geschlechtes, daß sie als Ergänzung des männlichen und weiblichen Charakters die schönste, daß sie sowohl im Verhältniß der Gatten zu einander, als im Verhältniß derselben zu den Kindern die heiligste Sittlichkeit, endlich, daß sie durch Innigkeit und Zartheit des Gefühls der wahre Heerd gemüthlichen Daseins ist, diese Begriffe muß ich voraussetzen. Der Ehebruch zerrüttet alle diese Schönheit, Heiligkeit, Gemüthlichkeit. Denn indem die Ehe Mann und Weib als eine ungetrennte, wenn gleich in sich unterschiedene Einheit setzt, führt der Ehebruch eine dritte Persönlichkeit hinzu, welche das Abgerundete, fest in sich Abgeschlossene der Ehe stört und so ihre reizende Gestalt aufhebt, die offenbar nur darin liegt, daß innerhalb der Ehe mit und an dem Manne das Weib, mit und an dem Weibe der Mann erscheint. Wird so der erfreuliche Anblick einer harmonischen Einheit verkümmert, so wird die Heiligkeit des ehelichen Bundes nicht minder gekränkt, denn nur so lange besteht dieser, als der Mann seinem Weibe, die Frau ihrem Manne ausschließend ergeben ist. Wird daher diese Grenze mißachtet, wird diese Nothwendigkeit verletzt, so ist mit einer solchen Befleckung auch die heilige Weihe der Ehe auf immer dahin. Und diese Verletzung zieht schließlich eine Zertrümmerung aller heiteren wohlthuenden Gemüthlichkeit nach sich, weil sich der ehebrecherische Gatte, um doch den Schein der Liebe zu erhalten, zur Heuchelei gezwungen sieht. Die ächte Einheit ist verschwunden. Das natürliche Zuvorkommen des herzlichen Vertrauens verwandelt sich in gesuchte Schmeichelei, um den

eingelullten, getäuschten Gatten desto sicherer zu betrügen; die stille, ungezwungene Achtung verkehrt sich in ein conventionelles Betragen, dem Gatten Alles zu gewähren, was er nach Recht und Pflicht verlangen kann; genug, alle Künste eines bösen Gewissens, das sich nicht verrathen will und daher um Legitimität eifrigst bemüht ist, werden rege.

Die Versuchung zum Ehebruch liegt für beide Gatten vornehmlich darin, daß er alles Süße, was das Werden eines Liebesbündnisses begleitet, alles Fürchten und Hoffen, alles Entbehren und Genießen desselben von Neuem darbietet, und zwar, durch die nothwendige Verschwiegenheit des Verhältnisses, in erhöhetem Maaße. Der Mann durchlebt wieder die Spannung des leidenschaftlichen Jünglings. Das Weib hat den Genuß, zu empfinden, daß, obwohl sie dem Recht nach einem Einzigen zugehört, und dies Verhältniß in dieser Beziehung jeden anderen Mann von ihr abschneidet, jeden in ehrerbietiger Ferne hält, obwohl sie als ausschließend von ihrem Gatten geliebt betrachtet werden soll, dennoch ein Anderer sie mit sehnsüchtigem Verlangen verfolgt. Eine solche Liebschaft hat zu ihrem Hintergrunde nicht die Ehe, wie die öffentliche Bewerbung. Sie ist vielmehr von dem geistigen Kitzel erfüllt, daß dem schändlichen Verhältniß ein sittliches geopfert wird. Die Buhlerin siegt über eine Gattin, wenn die Verführung von ihr ausgeht, der Buhler über einen Gemahl. Die satanische Eitelkeit, heilige Bande zerrissen zu haben und sich als die unwiderstehliche Macht zu wissen, welche dies vermochte, ist gerade das Verlockende; eben so die falsche Lust, welche aller Betrug, alle Heimlichkeit dem Menschen gewährt. Man freut sich nicht blos, geliebt zu werden, sondern auch einem Anderen diese Liebe entzogen zu wissen; man hat nicht bloß den Genuß einer schlichten Ergebung des Geliebten, sondern weiß auch, daß dieselbe Entsagung eines anderen Verhältnisses in sich schließt. Diese Versunkenheit in die gemeinste Eitelkeit ist es, wodurch viele Romane der neueren Zeit so widerlich werden, weil ihre Verfasser und Verfasserinnen ihre Triumphe als die interessantesten Si-

tuationen malen, als etwas Neidwerthes, und von der grenzenlosen Verworfenheit solcher Zustände gar keine Ahnung zu haben scheinen.

Da nun in der Ehe die zarteste Verschmelzung des Geistigen und Sinnlichen stattfindet, so ergiebt sich aus der Einheit dieser Elemente, daß der Ehebruch entweder die geistige oder die sinnliche Seite hervorkehrt. In diesem Unterschied wurzelt der des Ehebruchs überhaupt; er ist, wo die Macht der Sittlichkeit über ihn hingreift, tragisch, wo hingegen die Sinnlichkeit ihr Spiel treibt, komisch.

Der tragische Ehebruch ist aber, wie der komische, in sich höchst mannigfaltig. Im Allgemeinen dürften sich in ihm folgende Fälle unterscheiden lassen: 1) der directe Ehebruch, wo die That ohne Zweifel, ohne Zaudern erfolgt; 2) der Kampf des von der Sittlichkeit gehaltenen Gemüthes mit dem Reiz des Verbrechens; 3) die Steigerung des Verhältnisses durch die Nothwendigkeit, ihm nicht blos die Sittlichkeit überhaupt zu opfern, sondern selbst zur Gemeinschaft mit dem Unnatürlichen sich entschließen zu müssen.

Der erste Fall ist der einfachste und daher auch der früheste; die Leidenschaft abstrahirt von allen Folgen; sie läßt sich ohne Skepsis ein. Die Poesie kann sich dies Verhältniß, insofern es ernster Natur ist, nur durch eine anderweite Berechtigung aneignen. Der Raub der Helena durch Paris hat zwar einen ernsten, allein noch keinen wirklich tragischen Charakter, denn er ist nicht unmittelbar durch Paris oder Helena beabsichtigt, er ist durch den Streit der Göttinnen motivirt; es ist nicht blos menschliche Willkür, welche diesen Ehebruch veranlaßt, es ist Aphrodite im Kampf mit Here und Athene, welche den schönen Hirten zum schönsten Weibe führt. Unleugbar würde es prosaisch gewesen sein, hätte Aphrodite dem Paris ein schönes Mädchen zugeführt; indem aber das Schönste bereits im Besitz eines Anderen sich findet, kann es nicht mit sinnlicher Ruhe genossen werden, sondern schon das erste Ergreifen desselben ist mühevoll. — Ein anderer ächt tragischer Fall ist das Geschick

des Agamemnon. Menelaos erbeutet sich die Gattin wieder. Agamemnon kehrt zurück; Klytämneſtra hat sich dem Aegiſtheus gesellt; sie ermordet den Agamemnon. Kaſſandra iſt es bei Aeſchylus, welche die Unſeligkeit des Hauſes im Innerſten empfindet. In den Homeriſchen Geſängen findet sich in Bezug auf Helena, Menelaos und Paris keine finſterdrohende Aeußerung. Nur Verdruß, Unmuth, Gram wird zuweilen in der Ilias laut. Kaſſandra dagegen beſchwört in ihrem Seherwahnſinn alle Schrecken herauf, welche die Zerrüttung in der Familie des Agamemnon umſchweben. Klytämneſtra iſt über ihre That, die ſie frohlockend im Detail ſelbſt erzählt, ganz ruhig. Als der Chor ihr zuruft:

Flieh' aus der Stadt verbannt,
Haß und Greuel den Bürgern!

entgegnet ſie:

Du nun erkenneſt ferne Stadtverbannung mir,
Und Bürgerhaß zu tragen und den Fluch des Volks,
Dagegen gar nichts dieſem Mann anſchuldigend,
Der ſonder Anſtand, gleich als würd' ein Lamm erwürgt,
Da reichlich Wollvieh durch die Au'n herwimmelte,
Geopfert ſeine Tochter, mir die theuerſte Frucht
Der Wehen, zur Hemmung raſcher Stürm' aus Thrakia.
Nicht den vom Land hier wegzubannen ziemte dir,
Zum Lohn des Greuels? aber hörſt du meine That,
Gleich biſt ein ſtrenger Richter du? Dir ſag' ich denn
Auf ſolche Drohung, daß ich vorbereitet bin,
Du ſollſt, wenn gleich ſo deine Hand obſiegt, von mir
Herr ſein; doch wenn das Gegentheil vollführt ein Gott,
Traun, ſpät gewitzigt lerneſt du Beſonnenheit.

Wie hier die Mutter es iſt, welche im Bewußtſein, die Tochter am Vater zu rächen, den Mord deſſelben als Pflicht betrachtet und ihr Verhältniß zum Aegiſtheus durch die Impietät Agamemnons gerechtfertigt ſieht, ſo hat die neuere Poeſie an der Geſchichte der Longobardenkönigin Roſamunde einen Stoff empfangen, wo die Tochter den Mord des Vaters an ſeinem Mörder, ihrem Gatten rächt. Um einen Mörder deſſelben

zu finden, nimmt sie ihre Zuflucht mit kältester Berechnung des Hasses zu einem künstlich herbeigeführten Ehebruch; sie schiebt sich dem Liebhaber ihrer Kammerfrau, dem Peredeo, unter und weiß ihn so mittelst der Furcht der Anklage zum Morde Alboin's zu bewegen. Schon im funfzehnten Jahrh. versuchte ein italienischer Dichter, Rucellai, diesen Gegenstand in einem Trauerspiel zu behandeln. Bei uns ist dies mehrfach geschehen, zuletzt von Fouqué und Uechtritz. Endlich hat auch Gruppe eine epische Formation des Stoffes versucht. Aber keine dieser Behandlungen hat Glück gemacht; der Grund möchte am Ende weniger in den Dichtern, als darin liegen, daß Rosamunde noch einem zweiten Verrath sich überläßt, indem sie den Peredeo wiederum ihrer Neigung zum Exarchen von Ravenna durch Gift aufzuopfern versucht, eine Gemeinheit, wodurch die Anlage zu tragischer Größe, welche sie als eine durch barbarischen Uebermuth des Gatten gereizte Tochter unstreitig besitzt, sehr beeinträchtigt wird.

Reicher gestaltet sich der Ehebruch, wo das Bewußtsein seiner Unsittlichkeit in den Ehebrechern eine Entzweiung des Gemüths hervorruft. Die reinste tragische Entfaltung findet in diesem Falle da Statt, wo der Ehebruch selbst als That an sich gar nicht existirt, wo aber nichtsdestoweniger von dem Verdacht des Ehebruchs aus so gehandelt wird, als sei er wirklich vollbracht. Denn unter dieser Voraussetzung sind beide Gatten unschuldig und erwecken deshalb unsere reinste, ungehemmteste Theilnahme. So ist es z. B. in den Nibelungen, wie die deutsche Poesie dieselben entwickelt. Sigfrid hat die Ehe nicht mit Brunehild gebrochen, aber durch einen unglückseligen Zufall ist allerdings der hinreichendste Grund zu solchem Verdacht vorhanden. So ist es in Shakespeare's Othello, wo die keuscheste und treueste Frau dem Gatten eines elenden Schnupftuchs halber als unrein, als verrätherisch erscheinen muß. So ist es in Cymbelin; am einseitigsten und grausamsten aber in dem Calderonschen Stück, der Arzt seiner Ehre. — In diesen Dichtungen ist der Ehebruch selbst gar nicht angestrebt. Aber wir

finden auch eine Reihe, wo es in der That auf ihn angelegt ist, wo es aber, sei es durch die Keuschheit des Mannes, sei es durch die der Frau, nicht dazu kommt. Bei diesen Poesieen liegt das Tragische nicht in der Intention des Ehebruchs, in der Anstrengung, ihn herbeizuführen, sondern erst in der Verwandlung der nicht befriedigten, nicht erwiederten Liebe in Haß. Die älteste Geschichte dieser Art ist die alttestamentische von Joseph. Die mohamedanische Dichtkunst hat dieselbe weitläufig und oftmals ausgeführt, weil die zwölfte Sure des Koran ihre vollständige Erzählung gibt. Der Frau des Potiphar ist auch ein Name gegeben, Suleicha. Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, die verschiedenen Schattirungen zu analysiren, welche die Phantasie der orientalischen Dichter in den Künsten, womit Suleicha den schönen Jussuf zu verführen sucht, darbietet. Als er ihrer Begierde widersteht, klagt sie ihn selbst des Conats des Ehebruchs an. Das Tragische ist hier besonders in dem qualvollen Kampf enthalten, den Suleicha, hingerissen von ihrer Wuth, mit sich selbst streitet, den geliebtesten Mann der Härte des Gefängnisses preisgegeben zu haben. Die persischen Dichter haben deshalb für die Schönheit Suleicha's so sehr Partei genommen, daß sie, nicht ungeschickt, eine endliche Versöhnung und Vermählung derselben mit Jussuf herbeizuführen wissen, die sogar als ein Rathschluß des Himmels dargestellt wird. Im Mittelalter liegt die nämliche Geschichte der Erzählung zu Grunde, welche die einzelnen Novellen der **Gesta Romanorum** umschließt und im Deutschen als das Volksbuch von den sieben weisen Meistern bekannt ist. Wie hier der Mann ein Gegenstand der Begierde des Weibes ist, so haben wir auch zwei Volksbücher, in denen umgekehrt das Weib durch den Mann dem Elende aufgeopfert wird, weil es seiner verbrecherischen Neigung nicht entgegenkommt. So sehen wir durch Biren's Anschwärzung im Octavianus die Kaiserin Felicitas verstoßen, aber, wie in Shakespeare's Wintermährchen, am Ende wieder zu Ehren gebracht. So sehen wir in der Genoveva die Pfalzgräfin durch Golo's Tücke in die Waldeinöde verbannt. Der

letztere Stoff, der ursprünglich durch einen französischen Jesuiten in die Literatur eingeführt ward, hat durch zwei deutsche Dichter, durch Maler Müller und Tieck, seine höchste Blüthe erreicht. Die Zerrissenheit Golo's in Liebe und Haß gehört zu dem Herrlichsten, was Tieck hervorgebracht hat. — Hier sehen wir auch noch den Verdacht des Ehebruchs; aber er ist dadurch hervorgerufen, daß von der einen Seite her der Ehebruch wirkliche Absicht war. Kommt es endlich von beiden Seiten zur Einwilligung in den Ehebruch, so ist damit der Gipfel der Entzweiung erstiegen. Hier hat die Poesie nur die doppelte Wahl: entweder sie läßt sich die Liebenden im Schmachten nach einander verzehren, weil die Scheu der Sittlichkeit die Obmacht behält, oder die Liebenden sündigen wirklich und gehen in schnellem Sturze unter. Das Erstere ist in allen Romanen der Fall, welche eine ähnliche Grundlage wie Goethe's Werther haben; in der gelungensten Nachbildung desselben, die wir besitzen, in Bulwers Falkland, ist mehr das Weib, bei Goethe mehr der Mann geschildert. Der Mittelpunkt dieses Kampfes ist in Goethe's Wahlverwandtschaften enthalten. Was im Werther eine einfache Leidenschaft ist, erscheint hier verdoppelt; was dort nur den Einzelnen betrifft, umfaßt hier eine Familie; was dort als ein Band des Gemüthes mit der Natur in unmittelbarer Frische hervorströmt, ist hier durch eine sehr geübte Reflexion und die mannigfachsten geselligen Verhältnisse zur Melancholie des Nachdenkens gesteigert; Lotte ist ein unbefangenes Naturkind; Ottilie ist ein engelhaftes Wesen, das aber — ein Tagebuch führt. Durch die Klarheit des Selbstbewußtseins wird hier Alles geschärft, aber auch wieder bis zum Elegischen gemildert. Wir unterscheiden in dem Roman zwei Extreme, die ernstgemeinte Ehe zwischen Charlotte und Eduard, den liederlichen Ehebruch der Baronesse im französisch frivolen Ton der höheren Stände. Hier ist gar nicht der Wille der Ehe; dort ist er wohl, aber in den Personen fehlt die Bedingung seiner völligen Realisirung. So bewegt sich Alles im Unmöglichen; jeder Rettungsversuch birgt seine Vernichtung in sich selbst. Ich gestehe, daß ich Alles, was

den harmlosen Geist einer Ehe unter der unschuldigsten Außenseite vergiften, bis zur Unnatur verderben kann, in diesem Roman zusammengedrängt sehe. Wohl weiß ich, daß gerade die Wahlverwandtschaften für das Maximum Goethe'scher Unsittlichkeit gelten. Ein solches Urtheil ist aber nur ein Beweis des gedankenlosen Absprechens, worin unsere Kritik so verloren ist, daß die Objecte, über welche sie urtheilt, ihr nur nebelhaft vor Augen schweben. Ich brauche mich hier auf eine weitläufige Rechtfertigung des Romans nicht einzulassen, da wir Alle hoffentlich von der tiefen Lebensweisheit desselben, von der darin dargelegten wundervollen Offenbarung eines selbstgeschaffenen Fatalismus überzeugt sind, und ich frage daher nur, ob nicht solche Verhältnisse, wie darin geschildert sind, existiren, ob nicht durchweg das Bewußtsein sich zeigt, daß die Ehe „als der Anfang und Gipfel aller Cultur" aufrecht erhalten werden müsse, ob nicht Eduard wie Ottilie, der Hauptmann wie Charlotte in unaufhörlichem Kampf mit ihrer Neigung begriffen sind, endlich ob es für eine unentschlossen schwankende Sittlichkeit eine härtere Gerechtigkeit geben kann, als nach unzähligen halben Anstrengungen elend hinzusiechen, weil die verderbende Schwäche nicht von vorn herein mit Entschiedenheit bekämpft wurde? Ist wohl von allen diesen Widersprüchen etwas durch den Dichter verborgen, hat er uns nicht gerade den bodenlosen Abgrund der Sophistik eröffnet, mit welcher eine gern empfundene Leidenschaft Verstand und Willen bis zur kränklichsten Schwäche, ja bis zur Unnatur verbildet? Ist einmal von Didaktik die Rede, so wüßte ich in der That so leicht kein Buch, das uns mehr aufreizen könnte, in Hinsicht auf die unendliche Bedeutung der Ehe alle Besonnenheit aufzubieten, um weder uns selbst noch Andere durch süße schmeichlerische Nachgiebigkeit und zu späten Kampf gegen so bald, so oft und leicht gefundene Wahlverwandtschaften ein reines Glück zu zerstören, als eben diesen Roman. In solchen Verhältnissen, wie im Werther und in den Wahlverwandtschaften, bedürfte es nur der Auflösung der Ehe; aber sie eben wird vermieden, weil mit ihr ein Geständniß von

der Halbheit derselben abgelegt würde. Wo nun die Liebenden aus der Gesinnung für einander zur That des Ehebruchs übergehen, da bleibt für das Gewissen gar kein Ausweg der Sophistik mehr übrig. Die Poesie kann jedoch nur dann ein solches Verhältniß darstellen, wenn sie den Willen als mit sich selbst kämpfend entwickelt; er will das Eine nicht lassen und das Andere auch nicht; seine innere Entzweiung muß ihn also verzehren. In aller Schroffheit hat die Kunst diese Marter in jenem Trauerspiel, das leidende Weib, welches dem unglücklichen Lenz zugeschrieben wird, uns vor Augen gebracht. Hier sehen wir eine Frau in den angenehmsten geselligen Verbindungen; ihr Mann ist ein geachteter, ausgezeichneter Staatsdiener; ihre Kinder sind allerliebste Wesen; sie selbst die allgemein verehrte, überall triumphirende Liebenswürdigkeit. Allein zufällig wird der Herr von Brand, ihr Jugendgeliebter, ihr wieder nahe gebracht. Die alte, lang verdeckte, wie es schien, bereits vergessene Leidenschaft lodert von Neuem mit der rasendsten Heftigkeit auf, und sie erliegt der Versuchung. Die gräßlichste Pein über ihr Verbrechen foltert sie und ihren Geliebten, denn Beide sind von wahrhaft zärtlicher Achtung gegen den hintergangenen Ehemann durchdrungen. Es ist natürlich, daß nur ihr Tod einem so zerrissenen Zustande ein wünschenswerthes Ende bereiten kann. — Der Untergang der Liebenden, sei es, daß der Schmerz der unerquickten Sehnsucht ihnen das Mark aussaugt, sei es, daß die Qual des Gewissens sie vernichtet, ist von der Poesie als das gewöhnliche Resultat festgehalten. Aber die deutsche Poesie besitzt auch ein Werk, in welchem die Unsittlichkeit des Ehebruchs sich in Sittlichkeit auflöst. Diese merkwürdige Composition hält sich am Dogma der katholischen Kirche von der Untrennbarkeit der Ehe. Ich meine hier der Gräfin Dolores Reichthum, Armuth, Schuld und Buße von Arnim. Die reizende junge Frau wird von einem Wüstling planmäßig verführt; im Traum sprechend enthüllt sie ihrem Gatten das entsetzliche Geheimniß ihres zermalmten Gewissens. Karl will sich erschießen oder besser, von ihr, gleichsam durch einen Zufall

sich erschießen lassen. Es schlägt fehl. Ihn in seiner Genesung pflegend, von dem Bewußtsein ihrer Schuld zu Boden gedrückt, eröffnet sie endlich ihr Inneres in einer erschütternden Beichte. Nun hat Arnim meisterhaft die allmählige Erstarkung der Geknickten zur Sittlichkeit zu entwickeln gewußt. Die Erinnerung an die Schuld wird die Basis der reinsten Demuth und Hingebung. Sie lernt ihren Gatten nun erst wahrhaft kennen, nachdem ihr Gemüth in der Schule der Sünde und Reue zur Besinnung geführt und von der Oberfläche des Vergnügens und der Gefallsucht zur Tiefe des Lebens gewendet ist. Sie wird, nachdem der Schmerz sie gereinigt, und seines Umgangs wieder würdig gemacht hat, das liebevollste Weib und die aufopferndste, aufmerksamste Mutter einer reichen Kinderschaar.

Wir haben bis jetzt zuerst den Ehebruch betrachtet, wie er ohne Reue als ein berechtigter, zweitens wie er als der unberechtigte im Kampf des Gemüthes erscheint. Hierin zeigte sich uns eine Steigerung. Einmal war der grundlose Verdacht des Ehebruchs vorhanden; sodann derselbe Verdacht, aber hervorgegangen aus der einseitigen Beabsichtigung des Verbrechens; endlich die Zusammenstimmung der Liebenden zum Ehebruch mit dem Unterschied, daß sie ihn nicht wagten und somit innerlich erkrankten oder, daß es wirklich dazu kam und sie nun theils dem nothwendigen Untergang erlagen, theils zur Höhe ächter Sittlichkeit mittels der Buße sich erhoben. Ungleich tragischer wird der Kampf, wenn der Ehebruch nicht bloß die Verletzung der Ehe überhaupt, sondern mit dieser zugleich eine Verletzung der Familienpietät in sich begreift. Ueber die Ehe würden die Liebenden sich vielleicht hinwegsetzen, diesen Bund würden sie im Drang ihrer Leidenschaft vielleicht mit Füßen treten; allein die Pietät drängt sich wie eine Mauer zwischen die tobendsten Wünsche und deren Realisirung. Denn das Unnatürliche müßte gethan werden, und zu ihm sich zu entschließen, bedarf es viel für den Menschen. Schon die Pietät gegen einen Herrn zu überspringen, ist eine harte Zumuthung, wie das Mittelalter im Ehebruch des Lancelot mit der Genievra,

Goethe im Götz von Berlichingen im Verhältniß des Franz zur Adelheit und zu Weislingen dies Sujet behandelt haben. Auch die Pietät gegen die Liebe und ihre Eide ist eine schwierige Collision, wie Goethe's Stella sie uns vorführt, wo Ferdinand als die Mitte einer früheren und späteren Verbindung nur im Tode eine Erlösung findet. Allein weder im Ehebruch mit einer Herrin, auch wenn sie die Königin ist, noch in der Doppelehe, wo an der Heiligkeit des Eides gefrevelt wird, ist die gräßliche Empfindung enthalten, welche die Verwüstung der Familienpietät erregt. Die Poesie darf hier nur dann den Ehebruch darstellen, wenn er das Aeußerste des Unnatürlichen vermeidet. Denn das absolut Unnatürliche ist der poetischen Form unfähig. In Goethe's Geschwistern kann man erbangen, aber die düstere Ahnung der möglichen Blutschande lös't sich in dem Ende auf, wodurch die Neigung der Liebenden völlig gerechtfertigt wird. Wer aber wollte es unternehmen, die Geschichte der Beatrice Condi poetisch auszumalen — oder die Verbindung Nero's mit seiner Mutter? Freilich hat ein deutscher Dichter, v. Lohenstein, den Versuch gemacht, das letztere Verhältniß in seiner Agrippina dramatisch zu gestalten; aber wir wissen auch, bis zu welchem Grad der Unnatur die ganze zweite schlesische Schule sich verirrte, so daß es ein Leichtes sein würde, aus ihren Werken eine Menge von Ehebruchsgeschichten aufzuführen, welche sämmtlich dem angegebenen Kanon entgegen sind. In der berühmten Agrippina ist der dritte Act, wo die Mutter den gegen sie spröden Sohn zum Beischlaf zu bestimmen sucht, das Scheußlichste, was man lesen kann. Es ist daher nothwendig, daß das Verhältniß der Eltern und Kinder nicht das directe sei. In der Poesie des Mittelalters erinnere ich mich gar keiner Erzählung, worin dieser Kreis der Pietät berührt würde. Die umfangreichste seiner Ehebruchsgeschichten ist der Roman von Tristan und Isalde. Marke, Isalde's Gatte, ist Tristan's Herr und Oheim; aber Isalde liebte den Tristan, bevor sie Marke erblickt hatte, und überdies wird die ganze Liebe durch die Magie eines Zaubertrankes ebenso entschuldigt, wie etwa Helena's Entführung durch

den ihr voraufgegangenen Streit der Göttinnen. *) Das Hauptverhältniß, das wir in der Poesie antreffen, ist deshalb die Ehe, in welcher eine jugendliche Stiefmutter mit einem jugendlichen Stiefsohn zusammentrifft. Hier ist eine Verzeihung möglich, da offenbar die Jugend ein gewisses Anrecht auf einander gibt, und die Ehe des Vaters Sohn und Gattin in ein entschiedenes Mißverhältniß zu einander setzt. Schon Sophokles hat die Geschichte der Phädra behandelt. Auch Euripides, auch Racine, dessen Bearbeitung des Stoffs durch Schiller ein Eigenthum auch unserer Bühne geworden ist. In der antiken Auffassung ist es freilich wieder Aphrodite, welche die Verschmähung ihres Cultus an dem Jäger Hippolyt rächen will, die eine so glühende Leidenschaft der Mutter zu ihm entzündet; als sie unerwiedert bleibt, sinkt Phädra zu der Gemeinheit herab, beim Theseus den Sohn des Conates zum Ehebruch anzuklagen, gerade wie Suleicha dem Joseph that. Umgekehrt ist es in Schillers Don Carlos der Sohn, welcher die Stiefmutter liebt, allein durch ihre hohe Sittlichkeit von dem Verbrechen fern gehalten wird. Eine der schönsten Erzählungen des Lord Byron, die besonders durch die reinste Simplicität des Tones ausgezeichnet ist, schildert uns den Ehebruch der Gattin des Grafen Nicolaus von Este mit seinem natürlichen Sohn. Der Vater entdeckt die verbrecherische Liebe; den Sohn läßt er enthaupten, Parisina muß den Schleier nehmen. Die wahre Poesie wird sich in solchen Verwicklungen mit der ächten Sittlichkeit niemals in Widerspruch zeigen. —

Die komische Gestaltung des Ehebruchs darf dagegen auf die sittliche Natur der Ehe nur obenhin reflectiren; sie muß vom Geschlechtstriebe als solchem, von der Sinnlichkeit ausgehen. Nur unter dieser Bedingung wird der Ehebruch für die Poesie lächerlich. Oder vielmehr, er an sich, als Handlung der Sittlichkeit genommen, ist nicht lächerlich, wohl aber die Form, wie

*) Ich enthalte mich hier genauerer Details, weil ich schon in meiner „Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters“ (Halle, 1830) ausführlicher davon gehandelt habe.

er erscheint. Durch sie ist es der Poesie möglich geworden, sogar den Ehebruch als gewaltsamen, als Nothzucht darzustellen. Dies ist im Reinicke Fuchs geschehen. Bereits in der lateinischen Abfassung dieses Stoffs ist dieser Zug enthalten; die spätere Metamorphose desselben hat das Komische noch dadurch erhöhet, daß sie Isegrim selbst zum Zuschauer der Schändung seines Weibes macht, wie er in der Goethe'schen Behandlung im Anfang des eisten Gesanges es in eigener Person berichtet.

Als gemeine Thatsache aufgefaßt, ist in der Welt gewiß nichts häufiger als Ehebruch aus dem einzigen Beweggrunde, die sinnliche Lust zu büßen, ohne sich außerdem noch mit dem tieferen Gefühl leidenschaftlicher, durch die Ehe eines Anderen gehemmter Liebe zu vermischen. Man könnte deswegen sagen, daß bei der komischen Behandlung des Ehebruchs die Ehe gar nicht als wirklich existirend gedacht, sondern nur als ein Hinderniß vorausgesetzt werde, das durch Verstand und Gewandtheit, durch pfiffige Lüge und kluge Verstellung aus dem Wege geschafft werden muß. Und selbst hierbei macht die Poesie noch die Bedingung, daß von Seiten derer, welche die Ehe brechen, Neigung zu einander, mindestens eine joviale, gemüthvolle Sinnlichkeit Statt finde. Denn sonst würde ein bloßer Betrug, ein, wenn auch noch so listig ausgeführtes Verbrechen, wie es der Ehebruch doch immer bleibt, uns auf jeden Fall abstoßen, weil wir uns für die handelnden Personen zu wenig interessiren würden. Allerdings kommt der ganz gemeine und gemüthlose Ehebruch in der Poesie ebenfalls vor, allein nur in der Satyre, welche die totale Zerstörung einer volksthümlichen Sittlichkeit schildert, wie bei Juvenal und Persius und Rabelais. Die erste Erscheinung einer solchen Entsittlichung, die Gegenstand der Kunst ward, finden wir in Griechenland, als die Tragödie die Reinheit der sittlichen Principien mit anderen Motiven zu vermischen anfing. Es war die Zeit, wo Ehebruch das Familienleben zu verwüsten, wo gebildete Hetären gerade die geistreichsten Männer durch die anmuthigste Kunst des Umganges zu fesseln, und die unnatürliche Rohheit der Päderastie alle Stände zu durchschleichen

begann. Aristophanes, der Verfechter heiliger, altmarathonischer Sitte, hat bekanntlich diesen Wendepunkt der Tragödie im Euripides in den Thesmophorien scharf durchgezogen und gezeigt, wie das, was als tragisch gelten soll, dem Inhalt nach komisch ist. Vorzüglich bitter äußert er sich wegen der Phädra. Mnesilochos selbst erzählt hier alle Ränke der Weiber, wie sie, der schnödesten Lust sich preisgebend, auch Hausknechte und Maulthiertreiber nicht verschmäheten und an listigen Verhüllungsmitteln ihrer Schändlichkeit unerschöpflich waren, Knoblauch zerkäueten, bleich auszusehen, unter dem Vorwand des Bauchgrimmens vom Lager des Gatten zum Liebhaber sich fortstahlen u. dgl. m. Soll aber der Ehebruch mehr als ein vorübergehendes Moment in einer Dichtung ausmachen, soll er in einer abgeschlossenen Handlung als Centrum derselben sich entfalten, so treten die obigen Bedingungen ein.

Für diese Komödie ist nun die Grundsituation die, daß der Ehemann ein alter Herr oder ein dummer Tropf, die Frau aber ein junges, feuriges, schlaues Weibchen sei. Der andere Fall, daß das Weib alt, der Mann aber jung sei, kommt in der Poesie fast gar nicht vor, denn ein altes wollüstiges Weib ist eine total häßliche Erscheinung. Aristophanes hat in der Ekklesiazusen die absolute Scheuseligkeit der entfesselten Begierde alter Weiber an den Pranger gestellt; jedoch nur in der attischen Komödie dürfte ein solcher Sanscülottismus des Fleisches möglich sein. Der Mann ist von Hause aus selbstständiger und bleibt auch physisch länger kräftig, weshalb die Leidenschaft der Liebe ihn auch im Alter noch kleiden kann. Das Lächerliche liegt nur in dem Mißverhältniß der Form; die Würde des Greises contrastirt zu scharf mit der spielenden Anmuth und Regsamkeit einer jungen Frau. Die Richter, welche sich an der badenden Susanna vergaffen und sie unerhört des Ehebruchs anklagen, werden dadurch ein Spott. Karl Immermann hat diesen Gegenstand, der der Malerei von jeher eben so willkommen gewesen, als die Verliebung des David in die Bathseba, in seinem Lustspiel, das Auge der Liebe, behandelt.

Bojardo erzählt nach den **Gestis Romanorum** die Geschichte von dem Schloß, in welchem ein alter Geck seine blühende Gattin verbarg, und welche von Platen-Hallermünde in seinem Lustspiel, das Schloß der sieben Thürme, erneuet hat. In Wielands Oberon finden wir eben dies Verhältniß in der reizenden Novelle von Gangolf und Rosette, und auf dem Gipfel im ersten Gesang von Byrons Don Juan, wo Julia den jungen Don Juan verführt, von ihrem Manne überrascht wird, den Liebhaber unter dem Deckbett versteckt hält, und nun gegen den Alten mit einer äußerst moralischen Predigt über die Schändlichkeit seines Verdachts in Gegenwart der umherstöbernden Polizeidiener losfährt, von denen natürlich kein einziger darauf kommt, den Ehebrecher im Bette selbst zu vermuthen.

Bedenken wir, daß der alte Ehemann den Liebhaber mindestens nicht mehr so geläufig zu spielen vermag, als der junge Mann, dem ein solches Betragen natürlich ist, bedenken wir, daß seine schon mit den Jahren gegebene Gesetztheit ihn in den zärtlichsten Momenten unwillkührlich zu einem **stilo caricato** zwingen, und endlich, um nichts zu verschweigen, daß er seiner Frau in physischer Hinsicht ungleich sein wird, so sehen wir bald das Lächerliche eines solchen Contrastes, und nehmen Partei für die junge Frau. Wir bedauern sie, daß sie ihre blühende Jugend bei einem verlebten Alten genußlos hintrauern, daß sie keinen ganz gleichfühlenden Genossen haben, daß sie das Kosen und Tändeln, den ganzen seligen Wahnsinn einer heißen leidenschaftlichen Liebe entbehren soll. Das Höchste ist das töchterliche Gefühl einer dankbaren Verehrung, deren Ernst das Spiel unterdrückt. Stellen wir uns die junge Frau recht lebhaft vor, so werden wir uns halb und halb bereit finden, dem zarten, lieblichen Kinde einigen Trost zu schaffen, um sie das Verdrießliche ihres langweilig-idyllischen Zustandes vergessen zu machen. Kommt noch hinzu, daß der Ehemann, indem er etwa seiner Impotenz und Unliebenswürdigkeit sich bewußt ist, seine theure Hälfte mit grämlicher Eifersucht bewacht, daß er ihr auch unschuldige Vergnügungen

versagt, daß er sie in Bezug auf das Zusammensein und den Umgang mit anderen Männern in einer ewigen Quarantaine hält, so ist keine Frage, daß wir uns ganz auf die Seite der jungen Frau schlagen und sie als die Märtyrin eines unverständigen Argos verehren. Macht nun schon der grundlose Verdacht eines in diesem Verhältniß eifersüchtigen Gecken uns herzliches Vergnügen, so sind wir auch nicht abgeneigt, den wirklichen Ehebruch mit Schadenfreude gegen ihn ausführen zu sehen. In dieser Sphäre hat Cervantes mit seiner Novelle, der eifersüchtige Estremadurer, den Preis errungen.

Wenn die tragische Auffassung des Ehebruchs den Widerspruch der Leidenschaft mit der Heiligkeit der Ehe zeigt, so kann, wie gesagt, die komische Darstellung des Ehebruchs das eheliche Band nur als einen Vertrag, als eine äußerliche Einheit erscheinen lassen. Jede Erinnerung an eine tiefere Verpflichtung, jede Hinweisung auf die der Idee nach absolute Unverletzlichkeit der Ehe würde den Eindruck des Komischen stören. Daher kommt es auch, daß der unnatürliche Ehebruch von der komischen Behandlung schlechthin ausgeschlossen ist. Aus diesem Grunde ist das angegebene Verhältniß das einzige, in welchem wir durch eine gewisse Gerechtigkeit für das Unrecht schadlos gehalten werden, was darin der Ehe als einer eben so sehr sinnlichen wie geistigen Einheit durch das Fehlen des Momentes der Sinnlichkeit gethan wird. Ja, man muß behaupten, daß die Heirath des Alten selbst das wahrhaft Unsittliche ist, was durch diese andere Unsittlichkeit gleichsam corrigirt und wieder in's Gleiche gebracht wird, indem wir unsere Lust daran haben, daß der alte verliebte Thor, seiner Würde vergessend, sinnlichem Genuß ergeben, von der listigen und erfindungsreichen Gattin durch ihre Untreue bestraft wird.

Doch ist auch der Fall denkbar, daß die Frau im Einverständniß mit ihrem Manne handelt. Sie kirrt den Ehebrecher nur, um ihn mit einer tüchtigen Tracht Prügel oder sonst auf andere schmähliche Weise abtrollen zu lassen. Diesen Stoff hat die Poesie dann besonders gern behandelt, wenn der Ehebrecher

ein Pfaffe oder wenigstens ein pfäffisch gesinnter Frömmler ist, wie der Molièrische Tartüffe. Ja, wie die tragische Poesie uns eine Ueberwindung des Ehebruchs, einen Uebergang vom Unsittlichen zum Sittlichen gezeigt hat, so ist auch im Komischen eine solche Geschichte vorhanden. Ich meine die italienische Novelle, welche Goethe in die Erzählungen der Ausgewanderten aufgenommen hat, wo der junge Doctor das üppige, einsamgelassene junge Weib durch Hungern zur Tugend bekehrt, ein Ausgang, der sich bei dem Beginn der Geschichte schlechterdings nicht erwarten läßt.

Ueber den Mechanismus der komischen Behandlung dieses Stoffs bemerke ich noch Folgendes. Zu den Handelnden, den beiden Gatten und dem Ehebrecher, tritt häufig noch eine Person hinzu, welche vorzugsweise die Schwierigkeiten fortzuräumen hat, die bei der Realisirung des Verbrechens der Lust die Thür zu versperren drohen. Diese Person ist nichts, als der reinste, umsichtigste Verstand und immer entschlossene Wille. Für Alles weiß sie Auskunft; kein Hinderniß, wie unüberwindlich es scheine, schreckt sie zurück. Bald sind die Liebenden zu ermuthigen; bald ist der allein verbliebene alte Narr zu unterhalten, damit er nichts merke; bald ist Geld anzuschaffen, um der jungen Frau Geschenke zu machen und sie damit zu fesseln; bald ist ein liebeflüsterndes Billetchen unbemerkt abzugeben; bald muß Schildwacht gestanden, bald ein Einfall, eine Spazierfahrt, eine Krankheit, ein nothwendiger Besuch und dergleichen ersonnen werden, Raum für eine Schäferstunde zu gewinnen; genug, es giebt für diese vermittelnde Person unaufhörliche Arbeit, bei welcher uns die zähe Besonnenheit in der Gefahr und die verschmitzte Lösung verwickelter Umstände angenehm unterhalten, möge nun diese Person eine Amme, ein Kammermädchen, eine Kupplerin, ein Bedienter, ein Gärtner, ein Mönch und Derwisch oder ein Barbier sein. Unter den von Le Grand herausgegebenen Fabliaux ist in diesem Bezuge die Geschichte der Frau Auberée eine der niedlichsten, die den Charakter der Kupplerin vortrefflich zeichnet.

Ich will nicht mit näheren Angaben einzelner Poesieen aus

dieſem Gebiet ermüden. Es ſind ihrer ſo unzählige und ſo pikante, daß eine angemeſſene Auswahl ſehr ſchwer fällt. Die wahre Geburtszeit derſelben iſt das Mittelalter geweſen. Denn im Orient wirkte die Sitte des Harems, in der antiken Welt das ungenirte Concubinat und die Männerliebe der ehelichen Eiferſucht ſehr entgegen, welche für den Effect des Komiſchen unentbehrlich iſt. Im Mittelalter dagegen trat die Idee der unbedingten Monogamie entſchieden hervor und ſteigerte ſowohl die Unſittlichkeit des Ehebruchs als die Empfindung der Eiferſucht. Die Mehrzahl der intereſſanten Anekdoten, die unter dem Namen der Contes und Fabliaux bekannt ſind, drehet ſich um den klug angefangenen Ehebruch in allen erdenklichen Wendungen, namentlich auch in der, daß die Liſt des einen Gatten die des anderen noch überbietet. Vor allen Anderen ſei es mir erlaubt, hier zum Schluß an Boccaccio zu erinnern, als an denjenigen, der ſolche leichtfertige Hiſtörchen, mit den derbſten Zoten gewürzt, am zierlichſten und anmuthigſten vorzutragen gewußt hat.

28

Die Napoleoniden.

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

K. G. Jacob.

Als der Bellerophon den Kaiser wider seinen Willen von Frankreichs Küsten nach St. Helena entführte, blieb die mannigfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes in Europa zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum Theile Glückspilze, die neben den Fußtapfen des Kaisers aufgeschossen waren. Noch lebte seine Mutter, Lätitia, einst **Madame Mère** genannt, noch seine Brüder Joseph, Lucian, Ludwig, Hieronymus, noch die Schwestern Caroline, Pauline, Elise, noch die Kinder der Gattin, die einst sein Glück gegründet hatte, Eugen Beauharnais und Hortensia, noch die dem Großherzoge von Baden vermählte Stephanie, die Nichte des Kaisers, noch Joachim Murat, der Schwager, und Cardinal Fesch, der Oheim des Kaisers. Diese Napoleoniden ziehen sich seitdem durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, die auf St. Helena ihren Untergang gefunden hat. Von ihnen fiel wenige Monate später als das Opfer eines abentheuerlichen Unternehmens Murat auf der Küste des Landes, das er noch in demselben Jahre das seinige genannt hatte. Fast noch zehn Jahre überlebte den Stiefvater Eugen Beauharnais, der edelste unter den Napoleoniden. Er war des Kaisers Augapfel, seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weichere Empfindungen ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeigungen, welche der Kaiser auf ihn häufte. Von seinen Feldherrntugenden zeu-

gen alle napoleonischen Feldzüge, seine Menschlichkeit kannten die Länder, durch welche ihn der Krieg führte. In einem so militairisch streng zusammengehaltenen Gouvernement, als das Königreich Italien war, hatte der Vicekönig Gelegenheit genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen und die blutigen Lorbeeren durch Friedenspalmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Gegensatz zu dem seinigen bilden sollte, daß es nicht Maske war, sondern Naturell, und fürchtete daher auch die Vergötterung nicht, die Italien, gleich excentrisch in der Liebe wie im Hasse, seinem Stellvertreter zollte. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin, nicht minder sein eigner Werth, rettete ihn bei dem Zusammensturze der Kaiserherrschaft. Er lebte in München geliebt und geachtet, und es war daher eine seines Verdienstes würdige Huldigung, daß ein ausgezeichneter Dichter Deutschlands in dem „Trauerspiele in Tyrol" seines Namens Gedächtniß gefeiert hat. An dem Haupte seines ältesten Sohnes streifte die griechische Krone vorüber, dann die belgische, dann hatte Prinz August, der Sproß des jüngsten europäischen Fürstenhauses, die Braut des Oceans heimgeführt und war (leider nur für wenige Monate) der Gemahl der Königin Maria von Portugal geworden, deren Thron einer der ältesten in der Christenheit ist. Eine seiner Schwestern trug einige Zeit die brasilische Krone, eine andre ist Erbin der schwedischen und eine dritte Erbin des Hechingischen Thrones.

Wenden wir uns zu den noch lebenden Napoleoniden. Mögen sie immerhin nur kleinere Funken des zersprungenen Sterns Napoleon seyn, so gehörten sie doch wesentlich in die große Universalmonarchie Napoleons, und ihre Erscheinung behält fortwährend ein bedeutendes Interesse für die Gegenwärtigen, wenn gleich diese Familie eine Verlassenschaft ohne Rache ist, ungleich hierin den englischen Prätendenten des Hauses Stuart oder den französischen aus dem Hause Bourbon.

In Rom auf der Via San Romoaldo wohnt die fünf und achtzigjährige Mutter des Napoleonischen Geschlechts. Jener Trojanischen Hecuba vergleichbar, hat sie erst den großen Sohn

überlebt, dann des Sohnes Sohn, und ist mitten unter den Trümmern der ewigen Stadt selbst zur Ruine geworden. Dort liegt sie, wie Reisende schreiben, auf einem bettartigen Sopha, (weil der Bruch eines Schenkels, den man gefürchtet hatte, wieder einzurichten, sie zum immerwährenden Liegen nöthigt); ihr dürrer Leib ist in weite Shawls gewickelt, sie selbst fast blind, aber ohne Prophezeihung, doch sonst lebhaft und geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, wie einst im Palast Elysée in Paris oder mit Fremden, die sie gern bei sich sieht. Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester mit dem rothen Hute, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon; er beweist der Matrone, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles gekommen sein würde, wenn er auf ihn gehört, wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen wäre. Hier seufzt Madame Lätitia, aber der weise Cardinal fährt grausam fort: ich hatte den Papst in der Hand, der es so gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Concordat, welches dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können, aber wollte er denn?" Und wie auch die Mutter seufzt, so schilt Fesch doch fortwährend auf den Kaiser, der sie Alle unglücklich gemacht habe. Und, so fragen wir billig, was wäre denn aus Fesch geworden, wenn Napoleon nicht gewesen wäre?*)

Sonst genießt aber Madame Lätitia einer großen Verehrung bei allen ihren Kindern. In dieser Beziehung besteht noch ganz das alte Verhältniß, wie in der Zeit des Kaiserreiches. Damals zeigte sie sich als Frau von einem sehr bestimmten Charakter, der oft in Hartnäckigkeit übergehen konnte; von Herzen war sie gut, im Aeußern kalt, sehr verständig und sehr aufmerksam, daß man sie nach Gebühr ehrte. In den Briefen

*) Vergl. Allgemeine Zeitung, 1834. Nr. 467—70, 472, 473, wo sich ein Aufsatz unter ähnlicher Ueberschrift, wie der unsrige befindet. Wir konnten denselben indeß nur an einigen Stellen benutzen, da seine Tendenz und die oft zu spitzige Manier, in welcher er abgefaßt, mit unserm Plan nicht vereinbar schienen.

eines Verstorbenen wird aus guter Quelle eine Scene geschildert, die vor Napoleons Krönung Statt hatte, als man ihr einen Stuhl hingesetzt hatte, während für die übrigen weiblichen Mitglieder der Familie Tabourets hingestellt waren. Zornroth drang sie in das kaiserliche Cabinet und erklärte, daß sie augenblicklich den Saal verlassen würde, wenn ihr nicht ein Fauteuil gegeben würde, daß sie aber vorher laut den Grund ihrer Handlungsweise angeben wolle. Und Napoleon sah sich genöthigt nachzugeben. Charakteristisch ist, daß sich bei der Heirath mit Maria Louise genau derselbe Vorfall wiederholte, die zu sehr eingeschüchterte und gedemüthigte Mutter aber damals nicht mehr den Muth hatte, zu widerstreben. Unter ihren Söhnen ist ihr Lucian der liebste, aber auch die andern sind ihr lieb, Hieronymus ist immer noch das verzogene Kind des Hauses; auf den Herzog von Reichstadt hatte sie alle ihre Hoffnungen und den ganzen mütterlichen Stolz, mit dem sie in ihrer Zurückgezogenheit an Napoleon dachte, übergetragen. Daher hat sie auch sein Tod auf das Schmerzlichste bewegt. Jetzt spart sie für ihre Kinder und Enkel: den erstern gab sie auch früher viel im Geheimen, und nach der Schlacht bei Waterloo bot sie dem Kaiser ihr ganzes Erspartes an, um seinen Angelegenheiten wieder aufzuhelfen. Sie würde sich zu diesem Zwecke ohne Murren auf schwarzes Brod beschränkt haben. In Paris lebte Madame Lätitia sehr genau, fast geizig, doch stand sie bei festlichen Gelegenheiten nicht hinter den andern Mitgliedern der Familie zurück. Von ihrem Einkommen legte sie große Summen zurück; man will jetzt wissen, sie habe des Sohnes Fall im voraus geahnet und sich und die Ihrigen für kommende Zeiten schützen wollen. Doch besitzt sie nicht so viele Millionen, als man ihr zuschreibt, und die Herzogin von Abrantes behauptet, sie habe erst seit dem Jahre 1807 eine Million jährlich erhalten, und besitze jetzt 80,000 Fr. an Renten. Gewiß ist, daß sie im hohen Alter vielen Genüssen ihres frühern Lebens entsagt hat, und in dieser Beziehung als eine sehr achtungswerthe Frau erscheint.

Die acht Kinder der Madame Lätitia hatten allerdings eine

gewisse Familienähnlichkeit, bei großer Verschiedenheit unter den Einzelnen. Es waren dieselben Züge, dieselben Augen, derselbe Schnitt des Kopfes, derselbe Ausdruck (nur mit Ausnahme des Kaisers), und doch war die Form des Körperbaues außer allem Verhältniß. So war die Prinzessin Pauline Borgheſe eine höchst anmuthige Nymphe, wie die Statue Canova's, die über sie selbst modellirt ist, hinlänglich zeigt, während die Prinzessin Elise schlecht gebaut war, und Arme und Beine hatte, die gar nicht an ihren Körper zu gehören schienen. Ebenso waren Napoleon, Joseph und Ludwig zwar klein, aber vollkommen gut gebaut, Lucian aber und Hieronymus zeigten denselben Contrast, wie die Schwestern, indem Hieronymus den Kopf zwischen den Schultern trug und Lucian im Vergleich zu seinen Brüdern sehr groß ist.

Wie im Körperlichen, so gab es auch im Innern in dieser Familie häufige Störungen und Mißhelligkeiten. Zusammen taugten die Geschwister wenig, in der Entfernung schien das gemeinsame Band fester zu werden und Jedes nicht blos an sich zu denken. Denn darin begegneten sich ihre Gedanken. Diese Mißhelligkeiten wurden zuvörderst durch den großen Haß und die elendesten gegenseitigen Intriguen zwischen der Familie Napoleons und der Kaiserin Josephine veranlaßt, welche auch zuletzt das Opfer davon ward. Bourienne's Memoiren und in gewisser Beziehung noch mehr die der Herzogin von Abrantes schildern diese Dinge mit großer Lebendigkeit. Napoleon nahm früher stets die Partie seiner Frau und ward dafür von seiner Mutter oft ins Angesicht und in den gröbsten Ausdrücken gescholten. Aber als Josephine kinderlos blieb, und als sie sich nicht entschließen konnte, auf Lucian's und Fouché's schamlose Vorschläge einzugehen, um dem Reiche einen Erben zu verschaffen, da fand freilich wohl leichter die Verläumdung einen Zugang bei Napoleon, wenigstens widerstand er weniger den Anfeindungen seiner Geschwister, ohne jedoch Josephinen ganz zu vergessen. Mit Recht konnte sie daher nach ihrer Scheidung an ihre Tochter Hortensia schreiben, daß sie dem Kaiser das größte

Opfer gebracht habe, die Neigungen ihres Herzens, und daß sie überzeugt sei, er werde sie nie vergessen. Ihren Kindern, Eugen und Hortensie, blieb dafür Napoleons Gunst ganz ungeschwächt.

Ueberhaupt liebte Napoleon die weiblichen Mitglieder seiner Familie mehr als die männlichen, seine Brüder. Freilich erkannten auch wohl die Schwestern mehr den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder und kleideten sich gern in den Prunk seines Ruhmes, wenn er ihn nicht selbst zur Schau tragen wollte. Daher nahm er auch ihren Beifall für überirdische Weissagung, wie einst die alten Gallier, ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen, ihr heißes Blut verzieh er ihnen und entschuldigte es durch sein eignes. Aber zu schaffen machten sie ihm auch genug, namentlich als er anfing, seine Dynastie in die Reihe der regierenden Häupter eintreten zu lassen, da war Elise die erste, welche der Kaiser zur Herrscherin erhob, indem er ihr die Republik Lucca schenkte und sie zum Fürstenthume machte. Als Caroline Murat ihre Schwester so geschmückt sah, strebte sie gleichfalls nach einem Diademe. Sie wurde Großherzogin von Berg. Jetzt kam Pauline an die Reihe, um die der Kaiser einen wahrhaften Krieg zu bestehen hatte, bis er sie zur Herzogin von Guastalla erhob. Und dann fand Caroline doch ihr Großherzogthum zu klein und hätte dafür lieber ein kleines Königreich gehabt, Elise fand, daß Lucca und Piombino erbärmliche Fürstenthümer wären, Pauline beklagte sich nicht minder, und so hörte der Kaiser lauter Klagen. „Nun," sagte er,*) „was soll denn das Alles bedeuten? Warum sind diese Damen nicht zufrieden? Es scheint wahrhaftig, als sollten wir die Hinterlassenschaft des seligen Königes, unsers Vaters, vertheilen."

Von den drei Schwestern lebt jetzt allein noch Caroline Murat, unstreitig die bedeutendste und die am meisten Aehnlichkeit mit ihrem Bruder hatte. Elise Bacciochi, die Großherzogin von Toskana, war nicht schön, sehr stark und knochig

*) Memoiren der Herzogin von Abrantes, IX., 79. (Deutsche Uebers.)

gebaut, aber von stolzem Geiste, lebhaft und leicht auffahrend, recht im Gegensatze zu ihrem Gatten, der ein sehr friedfertiges Geschöpf war und alle Regierungsangelegenheiten gern seiner Frau überließ.*) Eben so hätte sie auch gern über ihre Schwestern, als die älteste, eine Art von Herrschaft ausgeübt, und veranlaßte dadurch, so oft sie sich in Paris befand, mehrfache Zänkereien, ja selbst dem allmächtigen Bruder wagte sie zu widersprechen. Als sie nach dem Sturze des Kaiserreiches alle ihre Besitzungen im Jahre 1814 verloren hatte, nannte sie sich Gräfin Compigniano und lebte auf einem Landgute Vissentino bei Triest, wo sie am 6. August 1820 starb. Der einzige Sohn aus ihrer Ehe, Friedrich Napoleon, starb am 7. April 1833 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde zu Rom; ihre witzige, lebhafte Tochter Napoleone Elise ist an den Grafen Camerata, einen der reichsten Grundbesitzer in der Mark Ancona, verheirathet.

Von allen Schwestern war **Pauline** die reizendste. Ihre außerordentliche, ganz vollkommene Schönheit, sagt die Herzogin von Abrantes, die in solchen Fällen auf vollgültiges Urtheil Anspruch machen kann, läßt sich eigentlich gar nicht schildern. Alles war an ihr reizend, jede Bewegung des Kopfes, jede Verneigung, man erkannte bei jedem Schritte, wie schön und untadelhaft sie gebaut war, nur das Ohr, dem der gebogene Rand fehlte, war eine Unvollkommenheit der höchst anmuthigen Figur. Daher war sie auch, sobald ihr Bruder Napoleon groß und einflußreich geworden war, unwiderstehlich für jeden Mann, den sie an ihren Triumphwagen fesseln wollte. Eine durchaus neue, sehr elegante Toilette, die uns von der genannten Schriftstellerin ausführlich beschrieben worden ist, erhöhte ihre Reize und machte alle Frauen auf den Bällen übel gelaunt; ja ihre Putzliebe ging so weit, daß sie in späterer Zeit, wo sie sich bisweilen in Nizza aufhielt, dort einen eignen Postenlauf hatte einrichten lassen, um die neuen Moden möglichst schnell aus Paris zu erhalten. Aus der Mitte von Festen und Vergnügungen folgte sie ihrem ersten Gatten,

*) Ebendas. III. 220. Automarchi's Memoir. I. 327. flgd. Fouché, I. 246.

dem General Leclerc, im Jahre 1801 nach St. Domingo. Es ist bekannt, wie unglücklich dieser Feldzug für Frankreich von Napoleon ausgedacht war und ein wie unglückliches Ende derselbe hatte. Der Krieg mit den Negern sowohl, als das gelbe Fieber, zernichtete eine der schönsten Armeen, die Frankreich damals hatte. Der Obergeneral selbst erlag der Seuche am 23. Novbr. 1802. Aber Pauline Bonaparte blieb durch solche Leiden ungerührt. Sie spielte auf St. Domingo die Rolle einer Cleopatra und soll in der Wahl ihrer Antonius nicht allzu ekel gewesen sein, denn von jetzt an fügte sie zum Ruhme der Schönheit auch den der Ausgelassenheit. *) Das Auffallendste war, so berichtet der französische Geschichtschreiber dieser Expedition, **) daß sie recht eigentlich damit umging, der Seuche durch Feste zu trotzen, wo Tanz, Musik, Lust und wollüstige Freuden ihren Schritten folgten, während rings um sie der Tod seine Grabesfackel leuchten ließ. Am Abend wurde getanzt, am folgenden Morgen starben die Tänzer. „Das sind jetzt unsre letzten Augenblicke," pflegte sie wohl zu sagen, „wir müssen sie in Freude, Lust und jeder Art von Ergötzlichkeiten zubringen." Mit den Trümmern des französischen Heeres kehrte sie nach Frankreich zurück; sie war schön wie ein Engel in ihren schwarzen Trauerkleidern, aber nicht mehr die reizende, frische Paulette (wie sie in den vertrautesten Zirkeln genannt ward), sie trug schon den Keim der furchtbarsten weiblichen Krankheit in sich. Sie verheirathete sich zwar im Jahre 1803 mit dem Prinzen Camillo Borgheſe, den sein kaiserlicher Schwager zum General-Gouverneur in den Departements jenseits der Alpen ernannte; aber die Heirath mit einem ganz unbedeutenden Manne (er ist am 9. May 1832 gestorben) gab ihr bloß einen fürstlichen Namen, da sie selbst in Paris blieb, wo sie bald für die ausschweifendste in der ganzen Familie galt. „Geschrieben," sagte Napoleon auf St. He-

*) Memoiren eines deutschen Staatsmannes (Graf Schlitz, genannt von Görz) S. 218. 237.

**) Metral im 3. Buche seiner Histoire de l'expédition franc. à St. Domingo. Paris 1815.

lena, „hat Pauline keinen Roman, aber genug deren gespielt.“ Die Lästerchronik jener Zeit hat wohl Vieles noch vergrößert, sie sogar eines unnatürlichen Verhältnisses mit ihrem Bruder Napoleon angeklagt. Aber daß sie höchst zügellos lebte, bezeugt unter andern auch der Graf von Schlitz, genannt Görz, der sich in Angelegenheiten der Herzoge von Meklenburg im Jahre 1806 in Paris aufhielt. Ihre körperlichen Leiden nahmen in Folge dieser Ausschweifungen zu, und nicht selten sah Graf Schlitz bei ihr, die noch äußerlich reizend war, wie das Reizendste im Schimmer des Juwelenschmuckes, die Grazie der Miene plötzlich sich in den Ausdruck des Schmerzes verwandeln, wenn bei einer Bewegung der innere Schmerz die Gefallsucht besiegte. In den folgenden Jahren wich sie fast nicht von ihrer **chaise longue** und nahm an Tanz und andern Festlichkeiten keinen Antheil mehr. Krank und matt saß sie da, wie ein Götzenbild, sie, die einst die Schönste der Schönen gewesen war.

Nach der Zertrümmerung des Kaiserreiches mußte Pauline Borghese Frankreich verlassen und nahm ihren Aufenthalt in Florenz, wo sie am 9. Junius 1825 gestorben ist, in bitterm Unmuth über das Exil ihres Bruders, zu dessen Pflege sie so gern nach St. Helena gegangen wäre. Kinder hat sie nicht hinterlassen.

Die dritte, noch lebende, Schwester Napoleons, Marie Annunciade Caroline, verstand besser als ihre Schwestern in die Plane und Absichten des herrschenden Bruders einzugehen. Sie war zwölf Jahre alt, als sie mit ihrer Mutter von Marseille nach Paris kam und schon damals ein schönes Kind. Späterhin war ihre Schönheit nicht so blendend, als die ihrer Schwester Pauline, doch war ihr Gesicht außerordentlich frisch, ihre Haut weiß und zart, die Zähne glänzend weiß, ihre Schultern voll und weiß, jedoch zu hoch, daß der Kopf zwischen ihnen wie eingekeilt war und sie in der Tragung und Bewegung desselben nicht die Grazie zeigen konnte, welche Frauen und vorzüglich Prinzessinnen so wohl ansteht. Man weiß, daß Napoleon eine sehr schöne, weiße Hand hatte und sogar eitel auf dieselbe war. Seine Schwester Caroline hatte, wie die Herzogin

von Abrantes versichert, dieselbe weiße und entzückend schöne Hand. Zu diesen äußern Annehmlichkeiten kam Geist und Lebendigkeit, wodurch Caroline Bonaparte bereits im Jahre 1799, als sie sich mit ihren Brüdern in Mailand oder in Rom aufhielt, die Aufmerksamkeit Joachim Murat's, der damals Bonaparte's erster Adjutant war, auf sich zog. Auch ihr gefiel der schöne Mann mit dem stolzen Blicke und der aufbrausenden Kühnheit.

Bald nach dem 18. Brumaire (10. Novbr. 1799) veranlaßte Josephine selbst Murat, bei dem ersten Consul um die Hand seiner Schwester anzuhalten. Bonaparte sah den Antrag ungern, nach Bourienne war es ihm anstößig, daß Murat der Sohn eines Gastwirthes war, nach dem Berichte der Herzogin von Abrantes aber hätte er lieber die Hand seiner hübschen Schwester benutzt, um einen General, wie Moreau oder Augereau war, um so fester an sich zu ketten. Er gab indessen nach, und am 20. Januar 1800 ward Caroline Bonaparte Madame Murat. Sechs Jahre darauf ward sie Großherzogin von Berg.

Als solche begann sie nun einen Hof sich zu bilden und an öffentlichen und Privatangelegenheiten lebhaften Antheil zu nehmen. In der Intrigue war sie Allen überlegen, eine boshaft reizende Zauberin, aus deren Auge einladend eine schelmische Fröhlichkeit winkte, die auch nicht ohne Sinnlichkeit war, aber diese den Zwecken des Eigennutzes und des Ehrgeizes unterzuordnen verstand. Die eheliche Treue hat sie nicht rein bewahrt, selbst die Männer ihrer Freundinnen, wie Junot, zu verführen, nahm sie nicht Anstand;*) aber auch Murat hielt Alles für erlaubt, wenn es auf die Befriedigung seiner Triebe ankam, und sündigte dann wie gegen die Gesetze des Staats, so auch gegen die der Ehre. Der Schwester sah der Bruder Alles nach, da sie sonst seinem Hofe durch Anmuth und Schönheit Ehre machte,

*) Junot's Gattin sagt dies selbst in ihren Memoiren, IX. 249. flgd. Aber die Erzählung von den politischen Umtrieben der Herzogin von Berg (ebendas. S. 279.) bedarf noch anderweitiger Bestätigung.

da ihr Verstand scharf war, und sie, wenn auch ohne alle Bildung und ununterrichtet, Menschen und Verhältnisse in seinem Geiste aufzufassen verstand. Um sie bewegte sich Alles, was der Hof Junges und Schönes hatte, und die Feste, welche sie im Palast Elysée kurz vor dem Ausbruche des spanischen Kriegs zu geben begann, zeichneten sich vor allen durch Fröhlichkeit und Eleganz aus. „Es war wirklich eine allerliebste Zeit," sagt die Herzogin von Abrantes im Gefühl ihrer entschwundenen Herrlichkeit, „sich den Tag zu vertreiben. Immer war Leben, immer wurde Toilette gemacht."

Aus diesen Festen riß sie die Ernennung ihres Mannes zum König von Neapel im Jahre 1808. Sie war mehr als glücklich, endlich einmal auf einem Königsthrone sitzen zu können, denn der herzogliche Stuhl von Cleve und Berg blieb doch nur ein Stuhl. Daher hatte sie sich auch wenig um dieß Land gekümmert. Anders war es in Neapel. Murat war nicht zum Regenten geboren, sein kriegerischer Muth reichte hier nicht aus. Dazu kam seine unglückliche Stellung als Vasall Napoleon's, der ohnehin, wie alle Franzosen, im Lande nicht beliebt war; er mußte Soldaten zu Napoleons Kriegen stellen und sie selbst mitfechten, statt sein Reich zu beherrschen, weshalb ihn auch die Neapolitaner il grenadiere nannten. Um so mehr war seine Gemahlin dem Berufe einer Königin gewachsen. Urtheilte doch Talleyrand von ihr, daß bei ihr Cromwells Kopf auf den Schultern einer schönen Frau säße. Hohe Ideen, Scharfsinn, unübertreffliche Geschäftigkeit und große Liebenswürdigkeit gab ihr die Natur. Nichts fehlte ihr, als die Kunst, ihre Herrschsucht zu verhüllen (auch darin war sie dem Bruder ähnlich), beharrliche Geduld bei Verfolgung ihrer Zwecke und die Macht, ihre Spottsucht zu zügeln, ein Fehler, den selbst die Herzogin von Abrantes nicht verleugnen kann. So griff denn Caroline in Neapel thätig in einzelne Theile der Verwaltung ein: die Ausgrabungen in Portici, der Straßenbau, die Verbesserung des Volksunterrichts sind als ihre Verdienste allgemein anerkannt worden. Bei allen diesen Geschäften vertraute sie besonders

auf den weisen Erzbischof von Tarent, Capece Latro, den Freund Herder's und Stolberg's, und unterstützte namentlich mit großem Eifer und persönlichem Interesse seine Einrichtungen in Betreff der weiblichen Erziehung. In Neapel gründete sie eine Pensionsanstalt im Kloster der Miracoli, in Aversa ein Erziehungsinstitut, die ihr noch am Herzen lagen, als sie bei Auflösung ihres Reiches Neapel verlassen mußte. „Wacht über die Miracoli, erhaltet meine Schule," waren ihre letzten Worte an die sie umgebenden Neapolitaner.

Auf der andern Seite aber umgab sich die Königin Caroline auch mit großer Pracht und Luxus. Lady Morgan, die wenige Jahre nach der Vertreibung Murat's Neapel besuchte, fand die Villa zu Portici noch im Glanze dieser Verbesserungen. *) Breite, schöne Treppen, helle Corridore, Gallerien mit prächtigen Candelabern und geschmackvollen Ottomanen, Zimmer mit den trefflichsten Malereien, mit den schönsten seidenen Draperien — alles dies war Caroline's Werk, „**Fatti da Madame Murat**," sagte der alte Custode, der die Reisenden herumführte. Die Zimmer der Königin waren wahre Muster von Eleganz und weiblichem Geschmack; im Ankleidezimmer waren noch einzelne Stücke der Toilette aus Silber oder Krystall zurückgelassen; nichts sei verändert, meinte der Custode, außem diesem, wobei er auf das prächtige Bett und zwei daneben befindliche große schwarze Crucifixe nebst einer Vase voll Weihwasser zeigte und hinzusetzte: **non è questa una moda francese.** Letzteres ward hierher geschafft, als König Ferdinand **IV.** mit seiner Gemahlin eine Nacht in Portici zubrachte.

Als die Niederlage der Franzosen und die Annäherung der österreichischen Heere die Herrschaft Murats auflösten, drohten die Lazzaroni's mit Aufstand und Plünderung. Nur der Gemahlin Murats hatten es die Neapolitaner zu danken, daß sie diesem

*) Hierher gehören die Stellen aus ihrem Buche über Italien, IV. 109. 114. 172—74. Nicht ganz übereinstimmend redet eine deutsche Schriftstellerin, Fr. Brun, in ihren Landschaftsstudien und Skizzen, S. 253. 256. 305. 310.

Schicksale entgingen. Mit einem ihres Bruders Napoleon würdigen Muthe untersuchte sie bis auf den letzten Augenblick alle Posten, ermunterte die Nationalgarde durch eine kraftvolle Rede zu thätiger Wachsamkeit und versicherte sich selbst des Zustandes der Stadt bis die endliche Ankunft der Oestreicher sie zwang, mit ihren Kindern auf dem englischen Kriegsschiffe (Tremendous) des Capitains Campbell einen Zufluchtsort zu suchen. Selbst bis dahin verfolgten sie die wüthenden Lazzaroni's, und ihr Leben war mehr als einmal in größter Gefahr. Am Bord des Schiffes hörte die unglückliche Königin noch den Kanonendonner und sah die festliche Beleuchtung der Hauptstadt, mit welcher der einziehende Prinz Leopold empfangen wurde.

Nach dem unglücklichen Ende Murats stellte sich seine Wittwe unter den Schutz Oestreichs. Anfangs gestattete man ihr den Aufenthalt in der Gegend von Wien, dann lebte sie einige Zeit in Venedig, und siedelte sich darauf in Triest an, wo ihr nach dem Tode ihrer Schwester Elise Bacciochi die Villa Campo Marzo zufiel. Hier lebt sie noch jetzt unter dem Namen einer Gräfin Lipona (eine Versetzung der Sylben von Napoli), getrennt von ihren Verwandten. Ihre beiden Söhne sind in Amerika, wo sie Plantagen angekauft haben. Einer von ihnen, Achilles Murat, ist zum Demokratismus übergegangen und predigt als Schriftsteller, und als der Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die Lehre des **Contrat social** und die freie Staatsverfassung Nordamerika's.*) Kein Napoleonide hat sich in dieser Art dem Bürgerthume angeschlossen.

Seine Mutter dagegen hat in ihrer Einsamkeit ihre Liebenswürdigkeit behalten und erträgt mit großer Haltung einen so großen Schicksalswechsel. Ihr Aeußeres, so erzählt Hauptmann v. Pirch (Caragoli, **II.** 45—49.), der sie im Jahre 1830 sprach, wie ihre Art zu seyn, machen einen durchaus angenehmen Eindruck, sie ist ohne Zwang, eine vornehme und (in ihrem drei und funfzigsten Jahre) noch immer hübsche Frau.

*) Man sehe die Reise der Königin Hortensia in Italien, Frankreich und England. (Deutsch 1834) S. 211.

Erinnerungen an ihre außerordentliche Laufbahn vermeidet sie nicht in ihren Gesprächen, und spricht dann mit Würde und Festigkeit von dem Wechsel, den sie erfahren hat. Keine weichliche Klage mischt sich ein, sie hält den Ton fest, welcher allein dem großen Trauerspiele geziemt, zu dessen Heldenkreise sie gehört. Aber auch eine große Lebenslust hilft ihr das Geschick ertragen, sie sieht gern Gesellschaft um sich und belebt sie dann durch den Frohsinn, durch welchen sie als Königin einst Neapel zum Mittelpunkte aller geselligen Freuden Italiens machte. Herr von Pirch wohnte auf ihre Einladung einem solchen Balle bei. Alles war auf französischem Fuß eingerichtet. Um den Camin war die Conversation versammelt, in der Mitte bewegten sich die Contretänze, am Ende des Salons war die Partie Ecarté, um die sich ein aufmerksamer Kreis schließt, im Nebensaal ein Billard, in der Rotonde lagen Prachtwerke von Kupferstichen aus. Die Herrin des Hauses belebte die verschiedenen Gruppen. In den untern Sälen der Villa werden die Denkmäler aus der großen Zeit ihres Hauses aufbewahrt, an denen kein Beschauer ohne besonderes Interesse vorüber gehen wird. —

Soviel von den Schwestern Napoleons. Die Brüder hatten es, wie wir schon bemerkten, nicht so gut bei ihm. Er adelte allerdings sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder zu Königen über Reiche, welche entweder erst erobert waren oder durch Intrigue einen leeren Thron zeigten.*) Dafür durften sie aber auch keinen freien Willen, keine freie Wahl

*) „Napoleon hatte," sagt General Foy (Memoiren a. d. span. Feldz. III. 125.) „eine fast kindische Eitelkeit, überall seine Dynastie an die Stelle der Bourbons zu setzen." Ein Seitenstück dazu ist, was P. L. Courier in seiner sarkastischen Weise (Denkwürdigkeiten und Briefe I. 116.) von Murat und seinem Koch Mart erzählt hat. Murat, heißt es bei ihm, macht sich oft das Vergnügen, mit seinem Koch zu plaudern; er ist, wie man sagt, der einzige Mensch, für welchen Se. Majestät einige Aufmerksamkeit zeigt. „Mart," sprach der König zu ihm, „Du hängst mir Deine ganze Familie, Deine Nichten, Deine Neffen, Deine ganze Sippschaft an den Hals, Du hast keine Verwandten mehr, die ich nicht anstellen und zu großen Herrn machen müßte." — „Sire," erwiederte Mart, „es ist meine Dynastie!" —

haben, eben so wenig, als die vertrauten Sclaven, denen ehedem die ägyptischen Mameluckenhäupter die Aufsicht über Land und Leute anvertrauten. Napoleons eignes Verfahren galt als Muster, seine Politik, seine Handelsgrundsätze durften von keinem seiner Vasallen überschritten werden. Diese militärische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Brüdern selbst fast unerträglich wurde. Dazu kam nun üble Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths. Ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, unter die er dann stürmte, die Thüren schlug, drohte und zankte, bis ihn erst seine Schwestern besänftigten. Napoleon hatte nicht Unrecht: denn schon damals, als er noch General der Republik und Consul war, gaben ihm die Geschäfte seiner Brüder an der Börse oder ihre Uebernahme von Lieferungen bei der Armee vielfachen Anlaß zum Unwillen. Als er sie zu Königen gemacht hatte, erging es ihnen nicht besser. An jeder Niederlage im Felde, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie Schuld. Der eine war ihm zu sehr Holländer, der andre zu sehr Neapolitaner, er wollte, sie sollten bessere Franzosen sein; dann warf er ihnen vor, daß sie mit den Engländern unterhandelten, und schwor ihnen zu Gott, sie sollten sich in Acht nehmen. Kurz, wenn in Haag, in Neapel, in Madrid, in Cassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man, denn die Brüder wußten, daß sie schon wieder etwas nicht recht gemacht hatten.

Am meisten unter den Brüdern hatte Ludwig von Napoleons Mißlaunen zu dulden. Und doch will die Herzogin von Abrantes behaupten, daß der Kaiser keinen seiner Brüder mehr geliebt habe. Freilich waren auch diese Brüder zu sehr von einander unterschieden. Ludwig war durchaus sanftmüthig und friedfertig, alles Rohe, was in seiner Nähe vorfiel, machte ihn unglücklich, Unschicklichkeiten gegen seine eigene Person vergab er weit leichter. Eine schöne Seele, Herzensgüte und Redlichkeit, Ernst mit Sitte verbunden, beide ohne die geringste Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend

eine trübe Beimischung von Furcht und Aberglauben — das waren, nach Goethe's Urtheile, der im Jahre 1810 zu Teplitz viel mit dem Könige Ludwig verkehrte, die wesentlichsten Grundzüge seines Charakters *). Und Alles dieß war nicht anerzogen, nicht angelernt, sondern dieser schönen Natur ganz eigenthümlich. Hiezu kam noch eine äußerst liebliche Erscheinung (in seiner Jugend glich Ludwig sehr seiner Schwester Caroline, und war bei Beiden ganz dasselbe Gesicht, so lange die Letztere in Ruhe blieb), die seinem Umgange eine große Annehmlichkeit ertheilte. „Man bemerkt," sagt Goethe weiter, „weder Philosophie, noch Grundsätze, noch irgend Etwas dergleichen in seiner Unterhaltung, was an irgend einer Seite scharf und verletzend für Andersgesinnte hervortritt; es ist vielmehr die reine, gütige Natur selbst, die vor uns steht und ihren angebornen, sanften Trieben gemäß heitere Geständnisse ablegt." Sein Bruder nannte ihn dagegen auf St. Helena einen Querkopf, gab ihm Schuld, daß er sich durch das Lesen des Rousseau verdorben habe, und meinte, daß er nur ein Präfecturkönig gewesen sei, der stets nach dem Rufe der Empfindsamkeit und Wohlthätigkeit gestrebt habe, aus sich selbst nie große Ansichten hatte und nur örtliche Dinge übersehen konnte.

Das erste Mal, wo Napoleon störend in Ludwigs Leben eingriff, war, als er ihn mit seiner Stieftochter Hortensia verband. Hortensia Beauharnais, eine schlanke, reizende Blondine mit blauen Augen, in deren Wesen und Haltung sich die creolische Nachlässigkeit und die französische Lebhaftigkeit vereinigten, liebte keineswegs ihren Stiefoheim Ludwig, obgleich dieß Napoleon auf St. Helena behauptet hat. **) Er selbst hatte sie früher dem General Desaix zugedacht, der am 14. Junius 1800 in der Schlacht bei Marengo blieb. Hortensia war indeß weder

*) Man s. Falk's Schrift: Goethe, aus näherm persönlichen Umgang dargestellt, S. 163—173.

**) Mémorial de St. Helène, I. III. p. 311. Bourienne's angeführte Erzählung (IV. 216—221.) soll jedoch nach Schlosser „Zur Beurtheilung Napoleons I. 57. und 135. falsch sein, wobei er sich auf mündliche Mittheilungen der Herzogin St. Leu bezieht.

dem Einen, noch dem Andern so zugethan, daß sie sich für ihr Leben mit ihm zu verbinden gewünscht hätte. Sie liebte vielmehr den General Duroc, und dieß war auch nach Bourienne's Versicherung, der hierüber ausführlich spricht, dem ersten Consul nicht unbekannt. Aber Josephine wünschte diese Verbindung, sie wollte unter ihren Schwähern einen haben, auf den sie sich bei der übeln Gesinnung von Bonaparte's Brüdern gegen sie verlassen konnte. Daher stellte sie sich auch, die Liebe ihrer Tochter zu Duroc und die Correspondenz derselben, die durch Bourienne's Hände ging, nicht zu wissen, und brachte es endlich durch ihre Geschicklichkeit, ihre Liebkosungen und allerhand feine Kunstgriffe, die sie so geschickt anzuwenden wußte, bei ihrem Gemahl dahin, daß er einwilligte. „**Le boudoir étoit souvent plus fort que le cabinet,**" sagt Bourienne von der damaligen Zeit. Derselbe zweifelte, daß Hortensia ihren Oheim würde heirathen wollen. „Sie wird schon müssen," entgegnete Napoleon. Und so geschah es auch. Ludwig ließ sich bewegen, Hortensien zur Gemahlin anzunehmen, die ihn bis dahin stets vermieden hatte und ihm wenigstens eben so viel Gleichgültigkeit, als er ihr Widerwillen bezeigte. Diese Gesinnungen haben sich auch im Ganzen nicht geändert. Die Heirath ward am 3. Januar 1802 zu Paris vollzogen, aber beide Gatten lebten fast immer getrennt von einander und sind in diesem Verhältnisse auch nach der Auflösung des Napoleonischen Reiches geblieben.

Im Jahre 1806 mußte sich Ludwig entschließen, König von Holland zu werden. Es erschien, um der Sache doch einigen Schein zu geben, eine holländische Deputation in St. Cloud, um den Kaiser um die Ueberlassung des Prinzen Ludwig zu ersuchen. Dieser Deputation stellte der Kaiser auch den jungen Ludwig Napoleon vor, der damals fünf Jahr alt war, und der Prinz, um sich liebenswürdig zu zeigen, declamirte ihnen die Fabel vor von den Fröschen, die einen König verlangen. Wenigstens galt diese Sache lange am Hofe für wahr. Ludwig konnte sich bei seiner Ankunft in Holland, so sagt sein Bruder, nichts Schöneres denken, als wenn man von ihm sagte, er sei ein guter Holländer,

und so gab er sich denn gänzlich der englischen Partei hin, begünstigte die Schmuggelei und hatte Gemeinschaft mit unsern Feinden. Einen solchen Vorwurf hat Ludwig nicht allein in den von ihm im Jahre 1820 bekannt gemachten **Documens historiques sur le gouvernement de la Hollande** widerlegt, sondern auch durch die Art seiner Regierung in Holland. Des ehemaligen Herrschers Milde wird in Holland noch jetzt anerkannt. Es ist noch unvergessen, wie er bei der fürchterlichen Explosion des Pulverschiffes in Leyden die größte Menschenliebe zeigte, selbst mit Hand zur Rettung anlegte und große Summen für ein erhaltenes Leben bot. Man erzählt noch jetzt von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart republikanische Gebete gen Himmel geschickt habe. Seine Minister wollten, er solle den Frevler bestrafen. Nein, sagte er stolz, er wolle ihn nur belehren. Er ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische auseinander. Ludwig liebte es, Reden zu halten, von den Pflichten eines Königs, von allgemeiner Menschenliebe zu sprechen. Das mißfiel aber dem Lakonismus seines Bruders Napoleon, er nannte dieß Humanitätswahnsinn und schrieb ihm die beleidigendsten Briefe. Ein solcher vom 3. April 1808 steht im Memorial von St. Helena und ist nebst den dazu von Napoleon gemachten Bemerkungen ein schlagender Beweis für die verächtliche Art, mit der er Brüder und Verwandte in seiner übeln Laune behandelte. *) Dem Könige Ludwig aber blieb bei seinem strengen und sittlichen Ernste von dem Augenblicke an, wo Napoleon von der Schelde, von dem Rheine, von der Maas nur noch wie von den Adern des großen französischen Staatskörpers sprach, wo er sah, daß die Einführung der Conscription, die Herabsetzung der

*) Las Cases, IX. 69—73. Dahin gehört auch jener Brief Napoleons, vom 20. Mai 1810, an seinen Bruder, in welchem er erklärt, daß der Hauptzweck seiner Politik sei, den deutschen Geist auszutreiben (depayser l'esprit allemand), in den erwähnten Documens historiques III. p. 287. Vergl. auch die Betrachtungen der Frau von Stael über die franz. Revolution, IV. 438. flgd.

öffentlichen Schuld und die strenge Handelssperre seinem Lande die tiefsten Wunden schlagen müßten, nichts Anderes übrig, als die Krone niederzulegen. Er that es am 1. Juli 1810 zu Gunsten seines Sohnes Napoleon Karl. „Alles, was in dieser Sache öffentlich geschehen ist, sagt Goethe, geht aus der innersten Ueberzeugung eines Wesens hervor, dem der Friede und die Ruhe eines guten Gewissens das schätzbarste Kleinod auf Erden sind, und mehr als der Besitz eines Thrones gelten."

Ludwig verließ Holland und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt. Er nahm seinen Aufenthalt nach dem Sturze Napoleons erst zu Grätz zu Steiermark, dann in Florenz, wo er unter dem Namen eines Grafen von St. Leu ein stilles, den Erinnerungen an seine Vergangenheit, über die er gern spricht, und den Wissenschaften gewidmetes Leben führt. Der Dichtkunst hat er sich schon früher mit besonderer Liebe zugewendet: einige Romane, besonders der im Jahre 1812 erschienene Roman: **Marie ou les peines de l'amour**, zeigen eine durchaus sittliche Tendenz, wenn gleich die Erfindung etwas matt ist. Hier schrieb er auch im Jahre 1828 seine Prüfung von Scott's Geschichte Napoleons, in der zwar nicht Alles widerlegt ist, was er zu widerlegen beabsichtigt, die Wärme aber, mit der er sich seines Bruders annimmt, höchst achtungswerth ist. Seine Gemahlin, zwar fortwährend von ihm getrennt, jedoch ohne feindliche Gesinnung, hält sich in Rom während des Winters auf, im Sommer bewohnt sie seit mehreren Jahren das Schloß Arenenberg am Bodensee, unter dem Namen der Herzogin von St. Leu, den sie nach der Besitzung in Frankreich angenommen hat, die ihr Stiefvater im Jahre 1810 nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich ihr überwiesen hatte. Hortensia war für Napoleon von dem Augenblicke, wo sich ihre Mutter mit ihm verheirathet hatte, stets der Gegenstand seiner innigsten Sorgfalt gewesen, wie unter Anderm daraus hervorgeht, daß er sie sowohl als die übrigen Damen schon am sechzehnten Brumaire (wo für ihn so viel auf dem Spiele stand) aus der Stadt hatte nach Ecouen bringen lassen, damit sie durch die Unruhen

nicht gestört oder unnöthig erschreckt werden sollten.*) Und diese Zärtlichkeit blieb der Stieftochter selbst nach der Scheidung ihrer Mutter, gleichsam als ob der allmächtige Mann auf diese Weise in etwas doch das Herz der so tief verwundeten Mutter erfreuen wollte. Nicht minder trug er diese Zärtlichkeit auf Hortensia's Kinder über: ihr ältester Sohn, Napoleon Carl, der am 10. October 1802 geboren war, ward von ihm wie sein Sohn betrachtet. Ja er hatte unstreitig große Pläne auf das Leben dieses Kindes gebaut, dessen plötzlicher Tod in Haag am 5. Mai 1807 ihn daher mit der größten Betrübniß erfüllte. Unverstellt und wie ein leiblicher Vater spricht er diesen Schmerz in den vor Kurzem gedruckten Briefen des Kaisers an seine Gemahlin Josephine (deren Aechtheit wir nicht bezweifeln können) aus. „Man sagt," schreibt er an Hortensia, „Sie liebten nichts mehr, Sie wären gleichgültig gegen Alles, und ich sehe das aus Ihrem Stillschweigen. Das ist nicht gut, Hortensia! Das ist nicht, was Sie uns versprachen. Ihr Sohn war Alles für Sie. Ihre Mutter und ich sind also nichts!" Dann muntert er sie auf, gegen den kleinen Ludwig Napoleon (ihren zweiten Sohn) nicht ungerecht zu sein, ihre Gesundheit nicht zu zerstören und sich Zerstreuung zu machen." Dieß Kind ernannte er zum Kronprinzen von Holland am 5. Mai 1807, zugleich zum Großherzog von Cleve und Berg am 3. Mai 1809, wobei er die merkwürdigen Worte sprach, daß er zuerst französischer Prinz wäre, dann erst Kronprinz von Holland und Großherzog von Berg sein dürfe. Auf diesen Prinzen und auf den dritten Sohn Hortensia's schien er mehrere Jahre die besondere Hoffnung seiner Dynastie zu setzen: denn er schrieb aus dem Feldlager zu Ebersdorf im Kriege gegen Oestreich sehr ungehalten an Hortensia, daß sie sich ohne seine Erlaubniß aus Frankreich in die Bäder von Baden entfernt, und vorzüglich darüber, daß sie seine beiden Neffen mit sich genommen habe. Er gebietet ihr daher, sie eine Stunde nach Empfang seines Briefes nach Straßburg zurückzuschicken, indem sie Frankreich niemals verlassen dürfen.

*) Nach Schlosser, a. a. O. I. 224.

Die große Liebe Napoleons zu Hortensia und zu ihrem erstgebornen Sohne scheint die Veranlassung zu dem vielfach verbreiteten Gerüchte gewesen zu sein, es habe zwischen Napoleon und Hortensia eine geheime Verbindung bestanden, und die Frucht derselben sei Ludwig Napoleon gewesen. Ja in den unter Fouché's Namen erschienenen Memoiren wird Josephine sogar beschuldigt, dem Stiefvater die eigene Tochter in die Hände gespielt zu haben, da sie selbst der Hoffnung beraubt war, dem Throne einen Erben zu geben. Aber wie zuchtlos auch immer die napoleonische Zeit in Frankreich, und wie locker das Band der Ehe war, so widerspricht doch Josephinens Charakter, ihre innige Liebe zu ihrer Tochter, so wie auch der sonst ganz makellose Ruf der letztern einer solchen Beschuldigung auf das Lebhafteste, die auch unmöglich mit ihrer bekannten, oft sehr großen Eifersucht sich vereinigen ließe. Auch ohne die bestimmte Widerlegung eines solchen Verhältnisses in den Memoiren Bourienne's und der Herzogin von Abrantes,*) von denen der erstere besonders mit der Vertheidigung Napoleons von ihm selbst beauftragt zu sein erklärt hat, halten wir das ganze Verhältniß in allen seinen Ausschmückungen (wie z. B. in den berüchtigten **Amours de Napoléon Bonaparte**) für eine bloße Erdichtung. Aber daß ein solches Gerücht allgemein geglaubt werden konnte, schildert hinlänglich die Zeit und die sittlichen Verhältnisse in der napoleonischen Familie. Daß Napoleon für Liebe nicht unempfänglich war, ist hinlänglich bekannt. Madame Fourès in Aegypten, die schöne Polin Valeska auf dem Schlosse Finkenstein, die ihm späterhin nach Elba folgte,**) die berühmte Sängerin Gazzani und andere Frauen sind dafür genügende Zeugen, so daß Ludwig Napoleon wohl zu viel behauptet, wenn er sagt, daß man

*) Bourienne, IV. 221 flgd. V. 23. 166—168. Abrantes, III. 246. Gegen das Gerücht spricht auch Napoleons Kammerdiener Constant (Denkwürdigk. I. 59 64.), nicht minder Walter Scott (XVII. 26.), der selbst nach Fouché's Aussage den Kaiser solcher Schändlichkeiten im Kreise seiner Familie nicht für fähig hält. Man s. auch Thibaudeau's Memoiren über Napol. IV. 286.

**) Gagern, mein Antheil an der Politik unter Napoleon I. 171 flgd.

seinem Bruder kein außereheliches Liebesverhältniß Schuld geben könne. Was aber den Kaiser vorzugsweise an seine Stieftochter fesselte, das war ihr Geist und ihre unverstellte Anhänglichkeit an ihn. Sie liebte in ihm den großen Mann, den Schöpfer von Frankreichs Ruhme, den Mann des Volks, sie wollte (und mit ihr wollte dieß Josephine) ihn gern dem Innern seiner Familie erhalten, wo er so häuslich, freundlich und bürgerlich sorgsam für gute Sitte war. Daher wünschten auch beide, daß er sich nicht zum absoluten Monarchen machen möchte, sie hatten sich ja bis dahin so wohl bei dem Manne gefühlt, der seine Herrschaft nur auf sein eignes Verdienst begründet hatte, nicht auf die morsche Stütze von Titeln und Namen. Beide hatten, und Josephine ganz besonders, noch andere Gründe, den Planen derjenigen Leute entgegenzuarbeiten, die wieder große Herren werden und auf dem alten Fuße leben wollten. Der Widerstand ging darum nicht weniger aus ihrem Innern hervor, und wer die Töchter kennt, wird nicht bezweifeln, was Thibaudeau von der Mutter erzählt. *)

Als die Kaiserherrlichkeit in Frankreich zertrümmert war, durfte Hortensia noch in Paris verweilen. Aber ihr Palast diente von jetzt an allen alten Anhängern Napoleons zum Sammelplatz, ihr Eifer zur Ermunterung, und ihr Gold, ihre Wechsel und ihre Diamanten zur Unterstützung der Pläne, die des Kaisers Zurückführung nach Frankreich bezweckten. Daher mußte sie auch nach Napoleons zweiter Abdankung nebst den übrigen Gliedern seiner Familie das Land meiden, und nur höchst ungern schied sie aus dem schönen Frankreich, wo sie so lange als eine der ersten Frauen geglänzt, und Künstler, Gelehrte und Dichter

*) In den Mém. sur le consulat p. 237. sagt er: „à la verité Mme. Bonaparte prévoyoit peut-être sa chûte dans l'élévation de son mari au thrône, mais un instinct délicat qui chez les femmes tient souvent lieu de pénétration ne lui laissait pas voir sans effroi règner sur les ruines de la république un homme qui devoit à la république sa grandeur et sa gloire.“ Damit ist Schlosser a. a. O. I. 157. II. 166. 195. zu vergleichen.

in ihren Abendgesellschaften um sich versammelt hatte. Aber auch den Namen einer wohlthätigen, gütigen Fürstin nahm sie mit sich. Von da an hielt sie sich abwechselnd in der Schweiz, in Italien und Deutschland auf, bis sie endlich das Schloß Arenenberg zu ihrem Wohnsitz erwählte. Ihre beiden Söhne lebten abwechselnd bei ihr und bei dem Vater. Der älteste hatte seine Cousine Charlotte, die Tochter des ehemaligen Königs Joseph von Spanien, im November 1825 geheirathet und beschäftigte sich mit landwirthschaftlichen Unternehmungen, der jüngere, Ludwig, studirte bis zum Jahre 1831 in der Militärschule zu Thun im Canton Bern das Artillerie- und Genieweſen. Als aber die Julius-Revolution 1830 ausgebrochen war, glaubte Hortensia ihre lang genährten Wünsche verwirklicht zu sehen. Ihre beiden Söhne waren indeß entschiedene Republikaner geworden und hatten so die Humanitätsgrundsätze des Vaters verkehrt. Um so schneller schlossen sie sich der italienischen Insurrection im Jahre 1831 an, ganz gegen den Willen ihres Vaters, der sie auf alle Weise zur Umkehr zu bestimmen suchte. Doch schon am 17. März 1831 starb der ältere Napoleon im Lager zu Forli an den Masern (nicht vergiftet, wie damals berichtet ward), den jüngern nahm die trostlose Mutter zu sich und reiste mit ihr unter fremden Namen durch Italien über Genua nach Frankreich, wo sie in Paris den König Ludwig Philipp selbst anzutreten und ihn für sich zu interessiren gedachte. Sie gelangte allerdings zur Audienz bei ihm, während ihre Ankunft in Paris so geheim als möglich gehalten wurde. Ludwig Philipp war fein, artig, huldreich gegen sie, beklagte ihre Verbannung, äußerte auch, daß sie und andere Mitglieder ihrer Familie gerechte Geldforderungen an die französische Regierung hätten, und daß dieß auch den Kammern vorgelegt werden sollte. Bei diesen Versprechungen, die Casimir Périer zum Theil in derselben Art wiederholte, blieb es aber, ja die Fürstin mußte schnell am Morgen des 6. Mai mit ihrem kranken Sohne Paris verlassen und sich nach England begeben. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte daselbst durchreiste sie Frankreich von Neuem, ohne jedoch Paris

zu berühren, und kehrte auf ihren Sitz am Bodensee zurück; ihr Sohn aber blieb in der Schweiz und hat sich nach den neuesten Nachrichten wiederum an die Partei der Bewegungsmänner angeschlossen. Die unpassende Art, in welcher ihr Aufenthalt in Paris späterhin in der Deputirtenkammer erwähnt ward, namentlich Périers Ausdruck, daß man ihr Unterstützung angeboten habe, veranlaßte die Fürstin, einen Bericht über diese Reise dem Pariser Buchhändler Levasseur zu übergeben. So erschien jenes bekannte Buch 1833 im Druck. —

Amalie, Herzogin von Weimar.

Briefe von ihr und an sie.

Für die Bedeutung des weiblichen Geschlechts hat in neuester Zeit eine glänzende Epoche begonnen. Den deutschen Frauen besonders scheint jetzt ihr Tag gekommen, wo allgemein bewunderte Beispiele von ihnen Zeugniß ablegen sollen, daß die Natur ihrer Begabung doch höher hinausreicht, als bloß die häusliche und physische Seite des Lebens auf anmuthiger Vegetationsstufe darzustellen. Ihre Geschichte, die im Durchschnitt bisher nur ein Lafontainescher Familienroman, eine Claurensche Erzählung oder eine Vossische Wirthschaftsidylle mit Kaffee und Kuchen war, muß nun eine andere Wendung nehmen, und wir wollen sehen, was wir fortan besitzen werden an diesen besseren Hälften des Lebens, von denen sogar der kalte, aber großsinnige Lessing sagte, daß in ihnen die Natur ihr Höchstes habe schaffen wollen, aber sich nur im Thon vergriffen, und ihn zu fein genommen habe; sonst sei Alles besser an ihnen als an uns! Dies war ein kühner Ausspruch zur Zeit der Reifröcke und Puderhaare und etwas bloßer Brust aus Ludwigs XIV. Regime, und die Frauen sind Lessingen, von dem sie überhaupt zu wenig wissen, noch heut einen Ehrentempel dafür schuldig. Nicht wird jedoch eine wiederkehrende oder höher ausgebildete Galanterie des Mittelalters den Frauen ihre Geltung erweitern, oder sie in die eigenthümliche Stellung erheben, deren sie in einem allseitig frei werdenden Zeitalter fähig sind, und wodurch die Ehe, die meistentheils eine Association zur beiderseitigen Vernichtung der Individualität geworden, gerade zur schönsten Blüthenstätte der in der Gegenseitigkeit gedeihenden Persönlichkeit werden könnte. Denn jene mittelalterliche Galanterie war bloß die Form einer

Romantik, deren Huldigung nicht in dem Werth ihres Gegenstandes selbst beruhte, welcher damals ziemlich hausbacken sein konnte, während es doch Ritterpflicht war, jenem ursprünglich mystischen Frauendienst, der sich auf den Dienst der heiligen Maria zurückführt, nachzuhängen, und den Reiz der phantastischen Aventüre daran aufzusuchen. Nein, die Frauen müssen jetzt selbst als Ritter ihres Geschlechts auftreten, und entweder durch Art und Kunst ihrer Bildung und ihrer Wirksamkeit im geselligen Leben, oder durch Weise und Kraft eines eigenen Thuns und Hervorbringens, wenn eine die Gabe davon hat, beweisen, was höchste und ächteste Weiblichkeit ist. Die Frauen, sonst bloß eine Sache, müssen jetzt ihre Individualitäten geltend zu machen anfangen! Und sind nicht wundersame Frauengebilde unter uns auferstanden, die, nach weiblicher Sitte lange im Stillen verborgen, doch endlich mit dem Reichthum ihrer großartigen Bildung der Oeffentlichkeit anheimgefallen sind, davon zeugend, daß die Organe ihres Geschlechts nicht bloß für die Fortpflanzung berechnet! Man staune sie nicht als Ausnahmen an, die nichts Allgemeingültiges hätten! Die Ausnahme verdient mehr Beachtung als die Regel, es giebt nichts Herrlicheres im Leben als eine Ausnahme! Die Ausnahme ist der höchste Repräsentant des Wahren und Schönen. Rahel ist eine große, dunkelgestaltige, sibyllinische Ausnahme: aber sollen darum ihre Weissagungen von einem geistigen und innenbewegten Leben ihres Geschlechts verloren gehn und vernichtet werden, wie die zu theuer befundenen Bücher der Cumäischen Prophetin? Bettina, das Kind, ist eine geniale, koboldartige, nur freilich etwas gekünstelte Ausnahme: aber soll darum das Zaubermährchen ihrer wundersamen Liebesneigung, diese phantastische Predigt von süßer Einheit der sinnlichen und geistigen Natur, unwirksam bleiben für die Befreiung des Weibes von Prüderie und von den Gefahren der häuslichen Prosa? Und manche andere weibliche Gestalt, zart und tief, herrliche Seele und mächtige Erscheinung, die bisher nur sich selbst und engerm Kreise angehörte, harrt noch des Augenblicks, um hervorzutreten, und Be-

sitzthum der Welt zu werden! Wenn ein Türke den Glauben hegt, daß den Frauen bei der Schöpfung keine Seele zu Theil geworden, so ist das eben ein Türke, und ein Türke hat seinen Harem, worin er sich für den Uebelstand zu entschädigen weiß, daß seine Weiber nichts als einen Leib besitzen! Der geistige Reiz an den Frauen ist ebenso groß und süß, als ihr natürlicher und sinnlicher. Ihr Prüden und Frommen, die ihr recht sittlich und dem Sinn tugendhafter Altvordern gemäß zu handeln glaubt, wenn ihr euch eure Eheweiber bloß für das Bett nehmt und für die Küche, um in beiden nur etwas Legitimes zu haben, und die ihr jede höhere Einigung des sinnlichen und geistigen Elements als eine Frivolität verdammt und verketzert, wie gemein und unsittlich ist eure Gesinnung! Die geistige Bedeutung einer ganzen Hälfte des menschlichen Geschlechts verkennt ihr, ihr seid die Frivolen! So ist auch die oft aufgeworfene Frage, ob die Frauen schreiben und an Literatur Theil nehmen dürfen oder nicht, von vorn herein eine lächerliche, die als solche nicht beantwortet zu werden braucht. Was ist denn Literatur? Liegt sie außer der Welt? Ist sie etwas Unmenschliches? Gehören Beinkleider dazu, um die Blüthe menschlicher Cultur mitzugenießen? Wie mißlungen und psychologisch unverstanden treten aber selbst bei den meisten Dichtern die weiblichen Figuren auf! Das kommt daher, weil so Wenige edler hochgebildeter Frauen vertrauten Umgang genossen, und was ist ohne diesen ein Dichter! Unter den Deutschen hat Goethe zuerst und am meisten sich auf Schönheit und Wunderbarkeit weiblicher Charaktere im höheren Stil verstanden. Das hat er dem warmen Leben abgelauscht und abgeschrieben, und er übte selbst einen magischen Zauber aus auf Frauenherzen, die er, wie Dichtung und Wahrheit zeigt, bald zu beglücken, bald zu zerknicken wußte, ein grausamer Gott, in dessen Armen die Erdentöchter sterben. Jean Paul hat nichts von den Weibern verstanden, da er ihnen die Blumenglocke des Körpers genommen hat, sie in Jean-Paulsduft verschweben lassend. Tieck hat die Weiber gekannt als Mensch, aber nur sehr materiell; die verschiedenen Fleischsorten derselben hat

er im Sternbald und William Lovell überraschend charakterisirt, aber wahre dichterische Gestaltungen sind ihm weder im höhern noch niedern Sinne eigenthümlich geglückt.

Man hat den thatsächlichen Einfluß der Frauen auf ganze Perioden der Literatur und der Bildung noch viel zu wenig hervorgehoben und eingesehen. Und doch gehört er der Culturgeschichte mit an und verdient als ein Moment darin aufgezeichnet zu werden. Nach manchen Seiten fehlen auch noch die nöthigen Ueberlieferungen dazu. Entschieden hat aber eine hochgestellte Frau zu einer literarischen Periode in Deutschland gewirkt, welche, wie entfernt wir ihr auch bereits stehen, immer als die bedeutsamste für das Werden einer deutschen Nationalliteratur anerkannt werden wird.

Es ist die Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar.

In früher Zeit des deutschen Lebens war sie eine anmuthige und feine Gestalt, mit ungewöhnlicher Gründlichkeit der Bildung, Geschmack, Grazie und Sinn für das Schöne verbindend, wie es den übrigen Deutschen damals etwas Seltenes und Unerhörtes sein mußte. An sie zu erinnern, reizt mich theils die hier aufgenommene Betrachtung der Geschichte der Frauen, theils werde ich durch eine Reihe eigenhändiger Briefe der Herzogin Amalie dazu veranlaßt, die, ein schönes Denkmal ihres Geistes, hier vor mir liegen, und in dem in einigen Wochen erscheinenden ersten Bande des Nachlasses K. L. v. Knebels, an den sie gerichtet sind, eine Stelle finden werden.

Anna Amalie, eine braunschweigische Prinzessin, war am 24. October 1739 geboren. Als neunzehnjährige junge Witwe, nachdem sie ihren Gemahl, Herzog Ernst August Constantin, durch den Tod verloren, trat sie an die Spitze der Landesverwaltung, und traf in einer trüben Zeit des siebenjährigen Krieges die musterhaftesten Anstalten für das Wohl des ihr anvertrauten Ländchens, eine Thatkraft bewährend, die ihr unter größeren Verhältnissen eine historische Bedeutung verschafft haben würde. Zum Erzieher ihres genialen Sohnes, Karl August, erwählte sie sich den damals feingebildeten Deutschen, Wieland.

Bald darauf wurde Knebel der Erzieher ihres zweiten Sohnes, des Prinzen Conſtantin. Und nun währte es nicht lange, ſo rundete ſich jener glänzende weimariſche Kreis, der die ausgezeichnetſten deutſchen Geiſter vereinigte, unter den Auſpizien und dem Vorſitz dieſer liebenswürdigen Fürſtin immer vollſtändiger aus. Ihr Luſtſchloß Ettersburg, und beſonders das reizende Tiefurt, welches Knebel angelegt, wurden der häufige Verſammlungsort einer deutſchen Geſellſchaft, wie ſie nicht ſobald zum zweiten Mal an einem deutſchen Hofe ſich zuſammenfinden wird. Am letzteren Orte entſtand, gewiſſermaßen unter der Herzogin Redaction, das Tiefurter Journal, das nur handſchriftlich und zum Gebrauch des geſelligen Kreiſes zuſammengeſtellt wurde, mit Beiträgen von Wieland, Goethe, Herder, Knebel, Seckendorf, Einſiedel u. A. und welches Jeder, der auf ſeiner Reiſe in dieſen Gegenden den lohnenden Abſtecher von Weimar nach Tiefurt nicht ſcheut, nicht verſäumen ſollte, ſich von dem Gründe annehmenden Caſtellan dieſes Schloſſes vorzeigen zu laſſen. Der Herzogin fehlte es zugleich nicht an jener klaſſiſch gelehrten Bildung, die zu ihrer Zeit für höher und weſentlicher erachtet wurde, als es heut noch unter uns der Fall iſt. Sie war des Lateiniſchen ſehr mächtig, und erlernte noch in ihren ſpätern Jahren von Wieland das Griechiſche. Eine Ueberſetzung mehrerer Elegien des Properz, die viel Geſchmack verräth, habe ich in ihrer eigenen Handſchrift geſehen. In ihren Abendzirkeln, zu denen ſie wöchentlich einmal die großen Dichter und Denker ihrer Umgebung verſammelte, wurden die wichtigſten Gegenſtände in freieſter Mittheilungsweiſe verhandelt.

Von ihren Briefen an Knebel mögen hier einige zur Probe folgen. Um einen weitern Einblick in die ganze Art dieſer Verhältniſſe und dieſes gegenſeitigen Verkehrs zwiſchen Fürſtin und deutſchen Schriftſtellern zu gewähren, füge ich dann noch zwei Briefe hinzu, von Herder und Wieland an die Herzogin geſchrieben, in deren Beſitz ich durch einen günſtigen Zufall gekommen bin.

Th. M.

Herzogin Amalie an Knebel.

Weimar, den 8. November 1782.

Sie können glauben, lieber Knebel, daß mich Ihre guten Wünsche bei Gelegenheit meines Geburtstages sehr gefreut haben; ich bin überzeugt, sie kommen aus dem Herzen eines Freundes, und meine Freunde machen mir diesen Tag lieb, denn sie machen mir durch ihre freundschaftliche Theilnehmung das Leben süß. Wie innig würde es mich freuen, wenn sie mir Gelegenheit geben, sie überzeugen zu können, wie sehr ich ihnen ergeben bin. Goethe hat mich durch ein Geschenk von allen seinen ungedruckten Schriften sehr erfreut; sollte das einem nicht schmeicheln, lieber Knebel? ich bin aber auch ganz stolz darüber.

Da Ihnen Thusnelda*) von meinem Aufenthalt in Wörlitz einige Nachrichten gegeben hat, so will ich weiter nichts davon sagen. Aber das müssen Sie wissen, daß meine Imagination etwas gelitten hat, denn ich ruhe und raste nicht, bis ich Tiefurt in einen (dürft' ich doch sagen!) beinahe ähnlichen Zustand gebracht habe. Kaum war ich wieder zurück, stürmte ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erstaunt über meine erhabenen Ideen, und in der That, die Hand wurde daran gelegt. Das Lohhölzchen wurde umgeschaffen, und in einen solchen Zustand gesetzt, daß Faunen und Nymphen sich nicht zu schämen brauchen, ihren Aufenthalt darinnen zu haben. Ich will Ihnen einen Plan schicken, den mir Goethe für die Entrée im Garten hat machen lassen, die, wie Sie wissen, etwas eng im Raum ist. Sie kennen ja wohl das bekannte Sprüchwort: les petites choses engendrent des grandes. —

Das Portrait, was Sie mir von dem Herzog von Glocester machen, gefällt mir sehr, es ist etwas selten, aber desto liebenswürdiger. Von Fürsten haben wir hier nichts; hingegen sind wir immer mit sonderbaren Menschen gesegnet; wir besitzen für jetzt einen großen Theosophen, Namens Oberreits aus der Schweiz; das Mystische wird so Mode bei uns, daß alle Damen sich hier mit mystischen Wohlgerüchen parfümiren; dieser Brief, welcher damit gesalbt worden ist, soll Ihnen einen kleinen Echantillon davon geben.

Mein alter Oese ist hier gewesen, und war so galant, daß er zu meinem Geburtstag kam, und viele schöne Gaben mitbrachte; ich habe ihn lange nicht so vergnügt und so gut gesehn, als dieses Mal. Villoison läßt viel Schönes sagen, die kleine Werthern desgleichen; sie läßt Ihnen noch sagen, sie wollte morgen recht viel tanzen, und das bei mir. Hiermit endigen sich meine Neuigkeiten; ich kann aber nicht endigen, ohne Ihnen ernstlich zu versichern, wie sehr ich aufrichtig bin

Ihre Freundin

Amelie.

*) Fräulein von Göchhausen.

Ich habe vergessen, Ihnen zu danken für den schönen Beitrag für das Tiefurter Journal. Wollten Sie auch wohl so gut sein und hübsches Spielzeug aussuchen für unser kleines Kind, denn Weihnachten naht heran.

* * *

Herzogin Amalie an Denselben.

Weimar, den 4. Januar 1784.

Da ich mir gewöhnlich zum heiligen Christ den Spaß mache, meinen Freunden ein kleines Andenken zu bescheeren, so schicke ich Ihnen hier auch eins; und wenn wir Deutsche nicht so schwerfällig wären, und könnten schon Luftreisen, wie unsre lieben Nachbarn, die Franzosen, thun, so würde ich selbst auf einem globe aërostatique angefahren kommen, um es Ihnen selbst zu bescheeren. Indessen wünsche ich von Herzen, daß es Ihnen so viel Spaß, als mir Vergnügen macht, Ihnen darzuthun, wie gern ich alle Gelegenheiten ergreife, Ihnen meine aufrichtige Freundschaft zu zeigen.

Unsere größte Neuigkeit wird Ihnen schon bekannt sein, daß wir nämlich eine Truppe deutscher Comödianten haben, die ganz leidlich ist und mir gewiß mehr Spaß macht, als alle die Scenen, die le Confiturier Saxon mir immer bemüht ist zu geben. Mein Fleiß in dem Griechischen geht mit großen Schritten, diesen Winter studire ich den Aristophanes, welchen ich zuweilen mit Wieland lese; ich finde an ihm sehr viel Vergnügen, sein beißender Witz ist unerschöpflich, und mit allem dem hat er so viel Grazie, daß man ihm Alles gern vergiebt, auch selbst seine schmutzigen Sachen. Ich habe mit den Frösch en den Anfang gemacht, die so gut auf unsere Zeiten passen, daß, wenn Aristophan jetzt noch lebte, er nicht besser über unsere μουσικὴ χελιδονῶν und λωβητοὶ τεχνῆς sprechen könnte!

Wieland hat abermals seinen Witz auf mich schießen lassen. Thusnelde wird es Ihnen abschreiben und schicken; es ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich was darüber sagen könnte; des alten Poeten sein Witz ist einer Grube gleich, deren Ausbeute den Werth an Gold und Silber weit überwiegt.

Leben Sie wohl, lieber Knebel, und lassen bald von sich hören.

Amelie.

* * *

Herzogin Amalie an Denselben.

Neapel, den 13. September 1789.

Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie sehr Sie mich durch Ihr liebes Andenken erfreut haben; sein Sie versichert, lieber Knebel, daß, ob ich schon im Genuß der schönsten Natur lebe, mir doch eine liebe be-

kannte Stimme von dorther sehr willkommen ist. Wie sehr wünschte ich, daß ich, auf Art der Napolitaner, mit Allegorien und feinen Sprüchwörtern die Schönheit der Natur hier beschreiben könnte, um Ihnen Lust zu machen, sie selbst einmal in Augenschein zu nehmen. Die Napolitaner sagen wohl mit Recht: è un pezzo di cielo caduto in terra.

Könnten Sie nur einen hiesigen Mondenschein sehn, wenn er, schöner als die Thüringische Sonne auch in den wärmsten Abenden bei uns untergeht, hier majestätisch hinter dem Vesuv hervortritt, auf der Spitze desselben ruht und die ganze Gegend begrüßt, deren glühender Purpur nur dem neuen Lichte weicht. Der dunkelblaue Himmel, dessen brillantirte Sterne den Mond zu umkränzen und lieblich um ihn zu tanzen scheinen; die funkelnde Milchstraße mit ihren Millionen Sternen, die, wie der Gürtel der Venus, den ganzen Erdkreis mit Liebe zu umgeben scheint; dieses Alles doppelt in dem silbernen Meere widerscheinend, das ruhig und stille alles das Schöne aufnimmt, womit es rund umgeben ist: — aber ich komme mir ordentlich wie ein elender Schmierer vor, der ein Gemälde von Rafael copirt, indem ich eine Scene der Natur beschreibe, die nur durch Anschauen und Gefühl kann genossen werden; auch will ich schweigen und es Ihrer fruchtbaren Imagination überlassen, sich selbst ein Bild davon zu machen.

Was die französische Revolution betrifft, so traue ich mir nicht darüber zu urtheilen, aber ich glaube, man könnte über den jetzigen Zustand der Franzosen einem gewissen Griechen nachsprechen, der zu Solon sagte: chez vous les Sages discutent, et les foules decident. Bis jetzt ist es noch eine völlige Anarchie; ob etwas Gutes herauskommen wird und kann, muß die Zeit lehren. Man erwartet hier viele französische Prinzen mit Weib und Kindern.

Sagen Sie Herdern von mir tausend schöne Sachen und melden Sie, daß der Mr. Caco oder Sacco ein determinirter Antiroyalist geworden sei, und dadurch seine stumpfe Nase noch einmal so hoch trüge und noch viel decidirter geworden sei.

Die Zeit ist zu kurz, Ihnen, lieber Knebel, mehr zu schreiben. Grüßen Sie den alten Wieland mit seiner schönen gestickten Robe und die Frau von Kalb von mir. Wie geht es denn ihrem Manne? Man sagt, alle fremden Regimenter sollten abgedankt werden. Adieu, bald hoffe ich Ihnen mündlich sagen zu können, wie sehr ich bin

Ihre aufrichtige Freundin

Amelie.

* * *

Herzogin Amalie an Denselben.

Tiefurt, den 8. August 1806.

Es ist für mich das größte Vergnügen, von Ihnen, lieber Knebel, zu hören, daß Sie zufrieden sind von den paar Tagen, die Sie bei mir zu Tiefurt zugebracht haben, und auch dadurch meine Wünsche erfüllet worden sind, Ihnen meine Freundschaft zu bezeigen. Daß die berühmte Sauce à la Jartax nicht mag so gut gewesen sein als gewöhnlich, mag wohl nichts Anderes daran Schuld sein, als — wie Goullon le grand faiseur des sauces sagt: daß die verschiedenen Kräuter, womit sie assaisonnirt ist, sauer geworden und nicht mehr ganz frisch waren.

Das Leben von Schmettau beweiset hinlänglich, daß Oesterreich immer Das war, was es jetzt ist.

Auf den Mittwoch werde ich Ihnen Hugo Grotius schicken; der Autor dieses Buches wird Professor der Geschichte in Jena, und ist ein sehr guter Freund von Johannes Müller und vom Geheimen Rath Hufeland.

Eine traurige Nachricht muß ich Ihnen mittheilen, die Wieland bekommen von der Frau von La Roche, welche uns Alle hier sehr bestürzt hat und Ihnen gewiß leid thun wird. Nämlich sie schrieb, daß die Verfasserin von verschiedenen schönen Gedichten, Fräulein von Günderode, vor acht Tagen sich selbst entleibt hat. Sie lebte viel in dem Hause der La Roche und war eine Busenfreundin der Bettina Brentano, die auch sehr exaltirt ist und bekannt durch tolle Streiche, die sie vorgenommen hat. Man weiß aber nicht die Ursach, wie die La Roche schreibt, warum sie eine solche That an sich begangen habe. Die einzige Vermuthung wäre ein Brief, den sie den Abend vorher bekommen haben sollte, der sie traurig gemacht hat. Den andern Morgen fand man sie mit zwei Dolchstichen im Herzen am Ufer des Rheins todt, auch vermuthet man, daß sie sich habe in den Fluß stürzen wollen, wenn die Stiche nicht tödtlich gewesen, denn man fand, daß sie ziemlich große Steine um den Hals gebunden hatte.*) Welche schreckliche That! Der Idealismus hat schon manche Opfer dem Charon zugebracht. —

Indem bemerke ich, daß ich einen dummen Streich gemacht, und falsche Seiten beschrieben habe; vergeben Sie es mir, ich kann es nicht

*) Siehe „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde," Bd. I. S. 75—110, wo Bettine in einem Brief an Goethe's Mutter diese Begebenheit ausführlicher und genauer erzählt. — Ueber Caroline von Günderode, die ihre Gedichte unter dem Namen Tian herausgab, vergl. Schindel, die deutschen Schriftstellerinnen, Bd. I. S. 176—178. Aus den genaueren Zusammenstellungen über ihr Leben geht jedoch hervor, daß Bettine die eigentlichen Motive ihres Todes, die zum Theil in einer unglücklichen Liebe zu suchen, in ihrer Darstellung, worin sie nach ihrer Art bloß das Groteske und Romantische der That hervorgehoben, völlig unbeachtet gelassen hat. D. Red.

mehr ändern, weil die Zeit zu kurz ist. Der Bote will fort. Leben Sie denn wohl, und machen tausend Grüße an Frau und Kind!

Ihre

Amelie.

* * *

Herder an die Herzogin Amalie.

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Fürstin,

Weimar, den 18. September 1789.

Euer Durchlaucht gnädigstes Andenken ist mir in Ihrem lieben Briefe so erfreulich gewesen, daß ich im schönen Neapel und auf dem noch schönern Ischia mit meinem Geist selbst zu sein glaubte. Sonderbar sind dergleichen Gedanken in die Ferne: denn es fehlt nicht viel, daß ich, in Italien gewesen zu sein, ganz für einen Traum halte, weil alle Erinnerungen in eine so ganz andre Welt gehören. Ich kann es mir wohl denken, daß in recht barbarischen Zeiten man alle Erzählungen von außen her entweder ganz glaubte, oder ganz für Lügen hielt, wenn man nicht zum Glauben aufgelegt war; und wer weiß, kommt nicht die Zeit, da ich mich selbst besinnen werde, ob es wahr sei, daß ich in Rom und Neapel an E. D. Seite gesessen, hie und dort gewesen, diesen oder jenen Wundertraum gesehen habe. Ihnen, gnädigste Herzogin, wird es nicht völlig so gehen, Theils weil Sie länger in der Zaubergegend geblieben sind, als ich, Theils weil Sie eine weise Fürstin sind und alles mit mehrerer Zueignung sehen; indessen sehe ich doch die Zeit voraus, da auch Sie davon als von Träumen und Mährchen sprechen werden. Das glücklichste dabei ist, worüber ich mich auch und jedermann sich freuet, Euer Durchlaucht Gesundheit. Bringen Sie diese auch auf der langen Rückreise (die sich indessen auch in einen kurzen Traum verlieret) ungestört, heiter und fröhlich zu uns zurück; und ich bin gewiß, daß der schönste Genuß Italiens Ihnen in der Erinnerung noch erst bevorstehe. Diese Zauberin rückt Zeiten und Gegenstände nachher zusammen, läßt alle Mühe und Langeweile, kurz alle sich mit eindrängenden odiosa weg, und bereitet unsrer Phantasie, unserm Gebrauch und Gespräch eine reine vollkommene Nahrung. Was Lukrez von seiner Philosophie sagt:

> Süß, wenn tobender Sturm des Meeres Fluthen empöret,
> Ists vom sicheren Ufer der Schiffenden Arbeit zu schauen u. s.

wird auch Euer Durchlaucht Philosophie sein, sobald Sie in den stillen Hafen nach Tiefurt angelangt sein werden und dann zuweilen den Ueberblick des Zurückgelegten mit stolzer und froher Seele sich selbst gewähren.

Sie sehen, gnädigste Herzogin, wie sehr ich schon wieder impatriirt bin; Theils aus Liebe, Theils aus Noth habe ich mir die fremden Dünste

ziemlich aus dem Kopf gescheuchet, und lasse die Gedanken nur noch wie Sommervögel zuweilen um mich flattern; auch meine redselige Zunge ist ziemlich schon wieder verstummet; nur lasse ich mir meine Späße und Paradoxa, womit ich die Fräulein zuweilen böse gemacht habe, auch hier noch nicht nehmen: denn sie gehören wirklich zum Genuß des Lebens. Knebel sagte neulich: „es schiene, daß ich sie von meinem August lernte:" und wenn sie mir ausgehen, will ich sie auch wirklich von ihm lernen, und behalte mir blos vor, sie auf der Kanzel nicht zu brauchen. Auf dieser bin ich denn auch Gottlob schon einmal wieder gewesen; ich dachte, ich würde gar nichts hervorbringen können, und wie ich heraufkam, war es auch beinahe so. Da ich indeß jetzt weniger zu predigen habe: so will ich mir schon durchhelfen: denn im Grunde lernt sich Alles wieder. Wir haben uns, gnädigste Herzogin, aus Italien klare Augen geholt, und damit wollen wir uns schon durchhelfen; so lange uns guter Muth und im Nothfall Späße nicht verlassen, mit denen man Unmuth und lange Weile wegscherzt. Ich finde alle Menschen hier besser, als ich sie verlassen hatte, weil ich selbst besser geworden bin; wie sie mich finden, das kümmert mich minder. Der Prinz August ist einige Wochen hier gewesen, obwohl sehr kränklich. Goethe, Wieland, Knebel und ich haben da oft und fast täglich einige von uns gut und froh zusammen gelebt. Wieland ist von sehr gutem Humor, gleicher als ich ihn jemals gekannt habe; Knebel habe ich gedrückt gefunden, wovon die Ursachen sehr natürlich sind; Goethe hat sich eingerichtet, und es gelingt ihm alles, was er als Dichter, Philosoph, Künstler und sonst treibt, zu seiner und unser aller Herzensfreude. Er hat sich gegen mich sehr brav erwiesen, und ich bin ihm zehnfache Dankbarkeit schuldig, daß er mich von dem leidigen Professorpfade zurückgehalten hat. Der Weg ist breit und die Pforte ist weit, die zur Hölle führt, und ohne mich sind Schwätzer genug, die sie finden.

Den Herzog, der vor 8 Tagen weggereiset ist, habe ich etwas stiller und ich möchte sagen zusammengedrängter gefunden, als er sonst war: man sieht, daß ihn sein Dienst und sonstiges Verhältniß sehr beschäftigt; er hat sich aber gegen mich so edel und bieder gezeigt, daß ich ihn nicht genug loben kann. Er wollte mich noch mehr von meinen geistlichen Arbeiten losmachen, als es vor der Hand anging, oder ich selbst es nach Lage der Sache annehmen konnte. Von E. Durchlaucht habe ich ihm viel erzählt: er hat sich mit wahrer, gutmüthiger Theilnehmung nach allem erkundigt und E. D. Freude und Genuß wirklich als Freund und Sohn getheilet. Der Prinz Constantin ist auf ein paar Tage auch hier gewesen; er sieht gesunder als jemals aus, ja recht blühend im Gesicht, und ist gesetzt, wie es einem General gebühret. Der Dienst hat ihm wirklich wohl gethan, und E. D. werden sich seiner freuen, wenn Sie ihn wiedersehen. Ich schreibe von lauter Männern; denn da ich als Geistlicher in die ga-

lante Welt nicht gehöre, und E. D. darüber von Ihrem galanten Ober-Kammerherrn und Reisemarschall ohnstreitig bessere Nachricht werden erhalten haben, als ich zu geben vermag: so übergehe ich diesen, den schönsten und Haupttheil der Schöpfung mit ehrerbietigem Stillschweigen, und nehme mir die Freiheit, noch einige häusliche Kleinigkeiten hinzuzufügen, die E. D. nach Ihrer Güte gegen mich wenigstens verzeihen werden.

Meine Frau befindet sich ziemlich wohl; sie war zuerst mit ihrem wiedergekommenen Herrn Gemahl hie und da nicht recht zufrieden, sie ergiebt sich aber jetzt nach der angebornen weiblichen Güte und Geduld so ziemlich in ihr Schicksal; nur an ihren neuen Ehrennamen kann sie sich noch nicht recht gewöhnen. Euer Durchl. hat sie neulich einen ganzen Extract unsres neuen hiesigen Etablissements gegeben, das uns eben so vorkommt, als wenn sich die Schwalbe ihr Nest neu zusammen flickt; geben Sie uns, gn. Herzogin, einen guten Wunsch, daß es wohl geflickt sein möge. Die Kinder sind alle wohl, und Gottfried, der eben jetzt die Masern auf die beste Weise hat, ist seit meiner Abwesenheit recht stark in der Musik worden. Er spielt Haydn's 7 Worte auf dem Clavier recht schön, und soll auch einiges von meinem Mitgebrachten seinen Fingerspitzen mittheilen. Fahren Sie fort, gnädigste Herzogin, hübsche Musik zu sammlen: sie wird uns hier zu großer Freude gereichen. Cranz, den ich neulich in einem kleinen Concert gehört habe, spielt recht schön; und es wird sich manches hier geben lassen, was uns in Weimar noch erquickender sein wird, als in des Cardinals oder Senators musikalischen Schwitzstuben; für diese hat das Klima bei uns gesorget. Ich freue mich schon auf die Abende, die wir zuweilen zwischen dem Kopf des Homers und der Ariadne genießen werden, und freue mich auf das Ehrendenkmal, das sich der Palmyrena-Thalia von selbst errichten wird, indem sie es genießet. Leben E. D. aufs Beste wohl und kehren glücklich wieder. Wo in der Welt mögen Sie jetzt seyn? Im südlichen Frankreich ists nicht gut hausen. Der kleine Schack ist vor 8. Tagen hier durchgegangen (ich habe ihn verfehlt) und hat üble Dinge daher erzählet. Der Himmel geleite E. D. und gebe Ihnen die besten Gesinnungen ein, wie Sie sich allmählig zu uns wenden; da Sie davon ganz schweigen, so schweige ich auch, wünsche Ihnen aber das Beste, als ob ichs selbst mitgenösse und verharre in Liebe und Verehrung

E. D.

unterthänigster Herder.

* * *

Wieland an die Herzogin Amalie.

Gnädigste Herzogin!

Weimar, den 25. März 1805.

Ew. Durchlauchten lege ich für das gnädigste Handbillet, wodurch Sie dem angenehmen Geschenk der Ungenannten Freundin den höchsten Werth, den es nur immer erhalten konnte, ertheilt haben, meinen gefühlvollsten Dank zu Füßen. Eine so hohe Vermittlerin — ein so zierliches, der berühmten Weberin und Strickerin Arachne, ja ihrer siegreichen Rivalin Minerva selbst Ehre machendes Kunstwerk — und die außerordentliche Zartheit des ganz schuldlosen Gewissens, welcher ich den Besitz desselben zu danken habe, — wie vieles vereinigt sich, um diesem in seiner Art einzigen Leibchen eine Heiligkeit zu geben, die mir kaum erlauben wird, einen andern Gebrauch davon zu machen, als durch sein tägliches Anschauen mich an die gütige Geberin zu erinnern, und mich, wie eine fromme Reliquie, zur Nachahmung ihrer Tugenden aufzumuntern.

Vielleicht entschädigt mich der nächste Sonnabend für die zweitägige Entbehrung des Glücks, Ew. Durchl. zu Füßen zu legen Höchstdero

unterthänigsten treuverpflichtetsten
Wieland.

Charlotte Stieglitz.

Mündliches und Niedergeschriebenes von ihr.

Unter den edeln und geistvollen Frauen der Deutschen wird künftig immer dieser Name mit besonderer Theilnahme und Rührung genannt werden. Bekannter durch ihren Tod, als durch ihr Leben, wird beiden in den Meinungen der Welt Gerechtigkeit widerfahren durch ein Werk, das unter dem Titel: „Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal" für ihre Freunde im Erscheinen begriffen ist, und in einigen Wochen ausgegeben werden soll. So viel liebliche Natur und schönes, unmittelbares, weibliches Wesen war selten vereinigt mit einem auf das Höchste angelegten Geist, der während eines kurzen Lebensfrühlinges immer mächtiger die Flügel entfaltete, um alles Große und Bedeutsame in der Zeit und im menschlichen Dasein zu erreichen. Sie war ein Kind der neuesten Zeitideen, denen sie mit Begeisterung und Gedankenkraft anhing, und stellt das Verhältniß einer tiefen weiblichen Bildung, die alles Holdseelige des Geschlechts beibehält, zu jenen neuen Elementen dar, welche sich in den Köpfen und den Herzen mit so unruhvollem Drang angekündigt haben. Und heut, am 18. Juni, welcher sonst ein Tag schöner Feier für sie war, blättere ich, statt ihr Blumen zu bringen, in ihren Papieren, und winde ihr aus ihren eigenen Gedanken diesen kleinen Cypressenkranz, der den Freunden zugleich als Probe und Anzeige von der bevorstehenden Veröffentlichung ihres Denkmals diene.

Th. M.

— Wann werden einmal die deutschen Frauen emancipirt werden? Es sollte ihnen Einer zeigen, was sie sind! Bricht ein Schmerz über sie herein, dann zeigen sie sich so bedeutend, so achtungswürdig, und im gewöhnlichen Leben machen sie sich öfters selbst so unbedeutend, hangen an den flachsten Interessen. Das hab' ich gestern wieder recht mit tiefem Schmerz und Scham empfunden. —

— Die Zeit ist so bedeutend in ihren Strömungen, daß nur der gute Schwimmer sich in ihrer Fluth erhalten kann, keiner, der sonst bei ruhigem Spiegel wohl auch sich gewiegt und geschaukelt hätte. Daher kann jetzt nur der weltumfassende Dichter auftauchen und sich erhalten, keines

von den freundlichen Talenten, wie sie wohl in früheren friedlichen, weniger von Ideen und Meinungen durchflutheten Perioden sind gelobt und bewundert worden! —

— (Nach der Rückkehr aus einer legitimen Gesellschaft.) — Wie tolerant ist Gott! Läßt sich anbeten auf die Weise und die und die, läßt sich lästern mannigfaltig durch Anbetung wie durch Verschmähung, und schickt keinen Blitz herunter, wie er's doch vermöchte! Und liegt nicht Alles darin, gewähren zu lassen, ungehemmt, ungestört Urtheil und Ansicht hervorbilden zu lassen, ruhig den Gedanken werden zu lassen, sich selbst reinigend von Schlacken? — Preßzwang! Gedankenzwang! Nur noch ein Schritt ist da bis zur Hemmung jeder Aeußerung des Gesprächs, im Umgang selbst, und Alles ist gelähmt und gehindert, und das Leben wird zum Sumpf, stagnirt. Weh' über die Wichte! —

— Weißt Du, warum die Mädchen früher welt- und lebensklug werden als die Knaben? — Wenn der arme Junge längst schon über seinen Büchern schwitzen muß, dann lehnt das Mädelchen sich faullenzend zum Fenster hinaus und guckt im dolce far niente sich das Leben und die Welt an! —

— Ist die vielfach gesteigerte Unruhe in den bessern Köpfen nicht das Aufbäumen gegen die überhandnehmenden industriellen Interessen? —

— Alles, Baum, Blume, Pflanze, die ganze Natur ist still zufrieden in sich selbst, will nichts sein, als sie selbst, die Rose keine Lilie, die Lilie keine Rose, das Wiesenblümchen keine Treibhauspflanze; der Baum schüttelt Blätter und Blüthen nach seiner Art; nur allein der Mensch ist unzufrieden, will anders sein, und ist doch was er ist und sein kann nur in sich. —

— Der stillere, mehr geistig sich vertiefende, weniger um Oeffentlichkeit sich bekümmernde, dem Bestehenden treu anhangende Deutsche gleicht mehr einer schönen edlen Frau, die ihre Wirthschafterin das Haus verwalten läßt, während sie ruhig der Erweiterung und Bereicherung des Innern lebt und Alles pflegt, das da hineinschlägt; der Franzose gleicht mehr der Frau, die selbst um Alles in dem Haushalt sich bekümmert, mit wirthschaftet, selbst Verwalterin ist, auf daß ja nichts vernachlässigt werde. Nie wird's ihm ergehen, wie dem Deutschen, daß er durch die Politik aus seinen Träumen herausgerissen wird, eben weil er immer au courant bleibt, praktisch wie gesellig. Und die Verwalterin hat auf diese Weise die schöne, mehr dem Geistigen lebende Herrin unter dem Pantoffel; sie hat Haare auf den Zähnen, weiß zu sprechen, hat sich umgethan in Rechnungs- und in Kochbüchern; sie hat immer Sonnabend Abrechnungs- und Scheuerfest, fröhnt darin ihrer Lust und rüttelt so sehr auf, daß selbst die Herrin einmal aufwodert; doch es bekommt ihr nicht, es ist nicht ihr Naturell; sie muß selbst erst dazu aufgerüttelt werden und fällt wieder zurück in ihr schönes Sinnen und Träumen. —

— Dichter, höre! — Weihnachten ist der Kinderhimmel. Auf die Eröffnung der Thür oder des Vorhangs, hinter dem beschert werde, wartet jeder Blick, jeder Herzschlag. So harrt mehr oder minder Jeder unter uns, zu jeder Zeit fast, irgend einer Erfüllung, blickt irgend einer Vorhangsentfaltung mehr oder weniger gespannt entgegen. Und so bleiben wir immer Kinder, und der klare hellsichtige Himmel bleibt in seinem Sternenkleid der ewige Weihnachtsbaum. Sie mögen noch soviel reflectiren über Ewigkeit, wir stehn doch immer vor verschlossenen Thüren und gucken manchmal nur durch Schlüssellöcher, die noch dazu von innen verhängt sind. Frühmorgens hab' ich die Bescheerung nie geliebt, immer nur Abends. Da war das Christkind mir so nah. Die Pfaffen aber kommen immer mit ihrem gemachten Knecht Ruprecht. —

— Als Kind sammelt man Käfer, Muscheln, Schmetterlinge; später Menschen; und das ist das wahre Leben. —

— Der Hund ist der ächte Deutsche. Er bellt, springt an, läßt sich nicht schrecken durch die Peitsche, springt wieder an, dreht sich um sich selbst herum, gleichsam um sich zu zügeln und übriggroßen Eifer an sich zu halten. Aber nicht die wölfische Natur des augenblicklichen Anpackens. Der Hund steht für seinen Heerd; nur eine Strecke aus seinem Revier verfolgt er Dich; dann zieht er sich ruhig zurück, nur noch stoßweise nachbellend. Er ist gezogen, nicht im rohen Urzustande der Natur mehr, verständig, aufmerksam, getreuer Wächter, seinem Herrn folgsam zur Seite. Der Hund ist das deutsche Thier. Die Aehnlichkeit des Affen zum Menschen ist mehr Scheinähnlichkeit. So ist der Russe auch der Anstelligste im Nachmachen, aber weniger entwickelbar. Der Hund ist, woraus der Mensch am meisten machen kann, und seine Aehnlichkeit ist gemüthlich. Was war ***, als der treue Hund Goethes? — Der Hund giebt seine Natur auf und schließt sich lieber an den Menschen. Er ist großmüthig, läßt sich von kleinen Kindern necken, geht lieber hinweg, als daß er ihnen was zu Leide thäte. Es wäre eine Aufgabe: die Philosophie des Hundes! —

— Der Antheil an den Polen gleicht dem an liebenswürdigen verzogenen Kindern, denen man stets von Neuem Unarten zu verzeihen hat, und für die sich um dieser stets zu übenden Nachsicht willen der Antheil immer nur noch erhöht. —

— Die Begeisterung ist das Gas des Lebens, das belebende Princip. Möchten wir unsern alternden Staaten davon einflößen können! Wie würden sie sich verjüngen! —

— (Beim Sonnen-Untergang.) Das blöde Volk! — sieht Weltverläugnung nur im Christenthum. Weltbeherrschung ist darin — und darin Milde, Kraft und alle Vermittlung. Die Größe Seiner Lehre

ist die Lehre, wie das Leben zu bewältigen, diese Kraft, wie keiner sie hatte. Alle Andern, auch Sokrates, weisen auf ein Jenseits. Er setzt hier den Kampf und Sieg. Und so seh' ich in ihm den größten Lebensphilosophen. Er ist der tiefste. In die Wüste ging er, in sich selbst die Kämpfe abzumachen. Dann trat er hervor, ein Geist voll Riesenkraft, der Welt gegenüber. — Dann seine Hoheprieſterschaft in seiner Reinheit. — Diese bodenlose Tiefe, die, wie sie auch daran herumzupfen, nicht zu erschöpfen ist, und ausreichen wird, so lange die Welt steht! In der Weltbändigung die Milde, das ist Christenthum!! —

— Viele Menschen haben nur den Moment in sich, wie das Thier, weder Vergangenheit noch Zukunft. —

— (An Professor Scheidler.) Kissingen, den 27. September 1834. Es hat schon mehrere Male den Anschein genommen, als wollten wir uns überhaupt wegen Rahel's Größe streiten. Da wir sie aber Beide so hoch ehren, so muß ich fast lächeln über das grausame Mißverständniß. Sie sagten von einer Freundin, die Ihnen lieb: „sie sei ein Stückchen Rahel." — Darauf erwiederte ich: warum ist sie nicht sie selbst? warum gerade ein Stückchen Rahel?" — Gleich glaubt unser Freund, ich wolle Rahel damit angreifen, nahm hastig eine große Sense und mähte lustig hinein in das Aehrenfeld strahlender Häupter. Ich aber wollte ganz einfach andeuten, daß ich ein Stückchen von etwas sein immer als etwas Erbärmliches ansähe und daß ich deßhalb einem Freunde nichts Kränkenderes anthun könnte, als wenn ich ihn für ein Stückchen, und wäre es irgend eines Größten, hielte. Das liebliche Veilchen ist ebenso wenig ein Stück der tiefglühenden Rose als das Haideblümchen ein Stück des wunderbaren Lotoskelches. Ich für mein Theil will lieber eine Butter- oder Gänseblume sein und mich von der ersten hungrigen Ziege mit Kopf und Kraut verzehren lassen, wenn ich nur einmal ein Ganzes dagewesen bin; nur kein Blatt einer Rose oder Stengel eines Lotos! — Und Gott sei Dank! in dieser wunderbar reichen Menschenwelt giebt es auch Sonnenblumen und Nachtschatten, Dornen und Disteln dicht neben einander. Eine Luft und Ein Boden erzieht sie, und dennoch sie wachsen und werden ihre eigne Weise. —

Bücher müssen nur der fruchtbare Dünger sein, aus dem, wenn eine gute Sonne uns bescheint, unser eigenes Leben herauswächst. Ich verstehe und erkenne die Menschen nur als Individualitäten; schon die ganz gleichstehenden Knöpfe der Soldaten haben für mich etwas Kränkendes, wieviel mehr nun überhaupt die Massenkriege.

Doch ich verliere mich beim Brummen zu weit; Sie verstehn mich schon aus diesen Andeutungen heraus. Guten Abend in Frieden! —

Charlotte Stieglitz.

Atlantis

von

Eduard Duller.

I.

„Geliebtes Weib! was einer kann ertragen,
Bis ihn das Joch, das bleierne, zermalmt, —
Du weißt: ich trugs; mag mancher Spürhund jagen,
Der um Iscariothslohn im Dienstschweiß qualmt!
Er kann von mir kein schillrig Wörtchen sagen,
Als: daß ich nie die Mächt'gen angepsalmt,
Um Fürsprach nie gebettelt bei Lakeien, —
Den Vogel nur beneidend dort, — den freien!

„Geliebtes Weib, — was einer kann verklemmen
In's unerstürmte, feste Schloß der Brust, —
Du weißt: ich barg's! — auch Männerthränen hemmen, —
Ich hab's gekonnt, denn, — ach! — ich habs gemußt!
Und mehr noch! — Mich mir selbst entgegenstemmen,
Wenn Tyrannei mir keck auf's Haupt gefußt, —
Und nur gekuirscht geheim, und nicht — gebissen! —
Wer kann von mir verdächt'ge Thaten wissen? —

„Ach keine That! O Weib, — um Deiner willen!
Fühlst Du's auch ganz? — Ein Leben ohne That! —
Es muß der Strom im glühn'den Sand zerquillen,
Statt daß er tränkt die sterbensmatte Saat!
Verdampft mein Blut, verzehrt mein Mark im stillen, —
Doch stets gehofft! — Und sieh', die Stunde naht,
Und Wahrheit wird, was oft mein Wunsch — gedichtet,
Wann bald der Steuermann die Anker lichtet!

„Im Hafen harrt das Schiff uns schon entgegen,
Mit keuschen Wimpeln, hold wie eine Braut,
Gewiegt noch leise wie von Herzensschlägen,
Verschämt, daß rings die Nachbar-Schaar es schaut,
Aus seinem Namen selbst lockt heil'ger Segen, —
Die „„Hoffnung““ heißt es ja! Gott selber traut
Ihm unser neues Leben, — statt 'nem Priester!
Sein Himmel ist der Zeug', sein Ocean der Küster.

„Denn nach Amerika soll es uns bringen,
Nach jenem Land, wo keine Kette klirrt,
Wo Vögel hoch in Lüften: Freiheit singen,
Und keines Schranzen Hauch dazwischen schwirrt,
Wo Treu und Eintracht einzig Bande schlingen,
Nicht Gunst die Treu, nicht Gold die Eintracht kirrt,
Wo frei der Mensch, das was er denkt, darf sprechen,
Wo Wahrheit man nicht prangert zum Verbrechen.

„Drum fort noch heut'! den Hafen zu gewinnen,
Geliebtes Weib! — Nimm nichts mit als das Kind!
Nicht alten Hausrath schleppen wir von hinnen,
Zur neuen Welt. Ach fort! Nur fort geschwind!
Morgen vermäkl' ich rasch den Plunder Trödlerinnen,
Indeß du sicher schon erwartest günst'gen Wind.
Nur fort mit Euch! Mich tödtet sonst das Bangen,
Bald komm' ich selbst euch eilig nachgegangen!

„Leb wohl, geliebtes Weib! — nein, nicht für immer!
Bald hinter mir auch liegt das Vaterland.
Noch einmal, süßer Knabe, und dann nimmer —
Noch einmal schau, wo deine Wiege stand!
Lebt wohl, lebt wohl! des dritten Morgens Schimmer
Begrüßt vereint uns an des Weltmeers Strand,
Und frei und fröhlich mit der leichten Habe
Entsegeln wir dem Vaterland, der Freiheit Grabe!" —

Er wendet sich. Er kann sie noch nicht lassen!
Noch einen Kuß! — Nur diesen letzten noch!
Noch einmal muß er Weib und Kind umfassen;
Wie bang'?! Der dritte Morgen eint sie doch!
So schwer das Herz?! — O wüßten, die da prassen,
Wie Tragen — preßt! — Läßt man so ungern selbst ein Joch?
Beweint man, was man noch besitzt, schon als Verlornes?
Ist Scheiden denn schon Heimweh, — neugebornes?

Die Stunde schlägt. Dumpf rasselnd flieht der Wagen
Fort durch der Straßen nächtig Labyrinth.
Nachschleicht der Vater; — ob sie eilig jagen?
Sie sind am Thor; man hält, man fragt, man sinnt!
Wenn Wachen dort, Verdächt'ges witternd, — fragen? —
Ob Weib und Kind die Grenzmark noch vor Tag gewinnt? —
Gelobt sei Gott! Jetzt sind sie aus den Mauern!
Frei, sicher, — bald! — Jetzt macht kein Henker mich mehr schauern."

Er schleicht nach Hauf'; er sitzt in seinem Stübchen,
Wo er so oft in trauten Stunden saß,
Küssend sein Weib, herzend sein einzig Bübchen,
Der Heimath Leid, der Brüder fast vergaß.
Dasselbe ist's und doch ein andres Stübchen;
Breit an die leere Wand streckt sich der Haß
Und gähnt ihn an, und aus den öden Ecken
Spielt Wehmuth jetzt mit ihm gespenstig, graß — Verstecken.

Wie schleicht die Nacht! Sie geht so schwer, wie schwanger
Mit Treubruch, Meineid, Diebstahl oder Mord;
Die Decke senkt sich. — Bang, ach, immer banger
Flattert der Geist ihm aus der Kammer fort,
Ein Fiebertraum jagt ihn auf öde Anger,
Weit, unabsehbar, braun, verscholl't, verdorrt,
Doch an der Ebne Rand erblinzt er blaue Stellen, —
Ein Punkt! — Ein Schiff! — dort fliegt's auf lichten Wellen.

Ah, endlich Lichtstreif! Endlich frischer Morgen,
Der froh besonnt das leere öde Haus;
Sein Athem bläst des Vaters nächt'ge Sorgen
Wie alten Staub zum Fenster all hinaus.
„Sind Weib und Kind doch sicher jetzt geborgen,
„Ohnmächtig wirfst, Tyrann, du deine Stricke aus.
„Bald folg' ich selbst." Horch! — horch! — Drei Schläg' am Thor!
Das Haus umstellt! — Der Sbirre steht davor.

„„Durchstört das Nest! Der Freiheitsträumer muß zu finden,
Muß dem Gericht ein süßes Opfer sein!
Stricke herbei!"" „Hier bin ich! — Wie? — Mich binden?!
„Frei war mein Mund, doch ist die Hand mir rein." —
„„Fesselt den Narr'n! Es läßt sich nicht umwinden
Das Wort, dem Geist ersann bis jetzt man keine Pein; —
Drum, bis man weiß die Kunst, wie man das Maul versiegelt,
Wird, was der Geist gefehlt, — am Leib geprügelt.

„„Die Schlüssel her!"" — „Nehmt, was ihr finden könnet!
„Das Beste, Schergen, findet ihr doch nicht!
Denn Einer ist, der euch nicht Alles gönnet,
Der Unschuld Anwalt, — Gott! — fort zum Gericht!
Sich zeigen wird's, daß ihr nicht binden könnet
Den ew'gen Geist, der jedem deutlich spricht.
O fordert nicht vor eure blut'gen Schranken
Den Erstgebornen Gottes, — den Gedanken!"

„„Und gibt's für diesen keine festen Wände,
So gibt's für dich ein sichres Kämmerlein,
Und Eisen gibt's für flinke Schreiberhände.
Und schwere Blöcke für ein rasches Bein. —
Fort!"" — „O vergönnt, daß einen Blick ich sende
Zur Sonne noch und Grüße hinterdrein,
Die, wenn sie wieder sinkt im freien Westen,
Sie bringe seinen vaterlosen Gästen." —

II.

In Eisen-Angeln knarrt die schwere Pforte.
Puh! gähnt's herauf vom tiefen feuchten Thurm!
An diesen Wänden scheitern alle Worte,
An diesen Blöcken scheitert jeder Sturm.
Man baut' ihn einst wohl über einem Horte
Zum Schutz vor Dieben, gar so fest den Thurm?!
Auch heute wird ein Hort darein vergraben
Von Weib und Kind, — die keinen zweiten haben!

„Wann führt ihr mich herauf vor meine Richter,
Auf daß ich ehrlich Red' und Antwort steh?
O bald, nur bald! Weh, dicht und immer dichter
Klemmt jetzt schon um die Brust mir Kettenweh." —
„Schon jetzt? Schon jetzt? — Ei, mit Gespenstern ficht er
So bald! — Engbrüst'ger, sag der Sonn: Ade!
Sie kommt und geht; — du aber wirst hier bleiben,
Bis? — steinerne Wände Rosenknospen treiben!""

„Verdammt! Ich? Ungehört? — Richter? nicht — Hölle? —
Was? Thrän' im Aug? — Glut! glühend Erz hinein!
O daß statt Thränen aus dem Aug' mir quölle
Das Leben selbst, durchsickernd unter'm Gestein! —
Hält denn der Thurm noch? — Knarrt's nicht, wie Gerölle?
Hält länger die Mauer, als mein schwach Gebein?
Bricht Gottes Hand schon Stein für Stein aus losen Fugen?
Gott: leben noch, die dir dein Kind, die Freiheit, schlugen? —"

Das Schloß schnappt ein. Die schweren Ringel knarren.
Er liegt — allein — auf's faule Stroh gestreckt.
„Sind Treu und Glaub' und Hoffnung falsche Narren?
War's Wahnsinn, der im Geist mir lang geheckt? — —
Läßt sich die Wand mit Fingern nicht durchscharren?
Wie Ohnmacht pulsweis mir am Herzblut leckt! — —
Nein! Nein! Ich hoff! — durch muß der Nothruf schallen:
Unschuld liegt hier, liegt — ungehört, — verfallen!

„Hörst du ihn auch, Vater der Liebe d'roben,
Der Freiheitsdrang dem Würmlein selber gab?
Schallt: Freiheit, süßer Osterklang, nur oben?
Küßt er auf Erden liebend nur das Grab?
Hat sie auf Schwingen keinen noch enthoben?
Ach, stützt sie keinen treuer, als sein Stab?
Verdammt, o Gott! — weil du den Geist uns frei erschufst,
Aus tausend Stimmen: Freiheit, Freiheit! rufst!!

Und ist die Wahrheit hier nur ein Verbrechen,
Warum, o Gott, entflammtest du den Drang?
Und darf der Mensch, das was er glaubt nicht sprechen,
Warum denn ward ihm Zunge, Brust und Klang?
Am Jäger darf das Wild die Freiheit rächen,
Der Freiheit tönt der Lerche Morgensang.
Sein Recht an's Licht kann jedes Wesen fodern,
Und ich soll langsam tief in Nacht vermodern!?

„Gott! Gott! siehst du herein durch diese Wände?
Siehst du herab in dieses Grabes Schlund?
Siehst du, Allsicht'ger, dieses Jammers Ende?
Fluchst du, Allgüt'ger, deinem eignen Bund?
Allmächt'ger, sind erlahmt schon deine Hände?
Allhörender, ist schon verdorrt mein Mund? —
Nein! Ob sie mich mit Skorpionen hauen,
Auf dich doch will ich bis zum Tod vertrauen!

„Nein, du mein Vater, wirst mich nicht verlassen,
Wirst meiner Waise treuer Vater sein!
Du wirst sie führen auf des Weltmeers Straßen
Und in des Westen freies Land hinein,
Du bleibst treuliebend ja, wenn Alle hassen.
Du wirst auch ob den Meinen — Morgenschein
Und nächtlich deinen Sternenmantel breiten; —
Frei nach Amerika wirst du sie leiten!"

Ermattet sinkt er aufs zerwühlte Lager; —
Ah, Ohnmacht preßt ihm fest die Augen zu,
Es lasten auf ihm, knöchern-schwer und hager
Herz-saugende Träum', die Schergen seiner Ruh';
Auf fährt er stöhnend, nicht verzweifeln mag er,
Und kämpft auch ries'ger Zweifel immer zu.
Er hofft auf Den, der All' umfaßt, in Demuth.
Da schmilzet Schmerz in Sehnsucht, Grimm in Wehmuth.

„Ach," seufzt er, „riffe ein Orkan gewaltig
Mit Riesenfaust den alten Thurm entzwei!
Ach, flatterte ein Zaubermantel faltig!
Ach, flög' ein Adler, rettend, mir herbei!
Hätt' ich die Kraft, zu werden neugestaltig,
Denn selbst ein Vöglein flög' ich, wieder frei,
Und flöge hin, wo meine Lieben zogen,
Hoch ob des Weltmeers jungfräulichen Wogen!

In jenes Land, wo keine Späher lauern,
In der Atlantis nie verjochtes Reich,
Wo Fried' und Eintracht fester stehn als Mauern,
Wo Mensch' dem Menschen nur ist nah und gleich,
Wo nicht Halbgötter Männer machen schauern,
Wo Alter nur, nicht Sclaverei macht bleich. —
Sel'ge Atlantis! Könnt ich dich gewinnen! —
Mein Weib! mein Kind! — zu Euch! — Dort! Dort! — von hinnen!" —

Da schenkt der Herr in's Aug' ihm eine Thräne
Und auf die Stirn' — des Traumes Friedenskuß.
Er schaut, er zweifelt, ob er schau', ob wähne,
Ob ihm die Kette noch umeist den Fuß.
Eins fühlt er nur, daß er sich hoffend sehne
Nach Weib und Kind, nach einem Wiedergruß!
Dann sinkt erkaltend an die kalten Steine
Zurück das müde, das verfehmte Haupt, — das reine!

III.

Wie? ist's ein Traum? Gräßlich, in Kerkerräumen
Erwachen müssen nach so holdem Traum —
Ein Traum? — Nein! Nein! zu wahr ist's, bloß für Träume.
Wunder? — dafür hat diese Welt nicht Raum!
Doch ist's ja, ist! — hier, — frische Rosen keimen
Aus feuchter Wand, — wie unterm Blüthenbaum,
„Darf ich sie fassen? Diese? Jene? Welche?
Duft! Farbe! Schimmer! Sonnenglanz im Kelche!

„Mai rings um mich! Mai wieder in der Seele!
Ach, Morgenroth in tiefer Kerkernacht.
Horch! — Freiheitsklang — aus einer Lerchen-Kehle!
Und Himmel über'm Haupt! — der Thurm entdacht!
Frei? wirklich frei, gefangne Philomele?
So haust' ich nur als Bergmann hier im Schacht?
Wahnsinnig war ich! — Rings, o goldne Klarheit!
Ich schau, ich bin ja, fühl's ja: Wahrheit! Wahrheit!

„O selige Atlantis! — hier, die blauen,
Die freien Wellen locken mich zum Strand.
Dort ist ein Punkt, ein Segel dort zu schauen.
Ihm nach! O schwinde nicht im duft'gen Rand! —
Gott! Gott! Du leb'st! Auf dich ist gut vertrauen! —
Die Ketten springen, fallen von der Hand!
Mein Puls — dein Psalm, — mein Hauch — Triumphgeschrei!
Herr! ich bin frei! — — —

Er fliegt zum Strand. Da schaukelt sich eine Barke.
Es sitzt am Bord ein milder Steuermann.
Ade! Ade! Der Knechtschaft blutge Marke!
„O Schiffer! rudre, was dein Arm nur kann,
Und zahlen will ich dir, wenn deine starke,
Gewalt'ge Hand bezwingt den Ocean, —
Dir zahlen — was? Nichts hab ich ja als dies mein Herz,
Ein reicher Bettler! — Sieh das Segel! — heimathwärts!

„Ja, heimathwärts! denn nur, wo meine Lieben,
Nur dort ist ja mein Vaterland.
Dort ist auch mir ein Königreich geblieben,
Das keines Seglers gier'ger Blick noch fand.
Als Insel schwimmend wirds umhergetrieben,
Daß unberührt es bleib' von fremder Hand.
Schiffen wir, statt in Barken selbst in Särgen,
Ich hoffte doch! — Dort winkt's — von der Atlantis Bergen!

„Schau, Fährmann, wie die Gipfel sich erheben,
Den höchsten dort krönt neues Morgenroth.
Freiheit wird sonnig schirmend drüber schweben
Und predigen vom guten, treuen Gott!
Treu ist in Gott, und in der Treu' ist Leben,
Wer treu ihm glaubt, wird — Menschen nicht zum Spott.
Ich hoff! Drum sterbend könnt' ich freudig weinen;
Der Vater bringt gewiß den Vater zu den Seinen!" —

Da läßt der Steuermann das Ruder sinken
Und blickt in Wonne auf den Sel'gen hin.
„„Du hast gehofft, — Erfüllung siehst du winken,""
So spricht er, „„Tod bringt dich zum Leben hin.
Schau meine Sterne, die dort ewig blinken,
Die Sonne schau, der Erde Priesterin.
Sie wissen, was den Menschen ich beschworen!
Und, that ich's, gäb ich einen je verloren?

„„Du hast gehofft! Du hast dich nicht betrogen.
Ja, die Atlantis sollst du, als ihr Bürger, schaun.
Du warfst dich gläubig in des Weltmeers Wogen,
In's Schiff des Todes stiegst du ohne Grau'n.
Schmieg an mein Herz dich, dran ich tausend schon gepflogen,
Komm mit zur neuen Welt! — Sie wird dich frisch umblau'n.
Ließ ich im Tod denn je ein Aug' erblinden,
Als daß ihr Freiheit sollt und Liebe wiederfinden!?""

Da schmiegt an's Herz des Herrn, an's ewig treue,
Der sehnsuchtbleiche Neuerstandne sich. —
Goldfunken rings aus dunkler Meeresbläue!
Dort — Flammenpforten, riesig, königlich!
„„Eingehe jetzt der Neugeborne, Freie,
Kein Strahl versengt, warm kussig haucht's um dich.
Geh ein in's Reich, wo schlanke Flammenblüthen
Die Schwelle deiner neuen Welt behüten!"“

Erreicht! Hoch ragen tausend Riesenpalmen,
Grün- goldner Säulen unermess'ner Wald,
Thauperlen zittern auf gebeugten Halmen,
Danktyränen wohl? Lauttönend mannigfalt
Auf Sonnenpfeiler fliegen Liebespsalmen
Und hell von Freiheit ist das Land durchschallt!
Der Hauch des Herrn ist's, seiner Macht Verkünder!
Er aber steht inmitten seiner Kinder.

„Mein Weib! Mein Kind! So warm und treu an meinem Herzen!
Und kein Tyrann, kein Scherge trennt uns mehr!
Gesegnet, alte Welt mit deinen Schmerzen,
Gesegnet, Trennung, warst du noch so schwer;
Durch dich ja wird so süßer Herz in Herzen
Das Wiedersehn, und heil'ger immer mehr!
Freiheit ist Treu! Das Leben nichts als Sehnen!“ — —
Da weint der Herr im Stillen Freudenthränen.

76

Bücherschau.

Das Haus Düsterweg. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Von W. Alexis. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1835. 385 und 349. S. 8.

Der Verfasser hat sich bei diesem Roman großer Votheile seiner bekannten und beliebten Darstellungskunst begeben; nämlich der tüchtigen Staffage eines praktischen Stoffes, auf den er mit seiner sicheren, meisterhaften Technik das Figurentheater piquanter und bunter Verhältnisse aufschlagen und die reizenden Wolkenbilder einer amüsabeln Erfindung auf einen Grund zurückschieben konnte, auf dem sie festes Fleisch und pralle Wirklichkeit scheinen. Statt dessen hat er sich hier mit seiner an Walter Scott groß gewordenen Muse auf das Gebiet der Reflexion gemacht, aber diese Uebersiedelung auf ein neues Terrain ist nicht glücklich bekommen. Er wollte diesmal von Gedanken ausgehen und daraus erst die Figurengestaltung werden lassen, aber Gedanken sind nicht der rechte Farbentopf für Häring's Pinsel. „Das Haus Düsterweg" sollte die Zerrissenheit der Zeit in Meinungen und Gesinnungen, im innern und äußern Leben schildern. Dies ist kein Thema für ihn. Dazu besitzt Häring nicht Subjectivität genug, dazu fehlt es ihm an einer gewissen Lyrik eigener Verzweiflung, die ihn einmal durchströmt und durchschüttert haben müßte, dazu fehlt es ihm an einem Fonds innerer Erlebnisse, der sich auch durch die geschickteste und glänzendste Copiemalerei nicht ersetzen läßt. Häring ist ein Dichter, der sich inmitten seiner Begeisterung eine gute und anständige Gesellschaft zuhörend denkt, der er es recht zu machen, der er nichts zuzumuthen sucht, was nicht in anständige Gesellschaft gehört. Seine Poesie ist ein guter Gesellschafter, dem man es nie ansieht, daß er verweinte Augen und schlaflose Nächte gehabt; sie hat nie in stillen Träumen und Gedanken für sich dagesessen, während das Fräulein vom Hause durch eine Stadtgeschichte unterhalten sein wollte; sie hat nie vor Herzklopfen eine Tasse Thee umgeschüttet oder einen Geheimen Hofrath auf den Fuß getreten. Sie ist säuberlich, manierlich, gefallsam, erfinderisch in ausgesuchten Wendungen, und wo sie einen ironischen Mundwinkelzug hat, ist es mehr ein blitzender Effect, als eine tiefe Zuckung der Herzfaser oder eine aufleuchtende Ueberlegenheit des Geistes. Da ist kein wildes Gelächter und kein humoristisches Weinen, kein Jauchzen eines zersprungenen Herzens, keine Selbstopferung der Leidenschaft, keine Wollust der Vernichtung in Häring, was ihm Beruf gäbe, die Zerrissenheit, von der auch er hier, nach dem Beispiel der Zeit, einen Roman dichten will, zu zeichnen und zu beschreiben. Ich bedauere die Zerissenheit, wenn Häring sie schildern will. Wie wird er es beginnen, wird er sie nicht von weitem her wie ein Naturphänomen behandeln, oder wird er sie in einem Raritätenkasten abfangen, um darin den grellen Wun-

vervogel aller Welt zur Schau zu stellen? Doch nein, Häring hat Empfindung, Talent, Gabe des Blicks und der Combination; er hat manche Leiden der Zeit mit durchgefühlt und auf eine ehrenwerthe, wenn auch nicht immer ritterliche Weise sich zu vermitteln gesucht. Er wird den Roman der Zerrissenheit zu einer verständigen medizinischen Pathologie der Zeitzustände machen. Aber er ist selbst nicht zerrissen. Er ist mehr Zuschauer, als Mitspieler, bei dieser großen Historikotragikomödia der Gegenwart. Und entweder ein Gott, oder selbst ein Zerrissener muß man sein, um von der Krankheit eines ganzen Zeitalters singen und sagen zu können, was sie bedeute und was Unnennbares von Schmerzen und Ideen sie Alles in sich schließe. Häring haßt die Zerrissenheit, sie ärgert, sie verdrießt ihn, wie ein Elsterauge, das ihn am Gehen hindert. Er kann in der Zerrissenheit nicht tanzen und begeistert sein, wie ein Bacchant. Er schleicht, er hinkt an ihr, wie an einer Krücke. So ließt sich dieser Roman, in dem das Subjective, was mitspricht, nur die Gelegenheit benutzt, unter der Verhüllung einzelne Schlacken von Unmuth und Bitterkeit, die der Verfasser vielleicht nicht gern auf seine Person zugestehen möchte, auszuwerfen. Häring haßt die Zerrissenheit, und ich liebe sie. Soll ich ihn noch recensiren? Ich liebe sie, weil sie etwas Ehrwürdiges ist, wie jenes schöne Mädchen, das in nächtelanger, wehthuender Arbeit zarte Hände und holde Augen schmerzlich anstrengt, um ihren alten Vater zu ernähren. Ja, etwas Ehrwürdiges ist die Zerrissenheit unserer Zeit, was auch die Phariſäer und Schriftgelehrten, die Ruhigen und die Altklugen, die Vermittelnden und die Unterdrückenden, darüber seufzen mögen. Ist es nicht ehrwürdig, das Kreuz auf seine Schulter nehmen für eine ganze Zeit, und die Geburtsschmerzen einer ganzen Epoche zusammendrängen in die zwei Herzkammern des Individuums, wo sie die Idee ausfechten, mag auch das arme Gefäß gesprengt werden durch seinen eigenen reichen Inhalt? Die wahren Zerrissenen sind die wahren Kreuzträger der Zeit. Sternberg und Alexis, Beide aus der Schule der ruhigen, altherrlichen Vornehmheit, der erste ganz und gar ein geistreicher Tieckianer und dazu ein talentvoller Baron, der zweite ein aus Walter-Scottischen, Tieckischen und Berlinischen Elementen gemischtes Original, sind Beide noch nicht der rechte Dante gewesen für diese neue göttliche Komödie von der Zerrissenheit!

Trotz der vielen schönen Einzelpartien, an die der Verfasser ein glänzend ausführendes Malertalent verwandt hat, ist „das Haus Düsterweg" eine völlig verunglückte Arbeit. Der Roman ist in seiner Manier skizzenhaft, fragmentarisch, unzusammenhängend, aber er hat, was ihm nicht wenig schadet, keinen Schluß, weder in der Idee, noch in den Ereignissen. Die zu Grunde liegende Geschichte, deren Romankitt ein wunderliches, auf das Verderben seiner Erben berechnetes Testament des alten Freiherrn Düsterweg ist, zerfällt zumeist in zwei Hälften. Die eine ist die Geschichte des demagogischen Eberhard, der, in einer legitimen Ehe freiherrlichen Stammes erzeugt, seine Geburt nicht kennend, von seinem Vater, welcher ein ironisches Erziehungsexperiment an ihm machen wollte, in die Welt

hinausgestoßen worden. Der Fluch des Vaters und der Verhältnisse stürzen ihn in eine Reihe von Irrsalen und unglücklichen Gemüthszuständen, die sich mit der ihn ergreifenden Verworrenheit der Zeitmeinungen noch schmerzhafter verwickeln. Er wird, wie es auf Einmal heißt, ein Zerrissener, als ob das eine bestimmte Compagnie wäre, wie die ehemalige berliner Löffelgarde, oder wie wenn eine Köchin sich einen armen Ritter backt. Eberhard ist ein ganz trübseliges, in halber Metaphysik confiscirtes Subject. Alles ist nur halb an ihm, er ist ein halber Hamlet, ein halber Börne, ein halber Ironiker, ein halber Sentimentaler, bis er endlich halb wahnsinnig wird. Um sich ganz radikal äußern zu können, — dazu ist er unter Censur gedruckt. Was soll er also machen? Er schreibt Briefe voll ossianischer Schwermuth und faustischer Weltverzweiflung an einen Berggeschwornen, die uns seine Zustände ausmalen. Zuletzt endet er in den Frankfurter Aprilunruhen, wo er einen Aufrührerhaufen anführt, und sein eigener Bruder, ein als Demagogenverfolger angestellter Baron, den er nicht kennt, auf ihn schießen läßt, ohne es zu wissen und zu wollen. Die Geschichte dieses Bruders nimmt die größere Hälfte des Romans ein. Diesem Bastard des alten Freiherrn Düsterweg hat der bizarre Vater das umgekehrte Schicksal von seinem rechtmäßig erzeugten Sohn zugedacht, obwohl er ihn durch die Verfügungen der in verschiedenen Lebenszeiträumen zu eröffnenden Codicille nicht minder äfft und ihm dadurch jedesmal das schönste Glück der Liebe und des Besitzes zerstört. So wird der junge Baron Landschaden von Düsterweg meistentheils durch unglückliche Liebe ein Zerissener, obwohl er eigentlich nie der lieben Seite angehört hat. Vielmehr ist er durch seine witzigen Epigramme gegen die Demagogen als Schriftsteller berühmt geworden und im Staatsdienst gestiegen; er hat „Senfkörner" herausgegeben, die ich wohl kennen zu lernen wünschte, da mir bis dahin noch kein witziger Aristokratismus in der Literatur vorgekommen ist. Die Satyre ist eine geborne Demokratin, sie ist kein Talent der Legitimität. Aber dieser satyrisch-legitime Baron, dem die Weiber so arg mitspielen, verwirrt sich bald in seiner eigenen Richtung. Er wird ein geistreicher Zerrissener, und schreibt Briefe an eine Stiftsdame, die den Plato liest, durch ihre Reflexionen die Stelle des Chors im Roman vertritt, und zuletzt von einem frommen Schneidermeister als Heilige angebetet wird. Von den schließlichen Meinungen des Barons vermag man keine klare und bestimmte Anschauung zu gewinnen. Es ist ein Gemisch von ohnmächtiger Selbstironisirung, sich auflehnendem Zeitunmuth, spießbürgerlich werdender Melancholie und berlinischer Wehmüthigkeit, aus der sich kein ersprießliches Facit ziehen läßt für die Zeit, weder in positiver, noch negativer Hinsicht. Zuletzt wird der Baron gesehen, wie er mit einer alten Geliebten, die inzwischen aus Kindespflicht — Buhlerin eines Abenteurers geworden, in ein idyllisch-sentimentales Verhältniß geräth. Was in aller Welt hat Häring nur mit diesen harten Disteln, aus den er seinen Roman gewunden, gewollt und gedacht? Welche Satisfaction, welche subjective Befriedigung kann für ihn selbst in allen diesen unangenehmen Bildern gelegen haben? Sie ironisiren

die Zeit und ihre Gemüthszustände nicht, dazu gehört Weltsatyre und Welthumor, und mit diesen beiden giebt es dann trotz aller Wunden, doch ein herzerhebenderes und großartigeres Spectakel beim Poeten!

Im zweiten Theil findet sich unter einzelnen Darstellungen manches Ausgezeichnete, namentlich die meisterhaft erzählte Novelle: „Eine Nacht in Hamburg," deren Problem jedoch mehr in das Reich der ausgetriebenen Hoffmannschen Gespenster, als der Psychologie, gehört. Die Localitäten des Romans sind meistentheils verschleiert, obwohl für den deutscher Städte Kundigen immer deutlich genug gemalt. Zeitportraits finden sich hin und wieder kennbar eingestreut, nicht ohne ergötzliche Laune und scharfe Tinten, aber man kann nicht immer mit der Gesinnung einverstanden sein, aus der sie genommen werden. Wie ich von Börne denke, seitdem er der Sache des Fortschritts zu schaden angefangen, habe ich in diesen Blättern schon gleich zu Anfang gesagt. Aber wie er hier, Thl. 1. S. 338. an der Frankfurter Table d'hote in seiner stillen, unscheinbaren, ich möchte sagen, rührenden Persönlichkeit, die Jeder kennt, von Häring abgezeichnet wird, finde ich widerwärtig und mein Gefühl empörend. Häring schildert sein Gesicht, und meint, man müsse ihn so abbilden, mit der Unterschrift: „Seht, das ist euer Prometheus!" das würde das beste Gegengift gegen seine Schriften sein. Ich hätte nie geglaubt, daß der gutmüthige Häring alle Bonhommie so verläugnen könnte, um das Gesicht eines Menschen öffentlich anzufeinden. Sind wir denn, o Willibald Alexis, ein solcher Adonis, daß man es uns auf der Stelle gleich ansieht, was für vortreffliche und loyale Leute wir sind? Weniger hat man dagegen, wenn er den Candidaten H. mit Nanquinhosen im Winter, ohne Mantel, hungrig, auf dem Postwagen uns vorüberführt. Aber im Grunde ist es unstatthaft, in unsern Tagen dies zu sehr der Lächerlichkeit preis zu geben, da wir in Zeiten leben, wo es dem verdientesten Biedermann und dem größten Geist widerfahren kann, daß er sich in Nanquinhosen und ohne Mantel im Winter auf den Postwagen setzen muß. Schwager Kronos führt manchen unglücklichen blinden Passagier, der vielleicht auf einen Triumphwagen Anspruch machen könnte. Es gehört die selbstzufriedene Moquanterie eines Berliners dazu, um die Zeit bis auf die Nanquinhosen eines armen Demagogen ironisiren zu wollen. —

* * *

J. F. Castelli's Gedichte. Einzige, vollständige Sammlung in sechs Bänden. Mit dem Bildnisse des Dichters. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. 219, 231, 242, 258, 245, 251 S. gr. 12.

Hier haben wir auch einen Humoristen, wenn das Wort nicht zu heilig ist. Nein, der gute Castelli mit seinem ächt wienerischen Gesicht, ist kein Humorist, mit der verstohlenen Weltthräne im Auge, kein Humorist mit dem Himmel und Erde beleuchtenden Blitz in der Hand, kein Humorist, mit dem olympischen Gelächter im Munde, das die ganze Zeit durchhallt, eine fragende und zugleich eine antwortende Echo derselben. Castelli ist ein Humorist der Kaffeehäuser, der Gesellschaftsspiele, der

Trinkvereine, ſein Humor iſt das, was man Spaßvogel zu nennen pflegt, und thut keinem Kinde etwas zu Leide, ſeine Satyre iſt ein Maitre de Plaiſir, ein guter Geſellſchafter, der Niemand auf den Fuß tritt, Manchetten und Claque trägt, und nur zur Unterhaltung beizutragen beabſichtigt. Oft ſah ich dieſen liebenswürdigen Mann auf einem Kaffeehauſe in Wien, wie er ſich beim eifrigen Billardſpiel die Brille zurecht rückte, und ſeine ganze Muſe, von der vielleicht Jeder irgend einen glücklichen und launigen Vers im Gedächtniß hat, kam mir dann wie ein Billardſpiel vor, auf dem eine geſchickte Hand und ein kluges Auge Alles ſind, was das Gelingen ausmacht. Und man komme heran: was kann man nicht Alles bei Caſtelli auf grüner luſtiger Fläche für hübſche Glückskugeln des Witzes laufen ſehn! Es iſt eine ganz eigene Poeſie, dieſe Zwergfellerſchütterungspoeſie, die nichts ſein will als das. Dieſe verdammt poſſirlichen Geſchichten, dieſe Schwänke zum Todtlachen, dieſe Epigramme für Unterleibskranke, dieſe Liebertropfen für Hypochondriſten, dieſe Fliegenfängereien der Laune, und dieſe Mückentänze der charmanten Einfälle. Und wie leicht das Alles entſteht. Kein Dichter hat je leichter hervorgebracht als Caſtelli, der es ſich in Geſellſchaft dutzendweiſe aus dem Aermel ſchüttelt. Caſtelli iſt ein Improviſator, aber ohne pythiſches Schwitzen und haarſträubende Begeiſterung, es geht ihm Alles wie durch ein gelindes Mittel ab, zur geſelligen Unterhaltung, und er will damit nichts, als was die Hausfrau mit dem Braten, den ſie vorſetzt: man ſoll ihn ſich ſchmecken laſſen und ſich dann hübſch den Mund danach wiſchen. Seine Themata kennt man. Caſtelli's Witz iſt harmlos und ſchlägt keine Fliege todt, obwohl heutzutage am meiſten der Witz Noth thut, welcher todtſchlägeriſch iſt. Eine gewiſſe altmodiſche Sorte von Witzen iſt die gegen die Weiber, welche ſich bei Caſtelli faſt auf jeder Seite finden. Dieſer Weiberhaß, der auch in der Vaterſtadt des Dichters an der unrechten Stelle wäre, kommt freilich meiſt poſirlich heraus, und ich glaube auch nicht, daß es dem jovialen Caſtelli damit Ernſt iſt, der nicht nur ein Taſchenbuch: „Huldigung der Frauen" herausgiebt, ſondern auch in demſelben Athem, in dem er die weibliche Unbeſtändigkeit und Treuloſigkeit hechelt, ſchon wieder ein Loblied ſingt. Aber ein Humoriſt ſeiner Art hat immer gewiſſe Leib- und Magen-Stereotypen, mit denen er ſeinem Witz auf die Beine helfen muß. So müſſen, außer den Weibern, auch die Aerzte, die Gläubiger, die Pfaffen ꝛc. für die Satyre heran; ja ſogar auf den lieben Gott, der ſich das am erſten gefallen laſſen kann, macht Caſtelli mitunter ſeinen Witz. Man kann ſeinen Sachen nicht gram werden. Zwar gehören ſie, wie gewiſſe Theaterſtücke, die nicht gedruckt werden können, meiſtentheils kaum der Literatur an, aber wer möchte das liebe dumme Zeug ſchelten, daß es da iſt?

* * *

Frühlings-Almanach. Herausgegeben von Nicolaus Lenau. Stuttgart, Brodhag. 1835. 375 S. kl. 8. Mit Goldschnitt und gestochenem Titelblatt.

Heraus, du junge Frühlingsbrut, maigrüne Liederpoesie, schneide dir aus frischem Rohr eine neue Schalmei, und sitze gedankenvoll an den rieselnden Quellen, und träume dir etwas aus, das mit goldenen Morgen- und Abendröthen unser kahlgewordenes Dasein färbt und wie stärkender Feuerwein berauschend in das matte deutsche Herz sich ergießt! Und ein ganzer Frühlings-Almanach! Mir lacht schon der Titel entgegen, und die Namen der Sänger, Lenau, Rückert, Karl Mayer, Kerner, Pfizer, habe ich nicht minder lieb. Nur Schade, daß sich die Deutschen zur Frühlingsfeier nichts schenken, sondern philisterhaft an die Kalendertermine festhalten, an denen sie zur Noth einmal ein Buch kaufen, weil es die Zeit der Geschenke ist. Da hilft in der Regel bei ihnen kein Goldschnitt und kein gestochenes Titelblatt, und kein festlich tönendes Blüthenlied, das sie mit Nachtigallenzungen in den Buchladen lockt, um sie zu einer außerzeitlichen Mehrausgabe zu bewegen. Aber es muß noch eingeführt werden, es muß noch Mode werden, denn wie Vieles muß nicht noch Mode werden in dem sonst selbst aus der Mode kommenden Deutschland! Diesem Frühlingsalmanach wünsche ich, daß er die neueröffnete Saison der Goldschnitt-Literatur, die uns sonst nur im Herbst blüht und funkelt, glücklich behaupten möge. Denn die Lyrik ist die eigentlichste Frühlingssaison. Wann liest und empfindet sich ein träumerisches Lied, mit dem man sich in holden Müßiggang der Gedanken einwiegen und einspinnen kann, besser, als in der Lenzzeit, in der süßen Faulenzzeit, denn das Lenzen und das Faullenzen und das Dichten sind bekanntlich synonyme Begriffe, es sind die Wirthe und die Gäste einer und derselben Saison. Aber warum bringt nun Nicolaus Lenau mit seinem herrlichen Dichtertalent in den Frühlings-Almanach nichts Anders als dies Fragment eines Faust? Es ist ganz in derselben Form und auch geistig in demselben Ton gedichtet, als der Goethe's, in welchem die deutsche Faustidee ein für alle Mal bis zur erhabensten Vollendung und ausgedehntesten Bedeutsamkeit verkörpert ist. Sind die deutschen Poeten aber wirklich ein so geschlagenes Volk, daß Jeder immer wieder seinen Faust aus sich herausdichten muß, so thue es Jeder wenigstens auf seine Weise. Der Faustiaden mit der stereotypen Gruppe von Faust und Mephistopheles, ist es nun genug; ich sehe es für eine beklagenswerthe Talentvergeudung an, wie sich hier Lenau wieder damit zu schaffen gemacht hat. Sein Faust ist ein schwächlicher Narr, ein matter Don Juan, und der Eindruck ist weder auf die Reflexion noch auf die Sinne von Effect, trotz der ausgezeichnet schönen Sprache und Darstellung, worin Lenau Goethen gleichkommt. — Karl Mayer bringt dagegen dem Frühlings-Almanach, was des Frühlings ist, eine ganze Bienen- Mücken- und Schmetterlingsschaar von Naturliedern. Er singt, „wie der Vogel singt," aber oft läßt sich bei seinem Zwitschern und artigen Girren auch nicht mehr denken, als wenn Drossel und Fink im Busch

schlagen; mitunter ist sein Lied nichts weiter, als ein Schnabelwetzen an irgend einem grünen Baumzweig. Man möchte ihm Hanfkörner suchen, um ihm für all das lose süße Geschwätz etwas Liebes anzuthun. Bemerkenswerth ist aber das heitre Naturgefühl in diesem Dichter, worin Mayer Aehnlichkeit hat mit dem naiven Wilhelm Müller, während Hölty und Matthisson im vorigen Jahrhundert vorherrschend sentimental wurden in ihrer Naturlyrik. — Justinus Kerner liefert ein Schattenspiel: " der Bärenhäuter im Salzbade," ein artiges, lustiges, lustiges Frühlingsspectakel. Hier treten nichts als Geister auf, und man weiß, wie wenig Hrn. Kerner die Geister kosten. Es sind die Geister aus der Scherin von Prevorst, aber man wird an dieser Stelle hier nicht recht klug aus ihnen. Will der Verfasser, der trotz seiner vielen Geister Geist genug dazu hat, sich selbst persifliren, oder in der Selbstpersiflage seine Gegner? Man weiß es nicht, es ist eben ein Schattenspiel. — Friedrich Rückert schmückt den Frühlings-Almanach mit einem „Herbst 1833 in Neuseß." Daß sich dieser Herbst in den Frühling eingeschlichen hat, kann ihm der Frühling diesmal nur danken, wenn es in unserer Zeit überhaupt auffällig wäre, diese beiden Jahreszeiten sich einander verschwistern zu sehn. In Rückerts Herbst ist jeder Zoll ein Frühling, man kennt den Mann des Liedes, man lese und recensire nicht! — G. Pfizer, mit seinem schönen lyrischen Darstellungstalent, hat in „Salomo's Nächten" aus dem weisen und überweisen König Salomo auch eine Art Faust gemacht. Faust und kein Ende bei den deutschen Dichtern. Die hübsche, kluge Königin von Saba kommt dazu und kann den weisen Salomo über seine Weisheit nicht trösten.

Th. M.

* * *

Gedichte von Gustav Pfizer. Neue Sammlung. Stuttgart, Neff. 1835. 416 S. 8.

Ein reicher voller Jugendmuth athmet in den Gedichten dieses neuen Schwabensängers, den wir freudig begrüßen müssen. Seine Sprache hat viel Aufschwung, nur verräth sie mitunter zu sehr die Schillersche Schule. Kleine Angewöhnungen wie „ewig nimmer" sollten ganz verschwinden. Die Lebensfrische der Gesinnung ist aber an Pfizer höchst wohlthätig und sichert vor hohlem Pomp, zu dem eine Nachahmung Schillerscher Emphase führen kann. In „der Tafelrunde," einem zwölffachen Toast auf den Schädel, der den Zechern zum Trinkgeschirr dient, sprudelt die Fülle rüstiger Lebenslust. Von solcher Naturkraft der Gesinnung, wie man es nennen könnte, ist viel zu erwarten, mehr als sie bis jetzt schon gegeben. Zu lebensschwanger, um geisterbleich und sentimental zu werden, und doch zu idealistisch, um in Frivolität auszuarten, kann die Muse dieses Dichters sich noch sehr schön entfalten. Für jetzt macht sie noch zu viel alte Studien, Pfizer besingt noch alte Mythensagen der Griechenwelt, deren Thema er ebenfalls aus Schillers Lyrik überkommen. Aber er wendet sich auch auf seine Zeit,

sucht sich hier Stoffe, findet kranke Polenherzen, gebleichte Heldenmienen, verdorrte Freiheitsbäume, und möchte voll Verzweiflung an Dem, was heilig und groß heißt, zu den Tigern in die Wüste fliehen, um an deren Wuth und Beißgier sich den Glauben zu sichern, es gäbe noch Etwas, was tiefer steht als der Mensch. Das Gedicht „Lethe," in dem sich diese Schmerzenselegie ausspricht, ist Pfizers schönster Accord. Auch die auf Polen bezogene Mythe von dem Menschenkinde, das sich ein ewiges Leben erflehte, aber ewige Jugend zu bedingen vergaß, gehört zu dem Besten, was die deutsche Lyrik in neuester Zeit gesungen hat. Des Griechen Gruß an den neuen König, vom J. 1830, würde Schiller, wenn er jung unter uns aufstände, ganz in gleichem Sinne ausgesprochen haben. Der zweite Gruß schließt also:

„Wohlfeil ist es, Gaben reichen
Bettlern, welche fleh'n am Thor,
Aber wollt ihr Göttern gleichen:
Hebt sie frei zu euch empor!"

In den Gaselen erfreut sich der Dichter noch zu sehr an rythmischen Formen. An linguistische Spielereien sollten die Poeten unserer Tage keine Zeit mehr verschwenden. K.

Chatterton, drame en trois actes par le comte Alfred de Vigny. (Berlin chez A. M. Schlesinger. 1835. 8. 82 S.)

Dieses kurze Drama gehört sowohl seines Inhalts, als seiner Behandlung wegen zu den interessantesten Produkten der Romantik, wenn es auch vielleicht die Selbstständigkeit eines Kunstwerks dramatischer Gattung entbehrt; denn es macht im Ganzen den Eindruck einer dramatisirten Erzählung. In der That hatte der Verfasser in seinem geistreichen Blew Devils die dem Stück zu Grunde liegende Begebenheit mit Wärme und einiger Ausführlichkeit bereits mitgetheilt; und bei der Abfassung unsers Drama leitete ihn, nach seinen eigenen hier ausgesprochenen Geständnissen, mehr eine didaktische, als rein künstlerische Idee. Die Freunde der neueren Romantik kennen den Dichter übrigens als einen der Begründer der neuen poetischen Schule in Frankreich, vornehmlich im Fache des Romans; denn sein erster dramatischer Versuch, eine Bearbeitung des Othello von Shakspeare, machte wenig Glück. Doch in Chatterton scheint der Dichter im Vollgefühl eigener innerer Erfahrung gearbeitet zu haben; seine Sprache ist jedesmal angemessen, bald kräftig, bald schmelzend, bald naiv, bald glühend; eine Fülle treffender Gedanken ist ausgestreut, und bekanntere geistreich eingekleidet. Der Held des Drama, Chatterton (ein englischer Dichter, geb. 1752, gest. 1770 im 18. Jahre seines Lebens) gehört zu jenen tragischen Erscheinungen, denen eine glänzende Anerkennung nach dem Tode eine traurige Genugthuung für ein verbittertes elendes Dasein im Leben verleihen soll. Dieser Chatterton war an früher und rechter Entwickelung ein zweiter Picus von Mirandola; als ein armes Kind im Hospitale zu Bristol erzogen, still und unbeachtet, überraschte er in seinem eilften Jahre durch eine Satyre auf einen elenden Priester, der seine Reli-

gion für Geld verkauft hatte. In seinem vierzehnten Jahre gab er bereits seine Gedichte in lyrischer, heroischer, auch satyrischer Gattung in drei Bänden heraus. Dabei begrub er sich in die Wissenschaften; studirte Astronomie, Physik, Musik, Chirurgie und besonders die sächsischen Alterthümer. Er lernt Rowley, einen Mönch aus dem 15. Jahrhundert, kennen; er bildet sich eine Sprache des 15. Jahrhunderts und schafft eine neue Reihe poetischer Producte, verschieden nach Inhalt und Form, alle in jenem alterthümlichen Idiom. Das meiste Aufsehen machte die Schlacht bei Hastings, ein Epos in zwei Gesängen, das er aber unter dem Namen eines alten Mönches Rowley bekannt machte. Doch auf der Höhe des Ruhms verlebte Chatterton seine jungen Jahre in bitterer Armuth; er mußte endlich dichten, um seinen Hunger zu stillen. Diese traurige Lage führte auch die Katastrophe herbei, die seinem jungen Leben ein schreckliches Ende machte. Er hatte sich gegen einen harten Gläubiger durch einen Schuldschein verpflichtet, seine Schuld an dem bestimmten Tage mit einem fertigen Manuscript zu bezahlen. Die ewigen Sorgen, der Hunger das gekränkte Gefühl des Dichters, alles dieses hing sich wie Blei an die Flügel seiner Phantasie, und empört ging er dem Tage entgegen, wo das Gefängniß auf ihn wartete. Unbekannt und zurückgezogen, wendet er sich zuletzt an den Lordmajor von London; und der Lordmajor antwortet auf das Anliegen des Dichters der Schlacht bei Hastings — mit dem Anerbieten der ersten Kammerdienerstelle in seinem Hause. Dies brach das tiefgekränkte Herz. Um seine Verzweiflung, seinen Ueberdruß am Leben voll zu machen, mußte er noch erfahren, daß ein elender Journalist sein Epos, das den Namen des Rowley trug, als ein Plagiat Chattertons ausschreit; der einzige Stab in seinem Unglück, die Hoffnung des Nachruhms, wird ihm auch entzogen, und Chatterton trinkt Gift! — Bei seiner Behandlung dieses tragischen Stoffes suchte der Verfasser in dem engen Rahmen der letzten Lebenstage des Unglücklichen ein Gemälde seines Charakters, seiner zerrissenen Seele, seines mit der Welt zerfallenen Gemüthes, bis zur Entwickelung der Katastrophe auszuführen. In welcher Art? deuteten wir zu Anfang ganz allgemein an. Hier fügen wir noch hinzu, daß der Dichter, um die Gemüthswelt Chattertons so mannigfaltig und tief als möglich vor unsern Augen zu entfalten, den Unglücklichen mit einer Gallerie der verschiedensten Charaktere und Seelen umgeben hat. John Bell, sein Wirth, in dessen Hause Chatterton, unbekannt und zurückgezogen lebt, ein steinreicher Fabrikherr von London, repräsentirt den englischen Krämergeist, der in seinem Gelde den absoluten Maaßstab für jedes materielle und immaterielle Verdienst in der Welt hat; er achtet kein Gefühl, nicht einmal das seiner Gattin; denn er selbst kennt keines. Wo nur solche gedeihen, in diesem Boden muß eine Pflanze wie Chatterton elend verkümmern! — Kitty Bell, seine Frau, das völlige Widerspiel ihres Gatten, schont furchtsam und in stummer Rührung, wie ein unsichtbarer Engel, des unnennbaren Schmerzes des geheimnißvollen Hausgenossen, den sie erst erkennt, da er zufällig verrathen wird. Eine geheime, aber

tiefe Liebe ist hier das rothe Fädchen, welches über das gegenseitige Verhältniß Beider einigen Aufschluß giebt; fast unmerkbar zieht sie sich durch das Gespinnst der tragischen Handlung hindurch, bis sie zuletzt, da Kitty zu den Füßen des entseelten Dichters ihre Kinderseele aushaucht, als eine blutrothe Blüthe erschütternd herausbricht. Ein Quäker tritt sehr glücklich aus soviel schreienden Dissonanzen hervor, um durch seine religiöse Erhebung, sowie durch seine edle ungeschminkte Menschlichkeit mildernde Töne der Versöhnung tröstend, erquickend hinein zu hauchen. —

G. G.

Correspondenz.

Leipzig, Ende Juni 1835.

——*) So wie ich Ihnen sagte, leb' ich nun hier von früh bis spät und lebe nicht, denke über Preußen und Sachsen nach wie vor, und denke nichts, wenn es darauf ankömmt, den Gedanken schwarz auf weiß hinzustellen. Das aber muß ich wiederholen, daß Preußen weit weniger Preußen, als Sachsen partout Sachsen ist. Für Preußen ist die weite Zukunft gewachsen. Wie Preußen aus allen Regionen Gelehrte an sich zu ziehen fortfährt, so daß man selbst in den Ministerien die wichtigsten Stellen mit Nichtpreußen besetzt findet, wie Berlin, dieser Focus preußischer Intelligenz, ein Conglomerat verschiedenartigster Richtungen und Bestrebungen ist, so verdankt der ganze Staat diesem Assimiliren abgelegenster, fernstehendster Länderstücke seine Größe. Bei diesem Zusammenstoßen verschiedener Kräfte und Elemente, wovon Berlin ein Miniaturbild des ganzen Landes abgiebt, kömmt es darauf an, welche dieser Parteien momentan am meisten die Hand im Spiele hat. Preußen darf keines seiner Elemente ausscheiden, denn jede Faction wird sich immer, sobald sie am Ruder ist, als eine ächt patriotische, ächt preußische geltend machen dürfen. Was nun aber für diese oder jene Tendenz den Ausschlag giebt, ist der absolute Wille der majestas personalis. Bei diesen zusammengewürfelten, carrirten Verhältnissen ist der Monarch das Princip der Rettung, sein unumschränkter Wille hält alles das im niveau, was im drängenden Gewirr entgegengesetzter Potenzen den Mittelpunkt nicht in sich selbst zu finden fähig wäre. In der Hand des Fürsten liegt Preußens Geschick, ohne sein absolut entscheidendes Wort würden die Parteien anfangen, Babylonisch zu reden. Preußen hat pietistische und rationalistische Potenzen in allen Zweigen der Verwaltung, in allen Zirkeln des geselligen Lebens. Diese Mächte würden ohne Fessel wie Furien gegen einander wüthen, wenn sie nicht ein drittes über sich hätten, das von Beiden frei ist, dies dritte ist die Person des Monarchen. In ihm liegt Preußens Princip und That. Ohne diese zusammenfassende Union fallen die conglomerirten Massen des Staates zusammen. Ohne die absolute Entscheidung des königlichen Willens ist dieser Assimilationsproceß, den man preußische Geschichte nennt, meines Wissens nicht denkbar. Und daß die Assimilation fremder Elemente Preußens Aufgabe sei, räumt mir Jeder ein. Werfe man doch nur einen Blick auf die Karte, sehe man doch diese weit hingestreckten Arme und Schenkel des Landes bei so dünnem Leibe. Sieht Preußen nicht aus wie ein Mensch, der anmaßlich ausgedehnt mit allen Gliedern, auf dem Rücken liegt? Der linke Arm reicht über Memel hinaus, an die linke Hand ist Rußland angetraut, aber diese Hand kann sich auch in den Fluthen der Ostsee wie in Unschuld waschen. Die rechte Hand greift über den Rhein hinüber in französisches Gebiet und südwärts in's Herz der deutschen Staaten. Ist denn der Zollverband kein politisches Ereigniß? Und lassen Sie aus dem schwangeren Schooße der Möglichkeiten irgend ein anderes Ereig-

*) Halten Sie Sich, Louis! Ich stimme Ihnen nicht in Allem bei, was ich hier von Ihnen drucken lasse. Aber was thun? spricht Zeus; die Welt ist weggegeben. Wir sind doch Beide Patrioten. Grüßen Sie mir die kleine Antonie in Reichels Garten. Als gute Katholikin muß sie zu meiner Madonna zu beten verstehn.

D. Red.

niß heraustreten, über das dieser rücklings am Boden liegende Mann, den wir Preußen nennen, seine hingestreckten Arme über den Kopf zusammenschlägt, — er hat die Hände voll, er drückt Alles an sein körniges Herz, — genug, Preußens Geschichte ist ein Assimilationsproceß. Preußens Zukunft ist groß.

Ein Land wie Sachsen, das keine fremden Elemente zu verschmelzen hat, das sogar auf den Kern seiner selber reducirt ist, konnte bald mit sich fertig werden. Ich glaube nicht, daß Sachsen dazu berufen ist, extensiver zu werden, und intensiv ist es Alles, was es werden kann nach der ganzen Natur seiner Befähigung. Ich sehe nichts darüber hinaus liegen. Königthum, Constitution, Civilverwaltung, Zustand des Militärs, Stellung des Staates zu den nieder- und oberdeutschen Ländern, Alles ist schon zu jenem Zwecke fertig geformt, um ein glückselig Völkchen zu machen, das sich in materiellem Wohlbehagen wiegt, das sicher seinen Vortheil berechnet, fleißig producirt, seinen Gewinn ruhig vor Augen sieht, selbst mit der aus Preußen überfließenden Intelligenz wuchert und den Gott der Weltgeschichte mit allem seinem Ringen, Streben und hochbrüstigem Wollen einen guten Mann sein läßt. Sachsen hat seine Geschichte hinter sich, darum hat es eine so glückliche, fertige Gegenwart. Es hat Alles erlebt, was dazu nöthig schien, um sich in allen Verhältnissen solide und doch auch höchst gemüthlich zu arrangiren. Schwärmer wähnen, eine Revolution sei nöthig, um sich nach überlebtem Sturme recht gemächlich ins breite Dasein hinzusetzen. Ich bin nicht der Meinung, daß es einer sabinischen Gewaltthat bedarf, um ehelichen Verhältnissen Raum zu schaffen. Aber auch ein Revolutiönchen hat Sachsen erlebt und dünkt sich damit nicht wenig. Gehen Sie, Verehrtester, auf Leipzigs Promenaden auf und ab: die in aller Freiheit dampfenden Pfeifen und Cigarren von Jung und Alt sind die triumphirenden Freudenfeuer, welche die kleinen Großthaten einer sächsischen Revolution in ihren Erfolgen bezeugen. Man kann sogar diese Freiheit des Rauchens, die sich die Sachsen zu verschaffen so kühn waren, höchlichst verwünschen, denn man bekömmt auf den schönen Spaziergängen, wo man freie Luft einsaugen will, den schnödesten Knaster zu riechen, den Gottes Sonne gedeihen läßt. Die Revolution war sehr unvollständig, ein Stückwerk. Man hätte sich sollen eine gute Sorte Knaster ertrotzen, das ließe ich mir gelten. Die Freiheit, schlechten Tabak auf offener Straße zu rauchen, ist ein jämmerlicher Fortschritt zur Cultur, zu dem es auch die asiatische Bestie, die Cholera, zu bringen vermochte. Die Musenjünger und die Ritter von der Elle thun sich's im Wetteifer der Bildung gegenseitig zuvor. Sonst starke Antipoden, sind sie in Betreff des Knasters einträchtig und rivalisiren sogar mit den hiesigen Arbeitsleuten und Markthelfern, die auch in der Pfeife die constitutionelle Freiheit schmecken. Gegen das Geschlecht der Berliner Eckensteher ist der Leipziger Markthelfer ein wahrer Mirtyll, ein Schäfergott. Statt der verlornen Miene der Verzweiflung, statt der sarkastischen Laune eines gottverlassenen Hohnes, über die man in Berlin erschrickt, wenn man sich einer Gruppe jener signalisirten Ritter vom blechernen Vließe nähert, bemerkt man an dem Leipziger Markthelfer eine geschwätzige Liebenswürdigkeit, eine veilchenblaue Heiterkeit, eine flügelschnelle Gemüthseligkeit, gegen die der maulfaule, zerlumpte Eckensteher der preußischen Residenz mit seiner verdrossenen, in Spiritus ersäuften Kopfhängermiene wie ein entarteter Samojede zurücksteht. Die geschäftige Rührigkeit, der allezeit nach Gewinn laufende Lebensmuth macht die hiesigen bürgerlichen Klassen mittlerer und niedrigster Region sehr liebenswürdig. Vor lauter Gemüthlichkeit, die man an den flinken Gestalten zu sehen bekommt, merkt man kaum, daß das ganze Leben hier nur ein mechanisches ist. Der überall vorherrschende Materialismus im hiesigen Leben erstreckt sich sogar auf die studirende Jugend.

Man studirt hier kaum Philosophie, Aesthetik und schöne Wissenschaften gar nicht; nur die sogenannten Brotcollegien werden besucht. Die hiesigen Literaten sehen wie die Bedienten aus, die hinter einem Buchhändler herlaufen. Ein einziger großer Buchhändler hat einen Schweif von zehn Schriftstellern hinter sich. Selbst ein Drucker mit der geschwärzten Physiognomie wäscht sich im Schweiß der Autoren die beschmuzten Hände rein. Jeder Schriftsetzer dünkt sich hier mehr zu sein als ein Schriftsteller. Und mein Gott! auf Schrift kommt's bei Beiden an, der bloße Unterschied liegt im Setzen und Stellen. Und das Alles ist so hergebracht, man merkt es kaum, und treibt diesen Verkehr so harmlos und mit freundseligem Klingklang, daß es nur dem Fremden auffällt, wie sich die Intelligenz hier von der Mechanik gebrauchen, abtödten und ersäufen läßt. Dabei ist die Leidenschaft, als Schriftsteller zu dilettiren, und in Nebenstunden ein Stückchen schwarz auf weiß zu bringen, in der That grassirend. Männer in Amt und Würden schreiben täglich ihr Artikelchen für dies oder jenes Blatt und denken, sie arbeiten für die Intelligenz, während sie doch nur von denen benutzt werden, welche Alles was Intelligenz heißt, in ihr Schlepptau nehmen oder an den Dampfkessel ihres schnellsegelnden Merkantilschiffes schmieden. Ihr Freund aus Berlin, der seit drei Wochen hier ist, fühlt das wie ich. Er sitzt und staunt, und ärgert sich, aber er lacht, und zwar nicht aus Unwillen, sondern aus Wohlbehagen. Vielleicht legt sich hier die eckige Schroffheit seiner Preußennatur. Er wird sich von den weichern Formen unseres geselligen Verkehrs gefangen nehmen lassen, die harte Sprödigkeit seines Accents fahren lassen, er wird singen, flüstern, hüsteln und geschmeidiger sich räuspern wie wir; geben Sie Acht! Die sächsische Luft hat etwas so Einnehmendes, das unwiderstehlich ist.

In den höhern Zirkeln des hiesigen Kaufmannsstandes finden Sie die Feinheit, Grazie und Gewandtheit Ihrer berliner Aristocratenkreise, und was Ihrem dortigen Leben fehlt, eine hingebende Offenheit, daß uns fast bedünken möchte, der innere geistige Mensch bestehe bloß aus Dem, was man Herz oder Gemüth nennt. Dabei fehlt den hiesigen Kreisen wieder etwas, woran Sie in Berlin Ueberfluß haben. Wir kennen hier den Schmerz nicht, haben, fühlen ihn nicht, und wollen es nicht wissen, daß er eine Macht ist, die das Dasein adelt. Vor lauter gebahnter Geschäftigkeit in der Männerwelt, vor lauter sanfter Freundseligkeit in den weiblichen Sphären kommt man gar nicht dazu, die Schmerzen einer Leidenschaft und eines innern Unglücks zu begreifen. Deshalb fehlt es an Aufregung der tieferen Menschennatur, an Herzensqual und an aufschäumender Freude. Wir leben hier in einem Niveau der Gefühle, über dessen behagliche Ufer uns der Gleichtact unseres Blutes nie hinaushebt, die Sachsen kommen mir vor, als wären es lauter blonde Menschen mit blauen Augen, etwas blasser Farbe und zuviel Hang zum weichlichen Lebensglück. Glauben Sie mir wohl, wenn ich Ihnen sage, daß es hier keine einzige Frau giebt, die Rahels Wesen begreiflich oder nur möglich findet? Und doch kenne ich eine. Wie wäre auch eine Regel ohne Ausnahme denkbar! Aber die kleine Antonie in Reichels Garten, von der ich Ihnen geschrieben, mag Rahels Briefe auch nicht lesen, sie kann nicht damit durchkommen. Sie betheuert hoch und fest, das Blut steige ihr fürchterlich in den Kopf, wenn sie diesen Höhlengängen der Selbstprüfung und Selbstqual nachginge. Nun gut, ich will sie nicht zwingen. Jetzt liest das gute Kind Ihre Madonna. Mag sie sich nur daran emancipiren. Emancipirt muß sie werden, denn sie ist mit ihren Ansprüchen an's Leben und mit ihren Gefühlen sehr im Gedränge, fast möcht' ich sagen, in der Irre. Zugleich hat sie zuviel Lebensstoff in sich, um sich gewöhnlichen Verhältnissen ruhig zu accommodiren. Was wird sie mir sagen, wenn sie die „Bekenntnisse der weltlichen Seele" gelesen? Denken Sie nur! Antonie ist Katholikin —

geworden, im vierzehnten Lebensjahre, aus eignem Antriebe, aus Angst vor verfolgenden Mächten. Und Ihre Maria-Madonna! Diese wurde Protestantin, um sich aus den Wirren des stürmischen Andrangs von außen und innen in das helle Licht verständlicher und verständiger Klarheit zu retten. Nächstens mehr von dem schönen Polenmädchen. Sie ist nämlich nicht aus Thüringen, wie ich Ihnen schrieb, nur dort erzogen, Warschau ist ihre Vaterstadt. Sie hat innerlich etwas erlebt, was den Sinn aus den Fugen der Gewöhnlichkeit reißt. Schon deshalb kann sie keine Leipzigerin sein.

Es ist verwunderlich, wie man hier Alles und Jedes auf ein juste milieu reducirt findet. Es giebt hier weder Adel noch Pöbel. Der sächsische Adel lebt, wenn nicht auf Landgütern, in Dresden. Dresden hat in seinem ganzen socialen Habitus einen aristokratischen Anstrich, es bildet die erste Kammer gewissermaßen. Leipzig gleicht der zweiten Kammer, in der die Werkelinteressen verhandelt werden. Das übrige Sachsenland hängt so drum und dran. Eine solide Bürgerklasse mit galantem Anwurf, das ist die Bevölkerung Leipzigs. In stetem Geleise dreht sich der bürgerliche Verkehr, gemächlich, mit leiser Fidelität, flüsternder Anmuth, ohne Erhebung, ohne Aufregung. Durch die Speculation mit Eisenbahn-Aktien hoffte ich eine kleine Unterbrechung in der hiesigen Conversation zu erleben, ich dachte, der solide Handelsgeist würde sich einmal von einem Schwindel ergreifen lassen. Die Aktien stiegen auf 24, der Gewinn schien nicht unbedeutend zu werden, da man nur mit zwei Prozenten angekauft hatte. Allein zu einem eigentlichen Börsenschwindel kam es nicht. Warnende Stimmen, die an Paris und London mahnten, erhoben sich gleich in den Tagesblättern; der Muth sank, jetzt stehen die Aktien auf 13 bis 15, in Dresden auf 12½. Spielen und Speculation scheint mir noch das einzige Phantasievolle in der sogenannten mechanischen Periode der Geschichte, die allerdings hier in Leipzig angebrochen ist. Die Messe ging flau, der Buchhandel flau und die Menschen sind lau. Was soll's? Wer Hitze will, mag die Linie passiren, wer Kälte will, nach Berlin gehen, da giebts kalte Seelen. Am Ende befindet man sich beim Herzens-Justemilieu am besten. Wenn nur Aristocraten hier wären! Ich sage Ihnen, so ein Aristocratenklubb, wo Alles heckelt und flennt und heuchelt und näselt, ist mir eine Wonne. Auch Pöbel vermiss' ich, wie gesagt. In der Sandgasse sollen einige Pöbelfamilien wohnen, draußen vor dem Thore. Was hilft mir das! Ich will die Canaille en masse. Nach Stöttritz hat man die anrüchigen Arbeiterfamilien, das Voigtlandgesindel von Leipzig, verbannt; der zarte Bürgersinn duldet die Bestie nicht in seiner Nähe. Daher fehlt auch die Brut der Straßenjungen, es fehlt das berliner Straßenleben und die burleske Genreseenerie. Selbst die Zettel an den Ecken sitzen wochenlang fest, keine Hand rührt sich, das Veraltete abzureißen. Man läuft wie toll zweimal um die Stadt und durch die Gassen auf und ab und erlebt nichts. Alles raschelt geschäftig an uns vorüber; ich bin oft der einzige Müßiggänger von 45,000 Menschen, der bis in die Nacht hinein durchs Rosenthal schleicht, wenn alle Wälder schon ruhen. Adieu, adieu.

Ihr ergebenster

Louis.

90

Feuilleton.

— Die berliner Witze, deren Propaganda — man thue mir nichts um dies Wort! — bekanntlich aus den hübsch gezeichneten Gropius'schen Bildern besteht, sollen jetzt sogar bis Spanien gedrungen sein. Wenigstens soll die Königin Christine II. eine vollständige Sammlung derselben besitzen, und in ihrer gegenwärtigen kritischen Lage ihre einzige Erheiterung daran finden. Der neue offizielle Moniteur, den die Regierung zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung herauszugeben beschlossen, wird das Motto führen: „Es ginge wohl, aber es geht nicht!" In Berlin selbst sind seit langer Zeit keine neuen Witze zu Tage gefördert worden, obwohl sich sehr viele noch machen ließen, wenn nicht eben der alte und doch ewig neue Witz hier wäre: „es ginge wohl, aber es geht nicht!" Dieser triviale Witz regiert in der That in diesem Augenblicke die ganze Welt, die gesammte historia mundi liegt krank daniedder an diesem Witz, er ist das lächerlich heisere Feldgeschrei der heutigen Politik, er ist der Unmuthsseufzer der zum Blindekuhspiel verdammten Intelligenz, er ist der Sterbetriller der jungen Herzen, die nicht begreifen können, warum es denn nicht gehen sollte, da es doch ginge? Dieser Witz äfft jetzt die ganze Zeit, er ist der Erb- und Familien-Witz des Justemilieu, und macht, gleich der französischen Revolution, auch seine Reise um die Welt. Das gesellschaftliche Leben muß jetzt bis auf's Aeußerste zu altem Schuhsohlenleder ausgetreten sein, da in Berlin keine neuen Witze mehr gemacht werden, außer schlechte. Nur neulich behauptete der Hofschauspieler Gern auf dem Theater: Berlin läge jetzt an einem Vulcan! Man muß nämlich wissen, daß gegenwärtig in Berlin die glorreiche Zeit des Wollmarktes ist. Wenn daher auf der Spree ein Kahn mit Wolle hält, so liegt Berlin auf Berlinisch allerdings an einem Vulcan. Sapienti sat! —

* * *

— In Nr. 76. der von Dr. K. Köchy redigirten Mitternachtzeitung, die seit einiger Zeit manchen guten Aufsatz gebracht hat, befindet sich eine sehr treffende Beurtheilung von Göschel's „Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise." Der pietistische Hochmuth und die renommistische Frömmelei, die, nach früheren sehr ehrenwerthen und von uns gewiß nicht minder verehrten wissenschaftlichen Bestrebungen, erst jetzt so schneidend in Göschel hervorgetreten, werden dort gebührend herausgehoben. Es ist in der That unleidlich zu sehen, wie Göschel jetzt mit der Bibel kokettirt, wie mit einem Damenmops, den man immer streicheln muß, damit er nicht knurre. Dabei die Anmaßung, mit der er sich an die größten Geister der deutschen Nation macht, um sie, wie er sagt, mit der Bibel zu vermitteln, als bedürften diese Geister dieser Vermittelung oder seiner Vermittelung. So hat er Goethe und Hegel gebibelt, und man frage, ob der Genius durch die Schulmeisterei, die man ihm angethan, in seinem Werth und seiner Nationalbedeutung gestiegen? Außer dem angeführten Aufsatz in der Köchyschen Mitternacht-

zeitung vergleiche man auch, was mein Freund Kühne in seiner „Zeitung für die elegante Welt“ (Nr. 113.) abermals höchst Treffendes über das crasse und ungenießbare Buch Göschels von der Unsterblichkeit gesagt hat. Da mir die „Unterhaltungen zur Schilderung Goethischer Dicht- und Denkweise“ kürzlich durch den Verleger, vielleicht auf Anlaß des Verfassers, zur Beurtheilung zugesandt worden sind, so werde ich mich im nächsten Heft des Zodiacus ganz offen, und bloß die Sache im Auge habend, darüber aussprechen. Göschel ist jetzt einer der eifrigsten Mitarbeiter an dem durch den hinlänglich bekannten Jarcke gestifteten: „Berliner politischen Wochenblatt.“ Da schon diese bloße Notiz hinreicht, um seinen künftigen literarischen Credit in Deutschland zu bedingen, so kann ich mich in meiner als etwas Nothwendiges mir erscheinenden Polemik gegen Göschel's Richtungen fortan aller zu scharfen Argumente gegen ihn, die nicht bloß wissenschaftlich sind, enthalten, und werde ihm in meinem Aufsatz diejenige Hochachtung beweisen, die man gegen ihn immer nicht aus den Augen setzen darf! —

* * *

— Von Wilhelm Meisters Lehrjahren erscheint in Mailand eine italienische Uebersetzung, unter dem Titel: Gli anni del noviziato di Alfredo Meister, von welcher der erste Band heraus ist. Ob den Italienern der Name Wilhelm zu prosaisch war, oder warum sie sich sonst einen Alfred daraus gemacht haben, mag der liebe Gott wissen. —

* * *

— Der nächsterscheinende Jahrgang des Raumerschen „Historischen Taschenbuchs“ wird unter Anderm eine Skizze: „Die Schlacht bei Wagram,“ von K. A. Varnhagen von Ense enthalten. —

* * *

— Der gute Vicar of Wakefield, aus dem ich mein erstes Englisch profitirt, ist in Baiern verboten worden. —

* * *

— Jean Paul Friedrich Richter erhält ein Denkmal bei Wunsiedel. Aber ich wundere mich, warum der dafür zusammengetretene Verein, der die Erlaubniß erhalten, Beiträge im In- und Auslande zu sammeln, bisher noch so wenig Lebenszeichen von sich gegeben. Es ist keine Zeit zu verlieren, ihr Deutschen mit euern großen Dichtern des alten Olymps! Sammelt, sammelt, da die Leute noch, bei Gelegenheit des freigebig bedachten Schiller-Denkmals, die Hände in den Taschen haben. Daß Jean Paul ein schönes Denkmal verdient, meine ich. Wir wollen Reden halten, Vorlesungen veranstalten, und dergleichen mehr, um diese Sache nach Kräften zu fördern. Den Frauen sollte eigentlich das Protektor- und Verwalter-Amt in solchen Angelegenheiten übertragen werden. Hier ist eine öffentliche Wirksamkeit für sie, die ihnen ganz gemäß, und am erfolgreichsten von ihnen ausgefüllt werden kann. Sammelt, schöne Hände! Und nun gar euer Jean Paul! Wie sehr liebt ihr ihn, wie süß habt ihr für ihn geschwärmt, und wie liebenswürdig seid ihr selbst durch ihn geworden! Es thut nichts, wenn ihr seinen Humor auch nicht überall verstanden habt! Ich verstehe seine Sentimentalität noch schwerer, und mag sie nicht verstehen. Seine Frauen, die er darstellt, sind mir auch nicht recht, und ich möchte keine einzige darunter heirathen. Jean Paul würde euch auch nie emancipirt haben, wovon ihr in letzter Zeit so viel sprecht und denkt! Er macht euch zu gefühlskranken Engeln mit schlimmen Augen, und läßt euch in der mit grünen Vorhängen verhüllten Stube hinter dem Licht-

schirm sitzen, wieviel Nachtigallentöne und Granatblüthendüfte auch dabei um euer Antlitz gehaucht werden. Aber darum müßt ihr ihm doch ein Denkmal setzen! —

* * *

— In Nr. 62 des „Magazins für die Literatur des Auslandes" macht Hr. Professor Zeune eine Bemerkung über die Toleranz, die in Prag bekanntlich auf Butter und Brot gegessen wird. Hr. Zeune hätte jedoch nicht erst nöthig gehabt, den Hradschin zu besteigen, um auf den Vesperbroten der Zöglinge der Blinden-Anstalt diese Mischung zu bemerken, die meistentheils aus weißem Käse und Schnittlauch zu bestehen pflegt. In Prag kann man auf jedem Speisezettel in jeder Restauration das Wort Toleranz geschrieben finden, denn es hat dort eine höchst unschuldige Bedeutung, an der auch die strengsten Regierungen keinen Anstoß nehmen würden. Es bedeutet nämlich dort die allgemein zum Nachtisch übliche kleine Collation von Butter, Brot und Käse, unter die sich auch wohl etwas Schnittlauch mengt; aber zur größern Vorsorge, damit man in unsern Zeiten nicht an wirkliche Toleranz denke, schreiben es die prager Speisewirthe sammt und sonders Tolleranz, was dem berliner Professor, der doch ein Sprachgelehrter ist, ganz entgangen zu sein scheint. Nach der Gelehrten Art und Weise, ist Hr. Zeune gewiß gleich auf irgend eine Bibliothek gegangen, und hat das Wort tolerance in Bailey's Wörterbuch nachgeschlagen, wo es nicht darin steht. Wie konnte ein Berliner auch nach der Toleranz suchen? Für unsere Zeiten und Zustände paßt das Wort Tolleranz, wie es die prager Speisewirthe schreiben, viel besser. Es deutet das Tolle und Ranzige unsers Lebens an, und unterscheidet sich von der gäng und gäben Toleranz, wie sie in unsern Tagen ausgeübt wird, dadurch, daß diese Toleranz uns selber mit Kopf und Kragen verspeisen möchte, während jene Tolleranz so tolerant ist, sich von uns verspeisen zu lassen. —

* * *

— Der erste Band von „K. L. von Knebel's literarischem Nachlaß und Briefwechsel" (Leipzig, in der Verlagshandlung dieser Blätter) wird in einigen Wochen ausgegeben. Er enthält, außer der ausführlichen Biographie Knebel's, die Briefe des Großherzogs Carl August von Weimar, der Herzogin Amalie, der Großherzogin Louise von Weimar, und einiger andern diesem Kreise angehörigen Personen. Der bald nachfolgende zweite Band wird mehr die literarischen Notabilitäten des Knebel'schen Briefwechsels vorführen.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

92a

Intelligenz-Blatt № 2

zum

Literarischen Zodiacus.

Literarische Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

An die Besitzer der Taschenausgabe von Joh. v. Müller's Werken.

Die unterzeichnete Buchhandlung erlaubt sich die Anzeige, daß in einigen Wochen eine aus den zuverlässigsten Quellen geschöpfte Biographie jenes berühmten Historikers erscheinen wird, die sich durch Druck und Format jenen Werken anschließt. Für die Gediegenheit dieser mit einer Characteristik Müller's verbundenen Lebensbeschreibung muß der Name ihres Verfassers, des Herrn Dr. Heinr. Döring, sprechen. Ein erhöhtes Interesse wird dieselbe dadurch erhalten, daß der Herr Verfasser, nach dem Plan, dem er in seinen Biographien Schiller's, Herder's, Klopstock's, Bürger's u. A. gefolgt, auch hier das von ihm geschilderte Individuum, überall, wo es thunlich, selbst redend einführen und die Aechtheit der gegebenen Mittheilungen durch briefliche Zeugnisse verbürgen wird.

Zeitz, den 27. Mai 1835.

Im. Webel.

Nachricht für die Besitzer der Taschenausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken.

Als Supplementbände zu dieser Ausgabe, in gleichem Druck und Format, und mit kritischer Sorgfalt bearbeitet, wofür schon der Name des Herausgebers bürgt, sind vor Kurzem in unterzeichneter Verlagshandlung erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

1) Nachlese zu Schiller's sämmtlichen Werken. Besorgt von Dr. Heinrich Döring. 1835. geh. 1 Thlr.

2) Schiller's auserlesene Briefe in den J. 1781—1805. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. 3 Bdchn. 1835. geh. 1 Thlr. 18 gr.

Von beiden Werken sind auch Ausgaben in gr. 8., ersteres für 1⅓ Thlr., letzteres für 1½ Thlr. zu haben.

Zeitz, den 6. Juni 1835.

Im. Webel.

924

Durch alle solide Buchhandlungen ist zu beziehen:

Sämmtliche poetische Werke

von

Johann Heinrich Voß.

Herausgegeben

von

Abraham Voß,

Professor in Kreuznach.

Nebst einer Lebensbeschreibung und Characteristik

von

Dr. F. E. T. Schmid,

Oberlehrer am Gymnasium zu Halberstadt.

Einzig rechtmäßige Original-Ausgabe

in Einem Bande.

Mit dem Bildnisse des Dichters in Stahl gestochen und dem Fac-simile.

Der äußerst billige Subscriptionspreis von 2 Thlr. 16 gr. Sächs. besteht nur noch kurze Zeit, wo dann später der Ladenpreis von 3½ Thlr. eintritt.

Leipzig, den 30. Juni 1835.

Immanuel Müller.

Subscriptions-Anzeigen.

In unserem Verlage erscheint:

Mit Königl. Würtembergischen Privilegio,

K. L. von Knebel's

literarischer Nachlaß und Briefwechsel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen v. Ense und Th. Mundt.

Mit v. Knebel's wohlgetroffenem Bildniß. 3 Bände. gr. 8. Velinpapier.

Subscriptionspreis 4½ Thlr.

Der literarische Nachlaß K. L. von Knebel's besteht I. in lyrischen Gedichten; II. in vermischten Schriften über philosophische und literarische Gegenstände; III. in Auszügen aus seinen Tagebüchern. — Der reichhaltige Briefwechsel enthält I. die an K. L. von Knebel gerichteten Briefe folgender Personen: „Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar; Carl August, Großherzog von Sachsen-Weimar; Prinz Constantin von Sachsen-Weimar; Staatsminister von Altenstein; Böttiger; Boie; Fräulein von Bose; Dalberg; Einsiedel; Fernow; Falk; Gleim; Hegel; Herder; Caroline Herder; Henriette von Knebel; Lavater; Matthisson; H. Meyer; Kanzler von Müller; Fr. Nicolai; Oken; Passow; Ramler;

Jean Paul Friedr. Richter; Charlotte v. Schiller; Schütz; Voß; Zacharias Werner; Wieland; F. A. Wolf u. A." — II. Die Briefe K. L. von Knebel's. — Eine von den Herren Herausgebern verfaßte Biographie K. L. von Knebel's wird die Ausgabe einleiten.

Die allgemein gekannte Wichtigkeit der literarischen Stellung, welche v. Knebel behauptete, verbürgt das Interesse seiner nachgelassenen Werke, welche hier veröffentlicht werden. Der Briefwechsel stellt sich als eine ganz neue und außerordentliche Erscheinung in der deutschen Briefliteratur schon durch die Namen der Briefsteller dar, die theils einen seltenen Verein hoher und hochgestellter Personen, theils fast alle Classiker der damaligen Literaturperiode bezeichnen. Die Briefe des Großherzogs Carl August und Herder's, die in sehr ansehnlicher Anzahl ausgewählt wurden, sind wegen der darin befindlichen, so reichen als wichtigen Mittheilungen zur Kenntniß jener Literaturperiode und zur Charakteristik der betreffenden Individualitäten als der seltenste Schatz dieser Briefsammlungen namhaft zu machen.

Das bereits vollendete, nach einer trefflichen Originalzeichnung sehr gelungene lithographirte Portrait K. L. von Knebel's wird der Ausgabe beigegeben.

Der gegenwärtig noch unter der Presse befindliche 1. Band wird im Laufe dieses Monats versandt und das ganze Werk in drei Bänden noch in diesem Jahre vollständig geliefert werden.

Der Subscriptionspreis von 4½ Rthlr., die bei Empfang des 1. Bandes bezahlt werden, besteht nur bis zum Erscheinen des zweiten Bandes, womit ein erhöhter Ladenpreis eintritt.

Subscriptionen nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs und der Schweiz an, in welchen auch ausführlichere Subscriptionsanzeigen zu erhalten sind.

Von dem in unserem Verlage erscheinenden:

Allgemeinen deutschen Conversations-Lexicon für die Gebildeten eines jeden Standes ꝛc. in X Bänden,

ist so eben das 17. Heft (oder V. Bandes erstes Heft) versandt worden.

Subscriptionspreis:

auf schönem weißen Druckpapier	9	gGr.	pro Heft
„ extra feinem Patentpapier	10	„	„ „
„ Postschreibpapier	12	„	„ „
„ extra feinem Velinpapier	20	„	„ „

Subscriptionen werden fortwährend in allen Buchhandlungen angenommen.

Leipzig, den 1. Juli 1835.

Gebrüder Reichenbach.

In unserm Verlage erschien:

Vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, so wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, nach den neuesten Erfahrungen und Beobachtungen. Von Wilh. von Türk, Königl. Preuß. Regierungs- und Schulrath. Mit 2 Kupfertafeln. Zweite umgearbeitete Auflage. 1835. Preis 1 Thlr. 4 gr.

92 d

Der Herr Verfasser betreibt selbst in seinem Etablissement zu Klein-Glinicke bei Potsdam den Seidenbau und das Haspeln der Seide seit 8 Jahren mit dem glücklichsten Erfolge. Seine Anstalt ist bereits eine bewährte Schule für viele deutsche Seidenbauer geworden, wie auch sein Werk als das beste bis jetzt über den deutschen Seidenbau erschienene anerkannt ist.

Mnemosyne, oder stufenweis geordneter Stoff zu Gedächtnißübungen. Ein nützliches Handbuch für die Jugend und ihre Bildner. Herausgegeben von einem Lehrerverein. 1835. 14 Bogen gr. 8. Preis 8 Gr.

Die Presse haben so eben verlassen und liegen zur Versendung bereit:

Materialien und Dispositionen zu Kanzelvorträgen bei besondern Fällen. Von M. Philipp Rosenmüller. gr. 8. 21 gr.

Ciceronis, M. T., pro Sexto Roscio Amerino oratio. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, Vet. Scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adiecit Dr. Guilelmus Büchner, superiorr. ordd. praeceptor in gymnasio Suerinensi. gr. 8. 1½ Thlr.

Leipzig, den 1. Juli 1835.

Gebrüder Reichenbach.

Unter der Presse befindet sich nachstehendes höchst wichtiges Werk für Rechtsgelehrte:

Repertorium über die in den Jahren 1801 bis mit 1834 erschienenen Sammlungen juristischer Aufsätze und rechtlicher Entscheidungen. Von Advocat Robert Sickel. 2 Bände gr. 8.

welches im Laufe dieses Jahres vollständig erscheinen wird.

Gebrüder Reichenbach.

Literarischer Zodiacus.

August, 1835.

Leibnitz und die deutschen Akademien.

Einleitungsrede,

gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Leibnitzischen Jahrestags am 9. Juli 1835 *).

Von A. Böckh.

Die Feier von Gedächtnißtagen verdienter Männer, der lebensvollste Ausdruck der jedem edlen und empfänglichen Gemüthe einwohnenden Dankbarkeit gegen die Abgeschiedenen, welche gesäet was wir ernten, hat nach der Verschiedenheit der Gefeierten und des Vermächtnisses, welches sie uns hinterlassen haben, eine sehr verschiedene Bedeutung. Größere oder kleinere Gemeinen, Körperschaften, Anstalten, haben Geschenke und Wohlthaten empfangen, deren Genuß den folgenden Geschlechtern zu gute kommt; aber so bleibend die Wirksamkeit der nützlichen Stiftung ist, geht dennoch von dem Stifter, außer seinem Namen und guten Sinn, wenig auf die Nachwelt über, weil weder aus dem gegründeten Werk eine große Persönlichkeit des Gründers hervorstrahlt, noch ein anderer das gewöhnliche Maaß überragender Einfluß auf die Gestaltung der Dinge ihm eine geschichtliche Bedeutsamkeit gesichert hat. Solchen wird man Gedächtnißtage weihn, nicht allein um dem eigenen Dankgefühl zu genügen, sondern damit ein wohlverdientes Andenken nicht erlösche, welches dadurch noch nicht erhalten sein würde, daß in dem Namen der Stiftung etwa der Name ihres Urhebers fortdauert. Andere haben sich durch selbstständige Geisteskraft als nothwendige Glieder gesetzt jener Kette der Entwickelungen, in welchen sich der menschliche Geist fortschreitend offenbart; ihr eigenstes inneres Wesen ist unmittelbar übergegangen in die Bildung der folgenden Zeit:

*) Auf Verlangen vom Verfasser mitgetheilt.

sie leben weltgeschichtlich fort, und können nicht vergessen werden, selbst wenn ihr Gedächtniß verpönt wäre: sie zu feiern ist vielmehr das eigene Bedürfniß des spätern Geschlechts, welches sich in ihren Strahlen sonnt, an ihrem Vorbilde kräftigt und erhebt. Leibnitz gehört zu den letztern. Wie es seinen Ruhm nicht verminderte, daß seiner Leiche Niemand als sein getreuer Eckhart folgte, wie sein Ruhm um keinen Zoll gewachsen wäre, wenn der ganze dazu geladene Hof ihm die letzte Huldigung erwiesen hätte; so konnte er um nichts größer oder geringer werden, wenn unsere Akademie Leibnitzen diesen Ehrentag einsetzte oder nicht einsetzte: ja damit, daß sie diesen Tag zu begehen erst angefangen hat, nachdem mehr als ein volles Jahrhundert die Größe des Gefeierten anerkannt, hat sie selber ausgesprochen, sie ehre sich in einem Namen, zu dessen Ehre nichts mehr hinzuzufügen blieb, und ein Bekenntniß abgelegt, in seinem Geist wirken zu wollen, damals vielleicht nicht ohne stillschweigende Beziehung auch darauf, daß die Akademie wieder, nach seiner ursprünglichen Absicht, eine Deutsch gesinnte Gesellschaft der Wissenschaften sein sollte; doch freilich nicht mit feindlicher Stellung gegen ausländisches Verdienst, da Leibnitz der ganzen wissenschaftlichen Welt angehörig, Europens Gesammtbildung in sich vereinigte, und einer aus falscher Vaterlandsliebe entspringenden Parteilichkeit um so abholder sein mußte, je empfindlicher sie, oder der Anschein einer solchen, ihm selber geworden war. Und wahrlich, auch ohne daß er das erste Haupt des wissenschaftlichen Vereins gewesen wäre, aus welchem sich die Akademie hervorgebildet hat, konnte sie einen würdigern nicht wählen, den sie, gleichwie fast jede Körperschaft des Alterthums einen heroischen Ahnherrn verehrte, in welchem die Einheit der Verbundenen, und das Wesen ihrer Verbindung, zu einer einzigen Person verschmolzen sich abbildete, so als ihren eigenthümlichen, ihren Begriff in einer ungetheilten Persönlichkeit und lebendiger Bewegung erschöpfenden Heros hinstellte. Denn Leibnitz war nicht etwa nur, wie Herder sagt, Mitarbeiter und Präsident der Gesammtakademie aller europäischen Wissenschaften, sondern vielmehr er allein und an sich eine ganze

Akademie, und zwar eine solche, welche mit der reichsten Fülle des wissenschaftlichen Lebens in die Bildung der Mitwelt und Nachwelt eingriff: eine solche stellt er sowohl in seiner Aristotelischen, nicht etwa im Allgemeinen sich ergehenden, sondern in das Einzelnste aller Zweige des Wissens vertieften Umfassung, als in der Weise seiner Beschäftigung und Wirksamkeit vor. Gleichzeitig mit einem großen Nebenbuhler Erfinder mathematischer Formen, auf welchen jene früher ungeahneten Erweiterungen und Fortschritte dieser Wissenschaft ruhen, in der Physik, Chemie, Geologie auf der Höhe, welche damals erreichbar war, entwickelte er zugleich zwar kein schulgerechtes philosophisches System, aber eigenthümliche Philosopheme, welche ein System in sich schließen; und sind auch die besondern Bestimmungen, in welchen er das ewig Wahre zu fassen suchte, sind seine Monaden und seine prästabilirte Harmonie nicht in dieser Form schlechthin gültig geblieben, so fühlt doch jedes tiefere Philosophiren sich seinem Erkennen nicht minder als dem Platonischen befreundet, weil es in demselben trotz späterer Verflachung und Verunstaltung eine höhere und ächt speculative Richtung entdeckt: denn er suchte, nach eigenem Ausdruck, erhaben über Sinne und Einbildungskraft, den Ursprung der Erscheinungen in dem intellectuellen Gebiete. „Ich schmeichle mir", sagt er irgendwo, „hiervon einige Ideen zu haben, aber dieses Zeitalter ist nicht gemacht, sie aufzunehmen"; ein Ausspruch, der eben so wohl auf seine historischen und sprachwissenschaftlichen Plane, und auf seine religiösen und kirchlichen Ueberzeugungen und Entwürfe Anwendung leidet, deren einige erst unsere Zeit in ihrem vollen Umfange zu verwirklichen beginnt, andere nach kleinen Anfängen noch der Zukunft vorbehalten bleiben. Er hatte den Platon und Aristoteles in der Ursprache gelesen, und ihre Vereinigung sich frühzeitig zum Ziele gesetzt; seine ausgebreiteten Kenntnisse in der übrigen classischen Philologie lassen sich, obgleich ihre Früchte nicht vorliegen, aus seinen jugendlichen, Theils unausgeführt gebliebenen, Theils untergegangenen Versuchen zu Ausgaben des Petronius und Martianus Capella ermessen; seine Absicht, über die Nach-

ahmer des Lipsius zu schreiben, zeigt eine ächt philologische Aufmerksamkeit auf die Formen der Darstellung, und seine dichterische Beschreibung des neu entdeckten Phosphors ist des Lucretius nicht unwürdig. Selbst mit römischen Münzen und griechischen Inschriften beschäftigte er sich, und löste wenigstens in letzteren auch schwierigere, kaum den Männern vom Fach durchdringliche Aufgaben. Die Etymologie sowohl an sich als in Bezug auf Ursprung und Zusammenhang der Volksstämme, und insbesondere die Alterthümer der Muttersprache beschäftigten ihn vielfältig. Mit jenen großartigen Unternehmungen für Geschichte und Urkundenkenntniß verband er die Rechtslehre und die Thätigkeit des Publicisten, mit den höchsten theologisch-philosophischen Betrachtungen wie später Lessing ein Bibliothekariat; und von der Erforschung des göttlichen Weltplans herab, senkte sich sein Blick bis zur Verbesserung der Kutschen, zum Maschinenwesen, zu Bergbau und Zucht des Seidenwurms, welche er in seinem Garten betrieb. Ganz akademisch, hat er niemals öffentlich gelehrt, sondern nur seine Gönnerinnen, jene hochgesinnten und geistreichen Fürstinnen, sind unmittelbar in seiner Schule gebildet; an allen gelehrten Bestrebungen des Zeitalters hat er den Antheil einer vollständigen Akademie genommen, und einen größern Briefwechsel als eine solche mit allen Personen von wissenschaftlicher Bedeutung unterhalten: selbst die Farbe des Hofmannes, die öfter zum Gespötte gedient hat, entsprach wenigstens der frühern Stellung der Akademien, und entrückte ihn der Pedanterei der Gelehrten seiner Zeit, die Niemand für akademisch halten wird. Immer faßte er große Entwürfe, einige weder ihm noch andern ausführbar; manche erforderten einen Verein von Kräften und fortgesetzte Bestrebungen Vieler, wie gerade eine Akademie sie leisten könnte: er entdeckte die Lücken der Wissenschaften, gab zu ihrer Ausfüllung Ermunterung und Rath, und zeichnete die Plane vor. Gemeinsamen Studien zugethan, sehnte er sich nach dem Aufenthalt in einer großen Hauptstadt wie London oder Paris, um zu helfen und sich helfen zu lassen; denn viele Dinge, sagt er, können nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden.

Darum erfüllte ihn der Gedanke, umfassende wissenschaftliche Vereine zu gründen, in welchen Viele zusammenwirkend leisteten, was Einem zu bewirken versagt ist, und welche zugleich durch briefliche Mittheilung den allgemeinen Zusammenhang aller wissenschaftlichen Völker beförderten, und gleichsam ein einziges Universalreich der Erkenntniß vorbereiteten: dieser Gedanke reizte ihn fortwährend, in verschiedenen Hauptstädten Deutschlands, zu Berlin, Dresden und Wien die Stiftung von Akademien zu betreiben; und es gelang ihm zu Berlin.

Obwohl bedeutendere Geisteserzeugnisse Seiten haben, welche Anfangs verborgen, erst im Laufe weiterer Entwickelung heraustreten, wie das Gedicht und jedes ächte Kunstwerk manchen Sinn einschließt, welchen der Künstler nicht mit Bewußtsein hineinlegte; so läßt gewöhnlich doch das menschliche Werk nach seiner ersten Geburt, gleichsam noch nackter und durchsichtiger, und von allem Schmuck und Beiwerk, womit es nachher behangen wird, entblößt, sein inneres Wesen klarer durchscheinen. Dies gilt auch von den Akademien, namentlich von der, welche Leibnitzen ihr Dasein verdankt. Dem ehrenwerthen Bestreben unserer Zeit, welches für Alles einen Grund verlangt, und das Bestehende nicht darum anerkennen will, weil es besteht, lag es nahe, die Lebensfrage aufzuwerfen, wozu denn diese Akademien zumal in Deutschland dienten, und warum sie vom Staate eingesetzt und unterhalten würden; sie hätten der Wissenschaft wenig Ersprießliches gebracht, die Berliner, sagt ein ehemals viel gelesener Schriftsteller über die Preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen, noch weniger als viele andere: und allerdings hat die französische Akademie eine Herrschaft erlangt, wie keine deutsche sie erringen konnte, weil sie viele und fast alle Lichtpunkte in der Einen großen Hauptstadt vereinigte, und die Universitäten Frankreichs allmählig untergeordnete Anstalten wurden, während in Deutschland die letzteren, in vielen und getrennten Landschaften zerstreut, mit großer Kraft und Lebensfrische sich des wissenschaftlichen Einflusses bemächtigten. Wollte man die Akademien nicht als Gegenstand eitlen Glanzes, als einen

entferntern Anhang des Hofstaates betrachten, so rettete man sie als Vertreterinnen der Wissenschaft in den Hauptstädten, von welchen man die unruhigen Universitäten ferne hielt. Doch die Verlegenheit, jenen noch eine bedeutsame Stelle in dem Reiche der Wissenschaft anzuweisen, mußte wachsen mit der Verpflanzung der Universitäten in Hauptstädte, wo sie noch mehr hervorleuchteten. Es kommt darauf an, jeder von beiden Anstalten einen unterschiedenen und gültigen Werth beizulegen. Die Ansicht, welche sich zunächst darbietet, die Universitäten halte der Staat als Lehranstalten zur Bildung seiner Diener, in der Akademie erkenne er, und dies von Rechtswegen, die reine Wissenschaft ohne alle Staatszwecke an, leiht dem Staate für die Akademie diejenige Freisinnigkeit, welche seiner würdig ist, nimmt sie ihm aber in seinem Verhältniß zu den Universitäten. Auch diese soll der Staat um der reinen Wissenschaft willen halten, weil die Wissenschaft selber schon, ohne besondere Zwecke, das Lebenslicht des menschlichen Geschlechtes ist, und dieses Licht von den niedern und höhern Schulen aus, auch den Staat durchdringen muß; wird auf hohen Schulen manches Praktische gelehrt, so treiben ja dergleichen auch Akademien der Wissenschaften, und jenen so wenig als diesen ist das blos Praktische die Hauptsache, sondern nur besondern und geringern Schulen, in welchen Diener zugerichtet und zugestutzt werden sollen. Daß wenigstens die deutschen Universitäten selbst, die ihre Bestimmung doch am besten erkennen möchten, ihre Stellung unangefochten von einsichtsvollen Staatsmännern als eine rein wissenschaftliche begriffen haben, dafür giebt den entscheidendsten Beweis die reine Wissenschaft selbst, die Philosophie, welche sich nach Leibnitzens Anstoß durch alle ihre Stufen durch von Christian Wolf bis auf unsere Zeiten herab ausschließlich auf den Universitäten entwickelt hat: nicht zu gedenken, daß die Universitäten von Anbeginn nur *im* Staate, aber völlig unabhängig von dessen *besondern* Zwecken gewesen sind. Ueberdies ist jene Ansicht, die Akademie sei nur die Anerkennung der reinen Wissenschaft im Staate, nicht sehr verschieden von derjenigen, welche Friedrich der

Große beseitigen wollte, wenn er sagte, „daß die Akademie nicht zur Parade, sondern zur Instruction sein solle"; denn die Aufstellung einer Körperschaft als bloße Anerkennung, ohne die Forderung einer eigenthümlichen Leistung, wie eine solche an die Universitäten gerichtet wird, daß sie die gesammte Wissenschaft, welche ihnen mit der Akademie gemein ist, durch Lehre ausbreiten sollen, kommt doch einer Paradeaufstellung sehr nahe. Leicht erzeugt auch die genannte Ansicht ein negatives, mehr oder minder unthätiges Verhalten und vornehmes Abschließen; und wenn bei dem gegenwärtigen Zustande des Reiches der Wissenschaft die mannigfachen beurtheilenden Zeitschriften dasjenige vorstellen, was im Staatsleben die öffentliche Meinung und freie Presse ist, die Universitäten aber derjenigen Staatsgewalt vergleichbar sind, welche aus dem bewegten Elemente des Volkes hervorgeht, so dürfte wohl ein jener vornehmen Ueberzeugung lebender Akademiker glauben, er lasse sich auf dem bequemen Sessel einer wissenschaftlichen Pairie nieder.

Leibnitz war weit entfernt von dergleichen Vorstellungen. Freilich huldigte er und der Stifter der Preußischen Gesellschaft der Wissenschaften nicht den Grundsätzen einer gemeinen Nützlichkeit, und es scheint fast bedeutsam, daß diese bald in Verfall gerathene Stiftung, von welcher er sich indeß längst zurückgezogen hatte, dennoch erst im nächsten Jahre nach seinem Tode, um völligem Untergang zu entgehen, ein medicinisch-chirurgisches Collegium für Feldscheerer errichten mußte: aber ihm schwebte doch ein positiver Charakter einer Akademie mit einer eigenthümlich bestimmten wissenschaftlichen Thätigkeit vor, und zwar sein eigener, den er außer sich in einer Gesellschaft Vieler dauernd verwirklichte: und hierin liegt das Unterscheidende einer Akademie oder öffentlichen gelehrten Gesellschaft gegen andere wissenschaftliche Anstalten und zunächst gegen die hohen Schulen. Die Akademien und Universitäten verfolgen gemeinsam die Erweiterung und Ausbreitung der gesammten Wissenschaft mittelst lebendiger Gemeinschaft und Mittheilung ohne einschränkende Beziehungen; der Staat setzt und unterhält beide, weil die Errei-

chung sämmtlicher sittlichen Zwecke des Menschen, also auch des höchsten der Erkenntniß, seine Aufgabe ist, und die umfassendsten wissenschaftlichen Anstalten unter den gegebenen Verhältnissen ohne seine Beihülfe ihre Bestimmung nicht vollständig erreichen können; dafür nimmt er von beiden jenen, auch von Leibnitz nicht gering geachteten, praktischen Nutzen hin, welchen die ächte Wissenschaft für alle Zweige und Kreise des menschlichen Lebens reichlich abwirft. Aber die Art der Gemeinschaft und Mittheilung ist verschieden; die Universitäten enthalten eine Gemeinschaft der Meister mit Schülern, die Akademien der Meister mit den Meistern; welche letztere als eine eigenthümliche Gestalt des höchsten wissenschaftlichen Lebens ihre Berechtigung so gut wie die andere in sich, und folglich unabhängig von dem größern oder mindern Bedürfniß der Zeitalter auf Gültigkeit Anspruch hat, sobald das Bedürfniß überhaupt einmal erwacht ist und lebendig bleibt. Dieses wird aber niemals ersterben. Wie eine Encyklopädie aller Wissenschaften und wieder jedes besondern Hauptfaches nöthig ist, so bedarf das wissenschaftliche Leben einer umfassenden Gesellschaft der Meister, damit die einzelnen Glieder in lebendigem Zusammenhange bleiben; denn nur wenigen Geistern ist es vergönnt, wie Leibnitz den ganzen Körper des menschlichen Erkennens zu tragen und zu beherrschen. Sodann fördert zwar, wie man täglich hört, auch in der Wissenschaft die Theilung der Arbeit, welche auch Leibnitz beabsichtigte; aber je größer die Theilung wird (und sie beginnt fast bedenklich groß zu werden), desto nothwendiger ist den einzelnen Arbeitern gemeinsame Berathung und die vielseitigste Berührung, damit sie nicht über ihren Besonderheiten das Allgemeine und Ganze aus den Augen verlieren. In auserwählter Gemeinschaft mißt der Meister sich am Meister; sie hält einen Spiegel der Selbsterkenntniß vor, daß auch der Größte, sich nicht überschätzend, stets das Bewußtsein gegenwärtig habe, sein Wissen sei nur ein beschränkter Theil des gelehrten Volksvermögens. Tiefe Blicke und Erfindungen sind allerdings die Frucht einsam geheimer Empfängniß des Geistes; aber auch die äußersten wis-

senschaftlichen Verirrungen werden in der Abgeschiedenheit ausgebrütet, und sind niemals von wissenschaftlichen Gesellschaften ausgegangen. Gemeinsamkeit der Studien vermindert und heilt den Irrthum; und daß in dieser Gemeinsamkeit der Meister gerade das Akademische liege, haben diejenigen an ihrem Beispiele gezeigt, welche, wie mehrere unserer abgeschiedenen schmerzlich vermißten Amtsgenossen, vorzugsweise und mit Vorliebe als Akademiker thätig waren. Ganz besonders aber sind die Akademien auf jene Dinge angewiesen, welche, wie Leibnitz sagt, nicht von einem Einzelnen ausgeführt werden können; sei es, daß verschiedene Kenntnisse und Fähigkeiten dazu erfordert werden, oder die Sammlung des Stoffes und die Beschaffung der Hülfsmittel, selbst durch Reisen, wie sie Leibnitz selber auch wieder unternahm, die Kräfte Einzelner übersteigt, oder der Bearbeitung des Gegenstandes die Muße eines Einzigen nicht gewachsen ist: und gerade heutzutage bedürfen große und kostspielige Unternehmungen um so mehr der Unterstützung, je mehr die Literatur in unendlichem Kleinhandel sich zersplittert. Gewiß hat unsere Akademie seit ihrer letzten Wiederherstellung in allen diesen Beziehungen und in den verschiedensten Zweigen des Wissens ihre Bestimmung nach Kräften erfüllt; hat sie ein anderes gemeinsames Werk, welches ihren Gesetzen nach ebenfalls in ihrer Bestimmung liegt, eine aus den Berichten ihrer Mitglieder zusammenzustellende fortlaufende Uebersicht des Zustandes und der Fortschritte der Wissenschaften, bis jetzo nicht geliefert, so liegt die Ursache hiervon in ihren unzureichenden Mitteln. Endlich erweist sich der aufgestellte Zweck der Akademien insbesondere im Gegensatze gegen die hohen Schulen darin, daß sie die Gemeinschaft der Meister über die Grenzen ihrer besondern Wohnsitze hinaus erweitern, Theils indem sie alle Gelehrten zur Lösung bedeutender Aufgaben anreizen und ermuntern, wohin bei uns die akademischen Preisaufgaben gehören, welche wir an diesem Tage zu verkündigen pflegen, nicht ohne daß unsere Absicht öfter schon mit dem günstigsten Erfolge für die Ausfüllung bedeutender Lücken der Wissenschaft gekrönt worden, Theils

indem sie durch auswärtige Mitglieder und gegenseitige Mittheilungen eine freundliche Verbindung unter sich und einen allgemeinen wissenschaftlichen Weltverkehr unterhalten.

Wenn alle von Staaten oder Fürsten gestifteten akademischen Vereine von der Platonischen Akademie zu Florenz an, und weiter zurück von dem alexandrinischen Museum an, auf welches sich die Preisschriften beziehen, die wir nachher betrachten müssen, denselben Zweck, je nach den Verhältnissen und dem Geist der Zeiten verschiedenartig abgewandelt, verfolgt haben; so ist er auch bei Gründung der Gesellschaft der Wissenschaften, welche Leibnitz durch Fürsprache der feinsinnigen Königin Charlotte bewerkstelligte, auf die besondere Weise der Zeit, Theils ungemein naiv ausgesprochen worden. Der König, heißt es unter Anderem, wollte eine gemeinsame Werkstatt anlegen, wo mit gesammter Hand an der Wissenschaft gearbeitet werden möge; denn zu deren fernerem Anwachse zu gelangen, dazu dienten Gesellschaften besser als einzelne Menschen, weil der Mangel des Einen durch den Andern ersetzt werde: ja man möchte nicht nur eine Gesellschaft der Personen, sondern auch der Völker wünschen, auf daß ihre verschiedenen Eigenschaften und Geisteskräfte einander ergänzten. Obgleich nach der vaterländischen und frommen Gesinnung des Königs als Hauptzwecke angegeben sind, erstlich die Ausarbeitung und Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, zur Ehre und Zier des deutschen Volkes, was schon aus jenem Gemenge von Deutsch und Latein, worin dies vorgetragen wird, sich als eine zeitgemäße Forderung erweist, sodann die Behandlung der deutschen, und insbesondere der preußischen, weltlichen und kirchlichen Geschichte, endlich der Betrieb der morgenländischen Sprachen zur Fortpflanzung des Evangeliums unter den Ungläubigen; so umfaßte die Gesellschaft dennoch bereits den größten Theil des Wissens in vier Abtheilungen, einer für Physik, Chemie, Arzneikunde und Aehnliches, einer für Mathematik und ihre Anwendungen, einer dritten für die vaterländische Sprache und Geschichte, und einer vierten für die Literatur, besonders die morgenländische: ob Leibnitz die

Philoſophie ausſchloß, weil er dafür keine wirkſame Theilnahme vorausſetzte, oder weil er ihre Förderung von einer Gemeinſamkeit der Studien nicht erwartete, oder ob äußere Gründe bei dieſer Ausſchließung obwalteten, iſt ungewiß. Jedenfalls verdient Friedrich der Große Dank, daß er auch jene zufügte, weil ſie, wie mächtig auch die Hinderniſſe gemeinſamer Verſtändigung in der Philoſophie gewachſen ſind, in jeder wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft durch unvermerkten Einfluß auf alle übrigen Beſtrebungen wohlthätig einwirkt: ſchloß er dagegen die Poeſie und Beredtſamkeit aus, ſo wird die Folgezeit vielleicht auch dieſe aufnehmen. Auch die Erwerbung mannigfacher Hülfsmittel und die Anknüpfung von Verbindungen mit dem Auslande wurden ſchon unter Friedrich dem Erſten nicht vergeſſen, und beſonders auf große wiſſenſchaftliche Unternehmungen im Oſten aufmerkſam gemacht; Gedanken, die jenem Zeitalter, welches von der höchſten Wißbegierde beſeelt war, Ehre bringen, und in den folgenden und dem jetzigen, wenn auch auf andere Weiſe, ihre Ausführung erlangt haben. Es iſt bekannt, ſagt der König, in was für einem beſondern guten Vernehmen wir mit den moscowitiſchen Czaren ſtehen, und wie dieſer Fürſt zu den Natur- und Kunſtwerken, ſonderlich aber zur Schifffahrt große Luſt bezeige: weil nun derſelbe wegen ſeiner großen Macht und weitläuftigen Lande zu dem durch Aufrichtung der Geſellſchaft erzielten gemeinſamen Zweck ein Großes beitragen könne, ſolle bei Gelegenheit mit ihm Handlung gepflogen werden, daß von den preußiſchen Grenzen bis China nützliche aſtronomiſche und geographiſche Beobachtungen angeſtellt, und Bemerkungen über Völker, Sprachen, Sitten und unbekannte Natur- und Kunſtgegenſtände gemacht und der Geſellſchaft zugeſandt würden. Namentlich wird hierbei auf die Veränderung der Abweichung der Magnetnadel nach Orten und Zeiten hingewieſen; dieſer Punkt könne ſo vom Rheine bis an die Memel und weiter im Norden und Oſten der Erde unterſucht, und bei dieſer Gelegenheit unter den barbariſchen Völkern bis China das Licht des Chriſtenthums angezündet werden, wozu der König vor andern Fürſten den

Vortheil habe, den Bernstein zu besitzen, welcher unter allen europäischen Waaren fast allein, in China hochgeschätzt und verlangt werde. Leibnitzens Aufmerksamkeit auf die Abweichung der Magnetnadel, wovon er später in Torgau den Czar unterhielt, und auch seine chinesischen Studien machen es trotz der scheinbar seltsamen Verbindung sehr ungleichartiger Dinge wahrscheinlich, daß auch dieser Plan auf seiner Eingebung beruhte, und man erkennt auch in diesem seinen immer ins Weite und der Gegenwart kaum Erreichbare strebenden Geist. Wahrlich keine schönere Fügung, kein günstigeres Vorzeichen künftiger Blüthe konnte der Akademie zu Theil werden, als daß sie in diesem Geiste empfangen worden; und so lange sie dieses Vorbildes würdig und dem Sinne getreu bleiben wird, welchen sie bei ihrer letzten Wiederherstellung durch nichts bestimmter als durch die Einsetzung unserer heutigen Feier kund gethan hat, wird sie, selbst nach dem beklagenswerthesten Verluste der schönsten und ihm verwandtesten Zierden, mit welchem auch die Wissenschaft der Hinfälligkeit alles Endlichen den schuldigen Tribut zahlt, unter dem Schutze eines edlen Königshauses in stets erneuter Jugendkraft aus gesundem Stamme frische Zweige und Blüthen treiben, und Früchte tragen zum Genuß der Mitwelt und für spätere Saat.

Die Napoleoniden.

Vergangenheit und Gegenwart.

Von

K. G. Jacob.

(Zweiter Artikel.)

Von Napoleons Brüdern war Joseph der älteste, geboren am 7. Jan. 1767., also noch ein Jahr früher als Napoleon. In seiner Jugend war er ein hübscher Mann, er hatte das Gesicht der Prinzessin Borghese mit dem kräftigern Ausdruck des Mannes. Von Herzen sanftmüthig, gut, mitleidig, widerstand er doch nicht den Versuchungen, in die ihn das Glück seines Bruders Napoleon während dessen erstem italiänischen Feldzuge führte. Sein Bruder schickte ihn im Jahre 1797 nach Paris, um dem Directorium zu zeigen, wie nothwendig es sey, mit dem Könige von Sardinien Frieden zu schließen. Das Directorium bot ihm sogleich den Gesandtschaftsposten in Turin an. Ganz naiv räumt er nun zwar selbst ein*), daß einer der ärgsten Mißbräuche und Usurpationen der vorigen Aristokratie sich erneute, weil er ohne alle Erfahrung, ohne ausgezeichnete Talente den ältesten Geschäftsmännern dabei vorgezogen ward, er geht indeß doch als Gesandter nach Parma und gleich darauf nach Rom, wo er mit Pius VII. über die Beruhigung der Vendée unterhandelt haben will. Auf diese Weise fand er an dem diplomatischen Verkehr, der ihm unter der dictatorischen Machtvollkommenheit seines Bruders wenig Arbeit machte, und dabei doch Zeit übrig ließ, auf die Renten zu speculiren und sich zu bereichern, großes Behagen und

*) In der Schrift: Bourienne et ses erreurs volontaires et involontaires, Vol. I. p. 343.

meinte wohl gar, er sey ein großer Diplomat, wie er sich denn allerdings das Verdienst beimißt, den Gang der Unterhandlungen auf dem Friedenscongreß zu Luneville beschleunigt und die schnelle Entscheidung herbeigeführt zu haben. Mit Recht sagte dagegen sein Bruder auf St. Helena, daß er an Joseph bei allen seinen Entwürfen nur eine schwache Stütze gehabt habe. Eben so war es auch mit den Verhandlungen, welche mit Nordamerika Statt hatten, als im Januar 1800 die mit Beschlag belegten Schiffe der Neutralen frei gegeben wurden. Joseph Bonaparte schreibt sich hierbei eine besondere Thätigkeit zu: wenigstens wurde der Friede zu Morfontaine, seinem Landsitze bei Paris, unterzeichnet. Dazu lud er alle in Paris befindlichen Nordamerikaner ein und bediente sich besonders (wie er zu verstehen giebt) des Generals La Fayette, als des Gründers der nordamerikanischen Freiheit, und des edeln Rochefaucould Liancourt, als die Unterzeichnung am 30. September 1800 Statt fand*). Die Amerikaner ratificirten indeß den Vertrag nicht unbedingt, Napoleon (damals erster Consul) fand jedoch für rathsam, ihnen nachzugeben, und unterschrieb im Julius des folgenden Jahres den nach ihrem Willen veränderten Tractat.

Als Napoleon seinen Bruder als Diplomaten nicht mehr brauchen konnte oder wollte, machte er ihn zum König. Aber Joseph meinte, er solle ihn doch über Morfontaine regieren lassen**), dort sey ihm wohler, als auf dem Throne von Neapel, mit dem er belehnt werden sollte. — Indeß — er mußte sich in das Unabweisliche fügen, und hat acht Jahre über Neapel und Spanien geherrscht, ohne diese Länder glücklich zu machen. Dieß war für ihn die Zeit einer ängstlichen Verlegenheit, wo er vor Niemand mehr zitterte, als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte und von den kühnen Marschällen und Schildträgern seines Bruders sich manche Beleidigung mußte keck in das Gesicht sagen lassen. Denn für diese war er zu schwach, weil er

*) Bourienne et ses erreurs, I. 279. 345.
**) Abrantes, IX. 149.

zu gutmüthig war, seine Völker drücken zu wollen: eine Gesinnung, die er nach seiner Absetzung behalten hat, und die er einst als Trost mit in das Grab nehmen will. Als Gatte, als Vater, als Freund war er edel und zuverlässig, seine Gattin, eine Kaufmannstochter, Julie Clary aus Bordeaux und Schwägerin der jetzigen Königin von Schweden, nennen die Zeitgenossen einen Engel an Güte und Wohlthätigkeit. Ohne grade schön zu seyn, war sie doch allerliebst durch ihre Sanftmuth und weibliche Würde, und wurde daher vom Kaiser, sowie von seiner Mutter sehr geachtet, wie sie auch überhaupt, in der ganzen Familie beliebt war.

Nach Napoleons Entthronung lebte Joseph in Prangin bei Genf, zog aber 1815 nach Napoleons Rückkehr wieder nach Paris zurück, von wo er nach der Schlacht bei Waterloo auswanderte, um sich nach Nordamerika zurückzuziehen, wo er bei Bordentown in Neu-Jersey weitläufige Besitzungen angekauft hat. Dort studierte er die rationelle Landwirthschaft, brachte Steinkohlenlager zu Tage und ließ den Delaware ausschlämmen, der an seinen Besitzungen vorbeifließt. Seine Gemahlin hat ihn jedoch mit ihren beiden Töchtern verlassen und ziert mit ihnen (die eine, Zenaide, ist Wittwe von Napoleon Ludwig, Ludwig Bonaparte's Sohne, die andre, Julie, war mit dem ältesten Sohne ihres Oheims Lucian verheirathet) die bonapartistischen Salons in Florenz. Als aber die Bourbons aus Frankreich vertrieben waren, kam Graf Survilliers (so nennt sich Joseph seit seiner Entthronung) aus Nordamerika über den Ocean herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichstadt in Beschlag zu nehmen, aber Ludwig Philipp war schneller zur Hand. Und so kehrte der Graf in seine Plantagen zurück. Er ist übrigens, wie Reisende erzählen, von einem bedeutenden Körperumfange, sein Auge ist matt und seine Manieren sind unköniglich, obgleich er auf zwei Thronen gesessen hat.

Der jüngste unter Napoleons Brüdern war Hieronymus. Er eröffnete seine Laufbahn als Handlungsdiener, wo

er schon manche Anlage zur Verschwendung und Liederlichkeit offenbarte, so daß sein Bruder Napoleon, als er aus Aegypten 1799 zurückkehrte, sagen konnte, daß er ihn recht selbstständig wiedergefunden habe und zwar als selbstständig im Schlechten. Freilich war Jerome das verzogene Kind der Madame Lätitia und andrer Freundinnen des Hauses, die in ihm den hübschen Jungen liebten. Sein Bruder schickte ihn aber auf die See, 1802 ward er Schiffslieutenant, wo er einen Aufwand machte, der weit über sein Vermögen ging und Wechsel auf Bourienne bezog, die der erste Consul nur mit Unwillen berichtigte. Dieser pflegte ihn daher nur einen kleinen Gassenbuben (polisson) zu nennen und schrieb ihm in sehr nachdrücklichen Worten, daß es ihn verlange, ihn auf seiner Corvette zu wissen und mit dem Studium eines Berufes beschäftiget zu sehen, der einst der Schauplatz seines Ruhmes werden sollte: „Stirbst Du jung," setzt Napoleon hinzu, „so werde ich mich trösten, aber nicht, wenn Du sechzig Jahre ohne Nutzen und Ruhm für das Vaterland lebst; besser wäre es dann, nie gelebt zu haben."*) Doch hatte Jerome es im J. 1806 bis zum Contre-Admiral gebracht. Auf diesen Kreuzzügen schloß er zu Baltimore seine Verbindung mit der reizenden Elisabeth Patterson, worüber Napoleon in den heftigsten Zorn gerieth und nach Holland, Spanien und Portugal das strenge Verbot ergehen ließ, Madame Jerome Buonaparte oder jede Person, die sich so nennen würde, nicht landen zu lassen. Vergeblich suchte die junge Frau, die in einigen Monaten ihrer Niederkunft entgegensah, die Küste der genannten Länder zu betreten, Jerome sah sich genöthigt, sie nach England zu schicken, und entschloß sich nun, Alles beim Kaiser aufzubieten, um die Anerkennung seiner Ehe zu erlangen. Aber vergebens und — Jerome willigte ein, sich von der Gattin zu trennen, die ihm indeß am 6. Jul. 1805 zu Park Place Camberwell bei London einen Sohn geboren hatte, der noch jetzt in Baltimore lebt.

*) Bourienne, IV. 235—237.

Jerome war indeß französischer Prinz geworden und sollte mit aller Gewalt ein großer Admiral werden. Als aber sein Bruder nach dem Frieden zu Tilsit im J. 1807 das Königreich Westphalen gründete, so wurde ein König aus ihm, der aber mehr als alle seine Brüder die Zusendung einer seidnen Schnur zu fürchten hatte. Er besaß manche gute Eigenschaften, so daß selbst ein Johannes Müller sein Lobredner werden konnte,*) aber das Glück hat ihn verzogen, und als er nun gar eine deutsche Fürstentochter, die Prinzessin Catharina von Würtemberg, geheirathet hatte, da glaubte er Alles thun zu dürfen. In die neue Würde fand er sich schnell, Bacchus und Venus waren seine Minister, um andre Regierungssorgen kümmerte er sich nicht. Denn er wollte nur Vergnügen und gönnte auch andern ihre Freude. Daher hat man in Cassel nie so amüsant gelebt, als in der westphälischen Zeit. Freilich kamen von Zeit zu Zeit die brüderlichen Verweise, eben nicht in den zartesten Ausdrücken, besonders weil Jerome über seinen schönen Frauen und Hoffesten vergaß, auf den revolutionären Geist in seinem Königreiche zu achten. Am übelsten aber erging es ihm im Jahre 1812. Da mußte er mit dem gefürchteten Bruder nach Rußland ziehen, den Oberbefehl über ein Armeecorps übernehmen, aber er machte seine Sachen so herzlich schlecht, daß ihn der verdrießliche Bruder sehr bald wieder nach Hause schickte. Kaum war er hier angelangt, so zeigten sich aufrührerische Bewegungen im Königreiche selbst, ja selbst im Felde fand Napoleon Zeit, ihn darüber hart anzulassen, daß er eine protestantische Kirche in Cassel in eine katholische umgewandelt habe.**) Unter solchen Umständen trat der Tyrannenübermuth in ihm mehr hervor, und man sah deutlich, daß der Franzose nie gelernt habe, in seinen Unterthanen auch die Menschen zu ehren.

---

*) Sämmtl. Werke, VII. 407. Vergl. Dohm's Leben von Grohnau, S. 460. und Schmidt's Geschichte der Deutschen (in der Fortsetzung von Dresch), XXIV. 68 Anm.

**) Fain's Manuscript vom J. 1812. Abth. II. S. 219.

Ein Beispiel wird genügen. Jerome kam am 2. Julius 1813 von Dresden, wo er Napoleon gesprochen hatte, nach Halle, welche alte und würdige Stadt schon seit Jahren das Unglück gehabt hatte, sich die königliche Ungnade zuzuziehen. Hier machte er dem Kanzler Niemeyer die härtesten Vorwürfe, daß er bei dem Bombardement von Halle vor der Lützner Schlacht, sich aus Halle nach Leipzig geflüchtet habe. Auf Niemeyer's Erwiderung: **Sire, se suis peut-être faible, mais je ne suis pas coupable**, entgegnete Jerome mit Wildheit: **ah! si vous aviez été coupable, je vous aurois fait pendre.** *)

Die raschen Kosacken sorgten dafür, daß ähnliche Ausbrüche nicht wiederkehrten. Denn schon am 26. October 1813 verließ Jerome mit seiner Gemahlin Katharina und dem französischen Theile seines Hofstaats die Residenz Cassel und floh nach Frankreich. Der Sturz seines Bruders riß auch ihn mit sich fort, doch erschien er nach dessen Rückkehr wieder in Frankreich und kämpfte bei Waterloo. Als er zum zweiten Male vertrieben war, nahm sich sein Schwiegervater, der im Jahre 1816 verstorbene König Friedrich von Würtemberg, seiner an und verlieh ihm im Jahre 1816 den Titel eines Fürsten von Montfort, von einer Grafschaft am Bodensee, die zum Königreiche Würtemberg gehört. So lebt er nun im Sommer in den Niederungen von Ancona, im Winter in Rom, von Rußland und Würtemberg unterstützt, denn das ist das einzige Verdienst seines königlichen Lebens, daß er vergessen hat, sich zu bereichern. Daher ist er auch in seinem Privatleben weit achtungswerther geworden, lebt in besserer Ehe mit seiner Gemahlin, die ihm nach Niederlegung der Krone drei Kinder geboren hat und deren ungeschwächte Zuneigung ihn nach Napoleons Meinung auf St. Helena mehr als alles Andre ehrt.**) Mit ihr studirt er jetzt an einem Systeme der Sparsamkeit, indem er rechnet, wie ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen

*) Niemeyer's Leben von Jacobs und Gruber, S. 394.
**) Bei Las Cases, III. 316. der Origin. Ausg.

zu haben. Seine Kinder werden in dem Collegium zu Siena erzogen. Uebrigens ist er oft krank, erschöpft von seiner Vergangenheit und verleugnet sich gern mit einer achtungswürdigen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er früher nicht glauben konnte, daß man so angenehme Saturnalien in ihnen hätte feiern können. Daher besucht er es noch oft.

Den ausgezeichnetsten unter Napoleons Brüdern habe ich noch zu erwähnen. Es war Lucian, oder wie er jetzt sich nennt, der Fürst von Canino. Obgleich er unstreitig an Genie seinem Bruder der nächste war, so wäre er doch wohl ohne Napoleon nichts geworden, als ein kühner Parteigänger der Revolution. Aber das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Als junger Mensch zeichnete er sich durch großen Eifer für die Sache der Republik aus. Er schwärmte mit Cicero und Demosthenes, und schien in Rom und Athen mehr zu Hause zu seyn als in Frankreich, wobei ihn sein Bruder oft auszulachen pflegte, da Napoleon es schon damals mehr mit der Wirklichkeit hielt als mit den Idealen. Als er sich nun gar im Jahre 1795 mit der reizenden Tochter eines Gastwirths zu St. Maximin in der Provence, Christine Boyer, verheirathete, erklärte Napoleon unverholen seinen Unwillen und daß er Beide nicht sehen wollte. Späterhin ward er Kriegscommissair und übernahm Lieferungen für die Armee, wo er, wie sein Bruder Joseph, sich bedeutend bereicherte. Seine Leutseligkeit verdeckte, was er an schroffer Energie besaß und was ihm daran wieder fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, in der Lucian Meister war. Gewandt drängte er sich durch alle Parteien der Revolution und war am 18. Brumaire (10. Novbr. 1799) Präsident des Raths der Fünfhundert. Alle vorbereitenden Anstalten zu dem Staatsstreiche dieses Tages wurden unter seinem Vorsitze auf dem Landgute der Recamier nahe bei La Bagatelle berathen, nicht minder nützte er seinem Bruder an dem genannten Tage. Denn während Napoleon sich im Rathe der Alten befand und die stürmische Aufregung eines Theils

seiner Mitglieder zu beschwichtigen strebte, ward ihm gemeldet, daß der Rath der Fünfhundert seinen Bruder zwingen wolle, den General Bonaparte als einen Feind der Verfassung außer dem Gesetze zu erklären. Sogleich nimmt er mit seinem bewaffneten Gefolge seinen Weg dahin, sieht sich jedoch gleich bei seinem Eintritte von zwei bis dreihundert Mitgliedern mit dem lauten Geschrei: „Tod dem Verräther" empfangen, so daß er erblaßt und bestürzt zurücktritt. Da eilen zwei Grenadiere hinzu, nehmen den General in die Mitte und führen ihn aus dem Saale.

Im Schloßhofe sammelt sich Bonaparte, erklärt den Truppen, was geschehen sey und schickt, da sie ihm ihre Anhänglichkeit betheuern, ein Commando ab, um seinen Bruder Lucian zu befreien. Dieser hatte indeß die Präsidenten-Toga abgelegt. „Elende," rief er, „Ihr wollt, daß ich meinen Bruder außer dem Gesetz erkläre, ihn, dessen Name allein Könige zittern macht. Ich lege die Zeichen der Magistratur ab und besteige die Tribune als Vertheidiger dessen, den Ihr von mir zu opfern verlangt, ohne ihn zu hören." Alsbald erschienen die Grenadiere, der Offizier sagt ihm heimlich, es geschehe auf Befehl seines Bruders, und die Soldaten schrieen: „nieder mit den Mördern." Darauf erstaunt die Versammlung: Lucian erscheint im Schloßhofe und ruft: „General und ihr Soldaten, der Präsident der Fünfhundert erklärt, daß Rebellen mit dem Dolche in der Hand die Berathungen gestört haben. Er fordert euch auf, gegen dieselben Gewalt zu brauchen. Der Rath der Fünfhundert ist aufgehoben." Darauf ward General Murat befehligt, in geschlossener Colonne in den Saal einzudringen. Da die Versammlung sich nicht entfernen will, so dringen die Soldaten mit dem Bajonnet in den Saal, die Deputirten springen durch die Fenster und der Saal ist in einem Augenblicke ganz leer. *)

Aber Napoleon sah es nicht gern, daß er einen großen

*) Nach Gourgaud's Denkwürdigkeiten Napoleons I. 60—65. der berl. Uebers., vergl. auch S. 35—67, 228—254. und Bourienne III. 33—70., der eine Kritik der andern Angaben (vergl. Buchholz, Geschichte Napol. II. 185—189. u. Schlosser, zur Beurtheil. Napol. I. 239. flgde) versucht hat.

Theil des Sieges seinem Bruder verdankte, und so erschlaffte allmählig zwischen Beiden das gute Vernehmen. Dazu entdeckte Napoleon an Lucian einen strengen Republikanismus oder wenigstens die Maske desselben, die seine ehrgeizigen Absichten verbarg.*) Denn eigentlich strebte Lucian doch nach Macht, Reichthum und Ansehen und bot alle Kunst auf, um seinen Bruder Napoleon von seiner Gemahlin zu entfernen und mehr von sich abhängig zu machen. Dazu bediente er sich besonders des Herrn von Fontanes, eines derjenigen Menschen, die nur da fortkommen, wo das Herz mit der Rede des Schriftstellers und mit dem Munde nichts zu thun hat. Als Lucian Minister des Innern war, schrieb Fontanes für die Bourbons im englischen Solde. Demungeachtet bewirkte Lucian, daß er von der Emigrantenliste ausgestrichen und im Ministerium des Innern angestellt wurde. Jetzt schrieb er für monatliche Tausend Franken für die neue Regierung, ward der Vertraute von Elise Bonaparte und lobte Lucian damals eben so übertrieben als nachher dessen Bruder. Er verglich ihn mit Lorenzo von Medicis und nannte ihn den Vater der Wissenschaften. Um sich der Familie dankbar zu beweisen, schrieb Fontanes die berüchtigte Parallele zwischen Cäsar, Cromwell und Bonaparte, welche er Lucian in der Handschrift mittheilte. Lucian sah die Handschrift durch, strich Alles, was ihm damals (es war im Jahre 1800) noch zu stark schien, und ließ sie dann in hunderttausend Exemplaren drucken und vertheilen. Darauf stellte Fouché dem ersten Consul vor, daß sein Bruder sehr unvorsichtig gehandelt habe, Napoleon fand dieß ebenfalls, nahm seinem Bruder das Ministerium und schickte ihn dafür als außerordentlichen Gesandten nach Madrid.**) Hier veranlaßte er einen ungerechten Krieg gegen Portugal und gewann für sich große Summen Geld. Es wird verschieden erzählt, auf welche Weise er dazu gekommen sey, eine dieser Erzählungen lautet, wie folgt. Sein

*) Ueber dies Mißverhältniß hat Bourienne IV. 149—151. interessante Aufschlüsse gegeben.

**) Nach Schlosser a. a. O. II. 182—185.

Vorgänger hatte in Madrid alle Grobheit der republicaniſchen Sitte zum höchſten Aergerniß des etikettenreichſten und förmlichſten Hofes der Welt an den Tag gelegt, Lucian beeiferte ſich dagegen, das Gegentheil zu thun. Er erſchien ſogar in Schuhen und im Haarbeutel und erfüllte alle Ceremoniel- und Hofpflichten mit einer ſolchen Pünctlichkeit, daß man am Hofe in großes Entzücken gerieth und er ſelbſt der wahre Liebling der ganzen königlichen Familie wurde. Vor ſeiner Abreiſe ſetzte Lucian ſeiner Popularität noch durch ein höchſt prachtvolles Feſt die Krone auf, desgleichen man in Spanien nie geſehen hatte, und welches gegen 400,000 Fr. gekoſtet haben ſoll. Wenige Tage darauf erhielten alle Mitglieder der Geſandtſchaft prächtige Geſchenke, nur der Geſandte ſelbſt ging leer aus, ſelbſt nach der Abſchieds-Audienz blieb er ohne ein Zeichen des königlichen Andenkens. Aber am Tage vor der Abreiſe ward dem Geſandtſchafts-Sekretair ein in eine Kiſte gepacktes, großes Gemälde als ein Andenken des Königs für Lucian Bonaparte überbracht. Als Lucian dieß hörte, äußerte er, daß es ohne Zweifel die Venus von Titian ſey, die er oft in des Königs Gegenwart gerühmt habe, nur ſey ihm jetzt der Transport unangenehm. Indeß ward der Ueberbringer prächtig beſchenkt. Nun befahl Lucian, daß das Gemälde aus der Kiſte genommen, der Rahmen in Madrid gelaſſen und daſſelbe ſo aufgerollt werden ſolle, daß man es auf die Imperiale eines Wagens packen könnte. Kaum aber hatte der Secretair die umgebende Leinwand weggeſchoben, als ihm ſtatt der Titianiſchen Venus das nichts weniger als ſchöne Geſicht des Königs Karl freundlich entgegen lächelte. Schon wollte er dieß dem Geſandten mittheilen, als ihn beim völligen Hinwegnehmen der Umhüllung eine viel größere Ueberraſchung feſthielt. Das ganze Gemälde war nämlich gleich einer Miniatur mit großen Diamanten eingefaßt, die Lucian ſpäter für vier Millionen Franken in Paris verkaufte.*)

*) Briefe eines Verſtorbenen (nach der Erzählung eines damals bei Lucian angeſtellten Generals), II. 356—359.

Aber die diplomatischen Verdienste, welche sich Lucian erworben hatte, vermehrten nur die Eifersucht — Napoleons. Lucian nahm sich zwar der Vorschläge, einen neuen Adel einzuführen und Orden zu stiften, thätig an und sprach im Tribunate und im Staatsrathe mit vieler Beredtsamkeit dafür, aber es wollte ihm doch nicht gelingen, den Bruder ganz mit sich zu versöhnen. Denn nachdem sich derselbe die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, ward er aus Princip der Gegner desselben und schien seine alte Stellung, als Republikaner der Familie, mit Beharrlichkeit aufrecht halten zu wollen. Daher gehörte denn auch die zweite Heirath, welche Lucian nach dem Tode seiner Gattin Christine im Jahre 1803 mit der schönen Rose Jouberton geschlossen hatte, ganz und gar nicht in Napoleons Plan, der im Staatsrathe erklärte, daß er nie die Frau seines Bruders Lucian für seine Schwägerin anerkennen würde: aber um so weniger kümmerte sich Lucian darum. Im Jahre 1805 verließ er Frankreich und zog sich nach Italien zurück. Die Krone dieses Landes hatte er früher ohne Weiteres ausgeschlagen. Doch wollte Napoleon sich auf alle Weise den störrigen Bruder verbindlich gemacht wissen und verabredete mit ihm im J. 1807 eine Zusammenkunft in Mantua. Napoleon erneuerte seine Anerbietungen, Lucian wies alle zurück, Napoleon wurde immer heftiger, bis er endlich mit Strenge in Miene und Wort von seinem Bruder Gehorsam und Unterwerfung unter seinen Willen verlangte. Mit derselben Heftigkeit entgegnete Lucian, daß er sich nicht wolle zwingen lassen, da er nicht sein Unterthan sey. Beide Brüder standen nun schweigend gegenüber, endlich sagte Napoleon: „Lucian, Du wirst Alles, was ich gesagt habe, überlegen. Ueber Nacht kommt Rath.“ Und hiermit entfernte er sich, ihm gute Nacht wünschend. Lucian that dasselbe, warf sich aber augenblicklich in seinen Wagen und verließ Mantua.

Eine Annäherung fand im Jahre 1808 unter den Brüdern Statt, als der Prinz von Asturien, der nachmalige König Ferdinand VII., Napoleon um eine Gattin aus der kaiserlichen Familie gebeten hatte. Campi, der unter Lucian's Ministerium

geheimer Secretair gewesen, und von ihm, wie auch vom Kaiser sehr geschätzt wurde, erhielt den Auftrag, ihm die hierauf bezüglichen Vorschläge zu thun. Die Prinzessin Charlotte, damals zwischen 14 und 15 Jahre alt, sollte Prinzessin von Asturien werden, Lucian König von Neapel, da Joseph gehen sollte, um ein andres Land zu beherrschen, und seine Gattin sollte, von ihm getrennt, Herzogin von Parma werden, aber nur ihre zwei Töchter mit hinnehmen dürfen.

Lucian schlug sofort seine Ernennung zum König aus, eben so auch für seine Gattin das Herzogthum Parma, da er es nicht für eine niedrige Gefälligkeit erkaufen wollte. Seine Gattin erklärte ihm zugleich, daß sie seiner Größe kein Hinderniß in den Weg legen wollte, sie wollte mit Parma zufrieden seyn und zeigte ihm ihre schriftliche Erklärung an den Kaiser. So wie sie Lucian gelesen hatte, zerriß er sie in kleine Stücke. „Mein Freund, mein Freund," rief seine Gattin in Thränen, „willst Du Deine Kinder einer Krone berauben?" „Und soll ich sie," rief Lucian aus, „um dieser Krone willen einer Mutter berauben?" Von neuem suchte ihn die Gattin mit der ganzen Anmuth ihrer Stimme und dem Liebreiz ihres Wesens zu bewegen, die Bedingungen Napoleons anzunehmen, um ihren Kindern eine Unabhängigkeit zu sichern. Aber Lucian (so berichtet die Herzogin von Abrantes, die in solchen Details Glauben verdient), in ihren Anblick versunken, nahm sie in seine Arme und schloß sie an sein Herz. „Und jetzt, wo ich Dich anbeten möchte, willst Du, ich soll mich von Dir trennen? Wir werden uns nie trennen, gewiß nie! Will mein Bruder mir seine Freundschaft schenken, so thue er's ohne Bedingung, wenigstens ohne solche grausame Bedingungen — ich bleibe immer mit Dir vereint, mein gutes Weib!" So ward das Königreich Neapel von Lucian ausgeschlagen. Wegen seiner Tochter gab er noch keine bestimmte Antwort, doch erklärte er sich nach einiger Zeit mit Bestimmtheit dahin, sie nicht nach Spanien ziehen zu lassen. „Es ist besser," sagte er, „meine arme Charlotte bleibt unter dem väterlichen Dache, als daß sie an einen Hof kömmt, des-

sen Laster und Schändlichkeiten Niemand besser kennt, als ich." Solche Aeußerungen entfremdeten die Brüder noch mehr, und Lucian führte seinen Widerspruch nicht ohne Koketterie so hartnäckig durch, daß er, um weiterm Ansinnen zu entgehen, sich sogar in den Schutz der Engländer zu begeben beschloß. Im Winter 1815 verließ er seinen Landsitz in Canino und entfloh auf einem amerikanischen Schiffe nach Malta, von da nach England, wo er am 18. December landete und gastfreundlich aufgenommen wurde.

Erst die Ereignisse des Jahres 1815 führten ihn nach Frankreich zurück, wo er im Augenblicke der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb und deßhalb nicht so schnöde abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine ängstlicher Theilnahme bemänteln wollten. Als der Verlust der Schlacht bei Waterloo am 20. Junius in Paris bekannt ward, bot Lucian alle Kraft der Ueberredung auf, um die Wenigen, die an ihm noch hingen, zu stärken, er berief sich auf Frankreichs unerschöpfliche Hülfsquellen, er rieth durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, er warnte vor dem gerechten Vorwurfe einer leichtsinnigen Wandellaune. Aber er vermochte nichts durchzusetzen, auf der einen Seite waren es die heimlichen Ränke des Polizei-Minister Fouché, der sich in jede Farbe kleidete und in jeder täuschte, auf der andern Seite die Stimme La Fayette's und wer ihm anhing, die eine Fortsetzung des Kriegs nachdrücklich verhinderte. Kurz darauf mußte Lucian, wie die übrigen Mitglieder seiner Familie, Frankreich verlassen. Er zog sich wieder nach Italien zurück, ward hier zwar erst von den Oestreichern aufgehoben, bald aber nach Einsicht in sein bisheriges Leben freigegeben: man wußte, daß er seines Bruders beharrlicher Gegner gewesen sey und wenn er auch seinen Ehrgeiz nicht widerlegt, ihm doch das Gleichgewicht gehalten habe.

Seitdem lebt Lucian Bonaparte, den der Papst 1814 zum Fürsten von Canino und Musignano erhoben hat, meist in Si-

nigaglia oder sonst in der Nähe von Rom, nachdem ihn schlechte Finanzen gezwungen haben, seine römischen Paläste zu verkaufen. Hier beschäftigt er sich vorzugsweise mit der alten Kunst, ist dem archäologischen Institute in Rom beigetreten, und hat in seinem Palaste zu Canino im Jahre 1834 ein etruscisches Museum gestiftet. In fünf Sälen sind hier alle Alterthümer, die er in Rom und anderwärts besaß, vereinigt worden, Blöcke aus etruscischen Gräbern mit Inschriften, schwarze Vasen ohne Malerei von den verschiedensten Formen, an siebenhundert gemalte Vasen, viele Bronzen, irdene Näpfe und andre Merkwürdigkeiten. So wohnt Lucian unter den Ueberresten einer untergegangenen Welt! Den frühern Beschäftigungen mit der Dichtkunst hat er im Alter entsagt. Sein Heldengedicht: **Charlemagne** hat schöne Verse, fand aber in St. Helena keine Gnade vor den Augen seines Bruders. Eine seiner interessantesten Schriften ist die in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon eines Theils der Geschichte verdankte, andern Theils, wie eifersüchtig er auf den Styl seines Bruders war; man sieht, wie schwer es ihm ankömmt, die Trefflichkeit desselben einzugestehen, und er mindert dieß Lob sogleich wieder, wenn er an Regnault de St. Jean d' Angely erinnert, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt.

Lucian's älteste Tochter aus der ersten Ehe, um die einst der Prinz von Asturien warb, ist seit dem 29. Dcbr. 1815 an den Prinzen Gabrielli in Rom verheirathet. Sein Sohn Karl, der Fürst von Musignano, ist der ausgezeichneteste Geolog in Italien, seine Gattin, Charlotte, die Tochter seines Oheims Joseph, ist mit ihm seit dem Jahre 1822 vermählt und die Mutter von vier reizenden Kindern. Von Lucian's übrigen Töchtern sind zwei verheirathet, die eine an Lord Stuart, die andere ist von ihrem Gatten, dem schwedischen Grafen Posse, geschieden. Lucian's Nachkommenschaft, wie die der übrigen Glieder der Familie Bonaparte, wird allmählig immer mehr

in die Familien des italiänischen Adels übergehen. So ist Elisa Bonaparte's Tochter, Elisa, die Gattin des Grafen Camerata, Murats älteste Tochter, Lätitia Josephe, an den Marchese Pepoli, die jüngere, Julie Caroline, an den Grafen Rasponi verheirathet, und haben den Namen von welthistorischer Bedeutung mit unbedeutendern Namen vertauscht. Kurz, die ganze Familie Napoleons ist durch das bürgerliche Element auseinander gesprengt worden, und es kann ein Glied derselben sehr leicht in einem Lande proscribirt seyn, wo das andre um die Hand einer Königstochter werben darf. Eine Reaction dieses verzweigten Stammes ist kaum denkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Die Napoleoniden sind sich selbst unter einander fremd geworden.

120

Ein April in Rom.

Von Leopold Schefer.

Der Venus und dem Amor.

Motto:
Procumbunt piceae, sonat icta bipennibus ilex.
Virgil.
Ueberſetzung:
In ein ſchönes Weib hörete Roma nun auf.
Schefer.

---

1. Leben und Liebe.

Hör' mit dem Weibe nicht auf! Das warn' ich und lehr' ich dich, Jüngling.
Fang' mit dem Weibe nicht an! Leben und Liebe ſind mehr!
Schicke Du dich nicht in den April! . . . Doch ehrend empfängt Dich
Selber die Schönſte und mild — hat Dich ihr Amor geſchickt!

2. Menſchliche Lehre.

Nennſt Du es Römiſch? Nennſt Du es Chriſtlich? Nennſt Du es menſchlich,
Dumpf vor dem Schönen der Welt Augen verſchließen und Herz!
Wahrlich! Der iſt kein Menſch, der das Schöne verachtet, nicht achtet!
Wenn Du's verunehrſt, Menſch, Schande der Schönen und Dir!
Iſt ja die Schöne „das Schöne", die Blüthe des lieblichen Mai's lang,
Iſt es, den fliehenden Mai kurz! . . . und die Göttin entflieht!
Aber hier ſiehſt Du das Schöne in tauſend lebenden Schönen!
Ach, und die Anmuth erſt! Ach, und die Milde! die Gluth!
Ach, und die Armuth erſt, o himmliſcher Vater der Blumen,
Iſt Dein Schönes ſo arm! Iſt denn die Schöne je arm?
Ehre Dich, wenn Du Sie ehrſt! . . . denn wie gütig ſchon grüßt Dich die Kleine:
„Oh! Ci vedremo!" ſo ſagt Sie Dir im Scherz — und im Ernſt!

3.

Wanderer! Merke das Eine: der Ankömmling, Er erlangt oft
Raſch, im Frembenglanz ſchön, noch im eigenen Rauſch,
Was ſchon lange vergebens der Heimathliche ſich wünſchte!
Viele Früchte darauf reifen im Laufe des Jahrs;
Doch — wie im Herbſt dann jegliche Frucht, die zu feſt, zu verhüllt hing,
Scheidet er, ihm nachfällt, traurig am laubloſen Aſt,
Löſete Nachtfroſt leiſe ſie ab, und glänzet an jungen
Bräunlichen Augen Thau — ſammle die reifeſte Dir!
Willſt Du klug ſein: bleibe Du dann, Willkommener, oder
Kehre doch bald! Genieß' weiſe, gewonnenes Glück.

4.

Amors Sclavenmarkt, so nennst Du den Corso? — wie unrecht!
Auf den Bazar geht keine Gewillte zu Kauf.

5.

Willst Du lernen, was halbe kaum freundliche Blicke bedeuten,
Kaum ein Lächeln ... ein leicht Wenden, so leicht wie um Nichts;
Gehe des Sonntags still auf den Corso; da siehe sie haschen,
Fesseln, deuten; o sieh', wie sie der Arge benutzt.
Aber hätte ein Weib da noch still auch Etwas zu lernen —
Sähe sie: wie auch Ihr Putz, selber ihr Auge Sie fängt.

6.

Sind die Göttinnen aus, ist keine Thörin im Hause;
Sind die Göttinnen heim, trifft Du die Thörinnen an.

7.

Ja, so stolz erscheine die Frau, wie die Römerin, doch sei's
Nicht; stolz reize sie so, mild so beglücke sie dann.

8. A.

Also, wie im Epigramm dem Vers die Spitze Bedeutung
Giebt, so giebt dem Leib erst sie das schöne Gesicht.

8. B.

Brennet die Fackel nicht oben, was soll sie Dir? ist es die Fackel?
Nur als an gutem Talg' naget ihr Mäuse daran.

8. C.

Angezündetes Licht gern schleppen die Ratten in ihre
Höhle; da brennt es im Haus; Troja, du brannt'st davon ab!

9. Byron spricht:

Stets umsonst sinn' ich oft: wie Genuß doch Liebe befriedigt,
Weil sie nun nichts mehr hat? weil sie das Ihre gethan?
Auch umsonst sinn' ich oft: warum Liebe noch auch uns Genuß giebt?
— Weil es nicht Liebe war, ach, bring' ich am Ende heraus.

10. Wolfgang Goethe spricht:

Faust, ohne Teufel hab' ich soviel, wie mit ihm Du, genossen!
— Wenig nur! ach, der Mensch bleibt ja der Mensch, der er ist,
Führe ihn in das Serai, gieb ihm alle Schätze der Erde,
Führe zum Himmel ihn auf, führe zur Höllen ihn ab.

11. Don Juan spricht:

Hätte ich Alles so ernst, so mit Liebe studirt wie das Erd-Weib,
Welch' ein Wunderkopf müßte der meinige sein!
... Wie das Weib: die Quelle der Liebe! die Liebe: die Quelle
Alles Schöne zu schau'n: Quelle der heiteren Kunst:

Kunſt zu dichten! — An Liebe gebrach mir es nicht! doch, o leider
War ja des Stoffes zu viel! war er zu zart! und zu dicht!
Wer ſtets Glück hat, der lernet das Leben, die Spiele, die Liebe
Nicht! Er braucht es auch nicht! Liebe nur lernſt Du im Haß ...
Nur in dem Manne lernſt Du das Weib, der ganz ihr das Herz nahm;
Was ein Mann ehrt, zeigt ſeine Geliebte Dir erſt.
Lernte ich Anderes nicht mit mehr Glück, dann wiederholen
Müßt' ich es noch wie: das Weib, ſtille die Tage, die Nacht.

12. Der Verhaltende.

Ueberbiete Du nie Dich ſelbſt, noch mache wohl ſtutzen;
Still empfange und leicht; ſchätze im Innern Dein Glück!
Eben ſo leicht vom Baum der Orang' entfallen Orangen,
Als vom Quittenbaum ſauere Quitten im Herbſt.

13. Eigene Noth.

Die Freundin.

Aber Du biſt ja von Marmor! Du lachſt ... Du lächelſt ... Du blickſt nicht,
Steh' ich und flechte mein Haar! ſchmück' ich mit Roſen die Bruſt!
Hebſt Du die Roſe mir auf? die mir aus den Fingern gefallen —
Weil ſie ſich öffneten — weil ſinnend nach Dir ich geblickt!

Der Dichter.

Roſen hebt man nicht auf; man läßt die Beſtaubeten liegen,
Denn was die Erde berührt, hat auch die Erde geraubt.
Höre denn Alles von mir in Einem Worte, dem höchſten:
Schöner als Du, als Du, gab es auf Erden kein Weib!
Lieber jedoch? — ach, geliebeter mir? — was kannſt Du davor, Herz,
Daß ich früher als Du ... daß ich Dir ferne gelebt!
Erde iſt meine Bruſt! denn Die, die ich liebte, iſt Erde.
Wie aus dem Haupte des Zeus, drinnen man Erde verbarg,
Blühet aus meinem Haupt ein ſtilles duftendes Veilchen —
Willſt Du, begieße es Du, weinend vom himmlichen Aug'!

Die Verſöhnte.

Alſo das war es? — Nun bin ich begnügt! Nein! nun erſt ſo traurig!
Unglückſeliger Mann, der die Geliebte verlor!
Ach, wie nun ehr' ich Dich, nun! Doch höre auch ehrend denn mein Wort:
Deine Geliebte iſt todt — doch die Dich liebet — ſie lebt!
Fühle, wie ſtark mir das Herz klopft — mir? Ach, es klopft; nur für mich nicht!
Doch, nur auf Deine Stirn, gönne mir, duldend, den Kuß.
Ach, wie ein treues Haupt nach Veilchen duftet! und weh mir ...
Fühle ... wie ein zu ſpät-liebendes Auge doch weint!

14.

Kindlich nenn' ich die Römerin, kindiſch ſogar, o ſo kindiſch
Immer! vor ſeliger Gluth lebt ſie in ſeligem Glück.

15.

Bist Du vertraut mit dem Herzen, dann siehst Du in menschlichen Dingen
Allen: nur Kinderspiel hold von Erwachs'nen gespielt;
Kinderspiel in dem Garten, und Kinderspiel in der Küche,
Kinderspiel mit dem Kind! selbst mit dem Mann und dem Weib
Siehst es in Tanz und Gesang, im Weinen und noch im Begraben;
In der Erfüllung wird — bleibt ja die Hoffnung erst wahr!
Und nun, entehrt das den Menschen? Nein, Kind sein ehret ihn göttlich!
Nur Ein Herz ist das Kind! Denken und Lieben sind Eins!
All', all' Himmlisches wohnt in dem Kinde! Und Wohl dem Beglückten,
Der sein kindisches Spiel ruhig das Leben durch spielt.

16. Der alte Patito vertraut:

Für das Schöne zu sehn, mit Deiner Schönen am Arme,
Für ihr Glas Sorbett, das sie mit Anmuth genießt,
Für das göttliche Singen im Argentinatheater —
Hast Du Sie! süßere Kost! süßerer Liebe Gesang!
Kannst Du den Wagen ihr halten, o dann ist es aus! Da bedarfst Du
Goldene Ketten nicht, Ringe, Gewande, noch Hut
Voll Straußfedern, weiß, schönschwunkige! denn ihr ist Alles
Tägliche Corsofahrt. Fahre sie; reite dabei!
Jegliches Weib macht gerne die Göttin! erhabene Mienen!
Und als Himmlische gern wäre, mit Recht, es geehrt.
Kann sie das, ist sie das, ist sie beglückt! O dann ist sie zufrieden!
— Und was fehlt' ihr da noch? — sage selbst! — Schön wie sie ist!
Und sie entfaltet Fülle Dir, Reichthum unendlicher Liebe!
Zärtlich und sanft und gut hängt sie Dir immer am Aug';
Mäßiger ist sie, begnügter und froher als andere Weiber,
Bitten mußt Du sie oft, daß sie Geschenke — Dir nimmt;
Alles, was sie besitzt, das bringt sie Dir freudig getragen,
Und sie beschwört Dich ... sie weint, wenn Du zu nehmen versagst!
Denn ein edeles Herz, das bewahret die Römerin heut noch,
Was Rom's Stolz war einst, klingt noch als Echo in ihr.
Fehlen die Römischen Helden ihr heut, nun so liebt sie die Fremden,
Lieben muß sie! sie muß ehren, es ist ihr Natur!
Nirgend wird so der Schöne geehrt, wie die Römerin ihn ehrt,
Was Preiswürdiges lebt, komme zur Feier hieher!
— (Was in Roma gefiel, das tadeln dann Andre nur thörig;
Was Rom tadelte, das lobt dann ein Thor nur getrost. —)
Denn leicht scheidet sie sicher das Falsche. Gemeines — das haßt sie
Als ja das Tägliche; Rom haßt sie, sie haßt sich oft selbst!
Jegliches reine Gefühl des Schönen erfüllt ihr die Seele,
„Schönsein!" ist ihr nur Glück; Alles, was sonst noch ist — Tand!
Einzig an diesem Bande gewinnst Du die Reiche, die Arme.
Liebe besiegt nur Stolz. Nenne die Schöne sie stets!

Iſt ſie es nicht, dann ſchwatze Du ihr nichts vor, Du bethörſt nicht,
Was ſchön iſt, was nicht, weiß hier ſchon jegliches Kind.
Iſt ſie nur reizend, hilf Dir dann aus, und: „al Genio mio"
Nenne ſie dann; dieß Wort hat ihr oft höheren Reiz.
Aber ... daß Du der Liebende ſei'ſt, das vergiß — bei Madonna! —
Nie! denn um Liebe nur ſchätzt erſt die Geliebte Dich hoch!

17. Das uralte Teſtament.

Fürchte Du nicht, o Liebe, daß je Dich die Menſchen verſtoßen!
Daß nur ein Athemzug ohne Dich jemal geſcheh'!
Sollen die Menſchenkinder beſteh'n, und werden ſie Augen
Haben, und ſehen, und glüh'n, Jedes mit anderer Gluth —
Werden ſie locken, gelockt, und werden ſie reizen, gereizt ſein,
Iſt nicht ein jegliches Herz, Eins wie das Andre geſinnt;
Sind nicht alle die Männer wie Einer: ſo ſchön wie Apollon,
Alle die Weiber wie Eins — wie Aphrodite ſo ſchön —
Siehe, dann bleibt Dein Verkehr! Dein Wollen, Dein Suchen, Dein Walten,
Siehe, dann bleibet die Welt, wie Du ſie heute bewegſt!
Ewig gilteſt Du fort, ſo wie heut und wie geſtern, wie ewig,
Und kein heilig Geſetz bannet die Heilige, Dich!

18. Amors Kloſter.

Gern ſtudir' ich den Mann, der von ſchönem Weibe geliebt wird:
Was ihn ſo würdig macht, feſtlich am Opfer Saturns
Goldne Gefäße, mit Nektar gefüllt, ſo beſeligt zu tragen;
Göttlicher Räthſel voll, himmliſche Lieder im Mund!
Jetzt, jetzt hab' ich's bequemer: mein eigenes Herz iſt mein Buch nun,
Denn ein wie ſchönes Weib ſagte: „Wie lieb' ich Dich!" jetzt.
Doch vergebens ſuch' ich an mir Verdienſte zu finden,
Die gleich feſſelten! Leim, lieblichen, Amor, für Dich;
Bunte Speiſe, die Eine mit Augen, liebt zu genießen;
Eine Blinde nur einſt nannte den Engel mich gleich.
Alſo theilſt Du, o Liebe, die Gabenfülle bedachtlos,
Wie Rom Almoſen aus, welche die Pfründe beſtehlt:
Welche der Arme bedürfte, die läßt der Reiche ſich holen,
Drei, vier Schüſſeln voll — für die Bedienten im Haus.

19. A. Der Zauberbrief.

„Zeig', Aphrodites Schönheitsbrief vor, da mußt Du geliebt ſein!"
— Zeigſt Du ihn pochend und frech, ſieh', da verſchwindet die Schrift!"
Wiſſe: die Grazien ſchreiben den Brief Aphroditens mit Aether —
Und nur ein göttliches Aug' lieſet und kennet die Schrift.

19. B. Das Heiligenbild.

Trage die Schönheit ſtill, wie der Fromme das Heiligenbild trägt;
Kaum das Band ſeh' heraus, d'ran es am Herzen ihm hängt.

19. C. Schönheit und Gefühl.

Wisse, das Herz bringt selten Dir Rechnung im Leben! Es ist nur
Halb Uns Glück, und halb fernet es Anderen uns!

20.

Rom ist arm; Antiken allein und schöne Gemählde
Nicht nur kaufst Du Dir hier, gerne gegeben, o Freund;
Nein, auch folgte Dir gern das schöne lebendige Mädchen,
Gleich der Venus, umsonst — nur aus Italien nicht.
Rom ist unausschöpfbar; die Kunst zu gestalten in Marmor
Hin ist sie! Doch die Natur schafft ihre Werke noch hier!

21. A.

Wie Du die Schöne gewinnst, das gilt oft wenige Sorge —
Wie Du sie los wirst, meist viele, es kostet wohl — Dich!
Leicht, wie die Lerchen sich finden, vermählen die Glühenden hier sich;
Amors Kuppler, es ist hier Hymenaon, o Freund.
Jegliche sorgt erst Frau zu sein. — Dann sorgt sie zu lieben,
Und der hochehrliche Storch trage die Kinder ihr ein.

21. B. Der Freund im Hain.

„Amor'n bat ich, ein Briefchen zu tragen so heimlich als listig
An ein reizendes Kind, das mir die Augen besiegt.
Aber Der! giebt ihn dem Hymen, aus Redlichkeit oder aus Argliſt!
Dieser nun zieht in das Haus, breit und gefällig hinein —
Wirbt bei den Eltern für mich, und schmückt schon reizend das Brautbett,
Schaffet dann Kränze und Wein, Speisen und Tänzer herbei.
Endlich, wie ich nun komme, so wie man geschmückt zur Geliebten
Geht, mit dem Mantel, bequem, leicht und auf jeglichen Fall,
Find' ich — anstatt Sie allein im Dunkeln — die ganze Gesellschaft!
Ja, auch Zeugen wohl gar standen schon männig bereit! —
Ei, du tückischer Freund, soll ich hier nun im Haine mich ärgern?
Lachen? und Dir verzeih'n — Dir, der so oft mich beglückt!" —

22.

Alles ist eitel! — Salomo kannte die Römische Schöne
Nicht, und sagte es doch? — Stille! — er ist ja Prophet!

23.

Schießet der Jäger gerecht in ein Heer frohschwatzender Elstern,
Nimmt er sich Eine auf's Korn, weise die mittelste gern.
Bitte Du Amor'n, scharf auch nach Einer der Schönen zu zielen,
Sonst wär's möglich, in Rom! ohne Geliebte zu sein.

24. A. Des Provençalen Meisterwort.

„Sehen. — Sprechen. — Darauf ein edles Glied zu berühren.
„Küsse. — Das ist der Steig, stets, wie zur Liebe, zur Eh'.
Ueberspringe kein Sprößchen! Doch, trifft Du gelehrige Schüler,
„Mache die Stunden kurz, kurz wie den glücklichen Tag."

24. B.

Tausend erscheinen im Schwarm schön; — Hundert doch bleiben am Ende
Kaum nur Erträgliche noch, wenn Du sie nahe gekannt.
Drei davon möchtest Du wohl; und Zwei doch begehren geheim Dich;
Eine nur liebst Du; doch liebt Eine Dich — lerne die Qual!

25. A. Die Ehebrecherin.

Alle vergebet auch Ihr so „der Ehebrecherin", aus . . . aus
Mutterliebe! Die fiel, brach ja die Ehe zuvor.

25. B. Römer-Wort.

Hörner sind wie Zähne; nur Anfangs schmerzet ihr Ausbruch,
Aber dann ißt man — man — Mann und die Kinder damit.

25. C.

Ja! treu ist „dem Manne" die Frau! sie giebet ihr Leben,
Glück, ihre Liebe sogar, gerne dem Manne dahin.

26. A.

Doch dieß ist ja Satyre! Die zartempfindende Seele
Macht sie am ersten; darum halte mir Eine zu gut.

26. B. Waiblinger.

„Leider trifft die Satyre mich auch; doch trifft sie mich halb nur,
Halb das Schicksal — nur, ach, trage ich alle das Leid!
Hatte ich lange der Liebe entsagt, voll Schmerz der Verlornen,
Einsam widerstand ich, wie der Einsame leicht.
Aber, erblickt' ich dann, hold hinwandelnd, Ihr ähnliche Jungfrau'n,
Brannt' ich, schüttelte rasch thöriges Streben von mir:
Allem widersteh' ich, als Mann! doch, o himmlische Schönheit,
Dir, um so minder, als Mann — Mann ich ja heiße und bin.
Nichtig sein, ist mir unmöglich! So nehmt mich in euere Macht hin,
Schönen all', und so beglückt . . . hasset mich, thut was ihr liebt! —
Leicht da verlockte mich Amor in neue, in lose Geschichten,
Wieder von Glücke zu Reu', wieder von Reue zu Glück.
Wo nun her ist die Reu', als daß du die Eine verlassen,
Daß Sie Dich ewig nicht, ewig am Herzen behielt!
Daß du, o Nacht, vergingst; du, o Morgenröthe vom Lager
Mich verdrängtest, fern, weit in die Lande hinaus;
Daß nach solchem Glücke noch Anderes immer erhofft mir,
Eine noch schöner und schön wie die Verlorene schien!
Daß zu der Ersten ich, ach, nicht kehrete, kehren nicht konnte,
Wie mein Herz mir stets laut so wie stille begehrt.
Und so hast Du die Ehe! — denn auf ewiges Halten
Ewigschönen Glücks, folgte das ewige Leid?

27.

Gieb dem Weibe das Haus und Bett, und versprich ihr's auf immer,
Nähre die Kinder, o dann giebt sie Dir Jegliches hin.

Ist sie Bessre nun so? — Auch die Bessre ... die Glückliche ist sie ...
Ist nun die Weltliche nur, ist nun die Weltliche doch!
Was unerläßlich dem Geist und der Liebe der Lebenden zukommt,
„Ehre" nennt es mit Recht, „Ehre" die Welt und das Weib!
Treue Gebräuche verehret der Mensch, und er muß sie verehren,
Was sich erhaltend zeigt, weihte die ew'ge Natur.

28. Requiem der Natur.

Dreißig Millionen erstanden hier Frauen, seit Rom steht.
Zahllose Schöne! Doch ach, nennet die Muse Dir Zwölf?
Selige Nächte! Geküß der Umarmeten, holde Genüsse,
Frühe die Blicke! — dahin hauchte sie himmlische Luft!

29.

Sei nicht, Muse, zu stolz auf Namenspende! Du nennst nur
Schöne ja: Schöne! Du nennst Selige: Selige nur!

30.

Erde! nun nennt mein Mund dich „in Ehren": wollüstige Göttin;
Hätte die Morgenflur Blumen, dir Heißen, genug?
Welcher Gott ertrüge die Kränze für all' dein Umarmen,
Schöne! Vom Himmel umarmt, lehrst Du die Liebe sie all'.
Hoch mit Flügeln, und tief mit Flossen, noch selber im Erdschooß
Augenlos, verfolgt Liebe die Beute mit Lust!
Hier mit silbernen Armen! Es harrt die Blume geduldig,
Bis ihr Frühlingshauch Küsse des Bräutigams bringt.
Alles fährt, und lässet sich fahn, mit wonnigen Aengsten,
Ach, und der Liebe erliegt schweigend die selige Welt.
Dein Altar ist, Liebe, die Erde, mit Hainen und Hügeln;
Sommervögel weh'n süße Gedüfte davon!
Schlange umwindet Schlange; sie stürzen sich beid' in Betäubung
Stumm in den Fluß, und er wälzt, wälzt die Vereinten dahin!
So ertönt im Lenze die blumige Wiese, von Bienen
Schütternd! als ob sie selbst murmle ... als blühende See!
Doch sie sammeln sich köstlichen Honig, versenkt in die Kelche;
Jegliches Blumen-Herz duftet gelöst in das Blau,
Jegliche Biene ist ihm, unwissend, der Bote der Liebe —
Also wie Kinder geh'n, fröhlich von Hause zu Haus.
Ja! Ein Mann-Weib bist du, Natur, voll heiliger Inbrunst,
Gleichwie das Schlangen-Eins schwimmst du im Aether hinab!
Manngeist! Heiliger Schooß! und Vater bist du und Mutter!
Gleichwie im Menschen; du schufst ihn, wie er ist — wie Du bist!

Also verhüllet in Dich, vollkommener heiliger Lotus,
Zeugst Du Dich ewig fort, still, wie Corallen im Meer;
Blühend schwimmst Du so fort; und Kinder, späte wie frühe,
Schlafen im Azurkelch süß, die Gesegneten, hin!

128

Ausstellungen über H. Heine.

Von

Alexander Jung.

„Ohne Unschuld, immer neu wiederkehrende Unschuld, die im reinen Willen besteht, verwirrt sich jedes Talent, und gebährt Geschöpfe ohne Proportion und ohne Einheit in ihren Lebenselementen.“ Rahel.

Es ist ein Unglück, daß es so wenig ächte Kritik unter den Menschen giebt, ein größeres Unglück, daß so wenige da sind, welche sie zu würdigen verstehen. Zwar haben wir durch Lessing einen tüchtigen Stoß erhalten. Manches Vorurtheil ist glücklich niedergekämpft, so manche Autorität um ihren Heiligenschein gekommen. Wir haben weniger fürchten gelernt die Gefahr der Gedankenäußerung, mehr glauben an den Sieg der Wahrheit in aller Geschichte. Ja sogar unser Schönheitssinn ist nicht zurückgeblieben, und wir schämen uns bereits einherzugehen in jener steifdöckenen Magistertracht, die sich, mit Gelehrsamkeit spreizend, durch so manche kritische Bibliothek hindurchzieht. — Was uns aber noch immer fremd zu sein scheint, ist jener frische, freie Humor, welcher überall ohne Rücksicht verfährt, ohne Verstimmung aufnimmt, welcher, wie überhaupt seinem Wesen nach das Endliche mit dem Unendlichen versöhnt, so auch in der Kritik das Vollendete mit dem Mangelhaften ausgleicht, überall das Negative des Positiven wegen hinstellt, das Häßliche verfolgt des Schönen halber, und nur einen Haß in sich aufkommen läßt, welcher die Liebe selbst ist. — Diesen Humor vermissen wir noch bei den meisten Kritikern, wir vermissen ihn bei dem größern Publikum. Beides aber wirkt gegenseitig. Dort lähmt es das Urtheil, hier verkümmert es die Aufnahme. — Zwar verkennen wir nicht das Bedeutende, was wirklich auch in dieser Beziehung von Deutschen schon geleistet ist. Indessen wir sprechen im Allgemeinen. Wir beklagen das Fehlen eines ächt kritischen Sinnes in der Gesammtheit, die Unwissenheit, welche noch immer zu herrschen scheint über die eigentliche Kunstseite der Kritik, über die Bedeutung, welche dem Humor in ihr gebührt. — Die ächte Kritik, wie die freie Aufnahme des kritischen Urtheils gehen beide über das bloß Subjektive hinaus, sie sind beide eben darin nur ächt, daß sie es lediglich mit dem Gegenstande zu thun haben, selbst da, wo kritischer Seits die Nothwendigkeit eintritt, in das Besondere, Eigenthümliche der schriftstellerischen Persönlichkeit züchtigend einzudringen. — Nur der Humor kann uns losketten in dem Urtheil von allem Nepotismus, von aller unbewußten Partheinahme und Bevorrechtung des uns Näherstehenden, denn er kettet uns überhaupt los von der Scholle, und eröffnet den

Blick in die Welt, daß die Leidenschaften schweigen, daß wir Muth und Unbefangenheit genug haben, zu unserm Gegner zu sprechen im Sinne Spinoza's: wenn ich dich tadle und lobe, was geht's dich an, um auch ihm eine Gesinnung zuzumuthen, welche endlich frei wird von aller Selbstzufriedenheit und Eigennützigkeit, von aller Lobhudelei und Splitterrichterei. —

Dieß bahnt uns den Weg zu Heine. Wir gedenken keine Kritik zu liefern, sondern, wie angedeutet, nur Ausstellungen. Wir nehmen keinen Anstand, Heine noch immer für einen der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands zu erklären, seiner ganzen Anlage und Stellung nach, ja auch in Betreff eines großen Theiles seiner Leistungen. Zwar hat Heine in der letzten Zeit vielfache Blößen gegeben, er ist in den Frohndienst einer ephemeren Literatur getreten, und noch dazu in den des Auslands. Er fängt an, von den großen Gaben, die ihm verliehen sind, einen unwürdigen, gewissenlosen Gebrauch zu machen. Er theilt zwar immer noch mit, aber doch nur kleine Portionen, Schüsseln, ausgerieben mit Asa Fötida zu pikantem Reiz für schlaffe, übersättigte Magen, langweiligen Bericht über Herzen- und Kobold-Märchen, Anekdoten und Auszüge aus Büchern, ein willkührlich zusammengerafftes Gespinnst, ein wahrer Alterweibersommer, der sich über ganze Seiten fortschleicht. — Doch laßt uns den ganzen Heine erwägen, um ihn nicht so schnell aufzugeben, laßt uns schonungslos bei Namen nennen, was er gesündigt, aber auch nicht leichtsinnig vergessen, worin er wirklich stets Anerkennung verdient. —

Heine ist ein Schriftsteller, der in uns die ganze Skala der Affekten, der Gefühle auf eine bewunderungswürdige Weise zu erregen weiß, die sich denn, da er meistens subjektiv verfährt, auch in der Regel auf ihn, auf dieses seltsame Ich, wieder hin beziehen, so daß wir ihn bald bemitleiden, bald verachten, bald lieben, bald hassen, bald bewundern, bald verabscheuen. Heine möchte sich vielleicht am liebsten all' dergleichen, zumal von deutschen Lesern, verbitten, denn er spielt nur zu gern den Gleichgiltigen, den weder warm noch kalt Gewordenen: indeß können wir ihm nicht helfen. Ein Mensch, der so ausgezeichnet schreibt, so die leisesten, schauerlichsten Anklänge des Gemüths, wie wir es bisher fast nur dem Musiker zugetraut, hervorruft, dann wieder sich gehen läßt, so unglaublich hinsudelt, und bei einer so reichen Begabung mit Humor es nicht unter seiner Würde hält, den gemeinsten Witz von der Straße aufzunehmen; der muß es sich gefallen lassen, wenn wir ihn in der Beurtheilung mitunter sehr unsanft handhaben, und nicht etwa wähnen, wir seien beschränkt genug, zu meinen, er werde sich aus solchem Urtheil etwas machen. — Und daß wir, worauf es uns bei Heine und Vielen seiner Anhänger besonders ankommt, nur gleich bekennen, Heine wird Deutschlands Zucht und Strafe nimmer entgehen, wie übermüthig und spröde er sich auch benehmen mag, und was in ihm wirklich des Tiefen und Trefflichen lebt und wirkt, das wird, ungeachtet seines Einschmeichelns bei den Franzosen, dem Vaterlande verbleiben müssen, denn über das Eigenste, was der Mensch besitzt, über seinen Charakter und Genius, hat er nie

als über ein Privateigenthum zu gebieten, sondern es gehört selbst wider Willen dem Vaterlande. — Indessen ist es belehrend und willkommen, zu sehen, wie blutwenig am Ende Solche zu geben haben, welche sich immer mäkelnd dem Vaterländischen gegenüberstellen, und wie sie, als Geistreiche, doch zuletzt bei Plattheiten anlangen, die man sonst wahrlich nur Geistlosen zugetraut hätte. — Heine, der uns Ueberrheinischen so gern einreden möchte, er sei bei den Franzosen ein ganz neuer Mensch geworden, welcher längst den alten Michel ausgezogen und, obwohl von Geburt ein Deutscher, doch Welt genug habe, um selbst in Paris einigen Eclat zu machen, — Heine ist zuweilen mitten in der Weltstadt der ausgemachteste Kleinstädter, der fadeste Klatschbruder. — Lasset euch nicht verführen, ihr schönen Seelen, ihr starken Geister, von eurer eigenen Vortrefflichkeit geblendet und versockt zu werden, um euch in euch selbst zu bespiegeln, und Andern solch Spiegelbild darzustellen und zur Nachahmung zu preisen; denn sofort werdet ihr häßlich werden und voll der Runzeln, und schwach und voll der Albernheiten. — Heine will noch jung sein, und beweist — wie man vor der Zeit alt wird. Er war, als er uns seine Reisebilder gab, zwar auch schon bisweilen gemein, und konnte den Burschen nicht vergessen, dem der Mittelstein in der Literatur gebühre, aber er war doch ein Jüngling, ein kühner, ein poetischer Jüngling, und wir verziehen ihm gern den groben Comment, in den er nicht selten ausbrach, denn der trefflichste Witz, die köstlichsten Scenen niederländischer Malerei hielten uns wirklich schadlos. — Wenn er dann gar durch den Quell der Musen uns also gereinigt erschien, wie in manchen Gedichten seines Buches der Lieder; wenn er mitten im wildesten Schmerz plötzlich den Riesenhumor erhob, dessen tolle Gedanken den Himmel stürmten, wie die Wellen der Nordsee; wenn er dann wieder still wurde und sanft und fromm, wie ein leidendes Kind, und es nur noch in den Saiten seiner Harfe flüsterte, als gelte es nach solchem Toben den großen, gewaltigen Pan selbst in den Schlaf zu bringen; — dann erstaunten wir billig ob solcher Kraft und meinten, es müsse sich Alles zum Besten wenden, und wir wären von einem solchen Menschen außerordentliche Dinge zu erwarten berechtigt. Aber o Himmel — auch den Dichter preise Niemand als Dichter vor seinem Ende! — Heine hatte immer viel Anlage zum Liberalen. In der That eine schöne Anlage! Aber er wurde sich dessen allmählich zu sehr bewußt. Heine wollte als Liberaler die Rechte des Menschen predigen, aber er konnte nicht vergessen, daß er als Düsseldorfer geboren. Heine wollte sich berühmt machen, ungeachtet des närrischen Versicherns, aller Ruhm sei ihm bereits zuwider, und da der Prophet in seinem Lande nichts gilt, so ging er nach Frankreich. — Seitdem ist völlige Ungebundenheit die Form seines Schreibens, wie, so scheint es, der Inhalt seines Lebens geworden. —

Es deutet auf eine wunderliche Verwirrung hin, und beweist, wie wenig man noch im Stande gewesen, den wahrhaften Begriff des Christenthums, das Wesentliche seiner Idee zu fassen, wenn heut zu Tage wieder

hier und da von der Nothwendigkeit eines Hinausgehens über das Christliche, von dem Bedürfniß, eine neue Religionsgestalt zu erzeugen, die Rede ist. Es giebt kein faderes Geschwätz als dieses. Auch sind es oft die feigsten Hasenherzen, die weichsten Lammesnaturen, welche so bravourartige Reden dem Volke zum Besten geben. Nur bleibt es schwer zu erklären, wie selbst da, wo Geist ist, dieses muthmaßliche Gutachten, dieses reformatorische Schwärmen sich in die Brust werfen kann. —

Wir sind nicht im entferntesten Sinne gemeint, über das Judenthum abzusprechen, wie es wohl zur Schande unserer Zeit hier und da geschehen. Man sollte bedenken, daß in jedem Christen der Jude steckt, und daß der Jude höchst ehrenwerth ist. In dem Bewußtsein, nur das rein Menschliche zu wollen, muß es uns daher gleich sein, wenn man das Hervorheben des Jüdischen in unserer Weise als Zelotismus verschreit. — Auch das Volksthümliche, nur eine höhere Potenz des Individuellen, hat nothwendig seine Schranke, innerhalb deren es ehrenwerth, unantastbar, von Gott gesetzt erscheint, über welche hinaus es jedoch, indem es andere Volksindividualitäten beeinträchtigt, dem bittersten Tadel anheim fällt und auf seinen Posten zurückgewiesen werden muß. Wie in der Geschichte der Völker das Christenthum — das Judenthum und Heidenthum überwunden und wahrhaft in sich aufgehoben hat, so kann auch in der Geschichte des Individuums nur das Christliche — das Jüdische und Heidnische zum Ende bringen. Daher müssen wir es ganz regelrecht finden, wenn sich in Einzelnen, welche dem Christenthum den Krieg erklären, eben deshalb eines jener beiden Momente geltend macht, und zwar oft und meistens ganz ohne Absicht, ohne Bewußtsein von Seite der Eifernden. — So sind wir überzeugt, auch Heine protestirt in diesem Punkt, und weiß noch gar nicht, wie sehr der Jude in ihm lebt. —

Heine kann gerade darin den Juden noch nicht verleugnen, daß ihm das Christenthum zum Aergerniß gereicht. Er hegt, wie seine Vorfahren, die sinnlichsten, kindischsten Vorstellungen von dem Reiche Gottes auf Erden. Auch ihm soll es recht vernehmlich in die Sinne dringen, mit seinem Glanze, mit seiner Herrlichkeit, vor Allem aber zugleich die Sinne kitzeln, keinen Zugang unerfüllt lassen, auf welchem dem Menschen nur irgend Genuß zukommt. Und wenn Herr Heine scheinbar selbstverzichtend sagt: „ich selber bin Volk," — so kennen wir den Schalk schon, der bei diesem Bonmot dahinter sitzt, und es klingt uns etwa so, wie wenn jener König spricht: der Staat bin ich selbst. — Und wenn Herr Heine in Versuchung geräth, seine eigene Erhabenheit zu bewundern, ob solcher Erniedrigung zum Volke, so wollen wir ihm gern aus Verlegenheit helfen, indem wir ihn an den Ausspruch jenes Tyrannen erinnern, welcher der Menschheit einen Hals wünschte, um sie mit einem Schlage vernichten zu können. Herr Heine ist zwar nicht grausam, aber doch wollüstig, und Grausamkeit und Wollust sind bekanntlich Schwestern. — Wir haben demnach unsern Volksrepräsentanten beileibe nicht mißzuverstehn, sondern so, daß er sagen will: ich wünsche das vielköpfige Ungeheuer: Volk zu einem

einköpfigen, welches ich selbst bin, gemacht, damit aller Genuß auf allen fünf Wegen der Sinne mir, dem Einen Genießenden, zuströme, denn all' das schöne Appetit erregende Fleisch ist doch eigentlich Fleisch von meinem Fleische, und, wie es ehedem hieß, der Mensch ist von Erde und soll auch wieder zur Erde werden, so wird es hinfort in dem neuen Evangelium des Fleisches heißen, der Mensch ist von Fleisch und soll auch wieder zum Fleische werden. Herr Heine wird uns aber nicht anklagen, ihn grob genug für einen Cannibalen zu halten, denn es giebt tausend sublimere Arten, das Fleisch zu genießen. — Sollte aber Herr Heine jene ganze Auslegung seines Textes sich nicht gefallen lassen, indem er uns bemerklich machte, wie er dabei am Ende doch übel fahren könnte, wenn das Volk um alle Existenz außer seiner Person käme, so merken wir schon, wo das wieder hinaus will, und finden uns bereit zu einer etwas abweichenden Auslegung, damit für unsern Genießenden immer einiges Volk als frischer Zuwachs übrig bleibe. —

Heine erinnert uns rührend an die Speisung des Volkes durch Christum (Salon II. S. 7). Heine theilt auch mit dem Volke das Brod. — Freilich weiß oft der unersättlichste Schlemmer, daß Mitgenuß den Genuß erhöht. Das ist der Reiz, den gute Cumpane, lustige Mitgesellen haben, und dann — sind nicht im Volke die Redakteure und Buchhändler, welche gut bezahlen, die Restaurateure und Conditoren, welche den Gaumen kitzeln, die Lust- und Freuden-Mädchen, kurz alle die Lieferanten, welche für Zufuhr sorgen? — Und da er das Volk sahe, jammerte ihn des schönen Appetit erregenden Fleisches. S. Matth. 9, 36. — — Und so sehen wir denn, wie sich in Heine der eingefleischteste Egoismus mit größter Unbefangenheit kund thut, wir sehen in ihm den eingefleischtesten Juden, dem das Wort Christi: es lebet der Mensch nicht vom Brode allein, viel zu wenig verschlagsam erscheint, und der sich daher von Herzen nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnt. Es ist ohne Zweifel eben so belehrend als ergötzlich, wahrzunehmen, wie hier wieder einmal aus dem Erhabenen das Niedrige, aus dem Tragischen das Komische, aus dem Göttlichen das Teuflische als Parodie hervorgeht, und wie Herr Heine, das Christenthum auf die Seite des Geistes, sich auf die des Fleisches stellend, den Reiz des Contrastes hervorhebt. —

Und noch ein Schärflein zur Orientirung über unsern Liebling. — Wie kommt wohl gerade Heine dazu, in einem Buche über deutsche Literatur Herrn von Schlegel auf eine so gemeine Weise anzufeinden? Sollte man nicht vermuthen, man habe den würdigsten Sittenrichter vor sich, dem es zugleich gegeben, mit schärfster Geißel der Satyre frühere Unbill zu rächen? — Allerdings werden hier scharfe Laugen ausgetheilt, ätzende Tinkturen verordnet und aufgelegt, es brennt durch Haut und Fleisch bis auf den Knochen, es ist die Veröffentlichung einer schmachvollen Operation. Allerdings wird die alte, ehrwürdige Mythologie selbst in Bewegung gesetzt, und man erstaunt über die Fülle von Witz, die nach dem Beschluß des Fatums so lange ungenutzt im Schoß der Ge-

schichte gelegen. Man muß lachen über das tolle Analogon, über dieß ähnliche Hergehen unter Göttern und Menschen, über diesen rasenden Witz weniger Heine's, als des Schicksals, der hier an den Mann gebracht wird. — Aber — wer nöthigt uns, ganz wider Willen zu solch' einem Lachen? Wer schlägt selbst ein so unmäßiges, schamlos-gellendes Gelächter auf? — — O — ihr Götter — es ist derselbe Mann, der sich alles Fasten verbittet, derselbe Mann, der das Christenthum anklagt, indem es seiner Idee nach alles Fleisch zu kasteien, nicht zu genießen empfiehlt. — Herr Heine hatte sonst Witz. Wer Witz hat, ist klug. Herr Heine hatte sonst Fonds. Wer Fonds hat, ist reich. Aber — Herr Heine hat die Rolle des Teufels übernommen! — Alter Junge, könnte einmal Jemand aus Heine's Umgebung sprechen, nur vorsichtig zu Werke gegangen, und vor Allem es nicht mit uns verdorben! Ihr wißt, wir kennen alle die sauberen Geschichten, wir haben sie ja zum Theil mit euch durchlebt, bei denen ihr freilich die Hauptrolle spieltet! — Und — gesteht es nur ein — trotz eures mythologischen Spottes über Herrn von Schlegel waret ihr doch selbst nicht selten der wildeste, unverschämteste Faun, der je unter die Menge gefahren, und seid, wir könnten es euch ebenfalls schriftstellerisch attestiren, nicht stets mit heiler Haut davongekommen. — Darum handeltet ihr nicht eben klug — dergleichen vor das Publikum zu bringen, und gebet uns Anlaß, nicht bloß den armen Sünder, sondern auch den armen Schriftsteller in euch zu bedauern. — Und wenn wir — eure Freunde — nun wirklich über euch herfielen, wir, die wir euren Lebenslauf bis auf die kleinste Liederlichkeit im Gedächtniß bewahren, wahrhaftig, es gäbe einen Skandal, wie er seit Vater Homer in jener denkwürdigen Episode von Ares und Afrodite nicht erhört worden. — Uns wäre es beim Himmel ein Leichtes, zu zeigen, wie hämisch und heimtückisch ihr schon auf Universitäten gewesen, wie so Manches von dem, was die wenig unterrichtete Welt als liberal und als großartig bei euch anstaunt, aus nur zu menschlichen Beweggründen hervorgegangen, und wie selbst die Art, wie ihr neuerdings über das Christenthum hergefallen, nur das matte Aufzucken einer Entkräftung ist, welche man am besten als politischen Katzenjammer bezeichnen könnte, als einen Schwindel, nicht bloß des Kopfes, sondern des Gehirnes selbst. Denn wahrlich, Freund — die Hand auf's Herz — es geht denn doch etwas zu kunterbunt her bei uns, wenige Gescheidte nur bleiben noch recht bei sich, und so fandet auch ihr wohl bloß aus politischem Ueberdruß an der Gegenwart die Religion gar schal und abgelebt, und drücktet scheinbar-gutmüthig nur eure eigene Kraftlosigkeit aus, wenn ihr meintet, das Christenthum sei zu gut für diese Erde. — — So weit unser Zeuge, denn was sollen wir länger künftige Stimmen vernehmen, Heine's letzte Schriften zeugen ja selbst. — Vor Allem aber wollen wir uns einmal an Salon II. halten, um die klägliche Rolle etwas näher in's Auge zu fassen, welche Herr Heine anzunehmen für gut befunden. Auf die nicht wenig versprechende Ueberschrift: zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, folgt eine Art der

Berichterstattung, die am würdigsten mit der Methode zu vergleichen steht welche ein französischer Tanz- oder Sprach-Meister beobachten würde, um etwa einem Deutschen im Tanzen oder Französischen Stunde zu geben. Ganz so giebt Herr Heine den Franzosen Stunde in Religion und Philosophie, ganz so marktschreierisch, so radebrechend, ganz so den leichtfertigen, liebenswürdigen Mann von esprit darstellen wollend. — Wenn der Styl ein Gewand zu nennen ist, wie berechnet-gewählt für französischen Kleidergeschmack tritt unser Maitre auf. Wenn der Unterricht der Würze bedarf durch Conversation, wie manche Stunde wird über das Knie gebrochen durch Anekdote und Märchen, durch Witzwort und gottlose Frivolität. — Fürwahr, Meister Arouet selbst dürfte sich wie ein blöd-verschämtes, wangenerröthendes Kind erscheinen, und sich Ohrfeigen bieten für die jungfernhafte Prüderie und Pietät, die er dem Publikum Zeit seines Lebens bewiesen, in Vergleich mit unserm Heine. — — Sie Liebenswürdiger, Allzeitunterhaltender, Sie kommen mir ordentlich rührend vor, wie Sie sich abquälen artig zu sein, um ja keinen Verstoß zu begehen der hohen Herrschaft gegenüber, deren Geld Sie eben verdienen. Sie Aufopfernder, um zu gewinnen, Sie die gefährlichsten Touren Versuchender, bloß um der Tochter des Hauses zu gefallen, man könnte selbst Gliederverrenkung und Uebelkeit bekommen, wenn man Sie so mit sich handthieren sieht, lediglich um nicht entlassen zu werden. — Fällt uns nicht unwillkührlich Rameaus Neffe bei Diderot ein? — — Erst, wie er selbst erscheint, wie er die unschuldigen Finger in Bewegung setzt, daß man meint, es sollten alle Gelenke auseinandergehen, daß man durch dieses außerordentliche Wesen daran erinnert wird, wie der Mensch wirklich das Maaß ist für alle Dinge. Dann, wie er uns seine Maximen, seine Lebensweise, seine Erfahrungen mittheilt, und vor Allem, wie er jene reichen Gönner und Gastgeber uns vorüberführt, denen es gilt, die Cour zu machen und unverdrossen zu machen, um doch ja einen respektablen Tisch zu bekommen. O gewiß, in keinem Menschen kann bei aller Stärke des Egoismus mehr Kraft zur Objektivität, mehr plastische Vollendung gewesen sein, als in diesem Rameau, der, indem er nur immer an sich denkt, doch immer zugleich ganz in der Umgebung ist, der, indem er sich so ganz entäußert, gerade dadurch eben sich unaufhörlich genießt. — Aber es entgeht ihm freilich auch nicht, wie mißlich er und seines Gleichen gestellt sind, wie ganz sie von der Laune des Gönners abhangen. Wir kommen auf diesen wichtigen Punkt später noch einmal zurück. —

Herr Heine macht natürlich auch Elogen und Sottisen trotz Einem. Jene versteht sich für Franzosen, diese für Deutsche. Und doch möchte es für einen wahrhaften Mann von Welt gleich beschimpfend sein, sowohl in das Gesicht zu loben, als hinter dem Rücken zu klatschen, und doch herrscht in dieser Elogenschneiderei eine Halbheit und Schiefheit, eine unnatürliche Insinuationssucht, die gar keinen Schritt mehr zu thun hat bis zur gemeinsten Speichelleckerei. — Man vergleiche nur Salon II, S. 26, wo die Verschiedenheit eines Deutschen von einem Franzosen nicht fein, eher

aber fast genug charakterisirt wird. — Und wenn wir nun einige Blätter zurückschlagen, so finden wir S. 9—16 nach der Versicherung, daß das Christenthum eine Idee, und zwar unzerstörbar, unsterblich (!), die wißbegierige Frage gethan: *was diese Idee denn sei?* Es werden einige Zwischenbemerkungen eingeschoben, gleichsam traurige Lückenbüßer für die noch fehlende „Geschichte des Christenthums" (S. 10); armselige Belege für das noch nicht Erforschtsein jener Idee. Es wird auf's Neue die Frage nach der Idee gestellt. Es wird vorbereitet, es wird eingeleitet, und S. 15 nun wirklich die solide Entdeckung gemacht, daß nichts Anderes als — Mönchsleben, und zwar wo möglich von der strengsten Regel, die Idee des Christenthums ist. — Wenn dann aber zuletzt noch gar der Prophet in Person auftritt, wenn er uns nach Jahrhunderten schmählicher Krankheit und niedrigen Sklavendienstes — Gesundheit und Freude und Wohlumarmung und Sinnlichkeit und Genuß und Glück, ja sogar ein *Etablissement* der Seligkeit (S. 16 u. 17) verkündigen möchte; dann sehen wir hier doch in der That den neuen Heiland mit dem Evangelium des Fleisches auf einem Esel einherziehen, wenn es uns anders erlaubt ist, dieses Geschöpf an dieser Stelle als modernen Repräsentanten der Faulheit und Thierheit zugleich zu gebrauchen. — — Nur äußerste Frivolität oder äußerste Unwissenheit macht es uns erklärlich, wenn Heine wirklich im Stande gewesen, dergleichen Räsonnement ohne Erröthen niederzuschreiben — etwas Anderes ist es freilich, ob er nie darüber erröthen wird — denn fürwahr, eine solche Polemik, eine so lüsterne, bacchanalische Abstoßung erfuhr das Christenthum noch von Niemandem vor Heine. — Es ist indessen von großer Bedeutung, daß, wo unser Unverschämter aufhört, negativ zu sein, wo er wenigstens andeutungsweise ausspricht, was für eine neue Religion und Gestaltung der Lebensverhältnisse an Stelle des abgedankten Christenthums kommen werde, man da auch bei ihm den Mangel an Erfindungskraft, an Produktivität erfährt, denn es sind in Wahrheit die Stoßseufzer des allerflachsten Rationalismus, die bekannten Gemeinplätze der Gefühlszerflossenheit einer halbgebildeten Classe, die wir zu hören bekommen: „Glückseligkeit — die Bestimmung des Menschen, Genüsse der schönen Erde, Emporblühen einer Religion der Freude." Und wenn es nun gar heißt, wir verlangen: „Nektar und Ambrosia, Wollust, Nymphentanz u. s. w.," so ist auch selbst die statt der Schamröthe aufgelegte Schminke abgerieben, und wir sehen die Züge einer Brunst leidenden Physiognomie hervortreten. — Wie wasserdünn macht sich ferner „das Tugendhaftsein", welches den protestantischen Geistlichen nachgerühmt wird, weil Herr Heine gut bewirthet worden, und, wie ein fechtender Handwerksbursch, noch ein Butterbrod mit auf den Weg bekommen, — oder wie nimmt sich gar „das Evangelium" aus, welches nur noch „als schöne Parabel gültig bleibt." Den Superlativ zu diesem Klimax hätte Herr Heine nicht in der Feder behalten sollen, nämlich Christus als den *Tugendhaftesten* darzustellen. — Es erscheint in der That lächerlich, und doch auch wieder kläglich und kindisch, wenn man sieht, wie ein sonst

reicher Geist — wie der Heinesche — an der fixen Vorliebe für Frankreich und französische Zustände so sich festfahren kann, daß sein Witz selbst abgejagt wird und frostig, weil er ihn, eben aus Vorliebe, immer wieder dem geliebten Gegenstand entnimmt, da er außerdem erfinderisch genug wäre, überraschendere Analoga zu entdecken; so wenn das Lied Luthers: Eine feste Burg ist unser Gott — „die Marseiller Hymne der Reformation" genannt wird. — Vielleicht lesen wir nächstens von Herrn Heine, wenn sein Witz den tollkühnsten Burzelbaum schlägt, das Lied: o Haupt voll Blut und Wunden, sei — der rothe Guillotinen-Marsch des Christenthums. — Es giebt freilich auch bei uns eine Menge Leute, wahre Kinder in der Sucht, mit blanken Sachen zu spielen, die dergleichen bewundern und augenblicklich als Witz beklatschen, aber uns wird jedesmal misanthropisch zu Muth, wenn wir solches Kinderspielzeugs wegen Heine genial nennen hören, da das, was wirklich in ihm genial genannt werden muß, ganz anderen Wesens ist, und auch ganz andere Form annimmt. — Nie möchte wohl jenes herrliche Lied mit unheiligern Augen betrachtet, und nie die Kraft seiner heiligen Poesie aus schnödern Gründen gerühmt worden sein. —

Was soll man übrigens dazu sagen, wenn in ein' und demselben Buche behauptet wird (S. 9), das Christenthum sei unzerstörbar und unsterblich, eben weil es Idee, und dann doch in der Stellung des Fraglichen (S. 17), ob wir des Christenthums noch bedürfen, so wie in der ganzen Polemik gegen dasselbe, nur zu deutlich angegeben wird, daß das Christenthum eine alt gewordene, abgelebte Institution, die durch eine neue Religion, durch die jugendliche Gestalt einer Religion der Freude verdrängt werden müsse. — Oder hat Herr Heine, ungeachtet des Eiferns gegen den Hofrath Heeren und der Anekdote von jenem Kutscher in der Lüneburger-Heide, selbst nur eine so schattenhafte Vorstellung von dem Wesen einer Idee, daß sie nach ihrem Ableben dennoch fort existiren könne als bloßes Eidolon, man weiß nicht *wie*, oder als bloßes Traumgesicht, man weiß nicht *wo*? — Und meint er wirklich, daß das Christenthum seiner Idee nach unsterblich sein dürfte, wenn doch die Menschheit längst schon zu mündig geworden, als daß es einer so trübseligen Freudenstörerin noch bedürfen sollte? — — Wirft es aber nicht auf einen Schriftsteller ein sehr zweideutiges Licht, welcher in einem Buche die Rehabilitation des Fleisches, die Anerkennung seiner Rechte übernimmt, und doch bekennt, der Teufel sei es eben (43), welcher nicht mit „Geringschätzung vom Leibe" denke, indem er von uran dem Spiritualismus entgegen gewesen? — Denn so gewinnt die ganze apostolische Funktion Heines, wenn man erwägt, in wessen Namen er kommt und das neue Evangelium verkündigt, einen wenig Zutrauen erweckenden Charakter, da sich doch längst im Christenthum die Sache vielmehr so gestellt, daß die Hochschätzung des Leibes, seine Heiligung nämlich, eine Folge der Inkarnation nicht des Teufels, sondern — Gottes selbst ist. *) —

*) Vergl. „Madonna", von Mundt, S. 389 flgd. flgd.

Was aber dieses Letzte betrifft, wie sind denn unserm Unverschämten einmal alle vernünftigen Gedanken ausgegangen, wie ist er denn so verblendet über den einmal genommenen Ausgangspunkt seiner Polemik gegen das Christenthum, daß er — man traut den eigenen Augen selbst nicht mehr — (S. 124) „Jesus Christus" den „im wahren Sinne des Wortes inkarnirten Geist" nennt, da doch eine solche Wahrheit und Thatsache jedem Unbefangenen sofort das eigentliche Verhältniß des Geistes zum Fleische in Christo wie im Christenthum auf's deutlichste eröffnen müßte, so daß alle Religion und Weltansicht, welche nicht dem Geiste ausschließlich (abstrakt), sondern eben so auch dem Fleische das ihm zukommende Recht widerfahren läßt, und also mit der Rehabilitation des Fleisches überall anfängt, in diesem Anfange sie aber auch schon realiter setzt, immer nur die christliche sein kann. — — Aber wir laufen freilich Gefahr, von Herrn Heine verlacht zu werden wegen unserer deutschen Gewissenhaftigkeit und ernsten Miene, mit der wir im Buche controliren, dessen eigenste Methode und Art eben die ist, aller Logik und Consequenz nicht selten entbehren zu können. — Habt ihr denn gar keinen Sinn, ihr schwerfälligen Deutschen, für leichthingaukelnde Phantasieen, bei denen man wirklich nicht im zehnten Takte mehr zu wissen braucht, in welcher Tonart man den ersten begonnen? Und fragt ihr bei aller Rede im Leben und in der Schrift noch immer nach einem Zweck, und kennet nicht die Süßigkeit, welche die Rede hat um der Rede willen, den Zauber und das leichte Amusement des bloßen Geschwätzes? — Und ist der Zauber des süßen Geschwätzes denn wirklich so groß in diesem Buche? — —

Herr Heine hätte sich unseres Dafürhaltens gerade in vorliegender Schrift hüten müssen, Büffons Wort, der Styl ist der Mensch selbst, anzuerkennen, der seinige ist in vielen Partheien im höchsten Grade schlotterig und, wie man in der Provinz von Frauen zu sagen pflegt, die sich in der Kleidung vernachlässigen: schlunzig. Oft ein Ton der Rede über die wichtigsten Gegenstände wie in der Bauernzeitung. Ein Wechsel des Widersprechendsten. Bald eine Darstellung der parfümirtesten Stutzerhaftigkeit, dann wieder ein Mangel an Haltung, der kaum noch zur Bekleidung Lust zu haben scheint. Man möchte bisweilen auf den Gedanken kommen, ungeachtet der häufigen Schutzreden für das Fleisch, unser Verfasser halte gar nichts mehr auf seinen Körper, ein so reiner, erhabener Geist sei er geworden. Mag indessen Herr Heine immerhin sich rühmen, Zutritt zu haben zu den feinsten Salons der Pariser geselligen Welt, seinen letzten Schriften merkt man denn doch jenen unangenehmen Schwulst ab, welcher eher auf deutsches, dickes Bier, als auf ächten Champagner schließen läßt. — Welch' eine kleinliche Liebloſigkeit gehörte dazu, um Seite 147 niederzuschreiben, und so zu Franzosen von dem eigenen Vaterlande zu sprechen! Welch' eine Flachheit in der Auffassung! Vergißt Herr Heine, daß er selbst schimpft über das Schimpfen? Vergißt er, daß in den französischen Blättern und politischen Debatten eine Menge Skandal vorkommt, der wahrlich unendlich unwichtiger und lächerlicher ist, als jener halle-

sche? — So daß also wieder das Glückwünschen in Bezug auf die Franzosen ziemlich kindisch und kriechend angebracht worden. — — Du hast Dich groß gesogen und gezogen an Deutschlands edelsten Geistern, die Tiefe ihres Gemüths, die Schärfe ihres Verstandes befällt Dich so oft — man sollte meinen, wie im Schlaf, nach jenen Nächten, die Du in den Boudoirs Deines religiösen Freuden-Cultus durchgeschäkert; Du bewahrst noch tief in Dir den holden Liebreiz eines engelreinen Kindes, vielleicht, wie so oft, ein Vermächtniß Deiner Mutter, deren Sprache Du noch schreibst; und dennoch — willst Du Undankbarer nicht Wohl und Weh mit den Deinen theilen, willst nicht freudig alle Irrthümer, selbst alle Frevel, die wir etwa zusammen begingen, auch zusammen mit uns tragen, sondern klatschest über uns bei Franzosen?! — Welcher Deutsche hätte nicht einen Krieg auf dem Herzen gegen Heine und gegen Alle, welche ähnliche Frevel an dem Vaterlande begehen! Wer fühlte sich nicht auf's heiligste gedrungen, Einsprache zu thun gegen eine solche Sprache des Uebermuths und der Schadenfreude, der Paradoxiencjagd und der gottlosesten Schöngeistigkeit! — Und wem denn nun wirklich derartiges nicht im geringsten verdrießlich ist, wer in dem unaufhörlichen Haschen nach witzigen Antithesen und Kokettiren mit französischer Leichtigkeit und Weltkälte vollen Ersatz findet; dem müßte man wirklich den Rath geben, noch einmal sein Interesse für das rein Menschliche, für das, was in allen Wegen das Rechte und Ewige ist, zu prüfen. Auch wir kennen den unwiderstehlichen Zauber, welchen der Geist auf den Geist ausübt, und haben uns demselben im Leben nie mit philiströser Aengstlichkeit und Engherzigkeit ergeben, aber — Handwerker und Landleute, Kinder und alle die noch Einfältigen, vor Allem die große, heilige, keusche Natur sollen unsre liebste, unsre einzige Gesellschaft ausmachen, und wir wollen lediglich durch solche Vermittelung mit Gott ein seliges Zwiegespräch führen, — wenn der erwachte Geist es zu solchen Resultaten bringt, wenn er Gott und der Menschheit solche Spottaltäre baut. —

Aber — alle Schuld rächt sich auf Erden. — Wir erinnern an das oben Berührte bei Gelegenheit Rameaus, über das Mißliche seiner Stellung zu reichen Gönnern und Gastgebern. Herr Heine steht in einem ähnlichen Verhältnisse. Herr Heine ist gegenwärtig bei den Franzosen zu Gast. — Welch' ein süßer, flüchtiger Rausch des Lebens! Welch' ein lieblicher Wechsel des Bemühens und Gelingens, des Genießens und Behagens! Alle Tage ein neues Fest, alle Tage Nektar und Ambrosia, Nymphentanz und Wollust, zu nippen und zu schwelgen! Die Reihe dieser glänzenden Salons giebt in Wahrheit ein überraschendes Gemälde, ein entzückendes Panorama der Zukunft, welche sich naht, der Orgien und Göttergenüsse auf elysäischen Feldern des neuen Cultus. — Und wie nun Herr Heine einer stets so offenen Tafel, einer solchen, nur Franzosen möglichen Gastfreundschaft sich würdig zu zeigen weiß, wie er nicht selten in Kreisen der feinsten Conversation die Aufmerksamkeit spannt, als dieser junge, der Sage nach — Deutsche, der mit ächt französischem Witz seine

Landsleute lächerlich zu machen verstehe, pikant und keck zur Verwunderung, stark an Geist und fest, ein wenig gotteslästerlich, wenigstens immer liberal und originell, immer aufgeklärt und mit den Ideen der Gegenwart fortschreitend; wie das unserm Abtrünnigen gelingt, — ob es ihm immer gelingen wird, ob das seiner eigenen Ueberzeugung nach noch lange gesegneten Fortgang haben sollte? — Wohl schwerlich! — Ist aber Heine bei sich selbst zweifelhaft, so appellire er nur wahrhaft an das Volk, an diese vox populi, welche hier allerdings die vox dei ist, denn es gilt Recht und Gerechtigkeit auf die Dauer, und selbst das stolzeste, selbstsüchtigste Volk fällt am Ende denn doch einen Richterspruch, welcher ein entschiedener Beleg ist für das Urtheil Gottes. — Zweifelt denn Heine noch im Geringsten, daß er und Consorten zuletzt nur eine klägliche, eine lächerliche Rolle spielen werden, sogar in den Augen der Franzosen, der so viel Gehuldigten, in das Gesicht Gelobten? — Nichts kann ihn auf dem eingeschlagenen Wege zuletzt davor bewahren. — Diese Art Menschen, wahre Schmarotzergeschöpfe ihres Geschlechts, mit unendlicher Gefallsucht, mit unendlichem Eigendünkel, welche ihrem Vaterlande längst den Korb gegeben, bleiben zuletzt doch noch sitzen, und werden mit ihrer pretiösen Koketterie wie alte Jungfern behandelt und aus dem Wege geschoben. Dann heißt es: ihre Zeit ist vorüber. Das Vaterland betrachtet sie als Ausgestoßene, das Ausland als Heimathlose, und es ist die Strafe der beleidigten Menschheit, welche sie zu ewiger Wanderschaft verdammt. —

Alle die gerügten Frevel und Verirrungen nun, wie Alles, was sonst jeden ruhig Auffassenden und Urtheilenden bei Heine abstoßen mag, dieß Einseitige seiner Weltbetrachtung, diese grobe, pantheistische Ineinsbildung, die doch geschichtlich längst überwunden ist, dieß Großthun mit der Verachtung und Verzweiflung, dieß Renommiren mit witzelnder Frivolität, diese Verendlichung jeder Erscheinung, so wie diese schadenfrohe Bespöttelung deutscher Nation, wie deutscher Notabilitäten, das Alles hängt auf's genaueste zusammen mit der durchaus falschen und im höchsten Grade seichten Auffassung des Christenthums. — Mögen noch so Viele geneigt sein zu der Annahme, an irgend einer, noch zu erwartenden Kunstproduktion Heines seine Versöhnung mit dem Leben und selbst mit dem Vaterlande zu erleben, wir können uns eine wahrhafte Wiedergeburt des Heine'schen Geistes nur aus einer tiefern Erfassung des Christenthums und Demüthigung vor demselben hervorgehend denken. Aber — freilich ist das Christenthum nicht Spiritualismus. Und zwar Spiritualismus, welcher als solcher die Materie als ein zu Bekämpfendes und wo möglich zu Vertilgendes nur sich gegenüber hätte. — Denn so das Christenthum als Spiritualismus fassen, ist eben so flach, wie etwa in der bekannten und beliebten Weise des Rationalismus und der Sentimentalität, die Unsterblichkeit als sich von selbst verstehende Fortdauer der Seele nach dem Tode, als frei von jeder Körper-Hülle und -Fessel, behaupten. Und wir hören hier wieder den starken Geist der Aufklärung ganz gleich sich aussprechen mit den Bekenntnissen des Verstandes und des Gefühls. Aber das Chri-

stenthum hat alle diese einseitigen Standpunkte längst durch sein Bestehen aufgehoben, denn es hat sie alle ihrem Inhalte, aber auch ihrer Widerlegung nach, als einzelne Momente in sich, und das Christenthum könnte mit eben so viel Grund von Heine auch Materialismus genannt werden, die Religion des Fleisches, weil des Fleisch gewordenen Geistes (Gottes). — Der Spiritualismus, wie er den Materialismus, der Geist, wie er das Fleisch außer sich habe, und es christlichgemäß casteien solle, ist der noch bloß abstrakte, der noch alles Daseins, aller Wirklichkeit ermangelnde, der immer nur in dem Kopfe gewiß auch vieler Christen wie Heines selbst herumspukende. — Das Christenthum kennt durchaus keine Materie, die dem Geiste so zu sagen von uran abhanden gekommen, oder in deren Besitz er nie recht gewesen wäre. Das Christenthum fängt nirgend weder mit einem abstrakten Geiste, einem bloß substantiellen Gotte, noch mit einer chaotischen Materie, einem sich selbst überlassen gewesenen Stoffe an, sondern Alles und Jedes der materiellen Welt, vom vollendetsten, complicirtesten Organismus bis zum rohesten Conglomerat des Minerals, ist doch nur Manifestation und Ausdruck des schaffenden *Geistes*, ist doch nur die Entäußerung der Idee selbst. Je mehr etwas im Materiellen nun geeignet ist, diesen Ausdruck der Idee darzustellen, desto edler ist es, desto höher wird es in die Reihe der Erscheinungen zu stellen sein, und so sehen wir in dem thierischen Organismus, und insbesondere in dem menschlichen, diesen Ausdruck am vollkommensten erreicht, und daher spricht das Christenthum von dem Menschen als dem Ebenbilde Gottes, und von dem Körper als dem Tempel des heiligen Geistes, und es sind das nicht leere Prädikate, nicht üppige, nichts sagende Metaphern des schwärmenden Orients, sondern ewige Benennungen, Benennungen, welche den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen; es sind Formen der Sprache, welche die Identität der Form überhaupt mit dem Wesen selbst zu erkennen geben. —

Das Alles aber freilich muß für Herrn Heine, wie für Alle, welche ähnliche Vorurtheile hegen, ziemlich abstrus und wahnwitzig klingen, so lange es um das Princip selbst so schlecht bestellt ist, so lange man sich nicht bemüht, die Idee des Christenthums in etwas Anderes zu setzen, als in die mönchische Casteiung des Fleisches. Die Idee des Christenthums aber ist und bleibt ewig: *die Einheit des Göttlichen und Menschlichen*, daher dieser Christus der Gottmensch in ausschließlichem Sinn, daher dieser Gottmensch der Christ κατ' ἐξοχήν, daher das Gottmenschliche auf von Ihm abgeleitete Weise, in allen den Seinigen *vor* und *nach* seinem geschichtlichen Erscheinen, daher das Christenthum nirgend ein solches vagues, in der Luft schwebendes Phantom, sondern überall nur in der Persönlichkeit sich darstellend, ein realisirtes Ideal, eine, als Gegenwart sich bewährende Vergangenheit und Zukunft. — Freilich wird hier der pochenden Willkühr auf gedoppelte Weise zum großen Aerger der Krieg erklärt. Einmal soll man aufhören, die absolute Unzufriedenheit mit der Gegenwart, und zwar in ganz objektiver, stets welt-

reformirender Beziehung an den Tag zu legen. Man soll sich mit der Gegenwart aussöhnen. Zweitens soll man aufhören, die absolute Zufriedenheit mit der eigenen Vortrefflichkeit, also in ganz subjektiver, selbstgefälliger Beziehung Andern zum Besten zu geben. Man soll sich selbst reformiren. Und weil eben das Christenthum diese doppelte Forderung rücksichtslos macht, so erklärt man es theils als zu gut für diese Erde, theils als hinter der Zeit zurückgeblieben für eine unbrauchbare Idee des Mittelalters. — Aber das Christenthum ist auch die Macht über diese Ohnmacht. Nur datiren wir freilich das Christenthum seiner Idee nach von keinem Stiftungstage, und setzen ihm keine Schranke, weder in der Natur noch in der Geschichte. Wir glauben an eine Erziehung des Menschengeschlechts im Lessingschen Sinne, und glaubrn und wissen es, daß das Christenthum allein sie vollbringt, und daß diese Erziehung weiter nichts ist, als die immer weitere Verbreitung des Christenthums selbst. — Vor Allem aber traue man dem christlichen Standpunkt Freisinnigkeit zu und weltumfassenden Ueberblick. Oder man versetze sich nur vielmehr wahrhaft auf diesen Standpunkt, um die Totalität des Christenthums anzuerkennen. Das Gefühl entwickelt sich vor dem Verstande, die Poesie vor der Prosa, die Kunst vor der Wissenschaft. So daß in jenen schon als vorhanden geahnt wird, was sich in diesen als solches dem Erkennen offenbart. Und wenn wir im Christenthum die Einheit des Göttlichen und Menschlichen beim vollen Lichte des Erkennens hervortreten sehen, so spricht uns schon im Heidenthume griechischer Kunst beim Scheine eines lieblichen Morgenroths dieselbe Einheit sinnig an, indem das Gottmenschliche der Charakter und Ausdruck aller jener Gestalten ist. Auch die Theologie unserer Zeit dürfte das schwerlich mehr leugnen. Ueberhaupt thut ihr Unrecht, wenn ihr den Theologen, wiefern sie die Theologie als Wissenschaft wahrhaft repräsentiren, noch immer die alten Allongenperücken aufrücken, und von jeder schwarzen Kappe auf eine eben so schwarze Verkappung schließen wollt. — Es macht eurer Aufklärung, eurem oft so gerühmten Fortschritt mit der Bildung der Zeit, selbst wenig Ehre, nicht zu wissen, wie sehr das Alles anders geworden ist. Auch die Theologie hat ihren ungeheuern Umschwung gehabt. Ich könnte euch Namen nennen, vor denen ihr billigerweise Respekt haben müßtet, wenn ihr euch nicht in der gröbsten Unwissenheit bloßgeben wolltet. — Und dann — seid nicht besorgt, auch nur einen Schritt breit weichen zu müssen aus dem Gebiete der Materie oder der Kunst, wiefern ihr beide nur wirklich als Ausdruck der Idee betrachtet; es ist Alles euer, ihr aber seid Gottes, und das Christenthum selbst ist nur die erhabene Transsubstantiation des Geistes in die Materie, und auch Heines großes Natur- und Volks-Gedicht gehört dem Christenthume an, und wir erwarten nicht, wie Viele gutmüthig meinen, noch eine besondere Periode für die christliche Poesie, sondern alle Kunst, als Produktion des Schönen, wird geübt und gepflegt unter dem Schutze des Christenthums, und jedes Kunstwerk ist eine Fleischwerdung Gottes in eigener Art, und immer auf's Neue beginnt diese

Umarmung und himmlische Verjüngung. — Und sprecht mir nun noch von der Freudlosigkeit des christlichen Cultus, oder gar des Christenthums selbst, von seiner Schwermuth, von seinem Trübsinn, von seiner über dem Schmerz brütenden Zurückgezogenheit. Hat etwa der Cultus schon alle seine Formen verbraucht oder schon gar hervorgebracht? — Und selbst den vorhanden gewesenen und vorhandenen könnet ihr nur entweder aus Halsstarrigkeit oder aus eigener Armuth der Phantasie keine Schönheit abgewinnen. Und was den andern Vorwurf betrifft, so könnet ihr allerdings zu einer wahrhaften Erfassung einer so unendlichen Heiterkeit und Seligkeit, als das Christenthum sie bietet, nur gelangen, indem ihr zum Verständniß kommt über die Bedeutung, welche das Kreuz und die Wehmuth in ihm haben. Denn nur über Dornen erblüht auch diese Rose, und nur aus der bittern Myrrhe gewinnt ihr diesen süßesten Balsam. — Und gerade Heine, mit Schmerz und Schwermuth so reich erfüllt, so tief vertraut, könnte von da aus so leicht das Ueberwundensein beider im Christenthum entdecken. — Ja sogar wo wir ihn angreifen mußten, was sein ungestümes Schreien nach Freude und Fest angeht, so hat er, *christlich betrachtet*, auch wieder Recht, aber — es ist bereits Alles in Erfüllung gegangen, und nur in dem Christenthume und nirgend anders findest Du das Gastmahl noch höherer als platonischer Art, an dem Theil zu nehmen nicht mißlich ist, als gebe es ein reicher Gönner; und nur im Christenthume findest Du das — wahrhaft schöne Fleisch, denn Du findest seine Verklärung durch den Geist, und das Christenthum ist ein Fest des ewigen Frühlings, denn es ist ein ewiges Pfingsten, und Pfingsten ist das Fest des Geistes, wie er sich über alles Fleisch ergießt! —

Es wäre vielleicht vor zwei Decennien manchem Deutschen unwahrscheinlich vorgekommen, wenn Jemand gemeint, es werde nach einigen Jahren wieder der Vertheidigung des alten Glaubens im Ernste bedürfen, so frisch und stark offenbarte sich damals dieser Glaube an den *christlichen* Gott mit der innigen Liebe zum Vaterlande. Jetzt ist diese Vertheidigung wirklich nothwendig, und selbst daß der Deutsche Deutschland wieder vertheidige mit der Waffe des deutschen Wortes gegen Deutsche ist nothwendig geworden, nur darf das Alles uns nicht im Geringsten irre machen, sondern getrost, denn es erhält uns wach und rüstig, und bewahrt uns vor jedem Extrem. —

Allen Schreiern zum Trotz, deren wüster Lärm sich jetzt wieder mehrfach in literarischen Kreisen vernehmen läßt, wie wenn der deutsche Geist sich Jahrhunderte lang mit leeren Grübeleien und Spitzfindigkeiten beschäftigt, und welche den alten, kaum überwundenen Fanatismus wieder Lärm schlagend verkündigen, wir hätten's zu bedauern, daß es nicht zu so unholden Erscheinungen bei uns im politischen Leben komme, als in dem Nachbarlande, bricht sich die weltgeschichtliche Bedeutung der vaterländischen Intelligenz durch alle Hemmungen Bahn. Sie aber, diese Vorlauten, geben sich offen genug wider Willen einerseits als die Beschränkten zu erkennen, andrerseits als die Rohen, wie denn bisweilen einigen dieser Fahne

eine wilde Ungeschliffenheit und burschikose Renommisterei anklebt, wie sie vielleicht noch nie in Prosa und Vers sich geltend gemacht. — Und dennoch verkennen wir auch die günstigen, die sehr erfreulichen Zeichen dieser Erscheinung nicht. Wir fühlen uns zu unendlichem Fortschritt angeregt. Ein durchaus neuer, ein unverkennbar viel versprechender Geist beginnt, sich in der Literatur zu regen. Eine muntere, eine vielfach begabte, wie gebildete Jugend zeigt uns wirklich noch über das Goethesche Zeitalter hinaus, nicht um Vollendeteres hervorzubringen, sondern um neue Welten zu erobern. Und wir finden es denn auch im Hinblick auf den Charakter einer solchen Uebergangsperiode, die nur in einzelnen Ausgezeichneten die Zukunft schon wirklich vergegenwärtigt, ganz entsprechend, daß ein noch nicht flügge gewordenes Geschlecht mitunter sich etwas tölpisch geberdet. Das sind die immer wiederkehrenden Flegeljahre der Literatur, des, zwar noch nicht völligen Ausgewachsenseins, aber doch schnellen Zunehmens und Gedeihens geistiger Naturen, die aber auch eine um so strengere Pädagogik des kritischen Verfahrens erheischen, um letzterm nicht vollends über den Kopf zu wachsen. — Ja selbst das wieder Mode werdende Hinweisen auf die Vorzüge anderer Völker ist ein glänzender Beweis von der intellektuellen Freimüthigkeit des Deutschen, von der Rücksichtslosigkeit seiner Polemik, von der Kraft der Negation, in die das herrlichste Positive, welches er sich errungen, übergeht, um noch weiter zu gedeihen, um sich vor jeglicher Abschließung zu bewahren. Nur das mußten wir an solcher Tendenz als beschränkt bezeichnen, wenn man, aus bloßer Hitze im Politischen vorwärts zu kommen, leichtsinnig vergißt, daß der Staat vorzugsweise in der Idee alle seine Momente, alle seine Glieder sammelt, daß er nur fortschreitet, wenn jedes seiner Organe sich gleichmäßig erneut, und daß dieser Proceß nicht allein von außen durch Assimilation, sondern zuerst von innen durch Produktion, also ideell zu vollziehen ist. — Darum müssen wir sie beschränkt nennen, die vor lauter Zerstreuung nach außen noch nicht ihr Vaterland von der Seite der Intelligenz erkannt, von der Seite seiner tiefsten Innerlichkeit, die ihm den höchsten Adel gewährt, und ihm eine ganz andere Nationalität zusichert, als die aufflammende einer Juli-Revolution; noch weniger daß sie erkannt, wie das eben die energische, wahrhaft unverwüstliche Substanz eines solchen Volkes ist, statt wie andere das tragische Schicksal zu haben, auf stabile Weise das revolutionäre Princip in der Geschichte beinahe schon darstellen zu müssen, vielmehr in ruhiger Consequenz, in steter Ueberlegenheit über den Gährungsstoff, mit dem Einzelne inficiren möchten, dieselbe Allmählichkeit und stätige Methode im Fortschritt des Staates, wie der Kirche, durch den Widerspruch hindurch, zu beobachten, wie die Natur in ihrem Proceß, in der geringsten, wie in der großartigsten ihrer Bildungen, ewig fortgeht; daher wir denn auch ganz in dem Sinne wie bei der Natur, so besonders bei dem germanischen Leben, von einer Metamorphose sprechen dürfen, die erst uns die größte der Menschheit ahnen läßt. — Soviel um Geweihete, wie Ungeweihete zugleich zu bezeichnen. —

Möge bei dem in diesem Aufsatz Gesagten vor Allem das gleich zu Anfang Bemerkte festgehalten werden, daß wir auch in der Kritik nur einen Haß uns erlauben dürfen, welcher die Liebe selbst ist. Alles Absprechen, alles Niederreißen ist anmaßend und vermessen, wenn es nicht auf irgend ein Anerkennen, ein Aufbauen sich bezieht. — Wir müssen gestehen, daß wir unsere Polemik gegen Heine nicht so hätten walten lassen, wenn unsere Liebe für ihn nicht ebenfalls groß und größer noch wäre. — Daß wir jedoch die positive Ausführung dieser anerkennenden Ausstellung nicht gleicherweise hier geben, liegt allein darin, daß uns das wirklich Große und Treffliche Heine's viel mehr im Publikum erkannt und anerkannt scheint, als das Krankhafte und durchaus zu Verwerfende. Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben so glänzende, als großartige Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles das wieder aufwiegt, was Heine an Deutschland gefehlt und verbrochen. Nämlich die — daß man sich überzeugt, Heine müsse in allem bis dahin Vorliegenden seiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie gewesen, wie ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. — Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volks-Gedichts, dessen Uebergänge oft eben so schroff als kunstreich, eben so kühn als wohlgefällig, eben so tragisch-ernst als burlesk-komisch erscheinen. — Wie man der Natur und dem Volk eine Phantasie zuschreiben muß, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den sinnigen Reisenden namenlos fesselt, belehrt und ergötzt, erschreckt und entzückt mit kindlichster Naivetät und entsetzlicher Grausamkeit, mit süßester Schwärmerei und gespenstischem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Versöhnung eines schönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Mißton und schmelzendem Locken, — also der Gesang, den unser Dichter anstimmt. Ueberlaßt euch ihm so, und ihr müßt ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das Empfindlichste verwundet, und er weiß euch, selbst nach dem wildesten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutsche Herz zu verbergen, und ihr ruht an seiner Brust, und es ist Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meeres, dessen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und schon stehen die weißen Wogen wieder auf, und so immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. — Diese Vorliebe für das Meer ist bei Heine charakteristisch. Sie ist nur die andere Seite seiner Liebe zum Volk. Es enthält diese Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Rührendes, dieser Zug zum Unendlichen hin, diese Sehnsucht nach einem Jenseits, diese Reiselust, dieses Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieser Durst nach der kühlenden Tiefe, dieses vielleicht unbewußte Verlangen, nach einem solchen Bade wieder rein und erneut zu werden. — Bemerkt nur, wie selbst da, wo Heine im Uebermuth oder Schmerz seines Humors auch die tollste Teufelsfratze euch darstellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt, und wo ihr geneigt seid,

ihn als politischen Schriftsteller, als Volksvertreter, oder gar als Philosophen und Religiosen gewähren zu lassen, und er schlägt euch dann Schnippchen, und er verliert sich in episodische Darstellungen, die oft das Frivolste und Gemeinste bieten; da verändert nur sofort eure Stellung, die sein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es strahlt euch der Wunderglanz seiner Poesie entgegen, und in ihr ist dann eben so wenig etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben, oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet. —

Du hast Weisen angeschlagen auf Deiner Harfe, die Mancher nachgelallt und nachgeklimpert, die Keiner wieder erreicht, die Wenige verstanden, voll heiligen Tiefsinns, voll höchster Begeisterung, voll süßer Einfalt der Natur, voll süßer Schwärmerei des Volks. — Wie es Feuer- und Sonnen-Anbeter giebt, so bist Du als Dichter ein Meer-Anbeter, ein Abbild all' seiner Laune und Schönheit, ein Priester der Ur-Gewässer, der da weiß, was ihre Tiefe verschließt. — Aber — Dir fehlt nichts als wieder ein Vaterland, welches doch nur Deutschland sein kann, denn Du bist ein ächter Deutscher, wir glauben's Dir nicht, falls Du uns auch verläugnen solltest, ein Deutscher an Tiefe und Schmerz, an Ernst und Weichheit, an Liebe und Adel des Gemüths. — Dir fehlt nichts, als das Christenthum, und Du hast dann auch als Mensch gebüßt, was Du als Dichter schon lange gutgemacht hast, und das Christenthum muß Dich noch ganz anders läutern und erneuen können, als — das Meer! —

Unterhaltungen mit Göschel,

zur

Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.
Goethe.

Göſchel's „Unterhaltungen zur Schilderung Goetheſcher Dicht- und Denkweiſe" liegen vor mir auf meinem Tiſch, und die durch mein Fenſter blizzende Juliſonne — [nichts Revolutionnaires iſt mit dieſem Ausdruck gemeint*)] beſcheint hellleuchtend den altherrlichen Namen Goethe, der mit großen, hohen, ſteilen Lettern, wie das Hochzeitscarmen eines Schulmeiſters, auf den Umſchlag dieſes Büchleins hingedruckt iſt. Göſchel hat dieſe meiſtentheils unzuſammenhängenden Skizzen in ſeiner liebenswürdigen Periode geſchrieben, wo er noch am Domplaz in Naumburg wohnte, in der ſtillen, liebeſüßen Beſchaulichkeit ſeines Charakters und in idylliſch arbeitſamer Muße den Oberlandesgerichtsrath mit dem poetiſch fühlenden Philoſophen vereinigte, und durch Wachen, Beten und Wohlthun den Saz zu Schanden machte: daß die Juriſten ſeien ſchlechte Chriſten! Abends hatte er ſein geſellig-literariſch-erbauliches Kränzchen, wo belehrende, unterhaltende und andächtige Aufſäze und Tractate vorgeleſen wurden, und durch deſſen Veranlaſſung die meiſten gedruckten Arbeiten Göſchel's entſtanden ſind. Hier hielt er, mit einer gewiſſen ſalbungsvollen Kindlichkeit, die ihm eigen, Vorleſungen über Dante, über Goethe, über das Buch Rahel, wovon vieles Geiſtreiche noch nicht in das größere Publikum gekommen. Bekannt wurde er zuerſt durch ſeine Aphorismen über Wiſſen und Nichtwiſſen und durch die Recenſion Hegels darüber, der es bewunderte, daß ihm hier einmal etwas Anderes als die gedankenloſe Stumpfheit mancher ſeiner nächſten Schüler begegnete. Von jezt an gerieth Göſchel in lebhaftere Verbindung mit Berlin, und für ſein weiches Weſen, das alle Eindrücke leicht annimmt, wurde die Verſezung dorthin eine Verſuchung, der ſein Charakter nicht widerſtanden hat. In Berlin muß man ſich aſſimiliren, wenn man nicht zwiſchen den verſchiedenen Richtungen zerrieben werden will, und Göſchel aſſimilirte ſich einer Partei, zu der allerdings die

*) Da man glorioſe Exempel von Mißverſtändniſſen, Anklagen und Verfolgungen hat, ſo müſſen ſich die deutſchen Schriftſteller jezt fleißig auf ſolche Parenthesen verlegen. Auch das bloße Wort Wahrheit laſſe man ja nie drucken, ohne in parenthesi hinzuzufügen, daß nichts Böſes damit gemeint ſei!

Grundkeime einer Uebereinstimmung von jeher in seinem Wesen verborgen gelegen hatten. Er schlug sich zur Brüdergemeinde und zu dem Berliner politischen Wochenblatt, und übernahm wie ein lachender Erbe die Hegel'sche Speculation, um, nachdem er ihr zuerst durch die ausgesuchtesten Spitzfindigkeiten die Bibelweihe ertheilt hatte, dann durch sie den Pietismus hinter ein festes Bollwerk zu schieben, der ihn furchtbarer und gefährlicher, als jeden Jesuitismus irgend einer Zeit, machen mußte. Seitdem ist Göschel, trotz des ursprünglich tüchtigen und kernhaften Fonds seiner Natur, ein Fanatiker geworden und eifert wie ein Baalspfaffe gegen alle aufblühenden Richtungen deutscher Jugend und junger Zeit, denn solcher Gemüther bemächtigt sich dann eine gewisse Begeisterung der Verfolgungssucht, die sie selbst wider ihren Willen hinreißt. Ich will in Nachstehendem versuchen, aus den ursprünglichen Tendenzen Göschel's, wie sie sich in ihrem unbefangensten und naivsten Keime in diesen frühgeschriebenen, wenn auch jetzt erst erschienenen „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe's" verrathen, es aufzuzeigen, daß bei aller anfänglichen Harmlosigkeit eine Richtung dieser Art, die schon im Einzelnen für Literatur und Kritik verderblich, dem nationellen Fortschritt überhaupt schädlich und unheilbringend sich gestalten müsse. Es scheint mir nicht ganz unwichtig, dies zu thun. Denn Göschel ist jetzt nicht mehr der harmlose Kleinstädter von Naumburg, der nur für sein Stillleben und sein Kränzchen schuf und schrieb. Er ist jetzt gereizt. Er ist aus dem Naumburger Kränzchen herausgerissen und in Berlin ein vornehmer Christ, ein Aristokrat der Frömmigkeit, ein Privilegirter des lieben Herrgotts, geworden. Diese Vornehmheit und Pairschaft des Reiches Gottes sitzt ihm jedoch noch etwas steif und unbequem, und in solchen verschobenen Lagen ist man, wie gesagt, gereizt und stößt um sich. Daher muß man sich vor ihm zu hüten wissen. Sind es denn nicht die Frommen, die jetzt im Lande herumschleichen, um zu sehn, wen sie verschlingen?

Dennoch ist Göschel auch jetzt noch durch und durch der deutsche Kleinstädter in der Wissenschaft. Ja, seine ganze Richtung mit ihren jetzigen gefährlichen Consequenzen muß man sich ursprünglich aus einer gutmüthigen und gemüthlichen Kleinstädterei bei ihm ableiten, und seine „Unterhaltungen über Goethe" liefern mir den Beweis zu meiner Behauptung. Dieser Fanatismus der Vermittelung, möcht' ich sagen, der ihn ergriffen hat, war in Naumburg noch bloß die liebe Freundseligkeit des wackern, rechtschaffenen Mannes, der immer liebevoll seiner Herrn Nachbaren um sich her gedenkt. Es ist kleinstädtisch, sich mit Allem vermitteln zu wollen, damit der Herr Nachtwächter sich nicht zu incommodiren brauche, Feuerlärm zu blasen. Diese Kleinstädterei der Vermittelung hat Göschel später ins Großartige getrieben und sich ein wissenschaftliches System daraus gebildet, wie es in dieser Umfassung noch niemals dagewesen. Zwar hat er seine geschraubte und süßlich lächelnde Wohlwollenheit gegen die Gegenstände, die er behandelt, beibehalten, und dies jüngferliche Scherzen, dies kleinmeisterliche Herumsuchen nach Sinnigkeiten und Bezüglichkeiten,

dieſes wichtige Finger-an-die-Naſe-legen, dieſes altkluge Spielen mit Etymologieen, verrathen bei ihm immer noch etwas Spießbürgerliches, aber er hat ſich doch daran zu einem Heros ſeiner Richtung aufgeſchwungen. Es klingt wie der Gedanke eines großen Eroberers, der eine Univerſalmonarchie ſtiften will, wenn man hört, daß ſich Göſchel vornimmt, alle Tendenzen der Weltgeſchichte miteinander zu vermitteln. Es giebt eine edle ritterliche Tapferkeit der Vermittelung, die in verworrenen Zeiten einem guten und hellen Kopf wohlanſteht. Aber es giebt auch eine Feigheit der Vermittelung, die nicht das Herz hat, es entſchieden mit einer Richtung zu verderben, die indeß geiſtig ſchmarotzerhaft genug iſt, von allen Nahrung und Vortheil zu ziehn. So ſieht man, wie ſich Göſchel die ganze Weltgeſchichte in einen Brei zuſammenrührt, in dem er das Bunteſte und Verſchiedenartigſte, was es nur in irgend einer Sphäre des Geiſteslebens geben kann, durcheinandermengt. Dieſer Vermittelungs-Brei, welches dann der höchſte Standpunkt ſein ſoll, umfaßt freilich Spekulation und Tradition zugleich, den Wolfgang Goethe und das orthodoxe Chriſtenthum, Hegel und die Bibel, Berlin und Herrnhuth, ſpitzfindige Scholaſtik und deutſche Landprediger-Gemüthlichkeit, das Berliner politiſche Wochenblatt und die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele, geiſtigen Despotismus und einen Fetzen moderner Humanität, ſüßlich ſpielende Myſtik aus dem Mittelalter und fromme Arroganz aus den Conventikeln der neueſten Zeit, liebenswürdige Bravheit des Charakters, und Anwandelungen von Jeſuitismus. Man begreift nicht, wie das Alles zuſammenhalten könne in einer Menſchenſeele, wäre nicht der menſchliche Hochmuth ein ſo gewaltiger und geſchickter Roſſelenker, der ſich des Zügels der verſchiedenſten Triebe und Richtungen in der Creatur mit ſtark regierender Hand überall zu bemächtigen weiß. In den „Unterhaltungen über Goethe", von denen Göſchel Manches ſchon im Jahre 1824 geſchrieben, findet ſich bereits die völlige Umzeichnung dieſes Standpunktes. Als Interpret Goethe's macht Göſchel's Univerſalität die wunderlichſten Sprünge. Hier kommt er vom blonden Friedrich auf den Spinoza, von der Metamorphoſe der Pflanzen auf Hegels Phänomenologie des Geiſtes, von den Wahlverwandtſchaften auf das Fürſichſein, von Hans Sachſens poetiſcher Sendung auf Plato und Ariſtoteles, von der Logik auf das Geſangbuch und vom Geſangbuch auf die Farbenlehre; hier zwingt er es bald durch kühne, geiſtvolle, aber immer geſchraubte Combination, und ſetzt ſich prunkend auf den Herrſcherthron des Philoſophen, bald läßt er ſich wieder herab auf das chriſtliche Armeſünderbänkchen und demüthigt ſich im Staube. Ueberall aber werden Bibelſtellen, denn ſie ſind ihm der Alles übermalende Firniß in ſeiner allgemeinen Vermittelung, oder religiöſe und philoſophiſche Dogmen herbeigezogen. Göſchel hat es ſich einmal zur Aufgabe genommen, die von einer Gegenpartei ſo oft in Zweifel geſtellte Chriſtlichkeit Goethe's zu beweiſen, weil es ſeinem eignen Gemüth viel zu weh thun würde, um ſich das Gegentheil auch nur denken zu können, — aber er verrichtet dies Vermittelungsgeſchäft wahrlich auf die ungeſchickteſte und unnützeſte Weiſe.

Bei dem herrlichen, vom unmittelbaren Weltgenuß überschäumenden Tischliede Goethe's bringt er die Gedanken auf das heilige Abendmahl, und bei dem Schwank: „Offene Tafel" wird auf das Evangelium als auf die Grundlage dieses Liedes hingewiesen, da der Dichter offenbar die königliche Hochzeit und das große Abendmahl Matth. 22, 2—14. Lucas 14, 12—14 dabei vor Augen gehabt, wobei denn die „Bibelfestigkeit" Goethe's recht gerühmt wird, s. Thl. I. S. 115. Bei „Vanitas Vanitatum" wird an das Salomonische „daß Alles eitel sei" erinnert (obwohl Göschel den weisen Salomo doch noch für „einen Größern" hält als Goethen (s. II. 82), und die köstliche Philosophie: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt" dient dem Commentator zu der altklugen Bemerkung, daß der Dichter im Nichts den Anfang und das Werden erkenne, wo denn zur Nachweisung der Einheit von Sein und Nichts im Werden nur noch die Paragraphenzahl aus Hegel's Encyclopädie fehlt, die ich nachtragen kann: Logik, 1. Abth. §. 88, 2. Solche ebenso abgeschmackte als lächerliche Pedanterien der Kritik, die stupend sind für die heutige Zeit, könnte man unangefochten vorüberlassen; sie erinnern an die durchschimmernde Idee des Katholizismus in der sittlich ergriffenen Kalksteinformation und ähnliche naturphilosophische Combinationen bei Steffens. Aber diese falsche Kritik tritt zugleich mit der dummdreisten und selbstgefälligen Anmaßung auf, daß dem großen Dichter erst durch solche Auslegungen sein wahrer und bester Gehalt wiedergegeben und ermittelt werde. Und hier wird es von Bedeutung, dieser Verirrung des speculativ-pietistischen Hochmuths das strenghistorische Prinzip der Betrachtung entgegenzusetzen, das jede Richtung und jede Individualität in ihrer scharfabgegränzten Eigenheit zu fassen und gelten zu lassen im Stande ist, ohne sie durch ein Herüber- und Hinübergreifen nach allen Seiten zu einer nichtssagenden Allgemeinheit zu verzerren und aufzulösen. Es ist die Hauptaufgabe unserer Zeit, diesen reinen historischen Standpunkt immer mehr zur Ausprägung zu bringen.

Und das Weltkind Goethe soll durchaus pietistisch vermittelt werden! Göschel mag sich nicht damit begnügen, daß Goethe ein Christ gewesen, er sucht auch zu beweisen, daß er ein Pietist war. Wer zu viel beweist, beweist zu wenig. Mich verdrießen bloß die unnöthigen Sophistereien, mit denen Göschel einen Goethe zu rechtfertigen, und darnach zu canonisiren sucht. Ich habe Goethen angegriffen, weil eine Opposition gegen manche aristokratische Altväterlichkeiten und gegen den olympischen Despotismus seiner Poesie in der Gesinnung und Luft der Zeit liegt, aber es ist mir, meiner ganzen Richtung nach, niemals eingefallen, mit Pustkuchen und Wolfgang Menzel, eine religiöse und ethische Anklage gegen ihn zu richten. Ich glaube vielmehr, daß besonders die ethische Bedeutung Goethe's noch weit in die Zukunft Deutschlands hineinreicht und mit den wichtigsten socialen Fragen, die uns beschäftigen, in Zusammenklang steht. Das Weltkind Goethe hat der Aussöhnung der modern zerrissenen Weltanschauung zuerst in die Hände gearbeitet. Goethe

ist, dem transcendentalen Schiller gegenüber, ein Dichter des Diesseits, und wie er in seiner Naturbetrachtung darauf gedrungen, die Natur als ein Ganzes zu fassen, das in seiner vollen und wirklichen Wesenheit erscheint, ohne in ein unerkennbares Ding — an — sich sich zu verkriechen *), so hat er diese Realität des Erkennens, die dem Auseinanderfallen von Leib und Seele, von Innerm und Aeußerm, sich entgegensetzte, in seiner ganzen Weltanschauung, wenn auch nicht immer als Dichter, doch jederzeit als Mensch, an den Tag gelegt. Er hat den Gott gepredigt, der in die Welt gekommen und in der Welt sich offenbart hat, und wenn er dies nicht in den christlichen Formeln gethan, so doch in der christlichen Idee, denn die ursprünglichste christliche Idee, in der wir Alle blühn und gesund sind, ist es: daß Gott in die Welt gekommen! Diese Idee des Christenthums ist ewig für das moderne Leben, und es giebt keine der heutigen Weltanschauung nothwendigere Idee, auf die eine neue Religion, von der so viel gefabelt wird, gegründet werden könnte. Wozu eure armseligen Untersuchungen, ob Goethe ein Christ sei? Wozu eure noch armseligeren Vertheidigungen, daß er es gewesen? Wahrlich, als ich gesehn, wie sich Göschel hier dreht und windet, um aus dem größten Dichter auch den allerchristlichsten sich zurecht zu machen, erwachte mein ganzes altes warmes Liebegefühl für Goethe, wie es in frühern unbefangenen Jünglingsjahren mich begeistert. Nein! redete und flüsterte es in mir wie Erinnerung einer ehemaligen Geliebten — dazu ist Goethe doch zu groß und heilig, um von solchen Schulmeistereien eine Ehrenrettung zu empfangen! Man muß seinen Vertheidiger angreifen, um ihm sein Recht widerfahren zu lassen. Sein Wort: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden!" ist noch immer an der Zeit.

In der That ist auch der Beweis, welchen Göschel von der Christlichkeit Goethe's führt, eigentlich nur ein sehr formeller. Er besteht in der Citirung von passenden und übereinstimmenden Bibelstellen zu einzelnen Stellen oder Tendenzen der Goethe'schen Werke, erhebt sich aber nirgend zu einer allgemeinen und durchdringenden Totalauffassung, die eine sieghafte Ueberzeugung ausspräche. So im 2. Bande in dem Aufsatz: „Anklage und Vertheidigung. Ein Prozeß ohne Endurtheil", wo das ohne Endurtheil den Göschelschen Standpunkt recht charakterisirt. Es liegt eine demüthigende Halbheit in dieser Vertheidigung, die sich besonders auf die bekannten Anklage-Stanzen von Albert Knapp in der Christoterpe bezieht. Göschel wagt in manchen Stellen nicht ganz herauszusagen, was er denkt. Er liebt Goethen und möchte ihn doch gar zu gern nach seiner Weise rechtfertigen, aber dann beschleicht ihn auf Einmal wieder ein frommes Achselzucken, und gegen die Anklage: daß Goethe zu wenig oder gar nicht in die Kirche gegangen, muß er ihn ohnehin preisgeben und fahren lassen, s. Thl. II. S. 95. Zum Schluß des Aufsatzes

*) „Natur ist weder Kern noch Schale,
Natur ist Alles mit Einem Male."

kommt noch ein Weiberjammer hinzu, indem sich fromme Frauen über Goethe beschweren, wogegen sich denn nun gar nichts machen läßt. Thl. II. S. 101. So redlich, wohlmeinend und liebenswürdig auch Göschel's Eifer bei dem ganzen Prozeß heraustritt: was er sagt, sieht einer bloßen Beschwichtigung zu ähnlich, um nicht den Gegenstand eher herabzuwürdigen, als zu erheben. Wäre Göschel nicht durch einen Zufall seiner Sympathie (denn dergleichen giebt es) an Goethe gerathen, ich bin der Meinung, er würde wie Pustkuchen über denselben sprechen und eifern, da er ja den übrigen Richtungen und Erscheinungen der Zeit in einer ähnlichen Stellung, wie Pustkuchen Goethen, gegenübersteht. Jetzt hat man aber das Schauspiel gehabt, daß, nachdem links Prophet Pustkuchen den Goethe angegriffen, und rechts Prophet Göschel den Goethe vertheidigt, das Weltkind Goethe in der Mitten immer noch das Weltkind bleibt! In der Weltlichkeit Goethe's ist die erhabenste Bedeutung seiner Religion und Poesie zu suchen. Gott ist lange genug ein Gott der Frommen gewesen; jetzt wird er auch ein Gott der Weltkinder sein. Was wollen denn diese Frommen? Haben sie wirklich ein Privilegium auf die Religion? Nichts da von Privilegien: der liebe Gott ist kein Pedant! Ich sage euch, der liebe Gott ist kein Pedant, sondern er ist ein Gott der Freude, und will die Freude! Ihr macht es Göthen zum Vorwurf, daß er sein Dichtertalent nie dazu verwendet, geistliche Lieder zu singen! Ihr Narren, glaubt ihr denn im Ernst, daß euerm Herrgott etwas damit gedient ist, wenn ihr zu ihm heult und schreit? Gott will bloß, daß ihr vernünftig leben sollt; das ist ihm die größte Satisfaction, weil er euch dazu geschaffen! Die Idee des Lebens prägt rein heraus, und ihr ehrt Gott am meisten und höchsten. Man sehe aber, auf welche ärmliche Weise Göschel in dem Aufsatz: „die Rochuskapelle," Thl. I. S. 154, die Frage vom Genuß der Welt abhandelt. Er macht dort eine Rheinreise in fröhlicher Gesellschaft, und spintisirt bei sich herum, ob der liebe Gott auch nichts dagegen haben werde, wenn er sich diesem frohen Lebensgenuß, der doch mehr ein bloß sinnlicher sei, überlasse? wobei denn auf die Legende vom reichen Jüngling im Evangelium zurückgegangen wird. Ist denn die Welt, die Gott geschaffen, eine Sünde? Und wo ist das Reich der Tugend, wenn es nicht auf Erden verwirklicht werden kann? denn jenseits giebt es weder Tugend noch Sünde, es muß Alles hier abgemacht werden! So kreuzigt denn euer Fleisch, wenn es des Teufels ist, und hängt euch ein Kalbsfell um die Glieder! Gott will das nicht: denn Gott ist kein Pedant! Ich bin Gottes, und darum bin ich lustig und freue mich. Ueberall ist die Erde des Herrn!

Th. Mundt.

Bücherschau.

Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Goethe. Ein Versuch von Caspar Poggel, Lehrer am Gymnasium zu Recklinghausen. Hamm, Schulz. 1834. 146 S. 8.

Diese kleine Schrift ist ein vortrefflicher Beitrag zu einer Aesthetik nach gegenwärtigem Bedürfniß und dem Stande unserer Interessen. So einfach das Thema scheint, was Alliteration, Assonanz und Reim sei, so sehr hängt die Erörterung desselben doch im Grunde mit der Charakteristik der Sprachen, der Dichtungsweisen und Volksidiome in alter und neuer Zeit zusammen. Schon die Beantwortung der Frage, warum die antike Poesie des Reimes ermangelte, führt auf einen tieferen Conner. Es ist der Sinn der Alten für Architektonik, der sich in dem Bau ihres Stils, in der Formbildung ihrer Sprachen, in den Metren ihrer Verse, in der Gliederung ihrer Staatseinrichtungen, in dem Gestaltenreichthum ihrer Mythenreligion, in ihrem ganzen Dasein ausprägte. Dieser architektonische Hang, der auch den Dichtern der Alten inwohnte und sie die künstlich verschränkten Rhythmen unbewußt schaffen hieß, schließt mehr oder weniger das Musikalische aus. Auf überwiegender Kraftentwickelung des Augorganes beruht auch die Plastik der Griechen. Sie schauten an, wo wir hören und fühlen. Dagegen darf aber der Reim unsern Versen die Musik nicht von außen her bringen, und der Verf., der sich gegen den phonetischen Klingklang des Reimes sehr streng erklärt, eröffnet von diesem Standpunkt aus eine interessante Polemik gegen Gedichte von Schiller, Voß, Schlegel Platen u. A. Auch in Schillers Versen ist der Reim keineswegs ein aus dem Inhalte herausgeborner Ton; seinen metaphysischen Reflexionsgedichten ist der Reim angehängt, mit den Rhythmen seiner Balladen steht er häufig im Widerstreit. Schiller hatte, obschon nicht in solchem Maße wie Klopstock und Voß, viel Hang zur Architektonik der Sprache. Bei Goethe ist der Reim, wie sein ganzes Lied, ein Gewordnes, die nothwendige Hülle seines Gedankens. Es muß sich Verwandtes in der dichterischen Intention zusammengesellen, dann erst ist der Reim die ganz natürliche Blüthenknospe der sich entfaltenden Blume. Es wäre sehr dankenswerth gewesen, wenn der Verf. seine Excursionen über den Widerstreit des philosophischen und musikalischen Elementes in der Sprache weiter ausgeführt hätte. Die Function des Reimes sieht er eben darin, daß das Begriffliche des Ausdrucks getilgt oder wenigstens durch den musikalischen Anhauch mild aufgelöst wird. Die neueste Philosophie ist erfinderisch genug gewesen, sich aller sprachlichen Productionen zu bemächtigen, welche

der hausbackene Verstand erzeugt hat. Unendlich reicher hat jedoch das unbewußte Gefühl für unsere Sprache gesorgt und durch musikalische Weichheit, Tiefe und Fülle wieder gutgemacht, was der dürre Verstand mit sophistischer Absichtlichkeit verschuldet. So ist denn wie in aller geschichtlichen Entfaltung eines Menschenlebens und einer Volksindividualität, so auch in der Entwickelung der Sprache und der Kunst das unbewußt Werdende ein Höheres, Reicheres und Vollkommneres, als das mit verständigem Bewußtsein Erklügelte. Die Geburtsstätte eines Kunstwerkes ist dunkel, es entwindet sich dem dunkeln Schooße der Empfängniß, ohne von sich zu wissen. So bildet sich jedes Leben, jede Sprache, jedes Volk, wie das Gedicht mit Allem, was es mit zur Welt bringt, Rhythmus und Reim. Diese Unmittelbarkeit des Sichselbsterzeugens ist keine niedrige, gemeine Stufe, wie der überwache Verstand es haben möchte, vielmehr ist diese Unmittelbarkeit die Mutter alles Lebendigen. Ohne die harmlose Unbefangenheit kindlicher Natur erschafft sich Nichts. Der Künstler wird sich erst seines Inhaltes bewußt, weil er bildet und nachdem er gebildet; er bildet nicht aus seinem Bewußtsein heraus. Die neueste Philosophie hat den Begriff der Unmittelbarkeit und den Begriff der Natur dermaßen degradirt, daß von einer richtigen Orientirung über die Functionen der schaffenden Phantasie bei ihr kaum die Rede sein kann. Goethe aber schuf, wie jeder Künstler, bloß aus seiner Natur heraus. Sein eignes Geständniß hat die Philosophie in nichts belehrt. Wir sehen in dem Verf. der interessanten Schrift einen ganz ungetrübten Forscher, der ohne alle Kundschaft von den Wirren des speculativen Gedankens im Felde der Aesthetik, mithin ohne alle Polemik, frei und sicher nur das unbewußt Gewordne im Gedichte anerkennt und die harmlose, kindhafte Unmittelbarkeit des Geistes für die Geburtsstätte aller Kunst erklärt, die in der Harmonie ihres Erzeugnisses eine reichere Offenbarung des Absoluten zu Stande bringt, als es dem begreifenden Verstande möglich ist, der sich auch in der Aesthetik so gern für einen Ausfluß der absoluten Vernunft ausgeben möchte. Der Verf. sollte fortfahren, die Kreise seines Studiums zu erweitern. Diese seine Schrift schließt sich an eine andere „über das Verhältniß zwischen Form und Bedeutung in der Sprache" (Münster, 1833), die uns nicht zu Gesicht gekommen. K.

* * *

Wie malt der Dichter Gestalten? Ein Beitrag zur Aesthetik von Heinrich Viehoff. Emmerich, Romen. 1834. 58 S. 8.

Ein so harmlos gemüthliches Thema, wie sich der Verf. dieses Schriftchens zur gemächlichen Betrachtung hinstellt, klingt heutzutage so idyllisch wie eine akademische Preisfrage. Wir Männer der Literatur müssen alle zu Roß sitzen, wir leben in Kampf und Krieg, alle Mächte des innern Menschen sind ins Feld gerückt, wir haben zu thun, uns aus der Anarchie zu retten, zu so friedlichen Untersuchungen können wir gar nicht die Hände in den Schooß legen. Indessen das Buch ist da, das Buch will gelesen sein, es ist fleißig verfaßt, nicht ohne Geschmack die Aufgabe gelöst.

— Lessing führte bekanntlich in seinem Laokoon den Satz durch, die Malerei wirke im Raum, die Poesie in der Zeit, jene stelle das Coexistirende diese das Successive der Situation dar. So triftig dies im Allgemeinen auch ist, so wenig läßt sich doch dem Dichter die Schranke stellen, sich der Motive der Malerei gänzlich zu enthalten. Lessing warnte vor dem Versuche, in fremdes Kunstgebiet hineinzupfuschen. Allein wie viele Balladenbilder, wie viele Romansituationen haben nicht ihre Pointe in der Ruhe der neben einander bestehenden Gegensätze! Das so beliebt gewordene bloße Hinmalen des Costüms und der Gestalt hat allerdings wenig geistige Wirksamkeit und hat sich auch nur in sogenannten romantisch-historischen, aller geistigen Motive und Conflicte entbehrenden, bereits aus der Mode gekommenen Moderomanen so überschwenglich hervorgethan. Gleichwohl darf sich der Dichter die Ruhe plastischer Gruppirung nicht nehmen lassen. Und bleibt es z. B. unwirksam, das Gesicht des Menschen, — die schwierigste Aufgabe für die Malerei der Poesie — in seinen Lineamenten hinzustellen, so muß die Umgebung als Rahmen zu Hülfe genommen werden, die stummen Zeugen rings umher müssen reden, um der Phantasie des Lesers Andeutung zu geben, dann hebt sich durch den Schatten ringsumher das lichte Portrait oft von selbst hervor. Diesen Punkt macht der Verf. der Schrift besonders geltend und belegt ihn mit vielen Stellen aus alten und neuen Dichtern. Im Uebrigen führt er nur Lessingsche und Jean Paulsche Behauptungen weiter aus. 27.

* * *

Die Lehre vom Menschen. Von Carl Friedrich Lessing, Kanzler des Standesherrlichen Gerichts zu Polnisch-Wartenberg in Schlesien. Leipzig, in Commission bei Friese. 2 Bde. 104 und 182 S. 8.

Daß unsere Zeit eine reiche, eine universelle ist, zeigen auch die trivialen Erscheinungen in der Literatur. Es scheint, daß wir heutzutage auch das Schnödeste, was jemals das Gehirn eines Menschen momentan durchfuhr, als ein redivivum begrüßen müssen, und aller Unsinn der Vergangenheit sich statarisch um uns lagert. Wollten wir alle literarischen Erscheinungen des Tages um uns häufen, wir säßen in einem Walle gefangen, den die Gedankensünden aller Zeitalter aufführen. Man hat die menschlichen Seelenkräfte nach Zentner, Pfund, Loth, Quentchen abgewogen, die religiösen Ideen mit Zirkel und Lineal construirt, und zum Beweisen der göttlichen Dreieinigkeit das mathematische Dreieck zu Hülfe genommen. Auch diese Richtung menschlicher Forschung hat sich noch nicht ausgelebt. Diese „Lehre vom Menschen" ist ein Product, zu dieser Gattung mathematischer Philosophie gehörig. In Cap. 1 handelt der Autor davon, „daß die Welt ein Compositum sei". Vom Weltall geht er dann langsam auf das Individuum über, um dessen Organismus zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Das Resultat derselben giebt uns den wichtigen Aufschluß, daß der Mensch eigentlich nichts ist, als „ein Wirkungs-Compositum." Mit dem zweiten Bande setzt der Autor nochmals

von neuem an und stellt, indem er die Analysis und Synthesis der Lebensprocesse betrachten will, den spitzfindigen Fragesatz auf: „Was ist Etwas?" Er unterscheidet dann gründlich ein specielles und ein generelles Etwas. „Der Schöpfer, sagt er, hat uns in einem speciellen Etwas aufgestellt, wir selbst sind ein specielles Etwas, wir können in das Nichts nicht kommen und aus dem Nichts können wir Etwas nicht hervorrufen." Die Schlußfolge ist dann, daß eine „Erkenntniß des generellen Etwas und des Nichts," auch wenn sie möglich wäre, uns zu nichts nützen würde. Am ergötzlichsten ist der Gallimathias über Ursache und Wirkung. „Wenn die Ursachen der Wirkungen zu bestimmen, sagt der neue Lessing, schon lediglich Sache des Schöpfers, welcher im Nichts schafft, ist, so ist es der Einfluß der Combination noch weit mehr. Die Mathematik kann immer als unumstößlich lehren 1 + 1 = 2, die Combination bringt ein Männlein und ein Fräulein zusammen und durchlöchert jenen unumstößlichen Lehrsatz beliebig." So componirt und combinirt der Verf. ein Etwas, die Welt und den Menschen, zu einem Nichts mit Nichts in einem Nichts, nämlich in zwei Octavbänden voll Blödsinn, der als ein „Wirkungs-Compositum" von ganz barocker Pedanterie und seltsamem Aberwitz in der tollhäuslerischen Literatur noch seinesgleichen sucht. Der Kanzler Lessing gehört zu den Philosophen, die man Combinations-Maschinisten nennen könnte. 27.

* * *

1) Friedrich von Schiller's auserlesene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Dr. Heinrich Döring. Sehr vermehrte Ausgabe in 3 Bändchen. Zeitz, 1835. Immanuel Webel. 408 und 416 S.

2) Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes nebst einer Auswahl aus seinem litterarischen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit. Herausgegeben von seinem Sohne Friedrich Karl Julius Schütz. Halle, 1834. C. F. E. Scharre. Zwei Bände. 484 und 560 S.

Die neue Ausgabe von No. 1. liefert den triftigsten Beweis für die richtige Spekulation und geschickte Ausführung des Herrn Dr. Döring. So oft der große Name eines Dichters oder Gelehrten in weitläufigen Briefsammlungen gemißbraucht wird, um auf Unkosten der öffentlichen Pietät, durch die langweiligsten und gleichgültigsten Dinge ihn zu verunstalten, und so die Geistesperlen gefeierter Männer unter einem ermüdenden Ballast zu vergraben, sollte fortan lieber bald eine rächende Parce mit ihrer Scheere, d. h. mit einem solchen Auszuge, wie er uns hier vorliegt, drohend von fern winken. Diese Sammlung aber unsern Lesern besonders zu empfehlen wäre überflüssig, da ihre praktische Brauchbarkeit von selbst in die Augen leuchtet. — Der Herausgeber hat darin Briefe Schillers an Fichte, W. von Humboldt, F. H. Jakobi, Kant, Wieland, Sophie la Roche und viele andere aufgenommen. Den

Kern der Sammlung bilden indeß die Briefe an Goethe; nicht blos in Bezug auf die Charakteristik Schillers, sondern auch für das eigene Interesse des Lesers. Denn, wenn in den übrigen, namentlich den Briefen aus früherer Zeit, so manche Elemente enthalten sind, welche unter uns keinen rechten Anklang mehr finden, keine frischen Erinnerungen mehr wecken, so finden wir uns in Schillers Conversation mit Goethe wie auf heimischem Boden, da manches noch tief in unsere Zeit Hineingreifende hier berührt wird.

No. 2. ist weniger durch Gedankenentwickelung oder fortlaufende Charakteristik, als durch eine Fülle von Aufschlüssen über Begebenheiten, Verhältnisse, Personen, Bücher u. s. w. anziehend und wichtig. Der selige Schütz, der berühmte Stifter der Hallischen Litteraturzeitung, welche bereits ihr Jubiläum gefeiert hat, gehörte zu jenen seltneren Humanisten, welche diesen Namen im wahren Sinne des Worts (von seinen Verdiensten um die Kritik und die Philologie überhaupt hier ganz abgesehen) verdienen. Zur Zeit der Blüthe der Kantischen Philosophie trug er durch seine, in lateinischer Sprache abgefaßten Arbeiten in diesem Felde zu ihrer allgemeinern Verbreitung unter den Gelehrten, namentlich des Auslandes, viel bei. Diese seine allgemeine Empfänglichkeit für die verschiedensten Richtungen und Strömungen der geistigen Welt konnte und mußte sich auf das Glücklichste in einer Stellung entwickeln, die ihn, vielleicht mit allen schöpferischen Talenten in Deutschland, und sehr vielen im Auslande in eine sehr lebhafte Beziehung setzte. Diese Briefsammlung giebt hievon das sprechendste Zeugniß. Schütz's Gattin, eine Dame von seltener Geistesbildung, und zugleich echter Weiblichkeit und einer feinen Eigenthümlichkeit, war der Gegenstand der Bewunderung, Liebe und Hochachtung sehr vieler jener vorzüglichen Männer, mit denen ihr Gemahl in Berührung stand; und die an sie gerichteten Briefe, welche in diese Sammlung aufgenommen sind, gereichen derselben zu einer besondern Zierde. Außer mehrern hieher gehörigen Briefen philosophischen Inhalts von Fichte, sind namentlich die Briefe des Herrn von Ramdohr zu erwähnen (II, 333—371). Eine wohlthuende Zartheit und Feinheit des Urtheils über Dichter und Philosophen, verbunden mit einer durchgängig festgehaltenen Beziehung auf die eigenthümliche Sinnesart der geistreichen Empfängerin, zeichnen diese Briefe, obschon andererseits eine gewisse Befangenheit und Einseitigkeit im Urtheile zuzugeben ist, besonders aus. — Der gelehrten, und namentlich der philologischen Welt, wird eine Masse piquanter Besonderheiten aus der geheimen Werkstätte des Museums, die hier ans Tageslicht kommen, geboten; und der Nicht-Philolog genießt das interessante Schauspiel, einmal zu belauschen, wie man berühmt wird. Hier aber zeigt sich besonders der unter allen Ständen gefeierte Jakobs (I, 197—243) von der liebenswürdigsten und achtungswerthesten Seite. Von sehr ungleichem Interesse sind die Briefe von: Bekker, Böttiger, Eichstädt, Creuzer, Hermann, Manso, Friedrich August Wolf, und vielen Andern. Von andern Gelehrten, und von Dichtern, Künstlern ꝛc. darf man sicher sein, kaum einen zu vermissen, der sich ir-

gend einen Namen unter uns gegründet hat. — Ueber die ewig denkwürdigen politischen Verhältnisse in Deutschland in der Periode der Fremdherrschaft, namentlich in deren traurigen Rückwirkungen auf die Wissenschaften und ihre Pfleger und Lehrer; ferner über gewisse arge Kabalen und Geschichten in Bayern gegen einige unserer vorzüglichsten Gelehrten, findet man hier die interessantesten Aufschlüsse. Bei alle dem hätte gleichwohl die Auswahl noch viel strenger getroffen werden müssen. Sehr viele Briefe enthalten fast zu wenig von irgend allgemeinem Interesse. Der Herausgeber, der sich gleichwohl ein anzuerkennendes Verdienst durch diese Sammlung erworben, berechtigt uns selbst zu diesem Wunsche, durch sein aus Jean Paul entlehntes Motto: Bücher sind nur dickere Briefe an Freunde; Briefe sind nur dünnere Bücher für die Welt. — G. G.

* * *

Vorstudien für Leben und Kunst. Herausg. von Dr. H. G. Hotho. Stuttg. und Tüb. Cotta'sche Buchh. 1835. 438 S.

Ref. bekennt, daß er nicht ohne einiges Vorurtheil an die Lectüre dieses Buches ging. Was ihm in früherer Zeit aus der Feder des Verf. von einzelnen Aufsätzen kritisch-ästhetischen Inhalts zu Gesicht gekommen war, erweckte die Besorgniß, die Bildung der philosophischen Schule Hegels, die bekanntlich nirgends einseitiger und beschränkender zu wirken pflegt, als auf dem Gebiete der Poesie und Kunst, möchte auch auf ihn diese Wirkung ausgeübt, und seine Kunstkritik wenigstens theilweise in einen beengenden Formalismus hineingezwängt haben. Hr. Hotho war es, der eine Zeitlang lauter, als fast irgend ein anderer Schüler Hegels, das Evangelium von dem Untergange aller Kunst in dem absoluten Wissen predigte, und seine Kritiken einzelner Werke besonders aus dem Gebiete dramatischer Poesie und Musik, wenn sie auch im Allgemeinen eine gründliche ästhetische Bildung und im Einzelnen geistreiche Züge nicht vermissen ließen, schienen doch durchgängig die Tendenz zu verfolgen, als das eigentlich wesentliche des Kunstwerks das, was man den Inhalt nannte, d. h. die angeblich in ihm niedergelegte speculative Wahrheit zu erkennen und an den Tag zu bringen. — Selten aber sind wir von einer vorgefaßten Meinung auf so erfreuliche Art enttäuscht worden, wie hier. Die vorliegende Schrift verläugnet zwar die Schule nicht, der sie angehört; aber sie bewegt sich innerhalb ihrer Grenzen, zum Theil vielleicht auch über diese Grenzen hinaus, mit solcher Freiheit, sie läßt, ganz im Gegensatze jener anmaßlichen Objectivität, die alles Subjective in der Reinheit des wissenschaftlichen Gedankens aufzuzehren vorgiebt, eine zu geistreicher Eigenthümlichkeit ausgeprägte Subjectivität auf so heitere und ungezwungene Weise walten; sie zeigt sich endlich so durch und durch von dem reinen, durch keine Nebenforderungen oder Schulpedanterei getrübten Interesse für Kunst und Schönheit beseelt, daß wir verblendet seyn müßten, wenn wir nicht erkennen wollten, wie, was von philosophischer Schule in ihr ist, ihr in jeder Hinsicht nur zum Vortheil, in keiner zum Nachtheil gereicht.

Was diese Schrift vor den meisten Producten ähnlichen Inhalts, die unser Zeitalter in so ansehnlicher Menge erscheinen läßt, auf das Rühmlichste auszeichnet, ist zuvörderst, daß die Ansichten und Reflexionen über Kunst, welche sie enthält, im wahrsten und vollsten Sinne als erlebte, als das Erzeugniß und Resultat eines von reiner Begeisterung getriebenen, durchaus der Kunst gewidmeten, und wenn auch seinem wesentlichen Charakter nach theoretischen, dennoch nach allen Seiten hin wahrhaft das Leben ausfüllenden Strebens erscheinen. Der Verf. hat auf eine ungemein sinnreiche, und ungesuchte, als auch wieder mit kunstvoller Absichtlichkeit durchgeführte Weise, verstanden, an einem biographischen Faden seine in die verschiedensten Gebiete der Kunst sich ergehenden Betrachtungen zusammenzureihen, und so sie recht eigentlich als Erlebnisse (wenn man die Aeußerungen der Zueignung wörtlich nehmen wollte, nicht als seine eigenen, sondern als die eines Freundes) darzustellen. Nicht als ob er in der jetzt so beliebten Manier (die wir übrigens nicht minder anerkennen) eine roman- oder novellenartige Erzählung zum Rahmen seiner kunstphilosophischen Abhandlungen gemacht hätte. Das Biographische in Hotho's Schrift hat selbst nur das Kunststreben zum Inhalte; es macht auch keine scheinbaren Ansprüche auf Selbstständigkeit. Dagegen zieht es sich durch die gesammte Darstellung, als deren Träger und eigentliches Motiv hierdurch. Die ausführliche Kritik des Mozart'schen Don Juan, mit welcher das Werk beginnt, wird eben so in successiv berichtender, aber dabei doch nicht etwa psychologisch analysirender, sondern in heiterem poetischem Schwunge sich ergehender Erzählung als eine allmählig sich entwickelnde, ausbreitende und in sich selbst vertiefende, und doch zuletzt, als es zur Enthüllung des Allerheiligsten kommen soll, stockende und sich verwirrende Gedankenreihe vorgetragen, wie späterhin die Beschäftigung mit den italienischen und niederländischen Malerschulen, mit den altdeutschen Bauwerken, und mit den hellenischen Sculpturwerken im brittischen Museum in raschem Reisefluge an uns vorübergeführt wird, oder wie zuletzt die großen Lebensfragen über Bestimmung und Gehalt der Dichtkunst als streitende Mächte in dem eigenen Gemüth des Darstellers auftreten und uns in dieser Verkörperung ein menschlich erhöhtes Interesse abzugewinnen wissen. Diese Gestalt der Subjectivität, welche die kunstphilosophische Betrachtung bei unserm Verf. angenommen hat, ist aber nicht zu verwechseln mit jener naiven Subjectivität, welche vorzüglich weiblichen, der Poesie und Kunst zugewandten Gemüthern so wohl ansteht, welche das eigene, empfindende und beschauende Ich nur darum giebt, weil sie das Ich von dem beschauten und empfundenen Gegenstande nicht zu trennen vermag. Vielmehr ist es eine recht eigentlich männliche Subjectivität, nämlich eine solche, die sichtlich aus Selbstbeschränkung, aus dem Bewußtseyn über die subjective Bedingtheit des Gegebenen, und aus dem Willen, das solchergestalt Bedingte auch nur für das, wofür es sich selbst erkennt, zu geben, und nicht den Schein einer objectiven Vollendung und Geschlossenheit da zu erkünsteln, wo dem eigenen Bewußtseyn des Verf.

zufolge nur das Streben nach der objectiven Wahrheit, aber nicht die absolute Wahrheit selbst vorhanden war, hervorgegangen ist. Eine solche Geistesfreiheit muß doppelt erfreuen, wenn wir sie bei einem Zögling jener Schule gewahren, die über alles Subjective ein so hartes Verdammungsurtheil auszusprechen und ihre Jünger in dem Wahne zu bestärken pflegte, als vermöchten sie ihre zufälligen, individuellen Ansichten und Einfälle dadurch, daß sie sich in die Formeln ihrer Logik hineinzupassen wissen, zur objectiven, wissenschaftlichen Wahrheit zu erheben.

Ueber den ästhetischen Inhalt und die kunstphilosophische Tendenz des Werkes in der Kürze zu berichten, ist, wegen der Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit des darin Gegebenen, nicht ganz leicht. Zwar scheint uns dasselbe auch in Bezug auf die Wahl und Ordnung der darin behandelten Gegenstände und die Art und Weise der einem jeden gewidmeten Behandlung keineswegs planlos. Wir sind geneigt, Absicht und besonnene Ueberlegung darin zu erblicken, obgleich keine ausdrückliche Ankündigung uns dessen versichert, wenn das Ganze in drei Abtheilungen zerfällt, von welchen die erste hauptsächlich der Musik, die zweite der bildenden Kunst, die dritte der Poesie gewidmet ist, wiewohl, bei der zwanglosen Haltung dieser Mittheilungen, die Grenze nicht überall mit ängstlicher Genauigkeit festgehalten wird. Der Verf. hat, wie es scheint, das ganze Gebiet der Kunst, und zwar, irren wir nicht, ausdrücklich in dieser Ordnung, die sich ihm aus guten Gründen empfehlen mochte, nicht zwar in empirischer Vollständigkeit, aber doch in einer gewissen Vollständigkeit des Begriffs, zu durchlaufen gesucht. In der Tonkunst war es ein unsterbliches Meisterwerk, welches seinen Blick ausschließlich fesselte. Und in der That, kann die Musik, als die innerlichste und abstracteste, als die gleichsam stofflose und äußerordentliche der Künste, am leichtesten unter den übrigene zu dem Versuche einladen, im Einzelnen das Ganze, in einem besondern Werke ihr ganzes Wesen und Selbst zu erfassen und zu erkennen. Freilich wird sich bei solchem Versuche alsbald der Widerspruch hervorthun, daß eben wegen dieser Innerlichkeit das eigentliche Wesen dieser Kunst für die theoretische Betrachtung mehr oder weniger unzugänglich erscheint. So sehen wir denn auch hier unsern Verf., nachdem er sich auf eine sehr anziehende und gewiß nicht erfolglose Weise bemüht hat, durch beredte Schilderung der Charaktere und der dramatischen Handlung des Don Juan den Geist dieser Oper auf dem Wege reproductiver Kritik vor Augen zu stellen, und durch eine philosophische Analyse des poetisch-musikalischen Inhaltes der übrigen Mozart'schen und der Gluck'schen Opern das künstlerische und kunstgeschichtliche Verhältniß jener ersten zu diesen zum Verständniß zu bringen, — wir sehen ihn nach so schön gelungenen Bestrebungen mit dem Geständnisse schließen, wie er zuletzt doch jenen Weg kritischer Darstellung, wenn nicht fruchtlos, doch unzulänglich befunden, wie er sodann auf dem Wege technischer Kunsttheorie tiefer in das eigentliche Wesen der Schönheit jenes Werkes einzudringen, und, worin diese Schönheit bestehe, zur Klarheit des wissenschaftlichen Bewußtseyns zu bringen

versucht habe, wie aber auch dieser Versuch mißlungen sey, und er sich habe bekennen müssen, daß der eigentlich substantielle, ästhetische Gehalt jedes wahrhaften Kunstwerkes der rein theoretischen Betrachtung doch stets entfliehe und durch sie sich festhalten oder ausdrücken zu lassen verschmähe. Gewiß ein merkwürdiges Geständniß aus dem Munde eines Philosophen der Hegel'schen Schule! Um so merkwürdiger, als das vorliegende Buch unwidersprechlich zeigt, daß Hr. Hotho nicht leichtsinnig oder in einer vorübergehenden Stimmung aufbrausender Ungeduld seinen frühern Glauben aufgegeben und mit einem andern vertauscht hat, sondern in Folge eines ernsten, tüchtigen und redlichen Strebens, mit klar überschauender Besonnenheit und umfassender, gediegener Kenntniß und Anschauung der wirklichen geschichtlich vorhandenen Kunst. — Der bildenden Kunst widmet die zweite Abtheilung eine mehr summarische, die Geschichte dieser Kunst und ihrer einzelnen Zweige und Schulen in kurzen, prägnanten und anschauungsreichen Zügen durchlaufende Betrachtung; auch hierin entsprechend der Natur dieses Kunstgebietes in seinem Gegensatze zu dem musikalischen, da die bildende Kunst die Breite des Weltwesens und seiner äußern Erscheinung in sich aufnimmt, und von dem, der sie verstehen lernen will, vor allem Andern offene Sinne und die gewandte Fähigkeit, sich an das äußere bunte Daseyn hinzugeben, ohne doch darin sich zu verlieren, verlangt. — Die dritte Abtheilung steht in ihrer Darstellungsweise gewissermaßen zwischen den beiden ersten in der Mitte, oder gleicht ihren Gegensatz zu einer neuen, die Elemente jener beiden in sich vereinigenden Gestaltung aus; gleichwie auch die Poesie, welche sie zum Gegenstande hat, das dritte vermittelnde Glied zu dem Gegensatze der Musik und der Plastik bildet. Die Poesie ist es, welche unter den übrigen Künsten am meisten die speculativen Probleme des Daseyns uns zum ausdrücklichen Bewußtseyn bringt; und so steigert sich denn auch die Betrachtung des Verf. hier zu der ausdrücklichen Verhandlung einer Lebensfrage, von der man wohl sieht, daß sie recht eigentlich den Angelpunkt seiner philosophisch-ästhetischen Bildung ausgemacht hat. Es ist die Frage nach dem Verhältniß der Poesie und mit ihr aller Kunst und Idealschönheit zur Wirklichkeit und deren sittlichen Forderungen: auf der einen Seite steht hier die unbedingte Apotheose der Poesie und Kunstschönheit, als deren dichterischen Herold der Verf. vor Allen Ludwig Tieck, als deren philosophischen er (ob ganz mit Recht?) Solger einführt; jenes Princip der Ironie, welches mit genialem Uebermuthe die gemeine Wirklichkeit und ihre Rechte niedertritt und uns, aller Pflichten entbunden, auf den Flügeln der Phantasie in das schöne Wunderland leicht und mühelos emporzuheben verspricht; auf der andern steht der sittliche Ernst des speculativen Gedankens, wie dieser dem Verf. verkörpert und Mensch geworden in der Person seines großen Lehrers Hegel entgegengetreten ist. Den Kampf dieser Principien stellt uns der Verf. in einer Skizze der deutschen Literaturgeschichte seit dem 17ten Jahrhun, derte dar: er schildert hier mit geistreichen Zügen das allmählige Auftauchen der Dichtkunst aus der philisterhaften Prosa des deutschen Bürgerle-

bens, unter der sie auch während dieses Zeitraums noch so lange gebunden lag, und die allmählige Steigerung des künstlerischen, genialen Selbstbewußtseyns bis zu jener revolutionairen Höhe erst der sogenannten Sturm- und Drangperiode, dann des Schlegel-Tieckschen Kreises. Den Gegensatz dazu läßt er mehr ahnen, als daß er ihn des Breiteren entwickelte: er bedient sich dazu des indirecten Mittels einer Schilderung von Hegels Persönlichkeit, und des Eindrucks, den diese auf ihn gemacht. Es gehört diese Schilderung, zu welcher der Verf. wegen seines nähern persönlichen Verhältnisses zu dem berühmten Denker sich vor Andern berufen glauben durfte, zu den interessantesten Partien seines Werkes; Ref. seines Theils hält sie vollkommen gelungen und in allen Stücken treffend; sie veranschaulicht ihm aufs Neue, wovon er freilich stets lebendig überzeugt war, wie nach allen Seiten hin die geniale Individualität des unvergeßlichen Mannes über sein abstractes Denken hinausging und auf eine Weise, von der freilich Manche seiner Schüler keine Ahnung zu haben scheinen, sein System ergänzte. — Die letzte und höchste Vermittelung der Gegensätze scheint der Verf. in Goethe gefunden zu haben. Doch ist der Schluß des Buches eben so wenig, wie irgend ein anderer Theil desselben, abschließend, vielmehr einer unbegrenzten Fortführung und Steigerung der dargelegten Ansichten und Studien Raum gebend.

Der Styl des Verf. ist fließend, reich an Wendungen und bezeichnenden Ausdrucksformen, kräftig und von edler Bildung. Einige hin und wieder noch zu auffallend hervortretende Spuren von Zwang und Künstlichkeit wird gewiß die Zeit und eine länger und vielseitiger fortgesetzte Uebung tilgen.

C. H. Weiße.

Feuilleton.

— Das Organ des deutschen Buchhandels, redigirt von H. Burchhardt, enthält in seiner Nr. 24 einen Vorschlag des Herrn Commissionsraths Gädicke zur Errichtung eines Nachdrucks-Recensir-Comité's, der bei dem noch immer fühlbaren Mangel an ausreichenden Gesetzen gegen den Nachdruck alle Beherzigung verdient. Das in Vorschlag gebrachte und von der Leipziger Börsendirection zu errichtende Comité soll an bestimmten Orten Deutschlands aus den erfahrensten Buchhändlern niedergesetzt werden, die auf die erscheinenden Nachdrücke zu vigiliren und bei verwickelten Fällen, wo es durch die Intriguen der Nachdrucker oft schwierig wird, das Verbrechen klar zu constatiren, die Sachlage zu beurtheilen haben. Jeder Buchhändler, dem etwas nachgedruckt wird, wendet sich zuerst an dies Comité um Untersuchung und Vergleichung des Originals mit dem Nachdrucke, und das Comité giebt ihm, nach reiflicher Erwägung der Umstände, entweder den Rath, von einem Prozesse abzulassen, oder stellt ihm ein Gutachten über alle untersuchten Punkte, mit den Unterschriften sämmtlicher Mitglieder des Comité's aus, um damit bei der Obrigkeit des Nachdruckers sein Recht weiter zu suchen. Es ist kein Zweifel, daß ein solches Gutachten der Sachverständigen bei den Richtern von Eindruck werden muß, da sich bisher so oft gezeigt hat, daß die Juristen, aus

Unkenntniß der literarischen Verhältnisse und aus falscher Herbeiziehung von Analogieen der Eigenthumsgesetze, bei der Entscheidung von Nachdrucks-Prozessen aus unrichtigen Gesichtspunkten verfahren sind. Denn bei den meisten Klagen dieser Art, man sollte es kaum glauben, ist dem spitzbübischen Nachdrucker, der den Andern um seinen rechtmäßigen Besitz geschmälert, — Recht gegeben, und der Kläger in die Kosten verurtheilt worden. Zwar hat man allgemein angefangen, den Nachdruck für ein Verbrechen anzusehn, wenn auch ein deutscher Staat noch fortfährt, denselben zu schützen, aber man versieht es noch immer darin, daß man, auf die Unsicherheit der Idee eines geistigen Eigenthums sich stützend, die materielle Seite eines literarischen Besitzes schärfer ins Auge zu fassen verabsäumt. Etwas, das in andern Ländern das Umsichgreifen des Nachdrucks von selbst verhindert, — die Nationalehre — ist bei uns nicht in dem Maße vorhanden. Bei gewissen Dingen, die ein Gefühl für den allgemeinen Zustand erfordern, haben viele Deutsche gar keine Ehre im Leibe, sie sind nicht honett genug, um einen einzelnen Krämergewinn dem allgemeinen Besten der Literatur aufzuopfern oder die geistige Beleidigung der Schriftsteller dabei nachzuempfinden, und daher kommt es, daß in keinem Lande auf so intriguante Weise nachgedruckt worden ist, als in Deutschland. Sollte aber endlich etwas Durchgreifendes gegen diese schleichende Pest in der Literatur geschehn, so vergesse man doch nicht, eine ganz neue Art des Nachdrucks zu berücksichtigen, die in letzter Zeit vielfältig aufgekommen ist! Dies ist der Nachdruck, der in literarischen Beiblättern zu politischen Zeitungen, die das Beste aus den andern deutschen Journalen unmittelbar nach dem Erscheinen herausdrucken, getrieben wird, worin sich bekanntlich die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung durch eine eben so verderbliche als bewundernswürdige Taktik auszeichnet. Mag es nach den Gesetzen erlaubt sein, Blumenlesen von einzelnen Stellen zu veranstalten: ein solches gänzlich aus Nachdruck zusammengerafftes Beiblatt, wie das Frankf. Conversations-Bl., ist keine Blumenlese, da es nicht einzelne Stellen, sondern ganze Aufsätze, ganze Novellen, ganze Abhandlungen aus andern Journalen nachdruckt. Bei der großen Bedeutung, welche die Journalliteratur in Deutschland gewonnen, ist es doppelt Noth, auch diese gegen die räuberischen Hände der Nachdrucker zu schützen! — .

* * *

— Von der Revue du Nord, herausgegeben von R. O. Spazier und J. E. Boulet, liegen die drei ersten Hefte vor uns, die sehr wenig Originalartikel und meistentheils Uebersetzungen und Auszüge aus deutschen Werken und Blättern, obwohl von sehr geschickter und planmäßig verfahrender Hand, enthalten. Nur zuweilen scheint es uns, als ob die Herausgeber nicht immer gleichmäßig mit dem gegenwärtigen literarischen Treiben in Deutschland au fait wären. So wird im Aprilhefte S. 301 bei Erwähnung eines der neuern jungen Schriftsteller von einer literarischen Schule gesprochen, die sich auf Jean Paul zurückführe und deren Oberhaupt jetzt gewissermaßen Dr. Wolfgang Menzel in Stuttgart sei. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, was dies für eine Schule sein könne, da mir überhaupt kein einzelner Schriftsteller bekannt ist, auf den das Signalement einer aus Jean Paul und Wolfgang Menzel gemischten Physiognomie anwendbar wäre. Weder hat Jean Paul eine poetische, noch Wolfgang Menzel eine kritische Schule gestiftet, da das Wirken beider Männer zu sehr in ihrer besondern Individualität abgeschlossen liegt; und es ist auch nicht nöthig, Schulen unter uns zu gründen. Mache jeder Schriftsteller seine Individualität, wenn er eine hat, entschieden und original geltend; so wird sich dadurch auch eine Gemeinsamkeit des Wirkens schon von selbst einfinden und anknüpfen. Einflußreich ist unter den neueren Kritikern Wolfgang Menzel

vornehmlich deshalb geworden, weil er seinen eigenthümlichen Charakter überall offen und unverstellt geltend zu machen gewußt hat. —

* * *

— In Nr. 89 der „Allgemeinen Kirchenzeitung" befindet sich von Dr. Bretschneider eine Beleuchtung mehrerer Stellen meiner „Madonna" (besonders von S. 349, 351 u. 365 des Buches), die mich zu lebhaftem Dank veranlaßt und durch einige historische Berichtigungen zur Geschichte des Katholizismus belehrend für mich geworden ist. Während jenem Buche in dem protestantischen Berlin gerade von Seiten der frommen Leser so vielfältiges Unrecht widerfahren ist, daß mehrere darüber laut gewordene Stimmen fast an die Hexenprozesse des Mittelalters erinnern, muß es mir wohlthun, wenn ein wahrhaft freisinniger und hochwürdiger Geistlicher, wie Dr. Bretschneider, meine Polemik gegen den Katholizismus und Pietismus unserer Zeit seiner Aufmerksamkeit und Interpretation für werth erachtet. Es ist mir gleichgültig, was man mir persönlich wegen eines Buches thut, in dem ich mir nur der lautersten Tendenzen zur Emancipation der Zeitgesinnung bewußt bin und das eine felsenfest moralische und christliche Basis hat. Wenn ich dies jetzt sage, so geschieht es nicht, um mich weißzubrennen, was ganz gegen meine Art wäre, sondern ich kann überall auf das Buch selbst verweisen, wo ich bei Lösung der socialen und ethischen Fragen der Zeit auf die christliche Grundlage des modernen Lebens zurückgegangen bin, hierin, wie ich glaube, einen eigenthümlichen Standpunct behauptend. Freilich ist es nicht das Christenthum der hengstenbergisch-evangelischen Kirchenzeitung, zu dem ich mich bekenne, da ich vielmehr den in Schaafskleidern einherschleichenden Wolfsglauben jener Partei, die alle Andersdenkenden zerreißen möchte, für unchristlich ansehe; einer Partei, die damals bei den hallischen Streitigkeiten die protestantische Lehrfreiheit so arg verletzen wollte, daß sie ächt jesuitisch dem Staat die Absetzung der andersdenkenden Religionslehrer insinuirte! Bretschneider erwarb sich das Verdienst, das finstere Gelichter dieser sogenannten evangelischen Kirchenzeitung mit seinem starken Arm zu bekämpfen, und unsere junge Generation thut wohl, diesen Mann, der das kräftigste Bewußtsein über die Tendenzen der Zeit mit einem tiefchristlichen Wirken seines Standes vereinigt, auf das Höchste zu ehren. Wenn die Opposition in unsern Tagen mit Recht auch den geistlichen Stand nöthigen will, sich vom Herkommen zu emancipiren und, um humaner und allgemein menschlicher zu wirken, vorerst die stolze Theokratie des schwarzen Rockes auszuziehn, so ist es um so erquicklicher, das Bild eines Geistlichen zu sehn, der, bei einer strengen dogmatischen Grundlage, eine großartige Freiheit der Gesinnung und Lebensbewegung jederzeit gezeigt hat. —

* * *

— Neulich besuchte mich der Kaiserl. Russische Staatsrath Nicolai Gretsch aus St. Petersburg, der sich auf einem erneuten Ausfluge durch Deutschland mehrere Tage in Berlin aufhielt. Er ist einer der gründlichsten Kenner deutscher Literatur in Rußland, obwohl diese Gründlichkeit freilich noch immer nicht viel besagen will. Bei uns ist Gretsch vornehmlich bekannt durch seinen Roman: „Ausflucht eines Russen durch Deutschland," ins Deutsche übersetzt von C. Curot, mit welcher Uebersetzung der Verfasser jedoch nicht zufrieden ist. Sein neuester Roman heißt: „die schwarze Frau," von welchem gegenwärtig unter Aufsicht des Verfassers eine französische und englische Uebersetzung in Petersburg angefertigt werden. Gegen den Geschmack der historischen Romane, die in Rußland besonders durch Bulgarin, Sagoskin und Andre, zum Theil als Nachahmungen Walter Scott's, in Mode gekommen, befindet sich Gretsch in einer gewissen Opposition, und hat in seinen eigenen Arbeiten, namentlich

in seiner neuesten, vorzugsweise idealistische und raisonnirende Tendenzen, nach deutschen Vorbildern dieser Art, eingeschlagen, obwohl es ihm dazu meistentheils an Tiefe der Reflexion und an productiver Phantasie gebricht. Große Verdienste hat sich aber Gretsch um die russische Literatur und Sprache durch seine Grammaire raisonnée de la langue russe und seinen „Abriß der russischen Literaturgeschichte" erworben. Er ist gegenwärtig Redacteur der Nordischen Biene, und giebt außerdem eine Wochenschrift: „der Sohn des Vaterlandes" heraus. —

* * *

— Das Berliner Museum hat sich einiger neuen Acquisitionen von großer Schönheit und Bedeutung zu erfreuen. Es sind dies drei Gemälde, ein Murillos, ein Zurbaron und ein vorzügliches Bildniß von dem Pinsel, vielleicht des Gerard Dow. Das erste stellt dar, wie der heilige Franciscus das Christuskind entzückt zu sich hinaufhebt, während von oben, gegenüber und vom Boden Engelskinder ihre Theilnahme an dieser Handlung zu erkennen geben. Die Scene ist freie, halbromantische Natur. Das Licht verbreitet sich vom Kinde und dem Antlitz des Heiligen über die Umgebung, bis es den am Boden kauernden Engel mit dem tiefsten, obschon ganz durchsichtigen Helldunkel umgiebt. Bei aller Harmonie des Tons ist jedoch eine seltene und wohlthuende Mannigfaltigkeit des Lichts in ganzen Massen, und nach den Lokal-Gegenständen und -Verhältnissen bestimmt. Das Christuskind ist über alle Beschreibung schön, und bei aller Frische und vollkommener Lebendigkeit gleichsam ohne alle Materie gemalt. Ueberhaupt leuchten hier die Muster, denen dieser genialste spanische Künstler nachgestrebt hat, besonders Titian in der Färbung, und Rubens in der Zeichnung, überraschend hervor. Dieses Bild füllt eine der empfindlichsten Lücken der hiesigen Gallerie auf das Glücklichste. — Das Gemälde von Zurbaron läßt den melancholisch-tief sinnenden Spanier unmittelbar erkennen. Christus, an eine Säule gebunden, entkleidet, vor seinen Füßen ein Bündel Ruthen, giebt sich die Stellung, um gegeißelt zu werden. Die Trauer und den Zorn einer Welt, nicht eines Menschen, wußte der Künstler in der großen, erhaben-schönen und originellen Figur sprechen zu lassen. Die Ausführung kommt der Composition gleich. Sowohl die Modellirung aller Theile und Glieder, als auch das Fleisch, und besonders das Helldunkel sind zu bewundern. — Das Bildniß, einen edeln Spanier in den mittlern Jahren vorstellend, gehört zu den anziehendsten in der Gallerie; nicht nur wegen des sprechenden Ausdrucks der Physiognomie, worin Gutmüthigkeit, Jovialität und komische Selbstzufriedenheit den Beschauer in eine lustige Stimmung versetzen, sondern auch wegen der meisterhaften Behandlung in Farbe und Modellirung des Einzelnen. Man findet dieses Portrait in dem Compartiment der Rubens, so wie die Spanier unter dem Caravaggio's. Dem unermüdlichen Bestreben und Eifer des Herrn Dr. Waagen ist die Veranlassung zu diesen Acquisitionen zu verdanken. Wir erwarten endlich recht bald ein drittes Bild eines Spaniers, eine Madonna darstellend, welches sich bereits hier befindet, so wie die so lange vermißte Leda des Corregio, von der geschickten Hand des Restaurators, Herrn Schlesinger, neu hergestellt, in der Reihe der Bilder unserer Gallerie zu erblicken. G.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

165

Literarischer Zodiacus.

September, 1835.

Etwas über Wilhelm von Humboldt,

gesprochen in der öffentlichen Sitzung der k. Preußischen Akademie der Wissenschaften am 9. Juli 1835 *).

Von A. Böckh.

Litteratur und Wissenschaft haben in der letzten Zeit in rascher Folge so viele und unersetzliche Verluste erlitten, daß den Stimmführern der öffentlichen Meinung auf diesem Gebiete unwillkührlich die öfter ausgesprochene Betrachtung sich aufdrängen mußte, die herrlichen Geister, welche den jetzigen Stand unserer Bildung vorzüglich hervorgerufen und befestigt haben, und an deren mächtiger Kraft sich unser Zeitalter aufgerichtet hat, würden alle von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit so plötzlich abgerufen, daß, während das jüngere Geschlecht noch nicht zu ähnlicher Gewaltigkeit oder mindestens zur Hoffnung derselben erstarkt sei, eine Kluft zwischen der Vergangenheit und Zukunft bleibe.

Der Freiherr Wilhelm von Humboldt, welcher unserer Akademie, unserem Staate, der gesammten gebildeten Welt vor kaum drei Monaten entrissen worden, hatte unter jenen Helden auf dem Felde der Wissenschaft und des ganzen geistigen Lebens keine geringere Stelle als im Staat errungen; bei seinem Grabe öffnete sich von Neuem jene beklagenswerthe Kluft: wer unter uns Lebenden berechtigte schon jetzt oder ließe hoffen, als sein Nachfolger und Ersatzmann zu gelten für das laufende oder das folgende Menschenalter? Gesetzt auch, die mannigfachen Richtungen, welche er in seiner Person vereinigte, könnten einzeln mit demselben oder ähnlichem Glück verfolgt, und so was er

*) Auf Verlangen mitgetheilt von dem Verfasser.

zu seinem Ziel gestellt, fortgesetzt, vielleicht auch in Kleinigkeiten noch vollständiger erreicht werden, weil die neuen Arbeiter jeglicher sich auf einen kleinern Theil des geistigen Gebietes beschränkten und dieses bis ins Besonderste zu vollenden suchten: wiewohl Humboldt von den umfassendsten und allgemeinsten Ansichten mit seltner Hingebung und Geduld bis in die geringsten und feinsten Einzelheiten hinabstieg, und gerade dieses mit zu seiner Eigenthümlichkeit gehörte, daß er aus der Gesammtheit des unzähligen Mannigfaltigen den allgemeinen Gedanken hervorbildete, und ebenso diesen wieder bis in das Besonderste organisch gliederte, den gesammten Stoff, welcher für andere todt da lag, mit Leben und Geist durchdrang, befruchtete und beseelte: doch gesetzt auch, sage ich, die Richtungen, welche er verband, würden in ihrer Trennung nicht ohne Glück verfolgt, so wird doch die große Persönlichkeit nicht wieder hergestellt, welche den vielseitigen Bewegungen die Einheit gab, die Einheit, in welcher zugleich die fruchtbarste Wechselwirkung verschiedener und gewissermaßen entgegengesetzter Thätigkeiten auf einander möglich wurde. Wenn der eine die Logik, der andere die Poetik oder Rhetorik, der dritte die Politik oder Erziehungslehre, der vierte die Thiergeschichte oder die Anatomie oder die Meteorologie vortrefflich behandelt und weiter fördert, so schreiten zwar die Wissenschaften für sich fort, aber alle diese einzelnen wissenschaftlichen Männer geben uns nicht den Geist des Stagiriten wieder, in welchem das Gesammte des menschlichen Wissens begriffsmäßig gestaltet seinen Mittelpunkt gefunden hatte, während die bedeutendsten Vertreter einzelner Lehren doch immer nur als Punkte in der Peripherie stehen: hier fehlt die gegenseitige Beleuchtung, welche der eine Theil des Erkennens dem andern zuwirft, und das Großartige, welches eben darin liegt, daß in diesem Einen Geiste unendlich viele Strahlen des Wissens als in Einem Brennpunkte zu dem stärksten Lichte versammelt und in die Monas einer einfachen Seele gleichsam zu unendlicher Dichtigkeit zusammengedrängt sind. Dasselbe wendet sich ohne weitere Ausführung von selber an

auf die Verbindung der Thätigkeiten des Staatsmannes und Gelehrten, eine Verbindung, deren Wichtigkeit um so mehr einleuchtet, je mehr die gewöhnliche Geschäftsthätigkeit für idealere Betrachtung, und wissenschaftliches Leben für den Betrieb öffentlicher Geschäfte abstumpft. Wenn nun freilich letztere Vereinigung heutzutage nicht mehr in demselben Grade wie ehemals unstatthaft scheint, weil das wissenschaftliche Erkennen aus früherer Abgeschiedenheit herausgetreten ist und sich dem Kampfplatze des Lebens genähert hat, die Staaten aber empfänglicher für die Herrschaft des Gedankens geworden sind; worin wir einen wesentlichen Fortschritt des menschlichen Geschlechts finden zu dürfen glauben: so hat in neuern Zeiten doch schwerlich irgend einer die öffentlichen Verhältnisse zugleich und die Wissenschaft mit solcher Größe des Geistes und solchem Geschick gehandhabt als Wilhelm von Humboldt. Er war, wie wir alle wissen, nicht etwa bloß das, was man einen tüchtigen Geschäftsmann nennt, der nur einer sehr untergeordneten Einsicht als Staatsmann gilt: obgleich er wie in der Wissenschaft, so in seiner öffentlichen Wirksamkeit auch dem Kleinen und Besondern Genauigkeit und Sorgfalt widmete: er war ein wirklicher, von Ideen durchdrungener und geleiteter Staatsmann, und wir wagen es zu sagen, und es wird in den verschiedenen Beziehungen, die in dem Worte liegen, verstanden werden, er war ein Staatsmann von Perikleischer Hoheit des Sinnes. In der Wissenschaft zeigte er, wie viele Seiten und Theile derselben er auch in sich verknüpfte, nirgends sich etwa nur als vornehmen Liebhaber, noch fand man etwa den gewöhnlichen Fachgelehrten, sondern das Freie, Leichte und Zwanglose des erstern, der nur zu eigener Ergötzung sich mit der Wissenschaft beschäftigt, und die Gründlichkeit und Ausdauer des letztern; und überall unverwandt den Blick auf das Edlere und wahrhaft Menschliche, und dadurch sein ganzes Erkennen geläutert und zum Idealen erhoben. Philosophie und Poesie, Redekunst, geschichtliche, philologische, linguistische Gelehrsamkeit waren in ihm zu einer durch keinen Mißklang gestörten

Harmonie, und zu jenem wunderbaren Ebenmaß verschmolzen, welches das Gepräge der besonnensten Meisterschaft ist. Klarheit und Tiefe, hoher Verstand und eindringender Scharfsinn und lebendige Einbildungskraft, Würde und Anmuth, Bewältigung eines ungeheuern mit unermüdlichem Fleiße zusammengebrachten Stoffes, der mit strenger Technik für den Gedanken verarbeitet ist, und wieder der feinste Geschmack und ein zarter Sinn für vollendete Kunstform, mit Gewandtheit und antiker Plastik der Darstellung, geben seinen Werken eben so sehr dauernden Werth als eigenthümlichen Reiz. Genährt durch das classische Alterthum blieb er diesem stets mit gleicher Liebe und Bewunderung zugewandt; seine reifere Jugend griff ein in die Alles damals belebenden dichterischen, ästhetischen und speculativen Richtungen der großen Bildner unserer Litteratur und Philosophie: aber wie Platons frühere dichterische Studien auch über seine späteren philosophischen Werke einen wundervollen Glanz verbreiten, so verklärt Humboldt's nachmalige Forschungen über die Sprachen der gesammten Menschheit, in welchen er den ganzen Erdkreis in dieser Beziehung umspannend, früher kaum Geahnetes in einem Maße leistete, welches die Kraft des Einzelnen zu übersteigen scheint, die Glorie einer von dem Urbilde der Schönheit ursprünglich erfüllten Seele. Diesen Studien hat er neben erheiternden Poesien bis an das Ende seines Lebens mit einer schöpferischen Kraft gelebt, die selbst von großer Körperschwäche nicht überwältigt werden konnte; und das letzte Werk hat er der Akademie, welcher er stets seine regste Theilnahme gönnte, als ein theures Vermächtniß zurückgelassen. Nur als Einleitung zu dem, was hiervon heute mitgetheilt werden soll, spreche ich diese Worte; einer spätern Versammlung bleibt es vorbehalten, die akademische Pflicht gegen das Andenken des großen Mannes in einer ausführlichern Darstellung zu erfüllen. Das Werk, von welchem ich rede, und dessen Besorgung für den Druck der Verewigte dem Hrn. Dr. Buschmann übertragen hat, führt den Titel: Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java. Es besteht aus drei Büchern

und einer Einleitung, welche den zweiten Band der Schriften der Akademie aus dem Jahre 1832 bilden werden; zugleich wird die Einleitung noch einzeln erscheinen. Das erste, bereits gedruckte Buch, neun und dreißig Bogen stark, handelt über die Verbindungen zwischen Indien und Java, und enthält eine große Anzahl Untersuchungen über Ursprung, Geschichte, Sprache, Religion, Mythologie, heilige Bücher, Bau- und Bildwerke, Inschriften, Sitten und Zustände der Javaner, und über den Indischen Einfluß auf dieselben, namentlich in Beziehung auch auf den Buddhismus. Das zweite Buch giebt die Grammatik der Kawi-Sprache aus dem in Raffle's Geschichte von Java abgedruckten Theile des Kawi-Gedichtes Brata-Yuddha, überall im Vergleich mit der Grammatik der übrigen Sprachen des Malayischen Stammes, unter welchem Namen mit der Bevölkerung von Malacca die Bewohner aller Inseln des großen südlichen Oceans zusammengefaßt werden, deren Sprachen mit der im engern Sinne Malayisch genannten auf Malacca zu einem und demselben Stamme gehören. Dieses Buch wird etwa vierzig Druckbogen einnehmen. Das dritte, ungefähr zwanzig Bogen stark, geht näher ein auf die Grammatik mehrerer Malayischen Sprachen, der Madekassischen, Tagalischen, Tongitischen, Tahitischen, Neuseeländischen und anderer, und schließlich auf die Sprachen der Australneger. Die auf etwa funfzig Druckbogen angeschlagene Einleitung betrachtet die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts: hier hat der Verewigte die Grundzüge seiner Ansichten über die Sprache zusammengefaßt. Mit der Lesung eines Bruchstückes aus dieser Einleitung wird die heutige Sitzung würdig beschlossen werden.

Wilhelm von Humboldt war unter seinen Zeitgenossen derjenige, welcher die meisten Sprachen grammatisch studirt hatte; und das Gefüge einer jeden ergründete er so, als wäre sie der einzige Gegenstand seiner Forschungen gewesen, widmete jeder die Aufmerksamkeit, welche ehemals nur Sprachen zu Theil

wurde, auf welche der Glanz einer vollendeten Litteratur sich herabsenkt. Er war zugleich der, welcher den Zusammenhang aller Sprachformen und ihren Einfluß auf die geistige Bildung der Menschheit am sinnigsten und lichtvollsten bestimmte. Das hinterlassene Werk wird der Mitwelt und Nachwelt zeigen, wie nach einem langen der Erkenntniß geweihten Leben ein mächtiger Geist die zerstreuten Quellen des Wissens zusammenleiten, aus ihnen neue und durchgreifende Ansichten schöpfen, und den verschiedenartigen Bau mannigfacher Zungen den ewigen Gesetzen der Intelligenz beherrschend unterwerfen kann.

Schweizerwanderungen.

Von

K. L. von Knebel*).

1.

Maria Einsiedel.

— Dein denk' ich hier und überall! Ich habe lange nicht geschrieben. Mein Herz war zu voll. Alles auf der Stelle wiederzuerzählen, macht den Werth der Dinge zur Hälfte für uns verloren. Auch diese müssen sich erst brechen in der Atmosphäre unserer Vorstellungsart, und erhalten dadurch den Reiz ihres Lichtes für Andere.

Könnte ich davon die besten Strahlen Dir zuschicken! — Von Maria Einsiedel werd' ich Dir öfters noch erzählen. Dies ist ein Ort für Liebende und Betrübte. Die katholische Religion erscheint hier in Allem, was sie Inniges, Feierliches und Aufrichtendes hat. Das stille andachtsvolle Hin- und Herwandeln von Menschen aus allen Orten, die hier gleichsam wie in einem See der Andacht zusammenfließen. Jeder trägt, das sieht man, wenigstens Eines Jahres Schuld auf dem Herzen. Und dann der Ort, die schöne Wüste, das prächtige religiöse Gebäude, der Reichthum, die Feier und Pracht des Innern, die Demuth und gänzliche Hingebung der Zusammenkommenden, ihr Beten, ihr Knieen, ihr Verlangen, ihr Beruhigen, ihr sicherer Glaube; — das Bild der heiligen Jungfrau an allen Orten aufgestellt, immer herrlich, schön, Glanz- und Liebestrahlend, mit dem süßen Bild der Liebe und

*) Aus dem noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden dritten Bande seines Nachlasses.

Unschuld in ihren Armen; — in der Mitte des Tempels eine von schwarz und weißem Marmor erbaute Kapelle, voll unsichtbarer, verschwiegener Heiligthümer, bei Tag und bei Nacht erhellt, voll Gesang und Gebet; — das sind Dinge, die den rohesten Sinn treffen mögen, die da machen, daß Ein Geist der Andacht, Herzinnigkeit und Feier über Aller Sinnen ausgegossen zu sein scheint. Manche berühren nur mit den Händen die Mauern der heiligen Kapelle und finden sich unwürdig hineinzugehen; Andere knieen an der Thür oder auf dem Vortritt, sie liegen ruhig zu Schaaren da, ohne an den Vorbeiwandelnden hinaufzusehen; — indeß ein ewiges Hinein- und Herausdrängen an den Thoren selbst ist, an deren weiten Stufen Haufen von Pilgrimen, Fremden und Armen zerstreut liegen. Auf dem Platze vor der Kirche ist ein Brunnen von Marmor mit dem schönen Bildnisse der Mutter Gottes geziert. Die reiche Quelle fließt aus vielen Röhren, in deren Wasser Weiber und Mädchen die Füße baden, weil sie ihm eine wunderthätige Kraft zuschreiben.

Die Schätze und Reichthümer dieser Kirche sind unzählige. Perlen und Edelsteine, und diese in beträchtlicher Größe, sieht man in unglaublicher Anzahl. Dabei scheinen alle diese Schätze nur mit geringer Sorge und ohne Aengstlichkeit verwahrt, obgleich täglich einige tausend Fremde, von allen Seiten der Berge, aus Frankreich, Oesterreich, Italien u. s. w., dahinkommen, welche ohne Druck, ohne Nachfrage, ohne einen Schatten von Intoleranz, sich daselbst bewegen und auf Verlangen Alles besehen können.

Das Bild des heiligen Meinradus, des Stifters dieser Einsiedelei, der aus dem Hause Zollern war, hat mir unter diesen Schätzen am meisten gefallen. Es ist ein vorzüglich schöner bedeutender Kopf, ein Mann, der gewiß große Weltkenntnisse hatte. Sein Leben endigte sich, wie das vom Niklas von der Flüe, in der Einsamkeit. Er wurde auf der Stelle, wo jetzt die marmorne Kapelle steht, und wo vordem seine Einsiedelei sich befand, von Räubern, die Geld bei ihm vermutheten, er-

schlagen. Man sagt, zwei Raben hätten diese Mörder verfolgt, so lange, bis sie entdeckt worden, und diese Raben sieht man jetzt in dem Wappen der Abtei. —

2.

Tell's-Kapelle.

— Von Schwiz ging ich Mittags elf Uhr weg. Es war schön, aber im Thale sehr heiß. Voll Anmuth ist die Gegend bis Brunnen, das eine Stunde von Schwiz liegt. Hier waren wir am Vierwaldstätter-See. Merkwürdig that sich die Gegend vor mir auf. Himmel und Wasser hatten nur Eine Farbe, überall mit den ungeheuersten Bergen umschlossen. Mit Freuden stieg ich zu Schiffe, nachdem ich vorher noch wenigen schlechten Wein vor dem Hause getrunken, und meine Schiffsleute waren auch munter. Sie unterhielten mich die ganze Fahrt durch mit mancherlei fabelhaften und wahren Geschichten, von denen überhaupt der muntere Geist dieses Volkes voll ist; — ich hatte aber mehr Lust, die wirklich fabel- und mährchenhafte Natur hier anzusehen, und achtete also wenig auf ihre Geschichtchen, zumal da ich ihre Sprache kaum zur Hälfte verstand. Wie in Ariosto's Zaubernatur, oder in Ulyssens wundersamen Erzählungen fuhr ich gleichsam in Gegenden einer andern Welt. Dichter und Maler mögen hier den Pinsel niederlegen!

Wir landeten an dem berühmten Berg Im Gründli genannt, wo die bekannten drei Schweizerhelden den Bund der Freiheit errichteten. Man steigt eine kleine blumichte Anhöhe hinauf, und kommt zu den drei Quellen, die unter den Händen der den Bundeseid schwörenden Helden entsprungen sein sollen. Es sind aber der Quellen mehrere da, unter dem lieblichsten Schatten, wo uns der einzige Bauer, der hier wohnt, gar freundlich mit köstlicher Milch bewirthete. Ich verließ diesen Ort, um weiter gegenüber, nach Flüelen zu, an Tell's-Kapelle vorzufahren. Wir sahen sie schon von Weitem, und das Herz schlug mir. So einsam ehrwürdig, mit dem kleinen Glockenthürmchen, dicht am Rande des See's, und am Fuße der

steilsten, höchsten, aber doch schön umlaubten Berge! Die Kapelle selbst ist ein offenes, kleines, von wenigen schlechten Säulen unterstütztes Gebäude. Wir suchten von Weitem durch's Perspectiv etwas von den an den innern Wänden desselben angemalten Geschichten zu errathen. Sie sind nicht sonderlich. Einige davon, sagten mir die Schiffer, stellten die Murtener und Sempacher Schlacht vor. Auch sieht man Tell und seinen Knaben, ihn, in einem gelben schwarzaufgeschlitzten Wams und Hosen. Nachdem ich, zu den vielen, auch meinen Namen in der Kapelle angeschrieben, fuhren wir weiter, und kamen Abends vier Uhr nach Flüelen, von wo ich sogleich zu Fuß weiter nach Alldorf, dem Hauptflecken im Canton Uri, in Zeit von einer Stunde kam. —

3.

Am Stäg.

— Der Weg von Alldorf hieher bildet ein erhabenes, bald engeres, bald weiteres Bergthal. Zur Rechten rauscht die von Schneewasser angeschwollene Reuß, in deren kalten Fluthen ich noch gestern meine erhitzten Glieder zu großer Erquickung badete. Das Thal ist anmuthig mit Büschen und Bäumen umsteckt und durchwunden. Die Leute treu, fromm und bieder, wie ihre Felsen. Abwechselnde Scenen von Ruh und Genuß, von himmelragenden Bergen und Felsen, und Verheerungen, welche die wilde gewaltsame Reuß angerichtet. Sie rauscht mit lärmendem Getöse unaufhörlich über ihr gleichsam mit Granit und Marmor gepflastertes Bett.

Schöne Kaskaden stürzen aller Orten von den aufgeschwollenen Schneebächen der hohen Berge herab, und scheinen öfters in der Ferne von den Gipfeln derselben wie ein weißes Tuch herabzuhängen. Und von den Felsen erschallt hier und dort das Echo.

Im Vorbeigehen vor mehreren dort einzeln zerstreuten Häusern macht' ich auch die Bemerkung, daß die Hunde, die wir antrafen, fast gar nicht bellten, noch weniger die Reisenden,

wie bei uns, anfielen. Ist dies der Charakter der Einsamkeit, Ruhe und Sicherheit, der sich hier auch den Thieren mittheilt? Auch Cook hat, so viel ich mich erinnere, schon die Bemerkung gemacht, daß die Hunde in Neuseeland nicht bellen. —

Diesen Nachmittag versucht' ich's, einen der nahen hohen Berge, die gegen das Bündner-Land zu liegen, zu besteigen. Ich war mit vielem Eifer und Leichtigkeit eine Stunde lang geklettert, und konnte noch nicht sonderlich zu meinem Endzweck gelangen. Eine lange Alpmatt fand ich jetzt, wo wieder eine neue Colonie von Menschen wohnte. Ich erstaunte sehr, als ich an einer dieser schlechten Hütten vorbeiging, und ein Junge, mit dem ich mich eine Strecke lang unterhielt, mir sagte: hier wohne ein Rathsherr! — Seitdem bin ich es aber mehr gewohnt worden, den Rathsherr und den Bauer in Einer Person zu finden, und ich habe nicht Ursache gehabt, zu vermuthen, daß der Rath unter Dem verlieren möchte, was etwa zum Herrn, nach unsern Begriffen, fehlen sollte. —

4.

Bern.

— Ich dächte, Du solltest es so müde werden, als ich es bald geworden bin, immer nur von Gegenden und Gegenden zu hören. Ich will Dir also den Fortgang meiner Spazierreise nur summarisch erzählen, und Dich hier und da auf einzelne Plätze aufmerksam machen. Ich verließ das böse Lager von Oberwald, nachdem ich vorher einige Krystallen und Gemshörner der Seltenheit wegen eingekauft hatte, und stieg sogleich am andern Morgen geradezu den Grimsel wieder hinauf. Dies ist ein Weg von drei rastlosen Stunden, wo man meist wie an einer Treppe hinaufsteigt. Unten zirpten und sprangen die muthwilligen Heuschrecken auf dem trocknen Gras, der Wald wurde kühler, die Stämme nach gerade kleiner und seltener, endlich erschienen zerstreute Wachholder- und Schwarzbeeren-Büsche, dann kam die Alprose in niedern rosenrothen Sträuchern, zuletzt nur einige Glockenblümchen und dünnes Gras,

bis wir in die Gegend der scharfen Winde, leichten Nebel und des Schnee's gelangten; dies Alles in einer Zeit von beinahe vier Stunden.

Wir stiegen herzhaft, und nun geht die felsigte kahle Plattform noch drei Stunden bis Hospital (im Bernerlande) fort. Man steigt dahin die steilen Felsen hinab, und sieht die nackten unwirthbaren Berge in einem weiten Kessel umherliegen, von welchen sich die Aar herunterstürzt. Man ist hier noch immer wie in einem Lande der Manen oder abgeschiedenen Seelen; die fruchtbringende Natur ist kalt, die Teiche und kleinen Seen haben keine Fische, schmales Gras und dünne Pflanzen wachsen an den Ufern. Ich hielt hier mein Mittagsmahl, und begab mich Nachmittags noch vier Stunden weiter, nach Gutthannen. Der Himmel war heiter und schön, und die Gegend ist äußerst interessant. Ich ging über Brücken, die an Kühnheit der Teufelsbrücke nichts nachgeben, und sah das Loch auf einem der höchsten Gipfel, welches durch die Zusammenstellung zweier Felsen einen Anblick bildet, als sei eine Kanonenkugel mitten hindurchgeschossen, und das, zu gewissen Zeiten, wenn gerade die Sonne dieselbe Linie trifft, einen ganz sonderbaren Effekt machen soll.

In Gutthannen kam ich in dem Quartier, das ich genommen, unter eine angenehme Familie. Sechs oder sieben Töchter im Hause, von ächtem Schweizerkern und voller, doch zierlicher Bildung, froh und schalkhaft, bei wohlhabenden guten Eltern. Sie waren eben beschäftigt, Käse zu machen, und hatten sich deshalb insgesammt am Feuerheerde in der Küche um den großen Kessel versammelt. Ich bat sie, mir dies Geheimniß auch mitzutheilen, und mich in ihrer Kunst zu unterrichten. Der Alte that es mit vieler Munterkeit; mir wurde ein Stuhl herbeigeholt, um zu sitzen, und die Mädchen scherzten am Heerd und in den Ecken mit derjenigen frohen Bescheidenheit oder bescheidenen Fröhlichkeit, welche die schönste Zierde der Jugend ist. Ich wurde hier an Leib und Seele gut unterhalten, und hatte noch außerdem mein Wohlgefallen an der zierlichen Tracht

der Mädchen, die ihnen gar wohl steht, zu der meist graciösen, längeren und volleren Gestalt, die sie haben. Sie tragen die Haare zu beiden Seiten wohlgescheitelt, mit zwei hinterwärts geflochtenen Zöpfen, und ohne weitern Kopfputz. Bei Trauer schlagen sie die Zöpfe auf. Uebrigens haben sie hoch, bis unter die Brust aufgeschürzte Röcke, von grauem leichtem Zeug, und das Mieder mit einigen schwarzsammetnen Bändern verziert, was ihnen Alles gar wohl steht.

Den andern Morgen gerieth ich in eine eigenthümliche Verlegenheit. Ich wollte aufbrechen, und es war Niemand da, mein Gepäck zu tragen. Die älteste Tochter vom Hause, ein Mädchen von neunzehn Jahren, entschloß sich endlich, die Last auf sich zu nehmen, und mich weiter zu führen. Dies war meiner Achtung für sie ein schwerer Kampf, und so lieb mir ihre Begleitung war, so hätte ich lieber die Last zweimal so gern getragen, wenn es sich für mich hätte schicken wollen. Als sie meine Verlegenheit merkte, machte sie einen Scherz daraus, und nahm den Mantelsack leicht auf ihren Kopf und ging so weiter. Es war mir, als wenn ich in Begleitung einer vornehmen Dame ging, und ich suchte die Honneurs und Unterhaltung der Reise zu machen, so gut ich konnte. Auch von ihrer Seite fehlte es nicht an Artigkeiten, sie sang mir manches hübsche Schweizerliedchen und that hin und wieder herzige und neugierige Fragen, die mich belustigten. Besonders wollte sie Nachrichten von dem Lande haben, wo ich her wäre, und konnte nicht begreifen, daß ich die schönen Ebenen mit den wüsten Bergen hätte vertauschen können.

Wir kamen nach Imhof. Es sind wenige zerstreute Häuser in einem lieblichen Grunde, ungefähr eine Stunde von Meyringen, wohin ich nach dem Essen zu Fuß ging. Der Pfarrer, den ich in Meyringen besuchte, machte mir Abends den Gegenbesuch in Imhof, und da das Thal unendlich lieblich ist, der Tag warm war, und mein Geistlicher ein vernünftiger, unterrichteter Mann, so hielten wir hier manche philo-

sophische Unterredung, vor der Hütte spazieren gehend und eine Pfeife rauchend.

„Die Blümlialp hier, sagte er, (indem er sie mir zeigte, mit ihrem Schneekopf hinter den übrigen Bergen hervorragend) war sonst eine Viehweide, und hat den Namen von den schönen Blumen, die einst da wuchsen; jetzt ist sie seit zwanzig Jahren wenigstens mit Schnee und Eis bedeckt, und das Eis wächst jährlich auf derselben. Man findet dies auf mehreren unserer Gebirge so. Die Erde veraltet, und stirbt an ihren äußersten Enden zuerst ab. Man kann solches an allen ältern Gebirgen bemerken. Auch die Wasserquellen vertrocknen. Wir haben mehrere in diesen Gegenden, die gänzlich ausgeblieben und vertrocknet sind. Was meinen Sie, daß mit uns werden soll? Es ist wahrscheinlich, daß die ganze Schweiz nach und nach ein Eisklumpen wird, und seine Thäler ein unbewohnbares wüstes Land!" —

Ich hatte auf alles dies nicht viel zu sagen. Der Abend war zu feierlich, als daß ich hätte scherzen mögen, und mich faßte eine weite, große Trauer. So war es auch meinem Gesellschafter, der aber mehr dabei im Gleichen blieb; doch habe ich bemerkt, daß wirklich diese Gegenden für den denkenden empfindsamen Geist zu ernsthaft sind, zumal wenn er nicht durch Gesellschaft erheitert wird. Dabei ist Kost und Lebensart zu einfach, und der Geist zehrt sich auf, wann er nicht geistig und leiblich mannigfach unterhalten wird. Die Kenntniß ist ein acquirirter Zustand, und Fähigkeiten der Seele sind ein in Bewegung gebrachtes Kunstwerk, das mancherlei Triebwerk und Unterhaltung nöthig hat, wenn es im Stande erhalten werden soll, und die Räder nicht, aus Mangel der Bewegung, verfaulen. Darum sind auch immer Genie's in den Städten gereift, selten auf dem Lande; und selbst das Widrige, das ihnen dort zuweilen begegnet, ist ihnen ein neuer Antrieb und Triebfeder zu vollendeteren Arbeiten. —

Morgenandacht.

Durch die Blüthengänge schreit' ich
In der frischen Morgenluft,
Und die stille Seele weit' ich
In der Kelche weichem Duft;
Und es tönt gleich fernen Glocken
Durch die Lüfte zu mir her,
In die Weite mich zu locken
Durch die Länder, über's Meer.

Aber nicht in's Weite bang' ich
Hier aus dieser selgen Früh,
An dem Augenblicke hang' ich,
Dem ich bebe, dem ich glüh;
In den Augenblick verein' ich
Eine ganze Ewigkeit;
Bin denn nicht auch jetzo Dein ich,
Schöpfer all der Herrlichkeit? —

Du erweitest meine Seele,
Du erschließest meine Brust,
Daß ich stündlich mich vermähle
Dir in trunkner Liebeslust;
Ob des Lebens Ernst mich fasse,
Ob des Scherzes farbger Stern,
Ja, selbst wo ich zürn' und hasse,
Ueberall bin ich des Herrn!

Und so kenn' ich keine Enge,
Die mich fesselt, die mich bannt;
Nicht der Schrei der dumpfen Menge,
Nicht der Moden eitler Tand,
Nicht des Priesters hohle Worte
Dämmen meines Herzens Strom,
Einzudringen in die Pforte
Zum entwölkten Weltendom.

Menschheit, Dir verschwistert knie' ich
Am verjüngten Weihaltar,
Und mit Dir, für Dich erglüh' ich
Allem was gerecht und wahr;
Mag die Zeit in Wehen ringen,
Wir bewahren treuen Muth,
Denn zuletzt muß doch gelingen
Treuer Kampf ums rechte Gut.

Wenn dereinst die große Stunde
Seliger Erlösung schlägt
Und im freien Liebesbunde
Sich das weite All bewegt,
Wenn der Schreier wildes Toben,
Wenn des Heuchlers List verstummt,
Und den freien Blick nach oben
Keine Larve mehr vermummt —

Dann erscheint ein solcher Morgen
Allen uns! Dann weicht die Nacht,
Dann verbleichen Qual und Sorgen
An der Wahrheit Blüthenpracht;
Balsam träuft dann durch die Lüfte
Allem Hader, allem Schmerz,
Und ein Kelch voll reiner Düfte
Bebt der Menschheit einig Herz! —

H. Stieglitz.

Hinblicke auf die Emancipation des Familienlebens.

Von M. Veit.

Ein gebildeter Elegant erzählte mir einmal von einer verborgen gebliebenen großmüthigen Handlung, und setzte nach seiner Weise entrüstet hinzu: „Ja, und so etwas kommt nicht in die Weltgeschichte!“ Es giebt allerdings Ereignisse, die weit früher existiren, als sie in die Weltgeschichte kommen. Wir sind aber allzusehr gewöhnt, nur die äußere Zeichenschrift der Begebenheiten, Krieg und Frieden und Umwälzungen der Staaten, für Geschichte zu halten, die leisen, aber unwiderruflich gewaltigen Metamorphosen in dem Gebiete der Sitten und Gesinnung dagegen gleichgültig zu überhören. Diese Metamorphose geht so unmerklich vor sich, wie die allmähliche Verwandlung der menschlichen Züge. Nur in Krankheiten, und diese entsprechen den Revolutionen des geschichtlichen Lebens, werden plötzliche Veränderungen sichtbar; aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge ist es selbst dem geübtesten Auge unmöglich, den Stufengang zu verfolgen, und doch ist plötzlich aus dem Kinde der Mann, aus dem Manne der Greis geworden. Wer nach längerer oder kürzerer Trennung bekannte Züge wiedersieht, der wird sich dagegen auf den ersten Blick der Veränderungen deutlich bewußt werden, die in denselben vorgegangen sind. So ist es die Vergleichung mit früheren Epochen der Geschichte, deren Physiognomie uns tief eingeprägt ist, durch welche wir zu den wichtigsten, am gesunden Körper der Zeit gewonnenen physiologischen Beobachtungen gelangen, die uns zu einem Urtheil über ihre Tendenzen und Strömungen befähigen.

Eine Beobachtung, die ich über einen wichtigen Wendepunkt in dem Familienleben unsrer Tage gemacht zu haben glaube, möge hier eine Stelle finden, um Zustimmung oder Widerspruch zu wecken.

Es giebt eine gefährliche Krisis in dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern: es ist die Zeit, wo in dem Kinde der Mensch aufgeht, der charaktervolle, selbständige Mensch, der, in das Centrum eigner Erfahrungen und Lebenspläne hineingestellt, aus eigner Bewegung nach der ihm zugemessenen Peripherie hin zu wirken bemüht ist. Emancipation, das ist das Wort des Räthsels; d. i. Freigebung des Willens, sobald er sich wirklich in sich selber befreit hat. Den rechten Zeitpunkt zu erkennen und zu ergreifen wissen, ist ja überhaupt das Prüfmal der Weisheit: im rechten Momente den freigewordenen Willen freigeben, darin besteht die größte Virtuosität der Könige, so wie der wahren und starken Elternliebe.

Es ist etwas Großes um solch' einen ungeheuern Gewinn, durch welchen der Willenlose ein Wollender, der Unfreie ein Freier wird, und wir stellen uns gar gern auf die Seite des Werdenden, wenn wir seine Entwickelung in irgend einer Weise geschmälert glauben. Aber man bedenke den Schmerz der Elternherzen, den oft überhörten! Jene Entwickelungswehen der Jugend tragen den süßesten Lohn, sie tragen die Wollust des Gebährens in sich. Das Herz der Eltern hat von einer süßgewohnten Autorität sich loszulösen: es hat nur zu entsagen, der innigen Gemeinschaft zu entsagen, mit welcher das Kind, wie einst unter dem Herzen der Mutter, unter dem Elternherzen gelegen hat.

Du hast den Menschen, aber mehr kein Kind!

Nur eine tiefe Liebe zum Kinde oder eine großartige Ehrfurcht vor der menschlichen Freiheit kann diesen Schmerz überwinden helfen. Und wie oft werden die Nachwehen sich fühlbar machen! Wie oft auch im Kinde! Wer diese Schmerzen nicht durchempfunden hat, der hat nicht gelebt! der weiß nicht, wie wollüstig trunken die Gegenwart von ihrer Vergangenheit sich

ablöst, wie schmerzlich resignirt die Vergangenheit eine neue Zeit gewähren läßt. So weist das eigne Herz in die Geschichte.

Das Schäumen und Blasenwerfen der Jugend ist es nicht, dem ich das Wort rede: nicht die Grillen und Launen kindischer Eitelkeit sollen gegen das bessere Wissen und Wollen einer gereiften Erfahrung berechtigt werden. Ich spreche von einem tragischen Mißverständniß, dem ungeheuersten, weil es unwiederbringlich ist. Jedes andre Mißverständniß kann in einem Verkennen der gegenseitigen Verhältnisse, in einer vorübergehenden Verstimmung seinen Grund haben, die durch die Kraft des Willens und der Liebe gehoben wird. Hier aber treten auf beiden Seiten berechtigte Ansprüche sich gegenüber, die bei der schmerzlichsten Sehnsucht nach einer versöhnlichen Ausgleichung doch ewig getrennt bleiben müssen. Soll ich die ganze Stufenleiter dieser Schmerzen verfolgen? — In der Jugend gährt die Zukunft und anders malt sich das Leben in einem zukunftvollen Gemüthe, als in einem, das der Vergangenheit anheimgefallen ist. Wie wohlthuend ist die Abhängigkeit von geliebten Eltern! Und wie schmerzlich tief wird das Bewußtsein eines Zwiespalts empfunden, der zwischen unsrer Sinnes- und Empfindungsweise und der ihrigen zum erstenmale sich aufthut! Und doch entzündet sich erst an dieser kaum eingestandnen Verschiedenheit der Ansichten und Wünsche der erste Keim selbständiger Kraft. Ein mildes Schicksal möge jedem für solche Empfindungen geschaffenen Herzen gediegene Kraft und helle Augen des Geistes nach innen und nach außen verleihen. Denn hier, wo so viel Zündstoff zu schwerem Seelenkampf vorhanden, ist der Leidenschaft Raum gegeben: so manches gekränkte Alter, so manche gemordete Zukunft schreit hier um Rache. Aber hier ist auch das Feld der edelsten Siege, wie es denn überhaupt nicht fehlen kann, daß bei gutgearteten Menschen jede Mißstimmung auf das Vollkommenste sich ausgleicht.

Ich habe nur die äußersten Endpunkte dieses Verhältnisses angedeutet, weil jede weitere Ausführung zu sehr dem Leben angehört, um durch solche Andeutungen hinlänglich erschöpft

werden zu können. Es muß dem Novelliſten überlaſſen bleiben, dieſe Spur zu verfolgen. Er möge uns an dem Geſchicke menſchlicher Weſen anſchaulich machen, wie häßlich oder wie liebenswürdig, wie leidenſchaftlich oder beſonnen ein Jeder in dieſer Mannwerdung des Charakters ſich darſtellt. Wie verſchieden ſie ſich darſtellt im Sohn und in der Tochter, in den Einwirkungen auf den Vater und die Mutter, wie verſchieden gefärbt durch eigenthümliche Bedingungen, zufälliges oder abſichtliches Einſtrömen von Welt und Leben! Und ſo wie man von einem jeden großen Entwickelungsmoment aus einen ſichern Blick auf das ganze Leben gewinnt, ſo auch gewiß von dieſem. In der Weiſe, wie der Vater den Sohn in die Fremde ſchickt, damit er ſich zum Manne durchkämpfe, liegt die ganze Seele des Vaters offen; in der Weiſe, wie der Sohn dem Vater die ſelbſtgewählte Braut, die Tochter des Hauſes, zuführt, offenbart ſich des Sohnes ganzes Gemüth.

Ein Rückblick auf die Erziehungsmethoden Deutſchlands wird uns Aufſchluß darüber ertheilen, wie ſich das eben angedeutete Verhältniß geſchichtlich bedingt hat.

Bevor der Baſedow-Campe'ſche Philanthropismus ſich der Kinder erbarmte, wurden ſie freilich gar wenig beachtet. Da in jener troſtloſen Zeit nur der gemachte Mann etwas galt, ſo fern er in ein nützliches Verhältniß zu Staat, Kirche, Kunſt und Gewerbe zu treten befähigt war, ſo wurde dieſen angehenden Menſchen, den Kindern, gewiſſermaßen mit Verachtung begegnet. Der philiſterhafte Ernſt der Erwachſenen verwies ſie von ſeinen Beſchäftigungen und Ergötzlichkeiten in die dumpfe Schul- und Kinderſtube, wo ſie in ſchweigender Geduld die Jahre der Reife abwarten mußten. Unbedingter Gehorſam, gänzliches Verzichten auf eignes Meinen und Empfinden, ſtarre Ehrfurcht ſtatt freier Liebe, ja conventionelle Höflichkeit ſelbſt gegen die eigenen Eltern, wurde von jedem Kinde gefordert. Nirgends finden wir mehr Beiſpiele von ſchonungsloſer elterlicher Härte und von argen Conflicten, die daraus hervorgegangen ſind, wie denn originelle Naturen nur in hartem Kampfe

gegen solchen Zwang gedeihen konnten. Ich brauche wohl nicht an weltgeschichtliche Beispiele, z. B. an Friedrich's des Großen Jugendjahre, zu erinnern; es bedarf nicht eben geschichtlich merkwürdiger Menschen, um solch' ein ethisches Ereigniß zu erhärten: einem Jeden wird die eigene Erinnerung Beispiele genug aus seinen nächsten Umgebungen zuführen, die ihm das Gesagte veranschaulichen. Wenn aber doch auf ein bestimmtes Individuum hingewiesen werden soll, so will ich hier wieder, wie in so vielen andern Beziehungen, an Rahel erinnern, in welcher das Leben ihrer Zeit den treuesten Abdruck gefunden hat, weil sie mit den widerstrebenden Elementen desselben energisch und blutig gerungen, mit den ihr wohlverwandten leidenschaftlich sich befreundet hat.

In der Rousseau'schen Erziehungslehre, die sich nach Deutschland hin als Basedow-Campe'scher Philanthropismus übersiedelt hat, feierte die Kindlichkeit eine Apotheose. Man war lange auf öden Meeren umhergeirrt, da erscholl ein Freuderuf vom höchsten Maste. Wie Schuppen fiel's von den Augen: die Atlantis, die man so fern gewähnt hatte, sie lag in nächster Nähe glückverheißend da und — Mensch, Menschheit, Menschlichkeit jubelten die begeisterten Gemüther. Der Mensch sollte aus jedem menschlichen Wesen herausgeboren werden, das war die große Aufgabe der Zeit, die urplötzlich die lästigen Bande sprengte, mit denen sie so lange gefesselt war. Die Wiedergeburt der Menschheit sollte mit dem Kinde, dem noch unentwickelten, aber in göttlich unbewußter Totalität *ganzen* und *einen* und *daher* unverdorbenen Menschen, begonnen werden: die Erziehung wurde der ganzen Menschheit als ihre wichtigste und heiligste Angelegenheit an's Herz gelegt. Statt daß man sich sonst kaum um sie bekümmert hatte, wurden jetzt die Kinder der Gegenstand eifrigster Bemühung. Man erinnerte sich des: „Werdet wie die Kindlein!" und: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!" aber man scheute sich auch nicht, in diesen lobenswerthen Bestrebungen bis zur äußersten Tollheit auszuschweifen. Die Erwachsenen suchten es den Kindern in

Naivetät und Albernheit zuvorzuthun, Leben und Wiſſenſchaft ſollte ihnen breirecht gemacht werden, damit ſie ſich die zarten Zähnchen nicht ausbeißen und den Gaumen nicht verbrennen ſollten. Es war ein ſolches Gehätſchel, ein ſolches empfindſam krankes Schaugepränge von Kindlichkeit und Mutterliebe, daß die Generation nothwendig hätte zu Grunde gehen müſſen, wenn der geſunde Sinn des Volkes dieſe Stimmung zur allgemeinen hätte werden laſſen, und wenn von der andern Seite der Ernſt der Zeit dieſe ſchwüle Atmoſphäre nicht ſehr bald mit ſeinem ſcharfen, aber erquicklichen Luftzug gereinigt hätte.

Wir müſſen es freudig anerkennen, daß man in unſerer Zeit eifrig und erfolgreich bemüht iſt, das rechte Maaß in der Erziehung zu treffen. Die abweichendſten Lehrmethoden arbeiten mit mehr oder weniger Erfolg darauf hin, von früh an eigenes Nachdenken, Schauen und Empfinden in dem Kinde anzuregen. Man läßt es ſeinen Stolz darein ſetzen, durch eigene Geiſtesthätigkeit zu den Ergebniſſen zu gelangen, die es ſich aneignen ſoll — wie thöricht, wenn man ihm zumuthen wollte, gerade in Einem Punkte einer blinden Autorität zu folgen! Wird es nicht den bedenklichſten Zweifel gegen die Sache ſelbſt hegen, die ſich ihm ſo ohne Weiteres aufdringen will? Freilich wäre das eine verwerfliche Jugend, in welcher der Quell der Begeiſterung und des Glaubens verſiegt wäre. Aber der Glaube hat ſeine Schranken, wenn man die Skepſis des Verſtandes ſo früh ſchon auszubilden ſich bemüht hat.

Wenn vor Zeiten der Jüngling, in den klöſterlich entlegenſten Theilen des Wiſſens wohlbewandert, aus den Hallen der Schule heraustrat, war er fremd im fremden Elemente des Lebens. Dann begannen jene Heroenkämpfe mit dem Leben, in denen große Kräfte ſich zerſplitterten, aus denen der Genius ſich emporrang. Unſerer heutigen Jugend wird ſchon in der Schule ein Stück Welt eingeimpft: ſie fühlt ſich ihr gewachſen, ſobald ſie den ihr wohlbekannten Boden betritt. Das iſt ein unermeßlicher Fortſchritt: denn es iſt überhaupt nicht mehr an der Zeit, ſeine Kraft brach liegen oder zwecklos zerſplittern zu

lassen. Unsere Zeit bedarf jeder Kraft und jedes Talents: einem jeden weiß sie bei der kolossalen Arbeit, die ihr obliegt, seine Stellung und Wirksamkeit anzuweisen.

Die Emancipationskrisis, von der ich im Eingang gesprochen habe, hat daher in unsern Tagen eine ganz andere Stellung in dem Leben des Individuums gewonnen. So wie die ganze Erziehung zu einer Entbindungskunst der Freiheit und Selbstständigkeit des Geistes geworden ist, in demselben Maaße hat sich die Härte jenes Gegensatzes und seine Gefahr gemildert. Diejenigen Lebensmomente, in denen jene Gährung des innern Menschen zur Krisis kommt, sind die Wahl des Standes und der Lebensgefährtin, zwei Momente, die bei dem Weibe in einen einzigen zusammenfallen. Und wir können wohl dreist behaupten, es sei auch dies ein charakteristischer Zug unserer Zeit, daß die verzerrten Verhältnisse und die verfehlten Lebensläufe, die theils in der Ueberspannung jugendlicher Ansprüche, theils in elterlichem Despotismus ihren Grund haben, einer naturgemäßeren und glücklicheren Entwickelung menschlicher Verhältnisse gewichen sind. Wer wollte läugnen, daß dieser große Fortschritt der Gesinnung der wachsenden Achtung vor der persönlichen Freiheit des Individuums ihren Ursprung verdanke? Dies ist es, was ich die Emancipation der Kinder nennen möchte, doch wünschte ich, meine Bemerkungen nicht etwa als ein Postulat, dessen Verwirklichung in blauer Ferne liege, sondern lediglich als die Beobachtung einer Thatsache angesehen zu wissen.

Leichter noch als die positive dringt sich die negative Bedeutung dieser Emancipation auf. So wie vor den Chausseen und Schnellposten jene Romantik des Reisens verblichen ist, die sonst jede, auch die kleinste Reise mit solch einem unvertilgbaren Zauber bevorstehender Abenteuer umkleidete, so hat sich auch durch die Chausseen und Eisenbahnen, die man der geistigen Entwickelung gebaut hat, zwar die Gefahr einer falschen Richtung, aber auch der Anlaß vermindert, durch den Widerstand gegen überlästige und ungehörige Anforderungen zu eigenthümlicher Kraft sich aufzuschwingen. Man hat wohl sonst schon

als Vorwurf bemerkt, daß originelle Naturen weniger in großen Städten sich ausbilden: unsere Welt der Bildung und Gesittung wird immer mehr zu einer einzigen großen Stadt, und bald wird es an echt originellen Menschen, d. i. an solchen fehlen, welche zu dem Ergebniß der allgemeinen Bildung auf eigenem Wege gelangt sind, und von diesen selbstgebahnten Wald- und Felsenstegen noch ganz andere Anschauungen mitgebracht haben, als auf der offenen Heerstraße des Wissens zu gewinnen sind. Ein Sonderling und ein Pockennarbiger wird in zehn Jahren als eine Seltenheit für Geld gezeigt werden; die glatten Physiognomieen des Geistes und des Charakters nehmen bedenklich überhand.

Es sind aber noch andere Gestaltungen des Lebens, die ich unwiederbringlich dahinschwinden sehe. Jene patriarchalische Familiensitte, eng umfriedet und beschränkt, aber stark und sicher und gesättigt in sich — wird sie nicht Tag für Tag zu Grabe getragen? Und wir sollten ihr nicht eine Thräne nachweinen? **Ilave, pia anima!** Du fromme Seele jener Zeit, mache dir Bahn durch den Kampf und den Sturm der unsrigen! Siehe, wir sind dem Leben und Werden dahingegeben, die Bürgschaften und Grundlagen des Daseins sind uns erschüttert, und wir müssen von vorn anfangen, um es neu zu begründen. Beim ewigen Gott! Wir sind nicht aus der Art geschlagen, wir Enkel! Wir sehnen uns nach eurem Frieden, und diese Sehnsucht hilft uns hindurch, daß wir nicht der Zerwürfniß anheimfallen. Wem in diesem Augenblick ein ehrwürdiges Haupt in der Erinnerung auftaucht, an dem seine Seele mit der Inbrunst kindlicher Zuneigung hängt, der schätze sich reich und glücklich. —

Er trat so fest und sicher auf, wenn ich als Knabe neben ihm herging, denn der Boden war ihm vertraut, auf dem er stand, und in seinem Herzen war er einig mit sich. Nicht hinweggetäuscht hatte er sich über die Räthselfragen des Daseins, aber gläubig beruhigt, und nie hat er von der Welt gefordert, was sie ihm nicht leisten konnte. Darum konnt' er nach außen hin für andere wirken, darum war der bloße Anblick des Mannes

den Armen und Rathbedürftigen ein Trost und eine Bürgschaft und Weisheit floß von seinen Lippen. Vor diesem gehaltenen Ernst wich jedes fremdartige Element zurück, und gern begab er sich des Anspruchs, auf das Fremdartige einwirken zu wollen. Ungehöriges und Gemeines konnte er mit milder Würde und, wenn es darauf ankam, mit edlem Eifer und scharfem Witz von sich abweisen: Wahlverwandtes spürte er mit der Leidenschaft einer großen Seele auf und trug es mit sich durch's Leben. Ein ehrwürdiges Haupt!

Ich kann oft einen seltsamen Gedanken nicht los werden. Wenn ich ein blühendes Gesicht betrachte, so sehe ich zuweilen durch tausend leise Verwandlungen in die Perspective seiner gealterten Züge: aus der Physiognomie unserer jungen Generation kann ich mir aber die Züge ihres Alters nicht vorstellen. Wir stehen mitten im Fortschritt und in der Bewegung. Kaum haben wir Zeit, zu altern. Werden wir wohl jemals Stetigkeit genug gewinnen, um, wie es im Sprüchwort heißt, mit Ehren alt zu werden? Werden wir dem „nachwachsenden Geschlecht" jemals ehrwürdig erscheinen?

Zuweilen beklag' ich dies nachwachsende Geschlecht, das mit der alten Zeit nicht einmal mehr durch die Erinnerung an einen ihrer überlebenden Patriarchen zusammenhängt. Wird ihm nicht, wie dies beim Halbirren vorkommt, ein ganzer Ausschnitt seiner Ideenwelt fehlen? Oder wird es diesen Mangel nicht einmal empfinden? Und nun noch die Eisenbahnen obendrein! Das giebt eine Umgestaltung des ganzen gesellschaftlichen und geistigen Lebens, die wir mit jener klopfenden Neugier werden sehen, mit der man einen Orakelspruch erwarten würde. Die Deutschen, hör' ich sagen, werden all' ihren alten Kram als unnützen Ballast in's Meer senken, sie werden das centrifugale Gewicht einer kranken Sehnsucht, die an ihren Flügeln lastete, leichten Sinn's abstreifen und nicht mehr mit ungestilltem Hunger an dem Mittelpunkt des Lebens vorüberfliegen. Wir armen Deutschen sind arg gescholten worden! Und es ist wahr, unter der Zucht jener prophetischen Geißel-

hiebe sind wir erwacht und zu uns selber gekommen. Man hatte Recht, uns zu schelten: aber ich wollte um Alles in der Welt nicht, daß man uns nicht mehr schelten könnte. Nur nicht ganz darf sich der Deutsche des Deutschseins entäußern, nur nicht die Brücke abreißen, die zur Vergangenheit zurückführt: ein klein wenig Sehnsucht und stilles Sinnen, und wie sie alle heißen mögen, diese deutschen Untugenden, und Alles wird gut!

Beethoven's Vision.

Eine Phantasie in seiner Manier.

Von

Jeannette Lozaouis, geb. Goldsticker.*)

Eine heitere Morgenstunde fand Beethoven früh an seinem Klavier. In seinem kastanienbraunen gekräuselten Haare schimmerten einzelne weiße Löckchen; seine korpulente Gestalt, sein blasses Aussehen ließen das darunter verborgene unsterbliche Genie nicht ahnen. — Ein Haufe geschriebener und gedruckter Musikalien lag auf den Stühlen und dem Instrumente zerstreut, fast der einzige Schmuck des einfachen Wohnzimmers.

Jetzt brachte Barbara, die alte Aufwärterin, dem großen Beethoven den Kaffee und zugleich einen Brief. Der Kaffee ward auf das Instrument gesetzt. Beethoven machte es sich in seinem alten Lehnstuhle bequem und durchlief den Brief.

„Vom Professor Zelter aus Berlin! eine Einladung! Ich soll nur kommen, und seine Singakademie hören! — Einige Hundert Stimmen! O es ist ein edler Gedanke, die Kunst nur dem Kirchengesange, dem Oratorium zu weihen. Der Messias von Händel, — der Tod Jesu von Graun, — Samson von Händel, — Jesus auf dem Oelberge. — Wenn ich mir unsern Wiener „Singverein" dagegen denke!" —

Die alte Magd trat wieder in das Zimmer, neigte sich zu dem Ohre ihres Herrn und rief laut: „Ihr Kaffee wird Ihnen kalt!" „Schon gut," erwiederte er; „es ist gut. — Ich will diesen Morgen allein sein; ich bin für Niemanden zu sprechen.

*) Einer in Paris lebenden Deutschen, deren freundlicher Mittheilung wir diese Skizze verdanken. D. Red.

Aber den kleinen Gottlieb, des Nachbars Söhnchen, den kann Sie immer hereinlassen." —

„Der wird Sie nur, wie gewöhnlich, stören," brummte die Alte beim Hinausgehen.

„Der Messias," wiederholte Beethoven, und nahm seinen Kaffee. „Aber ich will doch den Brief zu Ende lesen! „„So kommen Sie denn; von Ihrer Gegenwart wird sich Alles elektrisirt fühlen. Sie werden nicht unzufrieden weggehen. Sie werden sehen, wie ich mit meiner Donnerstimme meine Heerde führe. Es sei ein Minister oder ein Mädchen, die stolze Dame oder der demüthige Student, wer mir einen Schnitzer macht, wird tüchtig zurechtgesetzt. Das Leben ist zu kurz, sage ich immer, wenn etwas nicht recht ist, das Leben ist zu kurz zu Complimenten. Kommen Sie also, alter Freund. Sie sollen sehen, ob ich's gut mache. Wie sich von selbst versteht, Sie werden im Triumphe einziehen bei Ihrem ergebenen — Zelter."" —

„Ein großer Kapellmeister, dieser Zelter! Recht Schade, daß ich nicht reisen kann. Meine häufige Kränklichkeit! die vielen Kosten! Ich muß schon hier bleiben. Aber freuen sollte es mich, diese Akademie einmal zu hören! — Diese Chöre! diese Chöre! Was für eine Wirkung, welchen erhabenen Eindruck muß es hervorbringen, wenn von so viel hundert Stimmen laut erschallt: „„Uns ist zum Heil ein Kind geboren."" —

Seine Finger fuhren über die Tasten des Klaviers; erst kräftig, drauf decrescendo; von Octave zu Octave in weichern Akkorden; mit immer sanftern Modulationen: süße, mystische, übernatürliche Töne, welche eine himmlische Erscheinung ankündigen..... seine Augen schlossen sich.....

— Und wie durch einen Zauber fand er sich nach der Singakademie zu Berlin entrückt. — Es war ein unermeßlicher Saal, von einem länglichen Viereck gebildet. Drei hohe Thüren führten von der Seite in denselben. An der gegenüberstehenden und parallelen Wand erhob sich eine doppelte Reihe von Sitzen, die eine über der andern. Auf der untern Reihe saßen die schwarz gekleideten Sänger; die obere, minder zahlreich besetzte

Bank war von den, in zierlichem Weiß angethanen Damen eingenommen. Die Ordnung war so getroffen, daß auf drei Herren zwei Damen, und auf vier Herren drei Damen folgten, so daß die Gruppen der Damen jedesmal von zwei zu drei unter einander alternirten. Diese glänzende Versammlung wurde von fünf und zwanzig am Plafond schwebenden Lampen beleuchtet. Bei dieser streng rhythmisch durchgeführten Anordnung der Sitze, unten die schwarze Reihe — oben die weiße und unterbrochene Reihe — glaubte Beethoven aus einiger Entfernung ein riesenhaftes Klavier mit schwarzen und weißen Tasten vor sich zu sehen.

Es wurde der Schluß eines Psalms vorgetragen. Der Professor Zelter ging gravitätisch-langsam auf und nieder und gab mit den Händen den Takt an. Die Unter-Direktoren begleiteten den Chor auf einem großen Fortepiano. — So eben wurde der Psalm geendigt, und der Professor Zelter nahm kaum seinen hohen Gast wahr, als er, ohne das geringste Zeichen der Ueberraschung zu äußern, an ihn herantrat und ihm herzlich die Hand schüttelte. Zu seinen Schülern sich wendend, theilte er ihnen jetzt auf seine etwas burleske Art mit lauter Stimme mit: dieser etwas ältliche und ziemlich korpulente Herr, der diesen Augenblick hier angekommen, dies sei der Schöpfer des Fidelio.

Kaum war das Wort gesprochen, so standen mit einem Tempo alle jene schönen Damen und alle die schwarz gekleideten Herren von ihren Sitzen auf, schwenkten entzückt ihre Notenblätter in der Luft und riefen wie aus Einem Munde: „Es lebe, es lebe Beethoven!“ — und begannen sich zu drängen und zu grüßen und sich zu neigen; und, das Interwall zwischen dem geendigten und dem neuen Stücke benutzend, zerstreuten sie sich in Gruppen, und plauderten unter einander von ihrem hohen Gaste, der über diesen Empfang ungemein gerührt schien. Der Professor Zelter hatte sich indeß an seine Seite gesetzt und unterhielt ihn umständlich von diesem berühmten Institute. „Diese Anstalt,“ sagte er, „die, wie Sie sehen, ziemlich schön eingerichtet ist, so wie das Gebäude, worin wir uns befinden,

ist königlich, und der Staat stellt auch die Lehrer und Vorgesetzten an. Nur die Beleuchtung wird von den Schülern getragen. Ein jeder von ihnen hat seinen Gesanglehrer für sich; und wir versammeln uns bloß für die große Musik im Ensemble."

„Solche Uebungen," versetzte der große Meister, „bilden kräftige Stimmen und lehren Takt halten; indeß die Privatstudien nöthig sind, um Methode zu lernen."

„Jetzt ein Chor aus dem Messias," rief Zelter, „für Ihn, für Beethoven!"

Rasch wurden die Noten gewechselt, und der Chor: „Uns ist zum Heil ein Kind geboren!" ward mit Kraft und Begeisterung ausgeführt. Beethoven klatschte Beifall, und die Schüler waren stolz auf ein solches Lob — als plötzlich ein langer seidener, mit phantastischen Figuren bedeckter Vorhang herabfiel und das Klavier bedeckte. In demselben Augenblicke verdoppelte sich die Zahl der Lampen, und wie durch einen Zauber stieg Beethovens Sitz mit ihm in die Höhe, und ward zu einem goldenen Throne, der alle übrigen Sitze beherrschte. Eine vornehme Gesellschaft trat ein, und begann, in einem Theile dieses unermeßlichen Saales, sich zu versammeln.

„Was bedeuten diese Anstalten?" fragte Beethoven den Unter-Direktor Rungenhagen.

„Bei außerordentlichen Gelegenheiten, zu welchen Ihre heutige Anwesenheit gehört," antwortete Rungenhagen, „werden Billets vertheilt, und sogar Mitglieder der königlichen Familie verschmähen es nicht, unsere Sitzungen durch ihre Gegenwart zu ehren. Der Fürst Radziwill, Cousin Sr. Majestät des Königs, ist ein Schüler der Singakademie."

In diesem Augenblick fliegt der Vorhang in die Höhe. Die Schüler und Schülerinnen sitzen noch in der frühern Ordnung, aber ihr Anzug hat sich geändert. Jetzt erheben sie sich in Gruppen und begeben sich in die Mitte des Saals, als sollte ein Tanz aufgeführt werden. „Also ein Maskenball!" dachte Beethoven für sich. — Die Gruppen sonderten sich und stellten sich in Ordnung auf. Eine jede zählte sieben Tänzer

und fünf Tänzerinnen. Der erste der sieben Tänzer trug die Kleidung eines Hebräers aus dem alten Testamente; der zweite die eines Griechen; der dritte die eines Römers; der vierte die eines Spaniers; der fünfte die eines Galliers; der sechste das Costüm eines Ritters aus dem Mittelalter; der siebente endlich trug einen modernen Anzug. Die Damen aber vereinigten jedesmal die beiden Epochen, welche von den zwei Tänzern, zwischen welchen sie standen, repräsentirt wurden.

Der Professor Zelter, dessen hohe Figur kolossal, und dessen große Nase unmäßig dick geworden war, steht in einer großen Allongenperücke und einem urväterischen Balletmeister-Costüm bereit, seine Schüler weiter zu dirigiren. Rungenhagen aber, von Natur klein und schmächtig, verwandelt sich in einen wahren Lilliputer, und seine fast unmerklich kleinen Fingerchen strengen sich vergebens an, aus den Tasten seines großen Klaviers einen Ton herauszuschlagen. Jetzt giebt der Professor mit seiner Hand das Zeichen, und ein allgemeiner Schwung versetzt alle Tänzer auf einmal in Bewegung. Auf eine unbegreifliche Weise erzeugt diese Bewegung einen Akkord, als wenn ein unzählbar starkes Orchester im Saale den Tanz mit seinem Spiele begleitete. Der Tanz, sonst die Wirkung der Musik, scheint hier die Ursache derselben zu sein. Aber beides wetteifert, die Zuschauer zu entzücken. Nicht genug, daß das Ballet unvergleichlich schön, der Luxus der Tänzer blendend ist; daß ihre Kraft sowohl als ihre Anmuth, und vor allem ihre windschnelle Geschwindigkeit an das Wunderbare grenzen — wie sie sich jetzt fliehen, jetzt sich vermischen, bald schmelzend, bald trotzig sich begegnen: — so erzeugt jeder ihrer Schritte, ihrer Bewegungen neue Töne von verschiedenen musikalischen Instrumenten, und das Ensemble des Ballets ist zugleich die gelungenste Ausführung — der brillantesten Symphonie Beethovens.

Dieser schlägt sich an die Stirn vor freudigem Erstaunen über diesen wunderbaren Auftritt. Zelter scheint sich an seiner Unruhe zu ergötzen; denn immer und unausgesetzt die Massen dirigirend, lächelt er von Zeit zu Zeit triumphirend zu Beethoven hinauf.

— Das Publikum ist befriedigt, scheint jedoch an solche Sitzungen schon gewöhnt zu sein. Die Symphonie ist zu Ende und ein stürmischer Beifall erschallt; ehe jedoch ihr Urheber Zeit hat, eine Frage an die Direktoren zu richten, ziehen alle diese Sänger, Tänzer oder lebendige Instrumente mit tiefen Verbeugungen gruppenweise vor seinem Throne vorüber. Erst jetzt bemerkt der große Meister, daß die Agraffen von Rubin, welche von dem Kopfschmucke der Herren funkelten, die Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la, si; — so wie, daß die Agraffen, welche den reichen Haarputz der Damen zierten, die Zahlen der halben Töne darstellten. — Der König der Symphonieen war von so vieler Ehre tief gerührt, und fast beschämt. Er dankte jeder Gruppe mit einer Verneigung und verfolgte sie mit seinen Blicken, bis endlich der Vorhang sich senkte und sie seinen Augen entzog.

— „Nicht wahr, dies ist eine ziemlich originelle Idee?" sagte der Professor Zelter. „Wahrhaftig, sehr sinnreich," antwortete Beethoven; „aber ich bitte, erklären Sie mir doch" ..... „Die Hitze ist unausstehlich," bemerkte Zelter, als hätte er seine Frage nicht gehört, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Rungenhagen unterhielt sich indeß mit den Zuschauern. Als Beethoven einige Erfrischungen genossen hatte, sagte Zelter: „Mein lieber Herr Beethoven, kommen Sie mit mir auf einige Augenblicke auf den Balkon hinaus, um Luft zu schöpfen; man erstickt hier; ich halte es nicht länger aus." „Es ist Ihre eigene Schuld," bemerkte Beethoven; „doch kommen Sie nur, ich habe so viel mit Ihnen zu sprechen!"

— Kaum waren Beide auf dem Balkon angekommen, wo sie ein erfrischender Luftzug empfing, als Zelter ausrief: „Ach, mein Gott, entschuldigen Sie, ich muß noch einen Befehl ertheilen; ich komme den Augenblick wieder." Beethoven blieb allein und schaute in die dunkle Nacht hinaus. Kaum konnte er bei dem schwachen Schimmer einiger Sterne die Umrisse des großen Akademie-Gebäudes wahrnehmen. „Zelter

kommt nicht," sagte er endlich, „er hat so viel zu thun. Ich will wieder hinein."

Aber nirgends zeigte sich ihm eine Thür. Kein Licht brannte in dem Saale. Er klopft, er ruft, und entschließt sich endlich, zu warten. Da trifft seine tappende Hand auf einen elastischen Sitz, und in der tiefsten Dunkelheit läßt er sich darauf nieder. Aber welch neuer Zauber! Er fühlt sich mit seinem Sitze hinausgetragen, als ginge es hoch durch die Lüfte. Jetzt hält er still, weiß aber nicht, wo er sich eigentlich befindet. Ein neues Schauspiel zieht ihn von seinen Betrachtungen ab. Ihn umgiebt ein unermeßlicher Raum, welchen er durchfliegt, ohne den mindesten Schwindel zu empfinden. Allmählig treten auch die Sterne, zum Theil von ungewöhnlicher Größe, auf den dunkeln Himmelsgrund hinaus; und ein gewaltiges Gestirn, das er an seinen blassen Strahlen für den Mond erkennt, kreist in geringer Entfernung von ihm. Vor ihm schwebt, fast dunkel, die Erdkugel. Er betrachtet bei dem matten Lichte dieser verschiedenen Gestirne die vergeringerten Verhältnisse unserer Berge, unserer Städte: wie ein Panorama in der Morgendämmerung. Da entdecken seine in's Unermeßliche schweifenden Blicke, von dem erhabensten Punkte, den sie erreichen, bis hinab zu der untersten Tiefe, eine Leiter aus allen Farben des Regenbogens zusammengesetzt, welche auf der dunkeln Draperie der Nacht leuchtend widerstrahlt. Das Blau gleicht dem Saphir, das Violet dem Opal, das Grün dem Smaragd, das Weiß dem Alabaster und das Roth dem Feuer; — — er glaubte auf den Sprossen der Leiter die Rubinen-Agraffen der Schüler der Singakademie zu erkennen; ihn schaudert, und er versucht, sie anzureden: da wird er mit einer sanften Bewegung, wie wenn eine Gondel auf den Wellen schaukelt, der Erde nahe gebracht, an welche die entzückende Leiter zum Theil anlehnt; sein Ohr wird von den Tönen getroffen, welche die Schüler der Reihe nach, ein jeder den Ton, den er repräsentirt, singen, und zwar in der Weise einer chromatischen Tonleiter, und immer diesen Tönen nach glitt Beethoven in seinem wunder-

baren Nachen; und als die Leiter sich über den Erdball hinausgeschwungen hatte, und der höchste Ton, den jemals Paganini seiner Geige entlockte, verhallte, und die Tonleiter, so schien es, geschlossen war: — so stieg der Nachen höher und höher, und neue Octaven, je höher, desto reiner, melodischer, krystallinischer, ätherischer, himmlischer, wurden vernommen.

— In diesem Augenblicke bricht von dem höchsten Zenith, aus unendlicher Ferne, der Reflex eines göttlichen Lichtes herein; und Strahlen, Töne und Farben vermählen sich in einer berauschenden Harmonie. Eine unsägliche Wollust dehnt Beethovens Herz; seine Seele schwimmt in Seligkeit; ein heftiger Reiz, ein zitterndes Verlangen, ein unwiderstehlicher Zug reißt ihn fort nach diesem Meere ewiger Wonne, wovon er früher in Momenten glühender Begeisterung wohl eine Ahnung empfunden hatte. Da muß der Himmel sein! hier will er verweilen. . . .

Aber sein Nachen sinkt mit Blitzesschnelle tief gegen die untere Seite der Erde hinab. Hier entwickeln sich die tiefsten Töne der chromatischen Skala, schwere Töne, rührender als die Stimme von Lablache, oder Romberg's oder Lindlay's Violoncell's sie jemals hervorbrachten; Töne einer Skala, welche unsere Phantasie, deren Gebiet die Unendlichkeit ist, zwar zu träumen, aber nicht zu schaffen vermag. — Schon ist die Erde ihm hoch entrückt; immer tiefer sinkt Beethovens Nachen, immer drohender, immer zerreißender tönen die Skalen; sein fühlendes Herz will sich in Thränen auflösen; jeder Ton trifft alle Fibern seiner Nerven; seine Seele schaudert wie vor dem Getöse des Weltuntergangs.

— Ganz in des Abgrunds Tiefe zucken röthliche Strahlen herauf, wie der Reflex eines höllischen Brandes; Windstöße einer erhitzten und dicken Luft führen Beethoven an einen Ort, wohin aus dumpfer Ferne Chöre matter Seufzer herüberschallen; Chöre von Klagen, Chöre von erstickem Geschrei; ihn faßt ein geheimes Grausen, eine tödtliche Angst und Verzweiflung; blutige Thränen entstürzen seinen Wimpern; aber ein groß-

müthiges, unwiderstehliches Mitgefühl bemeistert sich seiner, und er will sich in den Abgrund stürzen. —

Aber rasch wie der Gedanke steigt der Nachen mit ihm zurück in die Höhe und verweilt ... der Raum ist leer und schwarz ... einen Augenblick sammelt Beethoven seine tief erschöpften Sinne ...

— Als aus einer weißen, glänzenden Wolke, die sich theilt, eine weibliche Gestalt vor seinen Augen hervortaucht. Ihr Gewand scheint aus den Strahlen der Sterne gewoben, ihr Mantel, in Morgenroth gebadet, flattert leuchtend durch die Lüfte. Die Flechten ihres braunen Haares sind über der Stirn in einen Knoten geschlungen; eine goldene Lyra ruht in ihrem göttlichen Arme. Ihm schienen die Saiten dieser Lyra, von der Göttin Hand gerührt, zu ertönen: es war aber ihre eigene melodische Stimme, und was sie sprach, lautete also:

— „Ich bin Cäcilia, die Schutzpatronin der Musik; ich komme als Abgesandte der ewigen Harmonie, um Dir zu erklären, was Dir zu wissen vergönnt ist. Die Leiter, welche Du sah'st, ist die Leiter der Töne. Die schwachen Sterblichen, in ihrem stolzen Wahne, leugnen jedes, was über ihre enge Sphäre hinausragt; diejenigen Töne, welche sie mit ihrer Stimme, ihren Instrumenten nicht hervorbringen, nennen sie unmögliche! Du, Beethoven, bist für würdig erachtet worden, von ihrem Irrthume Dich zu überzeugen. Aber es wird Dir ergehen, wie einst mir selbst: die irdischen Töne werden Dich fortan nicht mehr erfreuen. Komme denn, und werde der himmlischen Musik theilhaftig, wonach Deine Seele sich sehnte, und welche Deine Schöpfungen schon auf Erden athmeten; Gluck, Mozart, Händel, Bach erwarten Dich, um Dir den Kranz aufzusetzen."

Cäcilia war verschwunden, aber die Melodie ihrer Worte, und die Töne der Wunderleiter klangen in seinem Ohre lange fort — bis der Nachen bei der Erde landete.

— Hier erwachte Beethoven.

Der kleine Gottlieb, des Nachbars Sohn, griff fleißig die chromatische Skala auf dem Klavier, welche der große Meister diesem seinem Liebling gelehrt hatte.

„Du hast recht schön geschlafen, Väterchen," sagte das Kind.

„Spielst Du schon lange diese Skala, mein Söhnchen?" fragte das große und bescheidene Genie.

„Seit einer guten Viertelstunde," antwortete Gottlieb.

* * *

Drei Tage darauf war Beethoven nicht mehr.

Hiſtoriſche Streifzüge gegen Fr. Förſter.

Von

Wilhelm Bernhardi in Meuſelwitz.

Seit einiger Zeit iſt die Geſchichte des verfloſſenen Jahrhunderts mehrfach und auf intereſſante Weiſe beleuchtet und aufgeklärt worden. Die Lebensgeſchichte Friedrichs II., die Denkwürdigkeiten Schulenburgs, Dohms Memoiren und andere Schriften, denen kürzlich das Leben Friedrich Wilhelms I. vom Dr. Friedrich Förſter*) ſich anreihte, ſind einander ſchnell gefolgt, und geben ein in der That erfreuliches Bild von der Lebendigkeit, mit welcher in unſeren Tagen das Feld der vaterländiſchen Geſchichte nach allen Richtungen hin bearbeitet wird, wie ſich überall neue Quellen, tiefe Forſchungen, geiſtreiche Darſtellungen die Hand bieten, und Jeder in ſeiner Weiſe ſtrebt, den ungeheuren Stoff, der vorliegt, zu bewältigen. Aber auch die Anforderungen ſind gewachſen, welche der Geſchichtsſchreiber zu befriedigen bedacht ſeyn muß, und eine leere Compilation, eine bloße Materialienſammlung darf es nicht wagen, höhere Anſprüche zu machen, als denen ſie zu begegnen im Stande iſt. Lieſt man die Biographie eines bedeutenden Mannes, ſo begnügt man ſich nicht länger mit der bloßen Erzählung äußerer Lebensverhältniſſe und Schickſale, durchwürzt vielleicht mit pikanten Anekdoten und treffenden Witzſprüchen, oder mit Darſtellung der damals gerade obwaltenden Staatsverwickelungen und Ereigniſſe, wie ſie ſich oberflächlich ſogleich dem erſten Blicke zeigen, ſondern man fordert von dem Verfaſſer ſolcher Darſtellungen Tieferes, Umfaſſenderes, Vollendeteres. Ein klar wieder gegebenes treues Bild des geſchilderten Mannes ſoll ſich vor den Augen des Leſers entfalten; er ſoll ſehen, wie der Held ſein Jahrhundert, und dieſes wiederum ihn bildete und bewegte. Die Zeitgenoſſen müſſen bedeutungsvoll und charakteriſtiſch um die Hauptfigur gruppirt ſtehen, mit gerechtem Auge ſollen ihre Thaten, ihre gegenſeitigen Beziehungen zu einander, ihre Abſichten und die Mittel, ihre Endzwecke zu erreichen, abgewogen, in wahrhaften Farben frei vom Haſſe wie von der Vorliebe entwickelt werden, und aus den geſammten einzelnen Figuren des Gemäldes muß in der Seele des Leſers klar und

*) Potsdam, Riegel. 1835. 3. Bde. S. meine vorläufige Anzeige im „Literariſchen Zodiacus," April, S. 325. D. Red.

unabweisbar die Idee zum Bewußtseyn kommen, welche das Jahrhundert durch seine Männer in allen Nüancen repräsentirt.

Noch verwickelter und größer aber werden die Mühen, ein solches Werk hervorzubringen, durch die materiellen Rücksichten, auf welche so Vieles ankommt. Alle Quellen müssen mit der sorgfältigsten Kritik benutzt und zusammengestellt werden, besonders wenn man handschriftliche besitzt, deren Zugang bis dahin verschlossen war. Da genügt nicht Einzelnes, wenn auch Merkwürdiges, herauszuschreiben und bekannt zu machen, es kommt darauf an, aus der ganzen dem Autor vorliegenden Masse diese selbst zu berichtigen, ihre mögliche Einseitigkeit, ihre mannichfachen Widersprüche zu erkennen, und auf diesem Wege die Wahrheit, die so selten in der Geschichte hervortritt, in vollem Glanze der Gerechtigkeit aufzuzeigen. Nicht minder wichtig ist die Form und Schreibart, welche die äußerste Sorgfalt und Ueberlegung gebieten, und wie schwer allein diese Aufgabe ist, davon zeugen fast alle Geschichtswerke, die noch bis dahin an das Licht getreten, denen allen beinahe jene dramatische Lebendigkeit, jene Kühnheit der Darstellung, jenes Plastische des Ausdrucks mangelt, wodurch die Seele allein in die Stimmung und die Zeit versetzt werden kann, deren Schilderung der Autor versucht.

Endlich, und das ist nicht die geringste Eigenschaft eines Geschichtschreibers in unseren Tagen, gehört für ein solches Werk viel Muße und große Geduld; denn nicht in wenigen Monaten, in Jahren nur bereitet man solche Ausführung vor, in Jahren nur gelangt man zu dem Ziele, ein solches Werk hinzustellen, und nur der unwissenschaftlichste Leichtsinn kann es wagen, mit schnell aufgerafftem Material, eilig ersonnenem Plane, in einer geschwind zusammengezimmerten Form die Geschichte eines Mannes oder einer Zeit vortragen zu wollen.

Wie wenig nun den oben angedeuteten Anforderungen, welche man an die Lebensbeschreibung eines in jedem Bezuge so wichtigen Mannes, wie Friedrich Wilhelm I. war, zu stellen genöthiget ist, durch das Werk des Hrn. F. F. auch nur im entferntesten entsprochen werde, lehrt jeder flüchtige Blick in das drei Bände starke Buch, und wie sehr dasselbe hingegen von den letzten Zeilen des letzten Satzes getroffen wird, werden einige Proben, die leicht um Vieles, erforderte nicht der beschränkte Raum Auswahl, vermehrt werden könnten, auf das klarste beweisen.

Ueber die Eintheilung des Stoffes spricht sich Hr. F. F. in der Vorrede zum ersten Bande S. XI. folgendermaaßen aus: „Wie in dem wirklichen Leben die Persönlichkeit und der Charakter dieses absoluten Monarchen sich auf eine eigenthümliche, von allen Einflüssen, Rücksichten, Vorurtheilen und Gesetzen unabhängige Weise geltend machte: so hat auch in der Biographie diese Persönlichkeit ihre Stelle zu behaupten gewußt, und nimmt in ihren besonderen Beziehungen, Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften den ersten Band des Werkes ein. Die allgemeineren Beziehungen des Landesherrn, die Wirksamkeit und Thätigkeit, welche auf

den Staat gerichtet waren, sollen in einem zweiten Bande dargestellt und damit das Werk beendigt werden."

Es stand also zu erwarten, daß man sogleich im ersten Bande eine geordnete, in absichtsvolle Beziehung zum zweiten gesetzte, zu einem vollkommenen Bilde sich einigende Darstellung der reinern Persönlichkeit Friedrich Wilhelm I. erhalten würde; da bei fast keinem Monarchen von ihr soviel in das Staatsleben hineinspielt, und dieses oft launenhaft bestimmt, als gerade bei diesem Monarchen. Allein so wie man zu lesen beginnt, erscheint Alles als ein Conglomerat von Thatsachen und Anekdoten ohne Zweck und Ziel, der größeren Bequemlichkeit halber unter gewisse Capitel geordnet, in denen denn wiederum beiläufig vielerlei nicht gerade an jenen Platz Gehöriges erzählt wird. Die ersten 161 Seiten bringen, meist nach Franz Horn, einen Abriß der Regierungsgeschichte Friedrich I., worin so Vieles ist, das weder mittelbar noch unmittelbar das Leben Friedrich Wilhelms berührt, daß man nur mit Verwunderung fragen kann, warum dies hier Alles abgedruckt wurde? Was interessirt z. B. die specielle trokkene Anführung der Ausgaben unter Friedrich I. S. 54—70? Man sollte glauben, bei weitem fruchtbarer würde es gewesen seyn, wenn etwa Einzelnes daraus wäre ausgezeichnet worden, um ebenfalls mit Einzelnem, natürlich stets Hauptsächlichem des Ausgaben-Etats Friedrich Wilhelms verglichen zu werden, anstatt daß der geduldige Leser auch diesen S. 179 bis 191 in seiner ganzen Ausdehnung hinnehmen muß. Dieser Raum hätte, so scheint es, bei dem trefflichen Materiale, welches Hrn. F. F. zu Gebote stand, und dem großen, reichen Stoffe, den er zu bearbeiten sich vorgenommen, wahrlich auf würdigere und nützlichere Weise ausgefüllt werden können! Wie ärmlich ist das Tagebuch Friedrich Wilhelms als Kronprinzen S. 140—151 ausgefallen, und wie vieles Andere ist geradezu eben so unhistorisch, als ohne Kritik zusammengetragen, nur um das Buch zu vergrößern; denn welches Interesse hat S. 159 die Note in einem historischen Werke, oder wie gehören Citate gleich denen S. 167. 169. 229. in eine Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelms? Passen in eine wahrhaft wissenschaftlich und künstlerisch gedachte Biographie Dinge, wie S. 204. 206? Schlimmer ist jedoch die traurige Sucht, um es mit dem mildesten Namen zu bezeichnen, auf Kosten der geschichtlichen Treue, die Fehler und Leidenschaften Einzelner zu beschönigen. Es kann Jeden nur mit Unwillen und Schmerz erfüllen, wenn er S. 169 nachstehende Worte lesen muß:

„Nicht das Gesetz war es, was die Beamten und Unterthanen von „dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten, die Nächsten wie die Entfernte„sten, fürchteten, es war das Wort, der Wink des Königs, vor dem sie „alle zitterten, und wie froh wir uns auch fühlen mögen, daß dergleichen „Zustände hinter uns liegen, so müssen wir doch gestehen, daß dieses Er„zittern in der Furcht des Herrn der Freiheit Anfang war. Schon an „einem andern Orte ist bemerkt worden, daß der vorherrschende Volkscha„rakter zu der Zeit, in welcher Friedrich Wilhelm den Thron bestieg,

„die Feigheit war. Er fand keine trotzigen Ritter, die auf ihren Bur-
„gen ihm Krieg angekündigt hätten ꝛc. Da war es an der Zeit, daß
„dem entarteten, verweichlichten Geschlechte das Selbstgefühl durch Züchti-
„gung wiederum geweckt wurde, und bei weitem weniger ist der strenge
„Friedrich Wilhelm des Despotismus anzuklagen, als die Nation der
„sclavischen Gesinnung; daß sie diese in der Folgezeit abgelegt,
„rechtfertigt die Anwendung der drastischen Mittel, welche Friedrich Wil-
„helm verordnete."

Jedermann wird das Halbwahre, Gleisnerische, Beschönigende dieser prätenziösen Darstellung empfinden, und achselzuckend auf das schmeichlerische Allegat aus Shakspeare's Caesar in der Note herabsehen, oder mitleidig lächeln, wenn er von dem Mitherausgeber der Hegelschen Werke wenige Zeilen tiefer die Worte lesen muß:

„Wenn er (der König) auch versicherte, daß er nichts anders als
„der erste Diener des Staats sey, welcher als Gottes Statthal-
„ter von Allem, was er thue, Rechenschaft ablegen müsse, so stellte er
„sich dennoch sehr oft über Staat und Gesetz, und verfügte nach gewis-
„senhafter Willkühr über Ehre, Leben, Freiheit und Eigenthum."

Nicht minder geistreich ist die Art, wie des Königs Abscheu vor Philosophie und Poesie durch seinen gesunden Menschenverstand, der wahrhaft „genial" genannt zu werden verdiente, in Schutz genommen wird S. 171. Und in der That kann man wohl vortrefflichere Begriffe und Entschuldigungsgründe auffinden, als eine gewissenhafte Willkühr, und einen genialen gesunden Menschenverstand? —

Eben so merkwürdig ist die leichtsinnige und oberflächliche Weise, mit welcher die Quellenaussagen behandelt und benutzt sind. So schreibt der König, nach S. 232, in einem Briefe an den Grafen von Seckendorff, in dem er sich für die ihm zugedachten Bilder der kaiserl. Familie bedankt:

„Uebrigens erweckt mir die Nachricht, daß gedachte Erzherzoginnen
„sowohl an Größe als Schönheit zugenommen, eine große Zufriedenheit,
„und wegen der Mariage der ältesten weiß der Hr. General
„meine Sentiments, daß ich sie keinem lieber als dem
„Herzoge von Lothringen gönne."

Aus den Anführungsworten des Hrn. F. F. zu dieser Notiz: „zu
„dem, was bereits von Hormayr hierüber (die Absicht des kaiserl. Hofes,
„den Kronprinzen Friedrich mit einer Erzherzogin zu vermählen) mit-
„getheilt worden ist, können wir noch Folgendes aus dem von Secken-
„dorffischen Archive mittheilen," leuchtet deutlich ein, daß F. F. meint, aus der obigen unterstrichenen Stelle gehe hervor, daß Seckendorff dem Könige angetragen habe, den Kronprinzen mit der ältesten Erzherzogin zu vermählen, und daß Friedrich Wilhelm dies Ansinnen in den eben angeführten Zeilen ablehne. Es gehört ein starker Glaube dazu, dies auch nur zu vermuthen; denn ist es wohl wahrscheinlich, daß der König, ohne auch nur mit einer Sylbe oder Wendung auf diesen vorausgesetzten

so wichtigen Antrag, wenn gleich nur entfernt, anzuspielen, so kurz, so ohne alle Motivirung gesagt haben sollte, er gönne sie Keinem lieber, als dem Herzog von Lothringen? Lieber also, als seinem Sohne? Und er hatte keinen andern Grund, seinem Thronfolger diese Heirath zu versagen, als weil er sie keinem Andern lieber gönnt, als dem Herzoge von Lothringen? Es gab keine Staatsgründe, auf welche hingedeutet werden konnte, keinen Unterschied der Kirche, welcher entgegengetreten wäre, keine äußeren Verhältnisse, welche beachtet werden mußten, kurz nichts, auf das man sich hätte berufen mögen, als die Laune, welche dem Einen dies gönnt, und dem Andern nicht? Aber weiter, muß denn Derjenige, welchen der König dem Herzog von Lothringen nachsetzt, nothwendig sein Kronprinz, muß es überhaupt eine bestimmte Person seyn? Kann nicht der König haben sagen wollen, unter allen Denjenigen, welche ich für die Erzherzogin als Gemahl paßlich finde, gönne ich sie Keinem lieber, als dem Herzoge von Lothringen? So ist das auch wohl gemeint; denn nimmt man das Datum des Briefs, er ist den 31. Decbr. 1731 geschrieben, die vorhergegangenen Unterhandlungen, und die am 10. März 1732 erfolgte Verlobung mit der Prinzessin von Bevern zusammen, so geht allein daraus glatt die Unmöglichkeit hervor, daß dieses Handbillet des Königs sich auf eine solche Angelegenheit beziehen konnte. Allein noch mehr, F. F. konnte nach den Quellen, welche ihm zu Gebote standen, Hormayrs Angaben widerlegen oder vielmehr berichtigen, und dabei ganz erstaunlich viel Patriotismus entwickeln. Denn obgleich ein Plan der Art, wie ihn Hormayr bezeichnet, vorhanden war, so leitete er doch seinen Ursprung weder aus dem Preußischen, noch dem Oestreichischen Cabinette her, sondern entsprang rein aus dem Kopfe des damaligen Kronprinzen, wie das an Grumbkow gesandte III. S. 21. no. VIII. abgedruckte projet de déclaration du Prince Royal besagt, wenn man es mit den darauf bezüglichen Stellen S. 26. no. XI. XII. S. 27. no. XIII., und vorzüglich der Antwort Grumbkows auf dieses projet, aus der hervorgeht, daß der König von der ganzen Sache nichts wußte, in den Actenstücken des dritten Bandes prüfend vergleicht.

Unmittelbar darauf redet Hr. F. F. davon, daß er beweisen wolle, wie der Wiener Hof damit umging, den Kronprinzen zur katholischen Kirche verführen zu lassen, und beruft sich auf ein Actenstück, den Brief eines gewissen Gotthelf Fleischmann. Allein in den Nachträgen Band 3, S. 28, sagt er selbst, daß sich seine Vermuthung nicht als begründet habe nachweisen lassen, und fährt dann fort: „Allerdings gingen an den Gra„fen Seckendorff Anträge dazu (den Kronprinzen katholisch zu machen) „ein; allein es bleibt ihm selbst in Dunkel gehüllt, auf wessen Veran„lassung dies geschah. Aus dem bereits no. VIII. mitgetheilten Heirathspproject des Kronprinzen mit einer Erzherzogin von Oestreich erfahren „wir das von Friedrich sehr entschieden und nachdrücklich ausgesprochene „Bekenntniß, daß er dem evangelischen Glauben niemals untreu werden

„würde, ein Bekenntniß, welches er in dieser Zeit, und auch in spätterer „Zeit oft genug wiederholt. Daß, wie Seckendorff in dem Briefe an „Eugen vermuthet, die Zuschriften aus Erfurt nichts als eine Falle seyn „sollten, welche die Königin und der Kronprinz ihm legen wollten, hat „keine Wahrscheinlichkeit, und so dürfte Grund genug vorhanden seyn, „diese Umtriebe weder dem Berliner, noch dem Wiener Hofe, sondern den „in diesem Fache unabhängig für sich arbeitenden Jesuiten zuzuschreiben.“

Aus den abgedruckten Documenten geht auf das klarste hervor, daß der angebliche Gotthelf Fleischmann niemand anders als ein gewisser Leichner zu Erfurt ist, ein Mensch, der fähig war, Alles zu thun, um Geld zu verdienen, der in Berlin bei dem Rath von Ziegler in den Jahren 1715 und 1719 gewohnt hatte, und bei dessen Bruder in Erfurt viel lebte, der zwar gelehrt, und in omni scibili versatissimus, jedoch obscur und commode ohne conduite und ein homo sordidus war, und so leichtgläubig erscheint, daß er es für baare Münze nimmt, als Seckendorff ihm schreiben läßt, er habe zwar seinen Brief, aber ohne Datum und Namen empfangen, sich gewaltig über diesen ihm gespielten Betrug erboßt, und hoffe, er (der Graf Seckendorff) werde den Zusammenhang dieser schändlichen Betrügerei herauszubringen wissen. Dies Alles scheint wenig zu einem Jesuiten zu passen, welchem von seinem Orden der Auftrag wird, den Preußischen Thronerben, dessen Vorliebe für alle edle Eleganz bekannt genug war, der allein seligmachenden Kirche zuzuführen. Bedenkt man dagegen, daß dieser Brief das Datum des 15. März trägt, und am 28. desselben Monats man bereits in Warschau, wie der Preußische Resident Hoffmann dem General von Grumbkow meldet, befremdliche Nachrichten ausstreute „au sujet du Comte de Seckendorf auquel sa Maje„sté le Roy de Prusse doit avoir ordonné de se retirer de ses „Etats, en ne lui laissant que 48 heures pour s'y préparer et *cela „pour avoir déclaré que l'Empereur, son maître, donneroit une des „Archiduchesses, ses filles, au Prince de Lorraine et l'autre au Don „Carlos, de sorte qu'il ne resteroit rien pour nous*, so gewinnt die Sa„che ein andres Ansehen. Man überlege, in Erfurt ist es dem Gotthelf „Fleischmann am 15. März angeblich von Wien aus zu Ohren kommen, „wie Ihro Königl. Majestät von Preußen Dero Kronprinzen in gewisser „wichtiger Absicht gerne zur Annehmung der römisch-katholischen Religion „bewegen wollten, dabei aber fast unüberwindliche Schwierigkeiten fänden,“ am 28. März sagt der Vice-Canzler Lipsky dem Kaiserl. Gesandten, Grafen von Wilzek, ins Gesicht, Graf Seckendorff müsse Preußen räumen, weil er amtlich erklärt, die eine Erzherzogin werde den Herzog von Lothringen, die andere den Don Carlos heirathen, so daß für Preußen nichts übrig bliebe, und am 11. April erklärt der Kronprinz zu Küstrin, daß er allen Wünschen des Königs sich fügen wolle, rücksichtlich der Heirath, selbst wenn Ihro Majestät, wie man sagen wolle, auf das Haus Oestreich in diesem Bezug dächte. Den Brief aus Erfurt kann

Seckendorff nur gegen Ende des Monats März erhalten haben, da er unter dem 24. März erst an den Dr. Brickner um Auskunft über den Fleischmann schreibt, die Nachricht aus Warschau überschickt er dem Prinzen Eugen unter dem 7. April, hat sie also wohl nicht früher empfangen, als zwischen dem 3. und 6., und am 12. hatte Grumbkow wahrscheinlich des Kronprinzen Declaration in Händen. Sieht das Alles nicht planmäßig aus? Rechnet man dazu, daß der Sächsische Hof dem französisch-englischen Interesse durchaus ergeben, und Hoym ein Mann, dessen persönliche Feindschaft gegen Seckendorff, dessen Mitwissenschaft um die 1730 bezweckte Flucht des Kronprinzen bekannt sind, bis zum 31. März die Seele des Sächsisch-Polnischen Ministeriums war, daß auf der andern Seite die Intriguen für die Vollziehung der doppelten englischen Heirath gerade um diese Zeit fast am lebhaftesten waren, daß Grumbkow und Seckendorff mit Recht als die Hauptgegner dieses Plans galten, nach deren Entfernung nichts der Realisation der Wünsche, welche die englische Partei am preußischen Hofe hatte, entgegenstand, so gewinnt es gewiß an Wahrscheinlichkeit, daß, wie Seckendorff an Eugen schreibt, „dies alles „Fallstricke sind, welche der Kronprinz auf Einrathen, wenigstens Vor„wissen der Königin uns beiden (Grumbkow und ihm) legen will.“ Aber Hr. F. F. macht es sich viel bequemer, er schließt mit ächt philosophischem Scharfsinne auf das bündigste: weil Seckendorff den Schleier des Geheimnisses, welcher über den ihm gewordenen Anträgen ruht, nicht lüftet, weil Friedrich in seinem projet seine Anhänglichkeit an die protestantische Kirche laut ausspricht, weil die Vermuthung, als habe man von Seiten des Wiener Hofes den Kronprinzen katholisch machen wollen, sich nicht als begründet nachweisen läßt, Fleischmann aber doch vorgiebt, daß es ihm von Wien aus zu Ohren komme, weil es keine Wahrscheinlichkeit habe (und dies läßt Hr. F. F. unbewiesen), daß die an Seckendorff gelangten Anträge Fallen seyn sollten, so ist Grund genug vorhanden, diese Umtriebe weder dem Berliner, noch dem Wiener Hofe, sondern den in diesem Fache unabhängig arbeitenden Jesuiten zuzuschreiben. O die armen Schüler des Loyola! was müssen sie sich nicht gefallen lassen, und welche Thorheiten werden ihnen nicht nachgesagt, sobald man nur ein wenig in Verlegenheit geräth, die Gründe einer Begebenheit aufzufinden! Gleich heißt es, was zerbrechen wir uns (um doch einmal in Hrn. F. F. Weise zu reden) den Kopf, da haben wir ja den bequemsten Sündenbock von der Welt, die Jesuiten; haben sie soviel gethan, warum nicht auch dies? da braucht man keinen Beweis zu führen; denn von denen glaubt man ohnedies alles Uebles immer ihnen nur aufgebürdet, sie tragen schon eine so große Last, daß die paar Loth Intriguen und Sünde sie wahrlich nicht umbringen werden; sind sie die Urheber nicht, so könnten sie es doch gethan haben, und mindestens ist unser Erklärungsversuch scharfsinnig! O ja, man sehe nur, wie fein!! Am 11. April in der Mitternachtsstunde weckt der Kronprinz seine Umgebung in Küstrin, und erklärt den

Versammelten, wenn sein Vater es wünsche, eine Oesterreichische Prinzessin heirathen zu wollen, jedoch ohne Glaubensänderung seiner Seits, und dies weiß am 15. März bereits, wenn auch nicht wörtlich, ein verkappter Jesuit in Erfurt! Sogleich bietet er sich an, den Ketzer zu bekehren, und bei wem? nicht dem Prinzen Eugen oder einem katholischen Minister des deutschen Kaisers schreibt er, sondern an den Grafen Seckendorff nach Berlin, den Neffen und Zögling Veit Ludwigs von Seckendorff, den Minister, dessen feste Anhänglichkeit an die protestantische Kirche so groß war, daß er dem Kaiser auf dessen Zureden, katholisch zu werden, antwortete: „wie könnte ich Ew. Majestät getreu seyn, wenn ich Gott ungetreu würde," an diesen Mann wandte sich der feine Jesuit in seinem Bekehrungseifer, und zwar früher, als Friedrich selbst seinen Vorschlag bekannt machte, und Seckendorff ahnen konnte, es würde sich eine Gelegenheit bieten, von diesem Antrage Gebrauch zu machen. —

Im zweiten Bande sollen der Versicherung des Hrn. F. F. gemäß, „die allgemeinen Beziehungen des Landesherrn, die Wirksamkeit und Thätigkeit, welche auf den Staat gerichtet waren, dargestellt, und damit das Werk beendet werden."

Hier eröffnete sich dem Hrn. F. F. die glänzendste Gelegenheit, eines der trefflichsten Geschichtswerke zu schreiben; denn ohnstreitig bildet das achtzehnte Jahrhundert, in dessen erste Hälfte das Leben und die Wirksamkeit Friedrich Wilhelms I. fallen, einen der merkwürdigsten Abschnitte der deutschen Geschichte. Deutschland, dies Herz Europa's, in welchem von seinem frühesten Erwachen an, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hin, alle großartigen Angelegenheiten des Menschengeschlechts empfangen, geboren und entwickelt worden, lag in den letzten Zuckungen des Todeskampfes. Ein neuer Geist durchbrach die morsche Hülle des alten Körpers in den einzelnen wiedergeborenen Staaten, Kindern einer uralten Mutter, die, blödsinnig und kindisch, herabgewürdigt war zur Magd eines ihrer Söhne. Ganz Europa war zu damaliger Zeit in zwei große Lager getheilt, in deren einem England und Frankreich, in dem andern Rußland und Oestreich als die Hauptführer auftraten, und so den seit der Reformation immer weiter und schärfer getrennten Strom des Geistes veranschaulichten. Preußen durch seine Lage, wie seine Macht beiden Theilen gleich wichtig, durch seinen Protestantismus, seine mehr und mehr im Volke sich entwickelnde Geistesthätigkeit, und deren spiritualistische Tendenz der einen, durch sein Militairwesen, seine Regierungsform, und deren realistische Richtung der anderen Partei nahe verwandt, war der eifrige Gegenstand beiderseitiger unablässiger Bewerbungen. Kein Mittel ward verschmähet, kein Schritt blieb unversucht, den Sieg zu erringen, jedes an sich vielleicht sogar unbedeutende Ereigniß ward benutzt, um Vortheil daraus zu ziehen, und selten kam wohl soviel auf die Gewandtheit, die Geistesgegenwart, die Entschlossenheit, die äußerste Ruhe und Kühnheit im Handeln der verschiedenen Repräsentanten der europäi-

schen Mächte an, als damals in der Umgebung Friedrich Wilhelm's I. Der Preußische Hof war merkwürdig getheilt, das Militair hielt meistens zum Kaiser, die Civilstaatsdiener zur Hannöverischen Allianz, theils aus Ueberzeugung, theils aus Vortheil; ja die Familie selbst spaltete sich in diese Gegensätze, so daß auch hier im Hause sich nothwendig derselbe Streit offenbaren mußte, welcher damals die ganze politische Welt erschütterte. Dies giebt dann auch erst dem Privatleben des Königs, und den Familienereignissen am Brandenburgischen Hofe die besonders tiefe historische Bedeutung, und all den tragischen Vorfällen zwischen dem Vater und den Kindern den großartigen Hintergrund. Dadurch allein wird die Nothwendigkeit klar, diese ganze Seite der damaligen Hofgeschichte bis zu den geringfügigsten Einzelnheiten und den innersten Beweggründen hinab zu erforschen und geschichtlich treu darzustellen, während jeder andere Gesichtspunkt deren Erwähnung zu der Gemeinheit kleinlicher Klätscherei und in den Schmutz der Chronique scandaleuse hinabwirft.

Nicht minder bewegt, wie die politische Welt, war die geistige, das Reich der Wissenschaften und Künste, und derselbe Gegensatz, welcher die Höfe und Cabinette theilte, schürte auch hier die Flammen zum Kampfe. Am lebendigsten ward der Streit in den Gebieten des geistigen Lebens geführt, welche am unmittelbarsten den Menschen in seinem innersten Seyn berühren, in der Philosophie und Theologie. Die sogenannten pietistischen Streitigkeiten, das Auftreten Zinzendorfs als Sectenstifter in der protestantischen Kirche, der Bekehrungseifer der Jesuiten, die Bedrückungen der evangelischen Salzburger durch die papistischen Zeloten, dies Alles zeigt, wie sich überall jene große Zeit des Kampfes, der Bewegung, des Fortschrittes vorbereitete, welche bald die trägen Elemente Deutschlands mit neuer Kraft und Begeisterung erfüllen sollte, und es ist bedeutungsvoll genug, daß Wolf in seinem bekannten Streite mit Lange in Halle an dem Kronprinzen Friedrich, am Günstlinge des Königes, Grumbkow, an dem berühmten Cocceji, Gönner, Schüzer und Förderer fand. Auch in der Kunst regte sich ein neues Leben, denn die Werke Händels und Bachs geben davon nicht weniger Zeugniß, als der berühmte Streit zwischen Bodmer und Gottsched und ihrer beiderseitigen Schulen; kurz nach allen Richtungen hin gab sich jene Zeit als die Bringerin einer neuen Entwickelungsepoche für Deutschland kund, wenn sie gleich darlegte, wie weit noch Frieden und Einigkeit deutscher Gemüther und deutscher Staaten von ihr entfernt seyen.

Dies ist der mächtige Hintergrund zu dem großen Lebensbilde des zweiten Königs von Preußen, alle diese Richtungen, Wirren und Kämpfe spielen in sein Leben hinein bis in dessen heiligste und tiefste Seite, bis in seine Familienverhältnisse; dies Alles muß daher je nach seinem entfernteren oder näheren Einflusse auf den König, seine Gesinnung und Handlungsweise vom Biographen mit helleren oder bescheidenern Farben geschildert werden, wenn ein ächtes, wahrhaft lebendiges Portrait Friedrich Wil-

helms, in welchem der Geist seines Jahrhunderts sich merkwürdig verkörperte, vor die Seele des Lesers treten soll.

Wendet man sich nun nach dieser leichten Skizze zum Buche des Hrn. F. F., so findet man leider von dem allen keine Spur, sondern nichts, als eine rhapsodische Erzählung der politischen Begebenheiten, ohne innere leitende Idee, und eine eben so mangelhafte Darstellung der Staatsverwaltung des Königs. Auf Einhundert und Acht und Funfzig Seiten werden die Staatsverhältnisse einer so überaus verwickelten Periode abgefertigt, ohne auch nur etwas Anderes, als eine noch dazu lückenhafte Erzählung von Thatsachen zu versuchen, ohne den Geist der politischen Umgebungen des Königs auch nur andeutungsweise zu schildern. Nach der Anlage des ersten Bandes hätte man glauben sollen, man habe für das Staatsleben des Königs mindestens zwei gleich starke zu erwarten, aber nein, man wird leichter abgespeis't und muß beim Schlusse der Lectüre leider sagen, sowenig der erste Band ein klares Bild des Menschen Friedrich Wilhelm giebt, so wenig erscheint hier ein richtiges Portrait des Staatsmannes, und man vermißt alle Erklärung der Begebenheiten, wenn man sich diese nicht, theilweise mindestens, selbst aus den eingestreuten oder angehängten oder im dritten Bande gelieferten Actenstücken verschafft. Wie leichtsinnig aber und unbesonnen Hr. F. F. auch in diesem Bande mit den ihm anvertrauten Quellen umging, wie er gleichsam Alles verschleuderte, was er besaß, ohne es zu kennen, davon möge zur Probe nur eins der auffallendsten Beispiele dienen, welches aus vielen Rücksichten vor allen werth ist, weitläuftiger behandelt zu werden, die S. 114—122 erzählten Pläne zur Theilung Polens. Hr. F. F. sagt über diesen Gegenstand im Texte Folgendes:

„Schon König Friedrich I. ließ im Jahre 1710 durch seinen Geheimen-Rath Ilgen einen förmlichen Plan zur Theilung Polens ausarbeiten, und denselben dem Russischen- und Sächsischen Hofe mittheilen," und fügt S. 115 in der Note hinzu, nachdem er den Hauptinhalt des projet's angegeben:

„Wir fanden dieses sehr interessante Actenstück einem Briefe des Grafen von Seckendorff an den Prinzen Eugen beigelegt," und nun folgt der Abdruck des allerdings wichtigen Documents.

Nur Jemand, der mit dem höchsten Leichtsinne eine gänzliche Nichtachtung der Leser verbindet, kann es wagen, sich zur Behauptung seiner im Texte gegebenen Erzählung auf Actenstücke zu berufen, deren erste Zeile jeden ruhigen Leser überführen wird, daß derjenige, welcher sie verfaßt haben soll, der Urheber nicht gewesen seyn kann; oder ist es denkbar, daß ein Preußischer Minister einen von seinem Könige ausgegangenen Plan mit den Worten anfangen wird: Sa Majesté *Czaarienne* trouve bon et nécessaire etc.? Gewiß nicht; sondern das Project wurde am Russischen Hofe mit Zustimmung oder wohl gar aus

Anlaß August II. von Polen entworfen; denn dieser trug sich beständig mit dem Plane einer Theilung Polens.

Will Hr. F. F. in der That so patriotisch seyn, als seine Vorrede, seine Lobpreisungen, seine Entschuldigungen anderweitig prätendiren, warum wälzt er denn hier auf den Preußischen Staat die Last eines Gedankens, eines Antrages, von dem Preußen frei, so frei wie das Sonnenlicht ist, wo es so leicht war, dies aus den gedruckten Urkunden nachzuweisen, und aus dem Artikel V. qu'on trouve nécessaire.....de causer le reste au Roi de Pologne en titre de Roi *héréditaire* ziemlich deutlich hervorgeht, daß der König von Polen selbst höchst wahrscheinlich diesen Vorschlag gemacht, da gerade dieser Erblichkeitspunkt, mannichfach modificirt, in allen Theilungsplänen dieses Fürsten auf das bestimmteste hervortritt.

Eben so unwahr im Bezug auf die Preußische Politik rücksichtlich Polens ist das S. 118 Gesagte:

„Da Friedrich Wilhelm sehr bald inne wurde, daß man russischer „Seits nicht geneigt war, ihm Curland zu überlassen, knüpfte er „Unterhandlungen unmittelbar mit August II. an, die sich wiederum „auf den oben mitgetheilten Plan einer Theilung Polens bezogen. Der „Preuß. Minister Marschall von Bieberstein war damit beauftragt „worden, dem Könige von Polen diesen Plan vorzulegen, welcher sehr bereitwillig darauf einging."

Hätte Hr. F. F. die ihm aus dem Meuselwitzer Archive zugekommenen Acten gründlich gelesen, so könnte er auch hier Preußen einer solchen Unterhandlung nicht zeihen, sondern würde gesehen haben, daß Seckendorff unter dem 23. Juni 1732 dem Prinzen Eugen berichtet: „wie „Manteufel (der frühere sächsische Minister) laut der Beilage ihm „schreibe, daß dem Könige von Polen der Partage-Tractat, so 1710 „schon auf dem Tapet gewesen, wieder einfällt," und wäre sein Werk nicht blos eine mechanische Arbeit der abschreibenden Feder gewesen, so hätten die wenige Zeilen tiefer abgedruckten Worte aus Seckendorffs Bericht an Eugen, sowie die S. 119 in der Note abgedruckte Instruction für den Marschall von Bieberstein, allein ihm vollkommen zur Beweisführung gedient, daß keineswegs Preußen, sondern August II. der Urheber der neu aufgenommenen Unterhandlungen über die Theilung Polens gewesen. Denn Seckendorff schreibt:

„Der jüngst von Dresden gekommene Curier hat die Arretirung des „von hier verwiesenen Goldmachers Syberg mitgebracht, weil man „glaubt, er hätte sich heimlich aus dem Staube gemacht, durch welche „Gefälligkeit man den König in Preußen mehr und mehr an sich zu zie„hen hofft. Dieses hat auch gemacht, daß anheut der Marschall von Bie„berstein unter dem Vorwande, als ob er allda mit seinen Freunden zu „thun, nach Dresden abgereist ist. Er hatte ein in generalibus abge„faßtes Handschreiben an den König mit, hienach er über den vom

„Könige in Polen ihm mündlich aufgetragenen Plan die „beigelegten Fragen machen soll, und hat mir der König ver„sprochen, von Allem, was weiter vorgeht, Nachricht mitzutheilen."

Die Ueberschrift der Instruction aber lautet:

Instruction secrète pour le Ministre privé d' Etat Maréchal de Bieberstein *touchant le projet du Partage, que le Patron* (Auguste II.) *a fait proposer* au Compatron (F. Guillaume) etc.

Man sieht also, daß Friedrich Wilhelm seinen Minister keineswegs beauftragt hatte, August II. einen Theilungs-Plan vorzulegen, sondern von diesem nur die Beantwortung gewisser aufklärender Fragen über den ihm, dem Könige von Preußen, mitgetheilten Plan forderte. Auch bekräftigt der Verlauf des Factums vollständig die Ansicht, daß nicht Friedrich Wilhelm, sondern August II. das alte Project wieder anregte; denn unter d. 21. Octbr. 1732 schreibt Bieberstein aus Warschau an Grumbkow, der König (August) habe ihm ein Geheimniß anvertraut, welches er dem Könige nur mündlich mittheilen könne. Darauf wird der Preußische Gesandte nach Berlin gerufen, und entdeckt nun dem Könige den Plan Augusts, worauf dieser ihn unter dem 13. Decbr., wie oben gemeldet, nach Dresden zur Ausforschung des Königs von Polen sendet, welchem Friedrich Wilhelm überhaupt nicht traute. Betrachtet man nun die Fragen selbst näher, so legen sie vollkommen das Gegentheil der Gesinnung an den Tag, deren F. F. Preußen hier beschuldigt. Der ganze Ton derselben zeigt offenbar, daß man mehr die gute Gelegenheit, die ein verdächtiger Freund gab, benutzen wollte, um ihn auszuforschen, und sich Gewißheit über viele noch unklare Dinge zu verschaffen, als daß es dem Fragesteller Ernst gewesen wäre, wahrhaft in den Plan des Polnischen Königs einzugehen. Ferner widerlegen die Fragepunkte selbst die kühne Behauptung F. F. S. 119:

„Aus diesen Punkten geht hervor, daß damals Preußen und Sach„sen Willens waren, eine Theilung Polens zu unternehmen, selbst „wenn Rußland und Oestreich derselben sich widersetzen „würden."

Denn der erste Punkt lautet:

> S'il ne serait pas *nécessaire* de chercher à obtenir le *consentement* de la *cour Russienne* pour le but proposé;

der zweite:

> de *quelle manière* on espère de pouvoir *gagner cette puissance*, et de la porter à rester dans l'inaction?

Heißt das nun ohne Einwilligung Rußlands handeln wollen? Und wenn man dann im dritten Punkte fragt, welche Hülfsmittel im Falle der verweigerten Zustimmung etwa zu Gebote ständen, liegt darin nothwendig schon, daß man auch, wenn Rußland sich widersetzte, den Plan ausführen wollte, oder könnte diese Frage, so gestellt, nicht aus andern Absichten geschehen seyn? — Eben so spricht sich der fünfte und sechste Punkt

über den Kaiser aus, wenn gleich weniger detaillirt, da man zu Berlin sehr wohl wußte, daß Oestreich wie Preußen den Plan Augusts niemals begünstigen würde, man sich aber von Rußland dessen nicht ganz so positiv versichert hielt, und aus der sächsischen Antwort klarer darüber zu sehen hoffte. Kennt man aber die sächsische Antwort auf diese Fragen, dann verschwindet vollends jeder Anschein, als ob August etwa gehofft hätte, ohne Oestreichs und Rußlands Beistimmung auch nur das Geringste unternehmen zu können; denn die erste Frage wird polnischer Seits gleich dahin beantwortet: Il la faut *indispensament* faire entrer, und die dritte: en ce cas tout sera difficile. Doch genug für jetzt hierüber, ich will nur noch die historischen Fictionen des Hrn. F. F. im Bezug auf die polnische Angelegenheit vollends in der Kürze aufdecken.

Er fährt folgendermaßen fort: S. 121.

„Noch näher als durch Seckendorff werden wir durch die Mittheilungen Grumbkows an den Grafen Manteufel von der Lage der Sache „unterrichtet. Er schreibt ihm bereits unter dem 20. Novbr. 1732, daß „ein Bevollmächtigter des Königs von Polen in Berlin angekommen sey, dessen Anträge dahin gingen, der Republik ein Ende „zu machen, dem Hause Sachsen die Erbfolge zu sichern, und Rußland, „Oestreich und Preußen zur Theilung des Kuchens einzuladen, und er „meint, daß die Adler sich ihn werden gut schmecken lassen."

Diese so bedeutende Nachricht wird also aus einem Briefe Grumbkows an Manteufel de dato 20. Novbr. mitgetheilt, und jeder, der nur in etwas diplomatische Verhältnisse kennt, wird sich wundern, daß der Oestreichische Gesandte die so wichtige Begebenheit der Absendung eines polnischen Bevollmächtigten nach Berlin in keinem seiner Berichte an den Prinzen Eugen erwähnt, weder in dem vom 2. Decbr., bei welchem er doch Grumbkows hier abgedruckten Brief dem Prinzen einsendet, noch am 13. Decbr., wo er etwas ausführlicher über die Sache berichtet, noch auch am 22. Decbr., wo er die bedenkliche Meinung Grumbkows über Marschalls Benehmen mittheilt. Sollte der Oestreichische Gesandte, gewürdigt, die verwickeltsten Geschäfte, wie die polnische Wahl-Angelegenheit und das Vermählungsproject zwischen dem Kronprinzen und der Bevernschen Prinzessin zu leiten, plötzlich so ganz aus seiner Pünktlichkeit und Gewohnheit gekommen seyn, daß er seinem Chef erst am 13. Decbr. (wie Hr. F. F. meint) vom Vorhandenseyn eines Theilungsplanes gesprochen, während am 20. Novbr. schon ein Bevollmächtigter Augusts II. in Berlin war, und seine Anträge dem Generallieutenant von Grumbkow mittheilte, und sollte er so vergeßlich geworden seyn, oder so gleichgültig gegen seinen Ruf, daß er es wagt, einen Brief copeilich einzusenden, der von solch einem wichtigen Ereignisse spricht, ohne auch dessen nur in einer Zeile seines Berichts zu erwähnen? — das ist unglaublich, und in der That liegt auch die Schuld nicht am Grafen von Seckendorff, sondern lediglich am Herrn Hofrath Friedrich Förster; denn um es nur kurz

zu sagen, der auf dem Papiere von Dresden nach Berlin geschickte Bevollmächtigte des Königs von Polen hat in der Wirklichkeit niemals existirt. Hr. F. F. hat nämlich nicht gesehen, daß sich Grumbkow in diesem ganzen Briefe über Bieberstein vom Anfange bis zu Ende lustig macht, der sich sehr wichtig vorkam und benahm, und daß le plenipotentiaire niemand anders als der gute Bieberstein selbst ist, welcher unter diesem wahrscheinlich von Grumbkow, vielleicht von Manteufel erfundenen Spitznamen lächerlich gemacht wird. Bieberstein war eben vermuthlich aus Königsberg in Preußen, wohin er Ende Octobers oder Anfang Novembers von Warschau her gegangen war, angekommen, und da er schon früher aus Warschau in geheimnißvollen Ausdrücken geschrieben hatte, so beginnt der Brief natürlich: enfin le Plenipotentiaire est arrivé et déployera demain sa marchandise etc. Der Schluß des Briefes spricht übrigens so laut den Spott und Hohn des Grumbkow aus, wie nur möglich, man lese nur: enfin en voilà assez de *gallimathias*, qui dans le fond d'un bout à l'autre n'est qu'un sens *), mais *qui vous divertira connaissant à fond le caractère du Patron et du Plenipotentiaire etc.*; und dergleichen nimmt Hr. F. F. für baare Münze!

Doch genug der Einzelnheiten, ex ungue leonem! und, wäre nicht gerade das hingestellte Beispiel von so mannichfacher Bedeutsamkeit, würde es auch nicht so ins Detail verfolgt worden seyn; aber eine geschichtliche Unwahrheit dieser Größe mußte völlig an das Licht gezogen werden. Es ließe sich noch sattsam Tadelnswürdiges in kleinern Verstößen aufweisen, allein das möge ruhen, der verständige Leser wird durch das Obige vollkommen überzeugt werden, wie nur die eingestreuten angehängten oder nachgelieferten Urkunden es sind, und zwar fast einzig und allein die aus dem Archive zu Meuselwitz erhaltenen, welche dem Werke seinen ganzen Werth geben, während gerade der Text, dem sie untergeordnet sind, das Werthloseste des Buchs ausmacht. Es bleiben nur noch über den Styl des Werks und die Vorreden einige Worte zu sagen. Welch eine merkwürdige Mischung von Plattheit, Affectation, Witzsucht und Unwürdigkeit der erstere darbietet, davon kann sich jeder Leser sehr leicht selbst überzeugen, und es hieße Zeit und Raum wahrhaft verschwenden, wollte man hier das Gesagte mit Beispielen noch belegen. Die Vorrede zum ersten Bande giebt sehr oberflächlich und unvollkommen von den Hülfsmitteln Kunde, welche Hrn. F. F. zu Gebote standen, während die zum zweiten Bande nach einer pomphaften Einleitung den König Friedrich Wilhelm I. als einen für Kaiser und Reich edel schwärmenden Regenten darstellt, dessen Lohn der schwärzeste Undank gewesen sey. Ohne nun die letztere Thatsache in Abrede stellen zu wollen, muß man doch, wenn man die abgedruckten Urkunden mit Ueberlegung lies't, der ersteren Behauptung

*) Dies ist wahrscheinlich verdruckt oder verlesen; denn offenbar heißt es qu'un non sens, eine Mischung von Latein. und Französisch, deren Grumbkow namentlich sich oft bedient.

geradezu widersprechen; denn nichts war wohl von Friedrich Wilhelm I. entfernter, als jene ritterliche Hingebung, jene unbedingte Aufopferung für seinen Kaiser, von welcher Hr. F. F. zu träumen beliebt. Jener egoistische Geist seines Jahrhunderts, der sich am klarsten in der damaligen Politik aller Staaten abspiegelt, welcher den Kaiser lehrte, die Ehre und Würde des Reichs den persönlichen Zwecken des Hauses unterzuordnen, der Alle trieb, nur ihren Vortheil, ihre Größe, und der Nachbarn Unterjochung zu denken und sie dazu alle Künste der Klugheit und des Truges benutzen hieß, mußte Friedrich Wilhelm I. nicht nur allen jenen ritterlichen Empfindungen unzugänglich machen, sondern ihn auch nothwendig in seinen Strudel mit hinabreißen, und ihm bedeuten, wie er seine Worte stellen, und seine Schritte leiten müsse. Es hätte sich daher wohl geziemt, unparteiisch nach jeder Seite hin zu seyn, zu zeigen, wie alle gefehlt, und jeden die gerechte Vergeltung ereilt habe, nicht aber unter dem Heuchelschein der falschen Vaterlandsliebe, rein als Parteimann, und wohl noch schlimmer darzustehn. Der wahre Patriotismus, die ächte Begeisterung für die großartige Erscheinung der preuß. Monarchen, inmitten der geistigen und materiellen Erschlaffung und Zerstörung jener Zeit, wird erst recht an Tiefe und Kraft gewinnen, wenn sich der Geschichtsschreiber der Hohenzollern vor allen Dingen angelegen seyn läßt, den schönen Wahlspruch dieses erhabenen Hauses suum cuique zu dem Seinen in der Darstellung ihrer Geschichte zu machen. Dann wird er eben so sicher der Unsterblichkeit zugeführt werden, wie der mit diesem Sinnspruch geschmückte Adler sich kühn geraden Fluges dem ewigen Lichte der Sonne zuwendet, und sein Name wird mit eben der Ehrfurcht genannt werden, wie derer, welche er in seinem Werke der Mitwelt und den Nachkommen überliefert. Aber leider glaubt man dem Staate wie den Herrschern einen Dienst erwiesen zu haben, wenn man ein Werk aufstellt, worin ein absichtliches Verkennen der Wahrheit, eine bewußtvolle Einseitigkeit überall zu Tage liegen, und man muß gestehen, daß namentlich Preußen in dieser Beziehung wie Kaiser Karl ausrufen kann: Gott bewahre mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden will ich schon fertig werden!

Bücherschau.

Eine Quarantaine im Irrenhause. Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners. Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. Leipzig, Brockhaus. 1835. 334 S. 8.

Kühne schreibt seine philosophischen Memoiren, es thut ihm wohl, die Leiden und Freuden seines metaphysischen Menschen zu Papiere zu bringen. Dies ist eine philosophische Novelle. Sie wäre als Dichtung ein entsetzliches Unding, wenn sie nicht zugleich eine antiphilosophische wäre, der Tendenz nach. So aber ist sie eine mit schönem Herzblut getränkte Wahlstatt, auf der weltgeschichtliche Interessen des modernen Geistes verfochten werden, und wo zuletzt, nach dunkeln und naßkalten Wirren der systematischen Metaphysik, doch die Lebenssonne des unmittelbaren Menschen wieder an den Horizont tritt, man weiß nicht, ob als versöhnendes Abendroth bloß, oder als neuverheißende Morgenflamme. Das Ringen zwischen philosophischem Abschluß (Stabilität des Systems) und der ächt menschlichen, poetischen Bewegung (Leben) hat Niemand mit einer geistvolleren Tapferkeit durchgeführt und ausgemalt, als Kühne in dieser Novelle. Daß aus diesem Kampf, den jeder Deutscher, so gut wie die Schutzpocken, einmal überstanden haben muß, noch immer wieder ein Buch, ja eine Novelle gemacht werden soll, begreift eben nur ein Deutscher. Bei aller an Niederträchtigkeit gränzenden Furcht vor der Oeffentlichkeit, deren das deutsche Wesen in der letzten Zeit geziehen worden, ist doch kein Volk so beeifert, die geheimsten Excremente seiner geistigen Entwickelung vor die Augen des Publikums zu schleppen, als man dies in deutschen Schriften tagtäglich sehen kann. In unzähligen Büchern mausert sich blos der Autor, in seinen monologischen einsiedlerischen Ergüssen nach keinem Leser fragend, und dennoch erwerben die großen literarischen Anachoreten unsrer Nation damit zugleich das Verdienst, daß sie, wie die katholischen Priester das Abendmahl, so ihre Mauserungsprocesse für eine ganze Weltgemeinde mit vollbringen.

Wer etwas davon haben will, zur Unterhaltung und Förderung, wenn er sich mit dem Verfasser dieser Quarantaine im Irrenhause unterzieht, muß die Hegel'sche Philosophie kennen. Sie ist die große Kuh, um die Wiswamitra so lange gebüßt und gelitten, sie ist Absicht und Endzweck aller Selbstkasteiungen und Geißelungen, an welchen sich der reisende Doctor der Philosophie aus Berlin so mürbe gearbeitet, daß er endlich selbst nicht mehr weiß, ob er mit Recht oder Unrecht in jenem Irrenhause sitzt, in das ihn eine wunderliche Schickung eingesperrt. Der

Verfasser setzt in seinen Raisonnements die Bekanntschaft mit Hegel voraus, und er kann es bei der norddeutschen jungen Generation, die er sich vorzugsweise als Leser und Theilnehmer seiner philosophischen Selbstbekenntnisse denken muß, während er bei einer andern Fraction unserer jungen Literatur weder ein gutwilliges Ohr, noch ein bereites Verständniß finden wird. Diese Fraction datirt ihr Selbstbewußtseyn erst seit der Julirevolution und hat sich an den Zeitereignissen gebildet, aus deren Drachenzähnen sie wie eine radicale Kadmussaat im Nu aus der Erde gestiegen, ohne eine Vergangenheit gehabt zu haben, deren Pietät sie noch fesselte. Ich bezeichne sie nur als Fraction, nicht als Partei, denn als Partei haben auch wir wichtige Interessen mit ihnen gemein, in denen wir uns nicht von ihnen trennen dürfen. Es sollte aber jene Fraction, wenn sie nicht in der Trennung von uns ewig einseitig bleiben will, ihre Ausfälle zügeln gegen diejenigen Bestrebungen auf unserer Seite, welche noch die philosophischen und wissenschaftlichen Grundlagen, auf die uns unsere Lebensverhältnisse ursprünglich gestellt, zu verarbeiten haben. Wir haben schon vor der Julirevolution unsere eigenthümlichen Bestrebungen gehabt, die Julirevolution aber ist überhaupt kein Ereigniß mehr, an das etwas geknüpft zu werden verdiente. Die damaligen Bildungselemente in der Literatur waren in Norddeutschland alle stark mit Hegel versetzt, sei es, daß man mit zu seinem Schweif, oder zur Opposition dagegen gehörte, denn gleichgültig konnte Keiner bei diesem ungeheuern Schauspiel eines weltgeschichtswidrigen Abschlusses, einer unnatürlichen Wollust der absoluten Erkenntniß, seyn. Ich glaube, ich war der erste unter der jungen Literatur, welcher, schon im Jahre 1829, in mehrern Aufsätzen das freie Leben der Persönlichkeit, besonders aber die Rechte der Kunst, gegen den alles Individuelle verzehrenden Begriff der Hegel'schen Philosophie geltend zu machen suchte; und sodann strebte ich, was für uns Norddeutsche ein so schwieriger Durchgangsprozeß ist, meine Vergangenheit mit der neuen Gegenwart zu vermitteln, deren ideenschwangere Blitze mich mächtiger getroffen hatten. Kühne ließ sich später noch einmal speciell mit dem Systematischen des Hegelianismus ein, und bringt jetzt, zu meinem Erstaunen, diesen merkwürdigen Posthumus jener Richtungen ans Licht, dessen geistiger Kraft man gewiß seine hohe Anerkennung nicht versagen wird, sollte man auch die ganze Composition noch so wenig ansprechend und genießbar finden wollen. Wahrscheinlich, und zum Glück für ihn selbst, wird er nie wieder eine ähnliche Novelle schreiben, da er hier die ganze Lava seines Hegelianismus mit feuriger Gewalt ausgespiern hat, aber diese Novelle, wie sie da ist, behält doch ihren selbstständigen Werth, für die Culturhistorie keinen geringen, den allermeisten für den Verfasser selbst. Dieser hat sich darin mit großer Naturwahrheit und der liebenswürdigsten Gemüthsoffenheit an sich selbst preisgegeben, und solche aufrichtige Beichte bis in Herz und Nieren hinein hat seinen ganzen Menschen gestärkt, erfrischt, gehoben. Das Palladium der Wahrheit hat er siegreich ausflattern lassen; die Schönheit ist in diesem Buche noch nicht erreicht.

Daran hat den Verfaſſer die ganze Anlage, Erfindung und Oekonomie ſeiner Dichtung, die von vorn herein etwas Unſchönes in ſich trug, gehindert.

Der Gedanke war glücklich, philoſophiſche Confessions im Tollhauſe zu ſchreiben, und auf dem witzigen Umwege aus der Wahrheit in den Wahn von der Zwangsjacke des abſoluten Syſtems ſich zu emancipiren! So ließ ſich, nach Auskühlung des metaphyſiſchen Hirnſchädels durch das Tropfbad dieſer Contraſte, die ächt menſchliche Miſchung wieder erreichen, welche, den wahren fröhlichen Metallguß des unmittelbaren Daſeyns hervorbringend, am meiſten dadurch vor dem Wahnſinn ſich rettet, daß ſie alle Handelsmonopole und ſyſtematiſchen Privilegien auf die Weisheit aufgiebt, und, zum Beſten der Vernunft, auch die mancherlei ſüße Unvernunft im Menſchen glücklich ausbildet. Hier in der Irrenhausquarantaine darf man es denn auch nicht übel nehmen, wenn unſer Verfaſſer bisweilen in gar zu langen und athemloſen Reflexionen, die durch keine wohlthuende Interpunction eines begebenheitlichen Intereſſes unterbrochen werden, einen ungeheuern philoſophiſchen Katzenjammer austönt. Wer einmal in einer ſolchen Verbeſſerungs-Anſtalt des menſchlichen Geiſtes gefangen ſitzt, hat das Recht erworben, ſich, wenn es ihm beliebt, mit für einen Kranken ausgeben zu können, und er thut, der Polizey gegenüber, zugleich klug daran, denn was will ſie machen, wenn ein Narr die Wahrheit ſpricht! Nur wird auch der Leſer zuweilen mit in den Uebelſtand der Polizey hineingezogen, daß er nicht weiß, was er dem Witz der Unvernunft zugutehalten oder dem Rechte der Vernunft zugeſtehen ſoll. Dies iſt aber eben die göttliche Komödie der Dialektik, über die, ſowie über Sophiſtik im Leben und Denken, der Verfaſſer treffende Bemerkungen macht. Dennoch möchte ich, für das novelliſtiſche Intereſſe des Buches, faſt wünſchen, der Verfaſſer hätte lieber die Scenerie des Irrenhauſes nicht gewählt, weil, was die daraus zu gewinnenden Geſtaltungen betrifft, Tieck in ſeinen „Reiſenden" dies Thema auf eine zu glänzende Weiſe erſchöpft hatte. Auf Geſtaltungen aus dieſen Elementen verzichtete Kühne freilich gleich von vorn, da ihm ſeine ideelle Frage, die Erlöſung ſeines Denkens, von zu überwiegender und zu ſchwerer Wichtigkeit war, ſo daß der Novellenreiz ihm dabei gar nicht in Betracht kam. Etwas von einem novelliſtiſchen Verband findet ſich wohl am Ende, die Figur der tragiſchen Polin, Victorine Miaska, iſt ſehr anziehend, und was ſich um ſie herumgruppirt, oft mit lebenſprühenden Farben ausgeführt. Wäre es mehr zum feſten Relief des Ganzen benutzt und zugleich mehr äußere Einrahmung gefunden worden, um die unruhigen ſchwarzen Wogen der Reflexionen in heitre, grünbekleidete Ufergelände zu nehmen, ſo würden auch die gedankenfaulen Leſer dem Verfaſſer länger folgen, als ſie es jetzt vielleicht thun werden. Die Kataſtrophe wird indeß in die novelliſtiſchen Verhältniſſe des Stoffes gelegt, eine ideelle Kataſtrophe iſt im Grunde nicht vorhanden, ſo ſehr ſonſt Alles auf ideellem Boden ſteht. Denn die deſperat gewordene Philoſophie des Verfaſſers war ſchon vor

seiner Irrenhausquarantaine dieselbe wie nachher; sie macht im Irrenhause nur ihre Bekenntnisse über die Vergangenheit. Das Resultat ist der übrigbleibende Mensch, der sich wieder in die spielende Welle des Augenblickes taucht. Der vortrefflichen Einzelabschnitte aus diesen metaphysischen Lebenswirren wäre eine große Anzahl hervorzuheben. Darunter besonders S. 41 und 42, über die Möglichkeit, ein Ende des Faust zu dichten, S. 66, die Charakteristik Shelley's, S. 71, über den Selbstmord, S. 84 flg. die sehr gelungene Persiflage des Materialismus in der Gestalt des verrückten Landpastor Faigenheim. Die Phantasieen über den Don Juan scheinen mir verfehlt, da es bei einem so oft behandelten und bephantasirten Thema nahe lag, ins Hypersinnreiche zu gerathen, wobei man, ins endlos Bedeutsame hineingezogen, den Boden unter den Füßen verliert.

Diese Novelle ist ein sehr treuer und wahrer Abdruck einer wichtigen Zeitstimmung in der Entwickelung des deutschen Geistes. Sie bezeichnet auf der einen Seite den Culminationspunct eines mit Speculation getränkten und übersättigten Nationalcharakters, und beschreibt auf der andern, an der Geschichte des Individuums, den Weg der Reaction, die sich vor der Hand wenigstens in der Sehnsucht nach That und Leben andeutet. So ist die ganze Zeit für jetzt der philosophischen Systeme überdrüßig, die sich auf ihrem eigenen Territorium schon durch Uebervölkerung vernichten, und arbeitet einer Epoche entgegen, wo der Ueberfluß von Vernunft und Weisheit in unsern Landen in Fülle und Fleisch der Gestalt und in heitre plastische Lebensformen übertritt und darin sich reproducirt!

* * *

Liebesbriefe. Novelle von Heinrich Laube. Leipzig, Otto Wigand. 185 S. 8.

Hang up philosophy, unless philosophy can make a Juliet! Dieser Stoßseufzer Romeo's, mit dem er die „süße Milch Philosophie" von sich weist, möchte auch dem Verfasser dieser „Liebesbriefe" aus dem Herzen gesprochen seyn, obwohl er weniger Recht dazu hat, als Romeo, denn Laube's Blanca, so schönes Fleisch er an ihr rühmt, ist keine Julia, und die Philosophie, die Laube in seiner Lebensphilosophie gar nicht brauchen kann und will, hat er nicht recht durchgemacht. Die Philosophie kann keine Julia schaffen, gut! So mortificirt die Philosophie! Aber Laube mortificirt auch die Julia. Er will „natürliche Zustände" in der Liebe herstellen, und Alfons trifft mit seiner Blanca, die er liebt (!), das Uebereinkommen, daß Beide der größten Vielseitigkeit der Liebe nach allen Gelegenheiten hin sich ergeben mögen. Dies ist im höchsten Grade unpsychologisch und mortificirt alle Eigenthümlichkeit der weiblichen Natur. Denn das Weib, welches liebt, ist eifersüchtig, und kann, wie die Liebe überhaupt, nicht dulden, daß man andere Götter habe neben ihr. Diese Blanca hat nie gelebt, wie denn überhaupt alle Verhältnisse

der Novelle in eine chimairische Unwirklichkeit hineingestellt sind, und ich wundere mich, daß der sonst so feinsinnige und die Welt kennende Laube sich den Vortheil hat entgehen lassen, die neuen Ideen über die Liebe in Conflicte mit den wirklichen socialen Verhältnissen zu setzen, wodurch die ganze Frage an kräftiger Bedeutsamkeit gewonnen hätte. Statt dessen schwebt die Novelle, mit allen ihren Carlsbader Aventüren, in der Luft, gleich dem „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier," und nur der kokette Alfons macht durch seine beständigen schneidermäßigen Selbstverherrlichungen seines Anzugs und seiner Halsbinde einigermaßen glaublich, daß man lebende Figuren von Fleisch und Bein vor sich hat. Denn auch die Scenen aufblühender Sinnlichkeit sind bei weitem nicht reich, glühend und voll genug hingestellt, und Laube hat sein Vorbild Wilhelm Heinse diesmal nicht erreicht; es ist Alles, man begreift selbst nicht warum, in's Nebel- und Schattenhafte zerfahren. Dennoch sind einige vortreffliche Grundelemente in der Anlage des Stoffes da, und man erfreut sich auch hier in manchen Partieen der kecken Frische und des hoffnungsvollen Muthes, der durch Laube's Darstellungen geht. Nur ist kein rechter innerer Reichthum, keine frohlockende Herrlichkeit des Gemüths da. Der Schluß, der von späterer Hand hinzugefügt, hat etwas Gezwungenes und absichtlich Beilegendes, ohne doch idoell zu lösen; was nicht angenehm wirkt. Dennoch darf man auch die hervortretende Gerechtigkeitsliebe nicht übersehen, die in diesem Schlusse den Verfasser liebenswerth erscheinen läßt, indem er sich fortan von den bloß zerstörenden Tendenzen lossagt. Möchte er bald etwas aus ganzem Gusse geben!

* * *

A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften. Vollständige, vom Verfasser selbst besorgte Original-Ausgabe letzter Hand. 31 Bände mit 31 Stahlstichen. Erster Band in zwei Lieferungen. 314 S. Stuttgart, 1835. J. Scheible.

Mit Schrecken sieht man das weite Leichenfeld, die Todtenkammer der deutschen Literatur vor sich, den unersättlichen Abgrund, der eine poetische Größe nach der andern in sich hinabschlürft, erst die Werke, dann die Werkmeister. Die jungen beißigen Zähne wachsen unter den alten mächtig hervor und verdrängen sie. Wir beobachten keine Pietät, wir vergessen den Genuß, den uns die alte Zeit mit ihren Produkten gewährt hat, da wir noch jung waren, schütteln altklug die Köpfe und spielen kritisch mit den Knochen und Ueberresten der Todten. Wir haben keine Lust mehr am Weibe, noch weniger am Manne. Wir sind in die Skepsis hineingerathen, wir zergliedern Alles, wir bezweifeln Alles; das Blut kugelt sich verdrossen durch unsere Adern, und die geistigen Dämpfe verdichten sich in unserm Gehirn zu gewagten Theorien und tiefsinnigen Speculationen. So bedenklich war die alte gute Zeit nicht! Unsere Skepsis soll zwar den Uebergang zur lebendigen Wahrheit bilden; aber wir Einzelnen, als die Destillirkolben, in denen vermittelst der Skepsis der Reinigungsprozeß der

Wahrheit vor sich geht, haben die Unruhe und die Angst, und opfern unser Glück für ein problematisches zukünftiges Leben in und mit der Wahrheit! — Referent hat in seiner Jugend die Langbein'schen Poesieen nicht nur gelesen, sondern verschlungen; er hat die geheimen Mysterien der Liebe, die Langbein hin und wieder mit unsauberer Hand berührt, mit genossen und halbdunkel geahnt, wenn auch nicht verstanden. Das Brautbett und die verliebten Nächte, deren Seligkeit zu entbehren Langbein am Schlusse eines Liedes sich außer Stand erklärt, waren ihm neue Dinge; aber er las gern davon, er wußte in seiner Unschuld nicht, wie ihm geschah, aber was ihm geschah, that ihm wohl. Viele von diesen alten Bekannten fand er in den beiden ersten vor ihm liegenden Heften wieder. Da fühlte er, wie der alte Mensch von ihm gewichen und unter seinen Händen ihm entlaufen sei! — Diese Langbein'sche Sinnlichkeit hatte ihre prickelnde, reizende Kraft für ihn verloren; sie ist nicht die echte, die mit Geist gesättigte, die in der Bedeutung der Seelenthätigkeiten stehende, sondern die kalte, splitternackte, gemeine und phantasielose Lüsternheit, welche die Qual des unbefriedigten Verlangens nicht kennt, sondern nur die Freuden des augenblicklichen Genusses, nicht das ewige, gesteigerte Leben im Genuß, sondern den Stillstand. Die Mysterien der Liebe sollten für die Dichter unberührbar sein, wie die heilige goldreiche Insel Talea für die Alten; nur im Traume sollte man sie umgaukeln, nur ihre duftigen äußersten Umrisse schildern, nur in der Feier anbetender Ahnung von ihnen singen. — Wo wir in diesen beiden Heften dem redlichen Mann begegnen, der als höchsten Grundsatz aufstellte, es sei besser, „ein braver Mann zu sterben, als ein kerngesunder Bube sein," der neben leichtem behaglichem Lebensgenuß nichts Größeres kannte, als deutsche Treue, Biederkeit, Offenherzigkeit und Gefühl für Freundschaft, da haben wir ihm, als dem Freunde und Gespielen unserer Jugendzeit, herzlich die Hand gedrückt. Wir wollen ihm mit Freuden den Platz in den Herzen seiner Verehrer, den stillen friedlichen Raum in seiner Gruft und seinen besseren Liedern die stereotype Stelle gönnen, welche sie in den Köpfen der Kinder, in den Anthologieen und Fabellesen einnehmen. 88.

* * *

Abbotsford und Newstead oder Walter Scott und Byron, von Washington Irving. Aus dem Englischen. (Zweiter Theil des Wanderbuches.) Berlin, 1835. Verlag von Veit und Comp. 310 S.

Die zarte Andacht und kindliche Verehrung, womit die Literaten britischer Zunge ihren Herrn und Meistern anhängen, die simple Pietät, womit sie ihre Liebe selbst auf die umgebenden Gegenstände, die Lieblings- und Denkplätzchen, die Hausthiere und Hausdiener, die Zimmer, Schränke und Schreibmaterialien übertragen, stechen auf eine seltsame Weise ab, einerseits gegen die schmeichlerische Unterwürfigkeit der Deutschen, die, wo sie loben wollen, Knechtsnatur annehmen, plumpe epitaphische Prunkreden

ohne Maaß und Ziel zusammensetzen und selbst die Flecke der verkommenen Schlafröcke, Papier- und Federschnitzel, Hand- und Schnupftücher als Embleme der geschiedenen Größen besingen und als Fetische von göttlicher Natur anbeten, andererseits gegen die philosophischen Beleuchtungstheorieen, die über den unglücklichen beleuchteten Mann fallen wie schmutzige Streif- und Schlaglichter oder wie entstellende Schönpflästerchen seinen Werken sich anhängen, gegen die Tob- und Schmähsucht, die aus den Winkeln der literarischen Kellerwirthschaften und Krämerbuden sich laut machen, gegen den unstillbaren Heißhunger, mit dem man in die Gebeine der Todten wie Ugolino seine beißigen Zähne schlägt. Denn die deutsche Literatur ist eine, die Hand an sich selbst legt, von der Kritik geboren wird, an der Kritik dahinstirbt und in der Kritik epochenweise ihre Auferstehung feiert; sie ist eine wesentlich revolutionäre Literatur. Der Deutsche, der nichts weiter zu reformiren hat, spielt wenigstens in der Literatur den Insurgenten und Sansculotten; er bringt sie dermaßen in's Feuer, daß sie wie der Scorpion den eigenen giftigen Schweif sich in den Nacken bohrt. Die brittische, in den großartigen Verhältnissen des öffentlichen Lebens und in Corporationen aller Art erzogene und gereifte Pietät schaut mit offenen unbefangenen Augen den Gegenstand ihrer Verehrung an, und weiß schnell aufzufinden, was an ihm vor Allem verehrungswürdig ist; sie zieht aus dem Literaten den Menschen ab und stellt ihn mit einer Kunst der Genremalerei dar, daß das Abbild Athem und wahrhaftes Blutleben empfängt.

In diesem rein menschlichen Sinne hat uns im vorliegenden Buche Irving seinen Herrn und Meister, Walter Scott, mit allen menschlichen und nicht menschlichen Insassen von Abbotsford, mit allen leblosen und lebendigen Gegenständen in voller Wahrheit zart auffassender Liebe und Anhänglichkeit dargestellt. Walter Scott war durchaus keine hauptstädtische, noch weniger eine kleinstädtische oder Blachfeldsnatur; er war das Kind und Genie der schottischen Haide, des Volksgesangs Lehrling und der ossianischen Nebelgeister wohlbeschützter Pflegling. Wenn sich die deutschen Poeten von der Natur zurückziehen, in die Metropolis ihres Landes oder Ländchens, als die da allein Heil bringen soll, sich flüchten und ihr stilles Zimmer nebst Schlafkabinet mit den wohlerzogenen vornehmen Gesinnungen der Salons bevölkern, so taucht sich der brittische in die grüne Peripherie der Natur, in seines Landguts mildflüssige Freuden, in die Berge und Wälder seiner Geburtsflur, deren Ein- und Ausgang die Sage und das alte Volkslied hüten, in die Kreise des Landvolks selbst, aus dessen Munde das Räthsel der Fabel, das die Lösung in sich trägt, unverdorben und rein fortwirkt. Aus diesen Elementen, den blaudustigen Nebelformen der Sage, der grünen Allgegenwart der Natur und der compacten Kameradschaft unverzärtelter, kräftiger Menschen sog Walter Scott's Romantik sich groß.

Schon als Knabe, anfangs schwächlich, sodann durch tüchtige Fußwanderungen gestärkt, liebte Scott tagelang im Lande hin und her zu streifen und unter dem Scheine eines Müßiggängers Volksscenen und Charaktere zu beobachten. Wo Andere sich mit Bibelsprüchen oder gelehrten

Citaten halfen, war Scott schnell mit einem bezeichnenden Verse aus einem Volksliede zur Hand. Jeden in der schottischen Balladenpoesie berühmten Ort kannte er und wußte von ihm seinem Gaste Irving mit einer Erzählungsgabe zu berichten, die eben so anspruchslos als durch das Feuer seiner Phantasie hinreißend war. Sein reicher Humor war voll und von aller Bitterkeit frei. Es war ein wohlwollender guter Geist in ihm, der seinem Leben wie seinen Werken den Ausdruck der Bonhommie mittheilte. Er hatte eine Corporation von Hunden um sich, die seiner besondern Gunst sich rühmen durften. Irving hat die einzelnen Charaktere dieser Hunde mit einer Wahrheit geschildert, die wir, den träumerischen Schattenriß liebende Deutsche kaum in unsern Menschenschilderungen zu erreichen im Stande sind. Nie hat man Walter Scott, so oft er Besuch hatte — und er hatte dessen viel — arbeiten gesehen; es schien, als dächte er, statt an Geschäfte, nur an Vergnügungen und hätte sonst in der Welt nichts weiter zu thun. „Abbotsford," die erste Hälfte des Buches, ist reich an interessanten Mittheilungen, die uns Irving als Augen- und Ohrenzeuge überliefert hat. Er war selbst ein Schüler des schottischen Romantikers und darf sich rühmen, daß er an einem regnigten Tage von ihm mit zarter Sorgfalt unter den Plaid, und, wie Scott selbst äußerte, unter des Meisters Flügel genommen wurde.

Weggewandelt waren die Tritte des berühmten erblichen Besitzers von Newstead, als Irving die ehrwürdige Abtei betrat; aber er fand an dem neuen Eigenthümer einen gastfreundlichen Wirth und warmen Verehrer Byron's. Er schildert uns den Dichter so, wie er in der Erinnerung der Nachkommen, Nachbaren und Hausdiener fortlebte, die Lieblingsplätzchen, an denen der Geschiedene weilte, die Zimmer, die er bewohnte, die Menschen, mit denen er verkehrte und in näherer oder fernerer Beziehung stand; denn selbst aus seinem Grabe herauf warf Byron seinen bleichen, düstern Schatten über die Abtei und ihre Umgebungen. In manchen Eigenthümlichkeiten treffen Scott und Byron zusammen. Scott litt an einer Fußlähmung; Byron war an einem seiner Füße noch übler bestellt; Scott hatte als ein memento mori einen Todtenschädel in seinem Zimmer, wie Byron; Scott liebte die Volkssagen und die dämmerige Legende, Byron tummelte sich in Gespenster- und Sagengeschichten mit innerer Lust umher. Aber die Aehnlichkeit beruht mehr auf zufälligen Aeußerlichkeiten; dem Wesen nach gehen sie in ganz verschiedenen Richtungen aus einander. Scott war ein wackerer Familienvater und Hausverwalter, und, obgleich er dem Verfall seines Vermögens nicht vorzubeugen vermochte, ein thätiger Oekonom; Byron, der Unbehauf'te, trat als Erbherr in ein schon zerrüttetes, ruinenhaftes, von den absichtlichen Launen seines Großvaters zerstörtes Eigenthum. Der unwirsche Sinn und das unruhige Blut erbten von seinem Großvater auf ihn herab. Mit jeder Lücke, die seine Abtei, seine Studier- und Wohnzimmer in Folge seiner eigenen Sorglosigkeit und durch die Zerstörungslust der Zeit erlitten, kam ein neuer Riß, ein neuer Spalt in sein Gemüth; und als er endlich sein Ahnenhaus, das für Wind

und Wetter offen stand, zu verkaufen sich gezwungen sah, wandte er, ein verfallener Mensch, von dem verfallenen Schloß seinen schwermüthigen Reisetritt abwärts. Er genoß die Volks- und Geistersage nicht, wie Scott, mit jenem frischen Humor, der über dem spukhaften Gezeuge besonnen und selbstbewußt schwebt; er suchte sie in seinem eigenen Gemüthe als glaubwürdige Facta zu fixiren; er war bemüht, in den Geisterglauben sich hineinzuarbeiten und seine Abtei mit spukhaften Gebilden, den Ausgeburten seiner Phantasie, zu füllen, oder er verarbeitete in seiner Einbildungskraft räthselhafte zufällige Erscheinungen zu den Aeußerungen und Offenbarungen einer übersinnlichen Welt. Sein Herz war voll, sein Gehirn überfüttert. Ein jäher Spalt ging mitten durch ihn hindurch, und der Verstand auf der einen und die wilde Phantasie auf der andern Seite konnten sich die Hand nicht reichen. Er schwindelte vor diesem Abgrund, den er sich selbst geöffnet; aber der Schwindel war mit Wohlgefallen und einer geheimen Selbstvernichtungslust gepaart. Durch diese zweite Hälfte des Buches geht eine wehmüthige Rührung, ein elegischer Ton. Die Verse aus Byron's Gedichten sind von so sinniger Wahl, daß wir nicht den zertrümmerten Menschen, sondern nur den trauernden Abkömmling berühmter Ahnen sehen, der um die Trümmer seiner Liebe und seines Erbgutes klagend schweift und seine Thränen in wehmüthige Lieder umsetzt. Das letzte Kapitel: „die kleine weiße Dame," beschäftigt sich mit dem tragischen Schicksal eines weiblichen Wesens, dessen krankhaft überreizte Seelenstimmung in den Symptomen einer Alles verdrängenden Verehrung für Byron und seine Lieblingsplätze hervortrat. Das Leben dieser unglücklichen taubstummen Person erscheint wie eine fortgesetzte Elegie; ihr Ende, an sich tragisch, wirkt in dem einfachen Erzählungstone Irving's wahrhaft erschütternd. 88.

* * *

Geschichte des deutschen Volkes und des deutschen Landes. Von Dr. K. W. Böttiger. In Lieferungen. Erster Band. (4 Lieferungen) 554 S. gr. 8. Leipzig und Stuttgart, 1835. J. Scheible's Verlags-Expedition.

Erst in der Erinnerung, in seinen historischen Gedenkbüchlein wird der Deutsche national. Da weitet er sich aus; alle Poren öffnen sich an ihm; ein Gefühl, welches dem Nationalsinn ähnlich sieht, kommt über ihn. Wenn er seiner Vorfahren gedenkt — und der ruhige thatenlose Deutsche hat Zeit genug dazu — dann gewinnt er Charakter, Festigkeit im Urtheil, Bestimmtheit im Ausdruck; er leidet und handelt mit, er bereut und nimmt Lehre und Warnung an; die geschichtliche Erinnerung wird ihm zum Gottesgericht, zur Prophetin, die aus der Vergangenheit für die Zukunft wahrsagt; sie wird die Stimme seines eigenen innersten Gewissens. Eine wehmüthige Rührung ist das hauptsächlichste Merkmal aller Geschichtsbücher deutscher Nation; ein Klage- und Racheruf, wie der Chriemhildens, tönt vernehmlich daraus hervor; die Erinnerung sitzt wie Marius auf den Trümmern gesunkener Größe und spricht Worte des Mitleids und des

Jammers. So gelingt es uns nicht, eine Geschichte im wahren objectiven Sinne des Worts zu schreiben; wir besitzen vielmehr neben einer reflektirenden Poesie auch eine reflektirende Geschichte, die sich nicht selten in einen lyrischen Schmerz ergießt und, wie manche Schöne, erst im Weinen und durch das Weinen reizend wird. Sie ist eine büßende, alle unsre Sinne aufregende Magdalena, die um unsre Gunst buhlt, ohne es selbst zu wollen.

Unsre Heroenzeit, die Zeit unsrer geschichtlichen Größe, liegt freilich hinter uns; aber mit ihr auch das ungebändigte Chaos, die wilden Naturzustände der deutschen Nation, wo die materielle Kraft das Gesetz übermeisterte und den Geist der Freiheit und der Liebe unterdrückte. Die Intelligenz hat sich Raum gemacht, die wuchernde Vegetation ausgerodet und den Urwald gelichtet. Aber diese Intelligenz ist nicht ein Erbrecht, ein aristokratisches Vorrecht, sondern ein demokratisches Allgemeingut, von jedem Einzelnen zu erwerben, von Einem zum Andern übergehend, ein wechselseitiges mittheilbares Allodium. Vor dieser Intelligenz stehen Alle gleich; sie nivellirt Alles, sie verbindet Alles; sie bringt auf Ausgleichung der Differenzen, auf eine Habeas-Corpusakte für Gedanken und Wort. Nur momentan kann sie unterdrückt werden; aber die Stoffe, womit man sie erstickt, sind selbst entzündbar und helfen den allgemeinen Brand vermehren. Die einzelnen Ausbrüche wilder wuchernder Volkskraft gehen nicht von der Intelligenz aus; aber sie sind wie das Stöhnen und Seufzen einer beengten Brust; sie bekunden den gewaltigen Drang der innern Gluth, die sich frei machen will, ein allen Völkern gemeinsames sympathetisches Leiden. Unter Zuckungen, Krämpfen und epidemischen Wehen geht die Geburt der neuen Zeit vor sich. Diese Intelligenz hat mit seltener Energie und Rapidität die westliche Halbinsel Europas aus dem Schlaf gerüttelt. Sie scheint sich hier zu übereilen, indem sie das Extrem auf das Extrem pfropft; aber sie hat den lastenden Deckel gehoben und die entbundenen Dämpfe strömen hinaus. Das Recht zu protestiren, der Protestantismus selbst, stürzt und bricht die schnöden Mauern, hinter denen die Kirche durch die faulen Bäuche der Mönche ihre kollernde Sprache laut werden ließ.

In dieser Macht der Intelligenz findet auch die deutsche Geschichte ihre Versöhnung; bis dahin sind wir vorgeschritten, dort stehen wir. Sie giebt dem zerspaltenen und geflickten Deutschland die oft vergebens gesuchte Einheit, eine höhere, als die merkantilische des Zollverbandes. Zwar hat auch unsre Zeit ihre Schwächen und unsauberen Schmutzflecke, die Ichsucht, die in maaßlose Spekulationen ausartende Gewinnsucht, die Börsensucht, die das goldne Kalb der Israeliten als alleinigen Gott verehrt — aber wir wollen uns mit den Aegyptern rechtfertigen, die neben jedem dem guten Gott Osiris geweihten Tempel auch einen für den bösen Typhon errichteten und in gleichen Ehren hielten.

Die Aussicht auf diese intelligible Einheit des deutschen Volkes sollte die Geschichtsschreiber nicht zu weichlichen Klagen stimmen, sondern ihr

Gemüth trösten, erheben, stärken. Wir haben vier Hefte einer neu erschienenen deutschen Geschichte vor uns. Der Verfasser derselben, Dr. Böttiger, kann seine elegischen Klagen nicht immer zurückhalten; er raisonnirt laut, er jammert und spottet über die Verirrungen des deutschen Volkes und seiner Machthaber. Allein diese Verirrungen, die alten wie die neuen, sind nothwendige Metamorphosen und Uebergänge, Schichten, die nach einem gewissen Gesetz sich aufeinander legen, um dem künftigen Gipfel eine feste Unterlage zu gewähren; sie sind die faulenden Excremente, die das Land für künftige Zeugungen fruchtbar machen. An andern Orten spricht sich des Verfassers tüchtiger Sinn vollkräftig aus. Sein Werk verdient um so mehr Lob, da, wie ich überzeugt bin, die Geschichte der deutschen Nation von allen die größten Schwierigkeiten bietet, woran bis jetzt die Kräfte der tüchtigsten und gelehrtesten Männer mehr oder weniger gescheitert sind.

Deutschlands Geschichte war von jeher eine allzuindividuelle, bestimmt und gebunden durch die subjectiven Ansichten der Gewalthaber und Wortführer und, bei der überschwänglichen Menge gebietender Herren, in lauter kleine Histörchen sich zerblätternd und auflösend. Hierzu kommt die Individualität der Stämme, die ihren Ursitz und ihren Charakter bis auf die heutige Zeit mehr oder weniger erhalten haben. Selten verfolgte man einen Plan mit Consequenz. Den augenblicklichen Leidenschaften gab man sich hin. Man zog das Schwert, wenn der furor teutonicus über das Herz, ein kriegerisches Zucken in die Hand fuhr; wenn aber einmal das deutsche Phlegma übermächtig wurde, legte man sich auf die Bärenhaut und das Disputiren, auf die Reichstage und Vorberathungen, so daß Ruhe und Unruhe, Friedensvertrag und Friedensbruch, Demuth und Trotz auf die wunderbarste Weise wechseln. Das selbsterwählte Haupt der Deutschen mochte noch so selbstständig denken; die kleinen Häuptlinge hatten auch ihre selbstständige Meinungen, welche sie geltend machten. Es sah in Deutschland wie in einem Kopfe aus, wo die verwirrtesten Gedanken hin und wiedergehn. Die französischen Könige dagegen haben, in Opposition tretend gegen die Individualitäten, ihr Land und Volk mehr als ein Object bearbeitet und daran wie an einem gegebenen Stoff nach Herzenslust gemeißelt und gefeilt, ihre Leidenschaften geschickt zurückgehalten und ihrer Politik eine gedrungene, haltbare Form gegeben. Eine Consequenz, unerschütterlich wie die des römischen Senates und der Päpste, erbte vom Vater auf den Sohn. So ist die französische Geschichte bei aller Objectivität central, die deutsche bei aller Subjectivität peripherisch geworden; sie strebte in einen weiten Linienumfang hinaus, während die französische in einen dichten Kern von Hofintriguen sich zusammenzog. Daher ist diese bei Weitem klarer und bis ins Einzelnste zu verfolgen; denn sie ist planmäßig und nach den Regeln der Kunst angelegt; die deutsche dagegen unverständlicher, ausgebreiteter, innerhalb Deutschlands verwickelter, außerhalb Deutschlands sporadisch zerstreut. Ihr Haupt- und Wagebalken ist in Deutschland, aber die mächtigen Splitter dieses Balkens über-

all zu finden und aufzulesen, in Italien, Sicilien, Ungarn, in den slavischen Ländern, in Dänemark, im Morgenlande, in den Niederlanden und den beiden Königreichen Burgundien, deren Geschichte zum Theil mit der deutschen zusammenfällt — nicht zu gedenken der älteren Geschichte Deutschlands, wo die Völkerschaften und Horden wie ungebändigte Natur- und Elementarkräfte in und durcheinander fuhren und die Geschichte im Chaos sich herumtrieb, nicht zu gedenken der vielfachen Berührungen, in welche Deutschland späterhin mit den übrigen europäischen Staaten auf meist passive Weise gekommen ist. So gewährt die deutsche Geschichte, wie die Eiche mit ihrem mächtigen Stamm und ihren baumähnlichen Aesten, einen knorrigen, in einander geschlungenen, complicirten Anblick. Wir können stolz sein auf die Regsamkeit, die Langlebigkeit und die weite Ausdehnung unsrer Geschichte. Sie hat etwas Genial-Liederliches, aber auch etwas Römisch-Schlagfertiges und, bei aller Mannhaftigkeit und Derbheit, etwas kindlich Verlegnes und Befangenes.

Den Geschichtschreibern unsrer Nation tritt ein langer Zug gewaltiger Heroen entgegen, deren Thaten nur aus einer rechten Würdigung ihrer Individualität, deren Individualität nur aus ihren Thaten erklärt werden kann. Das Streben dieser kaiserlichen Helden ging nordwärts auf die Unterwerfung der slavischen Völker und die Ausbreitung der christlichen Religion, im Süden auf die Unterwerfung Italiens und der christ-katholischen Kirche, in so fern sie vom Papste vertreten war, zu gleicher Zeit. Den Kampf gegen die Slaven überließ man in der Regel seinen Markgrafen und Grenzherzogen, den Kampf gegen Italien führten die Kaiser selbst. Nicht selten mit Nachdruck, aber im Ganzen ohne Consequenz. Man ließ sich zu ungehöriger Zeit von seiner simpeln Frömmigkeit übertölpeln, von den Machtsprüchen der Kirche einschüchtern und einstricken von dem Gewebe italienischer Liste und Ränke. Die Pläne brachen, wenn sie weit genug gediehen waren, kurz an der Spitze ab; das Leben der Kaiser zerfällt in eine unendliche Menge Tragödien, die meist in Italien gespielt werden; denn wo ein Plan scheitert, eine Individualität, nach dem Aufwand aller Kräfte, nicht durchdringen kann, da hat man eine Tragödie erlebt.

Diese italienischen Trauerspiele hat Dr. Böttiger nicht großartig und würdig genug aufgefaßt. Er klagt immerdar über das Vergeuden gewaltiger Kräfte, die dem sich entwickelnden Deutschland entzogen worden wären — mit Unrecht! Indem der Fuß der Kaiser sich abwärts nach Italien wandte, zogen sie auch ihre gewaltige Hand vom deutschen Lande zurück, das sie sonst platt gedrückt hätten. Was platt und eben ist, hat freilich eine Einheit, aber nicht die rechte. So konnten sich die geistigen Gegensätze entwickeln, und Alles in der Opposition und vermittelst derselben zur Freiheit sich ausbilden. Deutschland tobte sich aus; es zerriß sich selbst, indem die Fürsten sich emancipirten, aber in die einzelnen Stücke drängte sich desto mehr thatkräftiges Leben zusammen, und die ungeschlachte deutsche Universalmonarchie, die von Vielen noch heut gewünscht wird, drang vor den Gegensätzen, Innungen und Freiheiten nicht durch. Der

Verfasser bringt den moralischen Einfluß, den Aufschwung und den fast römischen Stolz, der in die Deutschen durch die Römerzüge kam, und diese zur Ehrensache machte, zu wenig in Anschlag. Der Deutsche stand, trotz seiner Verbindung mit Italien, zwar lange Zeit in der Dämmerung der Intelligenz; aber es läßt sich fragen, was aus dem knorrigen, hartschrolligen Volke geworden sein würde ohne die Bekanntschaft mit dem italienischen Leben! was aus seiner Kunst, seiner Sitte! was aus seinen Städten und Innungen, die zum Theil nach dem Muster der italienischen sich gebildet haben! was endlich aus der vollsaftigen und vollblütigen Natur der Deutschen, die das Land erstickt hätte, wenn sie nach Italien hin nicht ihren immerwährenden Abfluß fand!

Der Verfasser hat sich redlich bemüht, den Knäuel zu lösen, in welchen die innern Verhältnisse Deutschlands sich zusammenwirren. Jedoch bilden sich in seiner Darstellung oft Knoten, deren Enthüllung nur dem geschickten Leser gelingen dürfte. Je näher an den Urzustand der deutschen Geschichte hinauf, desto mehr geht in der reichen Stoffhaltigkeit die Anschaulichkeit unter. Die Darstellung entbehrt hier des Lichts, die Sprache der Wärme. Um den Gelehrten zu gefallen, hätte der Verfasser mehr, und dem Volke zu gefallen, weniger geben müssen. Weiter aufwärts wird er immer mehr seines Stoffes Meister und den Gebildetern des Volkes, für die er schreibt, verständlicher und genießbarer. Ueberall arbeitet er auf die größtmöglichste, in dem kleinen Rahmen zu erreichende Vollständigkeit hin; es soll kein Mittelglied fehlen, daher sondern sich die Gruppen nicht scharf genug von einander ab. Auch späterhin hat der Verfasser mit der Unbändigkeit der deutschen Geschichte vielfach zu kämpfen. Die Gebietsverhältnisse der deutschen Länder zu einander, die in einer ewigen Unruhe ihre Fürsten wechseln, ihre Grenzen verschieben, von dem Ganzen losgeschnitten einen neuen Polypen bilden, der ebenfalls sein geschichtliches Leben hat wie das Ganze, der gewissermaßen burschikos-landsmannschaftliche Charakter, den diese Territorien und ihre Völkerschaften allmälig annehmen, machen die deutsche Geschichtsschreibung unbehaglich und bilden überall Klippen, Untiefen und Sandbänke. Der Verfasser hat sie größtentheils glücklich überwunden. Sobald er den Boden der modernen Politik, wie sie besonders unter Maximilian sich ausbildete, betritt, verliert seine Sprache zwar an Gedrungenheit, aber sie geht unwillkührlich über in einen ironischen, oft nachlässig launigen Ton. Je mehr die Geschichte und die Charaktere an Größe verlieren, desto mehr steigert sich das früher oft bemerkbare Hin- und Wiedertrippeln des Verfassers zum festen Mannsschritt. Das deutsche Phlegma, die Unbehilflichkeit, Politik zu treiben, und doch die Neigung, sich ihr hinzugeben, die unverwüstliche Trägheit, alle die albernen und aberwitzigen Streiche, welche die deutsche nachhohenstaufische Reichsverfassung herbeiführte, sind mit anschaulichem Pinsel gezeichnet und mit schlagenden Beispielen belegt. Jedem beträchtlichen Abschnitt folgt eine Schilderung des in diesem Zeitraum sich äußernden Volksgeistes, der Sitten, der Verfassung, der Literatur und Kunst, Ab-

schnitte, durch welche der historische Theil des Buches fast in Schatten gestellt wird. Die vorliegenden Hefte gehen bis zum Tode Maximilians, des letzten Ritters, der mit Gewalt sich in die Politik stürzte und einmal nicht übel Lust hatte, den päpstlichen Stuhl zu besteigen und einen geistlichen Kaiserthron zu gründen. Was jenseits dieser vier Hefte liegt, gehört nicht in den Kreis unsrer Betrachtung, die sich genau an das Buch, so weit es erschienen ist, anschließt. Der Verfasser nimmt auf eine erhebende Weise von der bis hieher geführten Geschichte Abschied. Er bewundert schließlich die deutsche Kraft, die im Teutoburger Walde den Römer vernichtete, an der Marne die Hunnen, bei Poitiers die Sarazenen, auf dem Lechfelde die Ungarn, auf der Wahlstatt die Mongolen zurückwarf und, wie alle Weltkriege, auch den mit der Hierarchie auf deutschem Grund und Boden auskämpfte, die mit den Formen rang und den Kampf siegreich bestand, und die, wie Referent hinzusetzt, neue Geburten, von denen wir keine Ahnung haben, aus dem dunkeln Schooße der Geschichte hervortreiben, früher oder später die jetzt einander bekämpfenden Interessen versöhnen und eine Einheit, nicht eine materielle, aber wohl eine im Geist und in der Wahrheit erzielen wird. So möge der Deutsche, mit dem Doppelgesicht des Janus, einerseits rückwärts stolz hinabschauen auf seine unschuldige, nur von außen her getrübte, großartig verlebte Vergangenheit, andrerseits mit Zuversicht vorwärts blicken als ein muthiger Prophet auf eine geordnete Zukunft, und, wenn es sein muß, als ein unbescholtener Schildträger den Interessen der Gegenwart vorkämpfen. Wir leben noch mitten in der deutschen Geschichte, wenn Geschichte in der Bewegung, in der Fortentwickelung der Formen und des Geistes besteht. Aber die deutsche Geschichte hat von jeher weniger der freundlichen Zusprache oder, wie etwa das ermüdete Kameel, der Musik bedurft, sondern des kräftigen Anstoßes und der von innen und außen her scharf wirkenden Reizmittel.

88.

Feuilleton.

— Am 1. August starb der treffliche Adolf Wagner, einer der feingebildetsten deutschen Geister, den nur Wenige in seinem wahren Werth gekannt haben. Er hatte nicht immer so einsiedlerisch zurückgezogen gelebt, als in den letzten zwanzig Jahren, wo er, mit seltener Unterbrechung kleiner Reisen, Leipzig kaum verließ und in seiner stillen Wohnung im Hut, vor dem Petersthor, durch die ämsigste literarische Geschäftigkeit ein resignirtes Leben beschwichtigte. In früherer Zeit war er in der Gesellschaft eine schöne und glückmachende Erscheinung gewesen, und hatte in manchen anziehenden Verhältnissen die Süßigkeit des Lebens genossen. Sein edles, griechisch gebildetes Gesicht verrieth noch in den letzten Jahren, wo Krankheit und Resignation es verkümmert hatten, die Spuren ehemaliger Schönheit. Ein begünstigteres Talent für Auffassung und Aneignung der verschiedenartigsten Weltgegenstände wurde schwerlich jemals geboren, aber auch schwerlich so wenig nutzbar gemacht und concentrirt, als in Adolf Wagner. Er griff aufnehmenslustig nach allen Einzelnheiten hinaus, da ihn Jedes interessirte, und er in seinem reichen beweglichen Gemüth für Jedes ein Organ der Verarbeitung hatte. So dichtete er Lustspiele, schrieb ästhetische Abhandlungen, gab Lebensbeschreibungen der Reformatoren heraus, übersetzte Lord Byron's Manfred, edirte italienische und englische Schriftsteller, veranstaltete eine Ausgabe vom Giordano Bruno, und schrieb in Prosa und Versen ein musterhaftes Italienisch und Englisch, woran er eine kunstvolle Liebhaberei hatte. Aber nirgends genügte er dabei sich selbst oder ließ sein eigenstes Wesen in Dem, was er schrieb, zu seinem Rechte kommen. Von dem reichen Goldlager von Gedanken und Anschauungen, das er in sich barg, warf er nur einzelne stachlichte Splitter und Klumpen an die Oberfläche, und indem er immer allzuviel geben wollte, gab er oft zu wenig, und richtete sich in deutscher Sprache einen Stil ein, mit dessen wundersam geistvollen Hieroglyphen man einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen hatte. Wann er sprach, ließ er dagegen diese zu große Absichtlichkeit und motivirte Geschraubtheit gänzlich fahren, und nie habe ich einen Deutschen vortrefflicher und in edlern fließenden Melodien von Sprache und Gedanken reden gehört, womit er, obwohl er dann gern allein das Wort führte, die größte Anspruchlosigkeit des Benehmens verband. Er brachte seine letzten Tage auf dem Gute des Grafen Hohenthal in Großstädteln bei Leipzig zu, wo er starb. —

* * *

— Dem Vernehmen nach, geht man damit um, in Weimar ein Goethe- und Schiller-Denkmal auf Subscription zu errichten. Die aus Erz gegossenen, vereinten Statuen beider großen Dichter sollen, zu einer Gruppe verbunden, auf dem freien Platz vor dem Theater aufgestellt werden. Die Modellirung werden wahrscheinlich Rauch und Tieck übernehmen, und zwar der erstere Künstler Goethe's, der andere Schiller's Statue. Ueber das Nähere der Composition, wie der Ausführung des ganzen Planes, verlautet noch nichts. —

* * *

— Professor Eduard Gans ist gegenwärtig, in Gesellschaft mit dem berühmten Theologen Marheineke, auf einer Reise durch das südliche Frankreich begriffen. —

* * *

— Bei Duncker und Humblot in Berlin soll eine neue Ausgabe von Lessing's sämmtlichen Werken erscheinen, die Glück machen dürfte, wenn sie einen tüchtigen Redakteur findet, mit Kritik gemacht und auf eine zeitgemäße Weise eingeleitet wird. Denn die letztherausgekommene Ausgabe dieses größten kritischen Genius, auf alten Löschpapierfetzen gedruckt (Berlin, Vossische Buchhandlung), war seiner unwürdig. —

* * *

— Von Ed. Beurmann, dem Verfasser der interessanten „Frankfurter Bilder," erscheinen nächstens: „Skizzen aus den Hansestädten;" so wie auch noch in diesem Jahre von ihm „Briefe über die Hauptstadt der preußischen Monarchie," in zwei Bänden, herauskommen, zu denen der Verfasser während seines Aufenthalts in Berlin, im vergangenen Frühjahr, den Stoff gesammelt. —

* * *

— Wie ich höre, wird der Professor Henrich Steffens eine Flugschrift gegen die Umtriebe der Pietisten in Berlin herausgeben!! Er will sich darin von den Frommen gänzlich lossagen, indem es ihn jetzt endlich auch verdrießt, immer unter diese Klasse, zu der in Berlin so viel unbenennttes und zweideutiges Gelichter gehört, sich gezählt zu sehen. Diese neue Bekenntnißschrift, die den Titel führen soll: „Wie ich wieder vernünftig wurde!" dürfte ein merkwürdiges Seitenstück werden zu seiner früheren vielbesprochenen Confession: „Wie ich wieder Lutheraner wurde!" (Breslau, b. Max. 1831), denn schon in der letztgenannten Schrift hatte sich dieser große, titanisch ringende Mann bekanntlich von der speculirenden Vernunft „ermüdet abgewandt," und war, ein vornehmer Refugié der Philosophie, trotz des zerrissenen Schuhwerks seines Denkens, doch mit pomphaftem Anstand in das Exil des Glaubens gewandert. Wie ein emigrirter Reichsbaron, der in einem verborgenen Landstädtchen eine Strumpfwirkertochter geehelicht und nun in Resignation von der Bürgerfamilie sich ernähren läßt, es doch nicht lassen kann, von Zeit zu Zeit seinen Adelsbrief und seine alten Privilegien wieder aus der Tasche zu ziehn und mit heimlicher Lust sich zu besehn, so zog auch Steffens, nachdem er sich an den soliden Strumpfwirkerglauben hingegeben, immer wieder einmal seine weiland Vernunftspeculation, diese schlottericht gewordene Königin, zu sich an sein Herz, und brachte durch solche Racenvermischung das hervor, was ich vor vier Jahren, in einer Kritik über ihn, den speculativen Pietisten nannte. Jetzt will er sich nun auch vom Pietismus lossagen, wie damals von der Vernunft, und es ist immer ein interessantes Schauspiel, diese tergiversaire Beweglichkeit eines großen Mannes bis in sein hohes Greisenalter hinein zu beobachten. Einem großen Manne kann es auch nicht auf die gewöhnliche Weise angerechnet werden, wenn er perfide zu sein scheint. So wollte ich nur an das perfide Benehmen erinnern, das sich Steffens, in dieser beständig fluctuirenden Apostasie von allen Richtungen, gegen Scheibel, seinen alten Freund, zu Schulden kommen zu lassen schien, indem er sich, in einer Erklärung in der Allgemeinen Zeitung, öffentlich von der lutherischen Zeitschrift Scheibels, an der er die Mitredaction so gut wie übernommen hatte, lossagte. In dieser Erklärung scheut sich Steffens

nicht, vor den Augen des Publikums zu behaupten: er habe an jenen ganzen schlesisch-lutherischen Richtungen stets nur einen wissenschaftlichen Antheil genommen und auch mit jener Zeitschrift nur insoweit sich einlassen wollen, als sie eine bloß speculative Erörterung lutherischer Lehrbegriffe betreffe! Der arme Scheibel, dem Steffens Alles verdankte, womit er in seinen Schriften: „von der falschen Theologie" und „wie ich wieder Lutheraner wurde!" so viel geprunkt und kokettirt hat, wurde dadurch freilich entsetzlich bloßgestellt, aber es war ganz natürlich, daß Steffens, in seiner jetzigen vornehmen Stellung in Berlin, es vergessen mußte, wie er sich in Breslau ziemlich factisch an der Spitze einer lutherischen Separatgemeinde befunden, deren Mitglieder, aus dem Bürgerstande, wenig von speculativen Erörterungen verstanden haben würden! Aber es kann, wie gesagt, von einem großen Mann nicht verlangt werden, daß er sich selbst treu bleibe, wennschon man das wenigstens verlangen könnte, daß ein großer Mann ein Mann sei, und nicht wie ein altes Weib sich gebärde! —

* * *

— Von dem kühnen dramatischen Grabbe sind drei Neuigkeiten erschienen, über die wir in einem unserer nächsten Stücke ausführlicher berichten werden: seine längsterwartete Tragödie Hannibal, seine Aschenbrödel, und eine kleine Schrift über das Theater zu Düsseldorf. Das letztere, unter Immermann's Leitung, scheint eine immer bedeutendere Stellung einzunehmen, und wir wünschen, daß das große Werk gelingen möchte, von dort aus eine Regeneration des deutschen Theaters zu vollbringen, wenn wir auch schwer daran glauben! Nach Dem, was man davon hört, wird es wohl nicht ganz richtig angefangen. Durch Aufführungen von Tieck's Blaubart und gestiefeltem Kater, wovon eine gewisse ästhetische Schule so viel Lärm macht, als sei damit schon etwas gewonnen, läßt sich nun und nimmermehr eine heilsame Revolution auf den deutschen Bretern, wäre diese überhaupt möglich, bewerkstelligen. Solche schöne ästhetische Liebhabereien fruchten nichts für das Allgemeine, es muß anderswoher kommen! Die ganze Nation muß sich anders bewegen, ehe wir ein neues deutsches Theater haben können! —

* * *

— Die mehrfach erwähnte Schrift, durch welche Göschel die Unsterblichkeit der menschlichen Seele in Mißcredit gebracht hat, (denn wer möchte gern unsterblich werden, wenn er dabei seinen Geist aufgeben und nicht anders als in den Geist des durch Göschel destillirten Bibliohegelianismus aufgehen soll!) findet in den so eben erschienenen „Vorlesungen über Philosophie" von dem genialen Troxler (Bern, 1835, b. Fischer. S. 365—380) eine sehr treffende und gerechte Beurtheilung. Troxler hebt hervor, welche falsche Sophistik es sei, die Hegelsche Philosophie auf diese Weise zu einer Persönlichkeitslehre aufschrauben zu wollen, welche zur Grundlage der Unsterblichkeitslehre werde. Er lehnt ebenfalls das Himmelreich und die ewige Seligkeit ab, die man schlechterdings nur durch das Aufgehen in den absoluten Geist der Schule, auf ein von Göschel contrasignirtes Vermittelungsdiplom, erwerben könne, und nennt die Göschel'sche Manier unter Anderm äußerst treffend ein „speculatives Kartenspiel," wie sehr er auch sonst das Geistvolle mancher Finten in diesem Spiel anzuerkennen geneigt ist. —

* * *

— Der Berliner Kunsthandel hat sich ungefähr seit einem Jahre mit einem neuen Geschäftszweige, den Aquarellzeichnungen fremdländischer und einheimischer Künstler, vermehrt. Dem Kunsthändler Sachse gebührt das Verdienst, damit den Anfang gemacht zu haben. Während eines längeren Aufenthalts in Paris im vorigen Jahre brachte er eine bedeutende Anzahl von Aquarellen der ausgezeichnetsten französischen Maler an sich, welche eben damals von den reichen englischen Kunstliebhabern für ihre Gedenksammlungen von Handzeichnungen berühmter Künstler sehr gesucht und theuer bezahlt wurden. So erhielten auch wir Gelegenheit, Bilder dieser Art sowohl aus dem landschaftlichen als aus dem Genrefach zu sehen, die aus den Händen Watelet's, Isabey's, Deveria's, Roqueplan's, Fragonard's, Decamp's, Granet's, Gudin's, Baume's, Garnerey's, E. Delacroix's, Charlet's, Villeret's, Johannot's u. A. hervorgegangen waren. Mehrere preußische Künstler, weniger durch die Betrachtung dieser neuen Kunstgegenstände, als vielmehr durch die persönliche Aufmunterung des genannten Kunsthändlers ermuthigt, beschäftigten sich seitdem mit Anfertigung ähnlicher Zeichnungen, die bei Gelegenheit der kleinen Frühlingsausstellung, welche in diesem Jahre hier statt fand, sowie selbst in Paris, wohin sie später entsendet wurden, bei den ersten Künstlern die verdiente Anerkennung gefunden haben. Unter ihnen zeichneten sich namentlich Fr. Krüger, Blechen, Böhnisch, Schirmer und Menzel durch ihre Arbeiten aus. Späterhin hat sich der hiesige Kunsthändler Kuhr mit England in Verbindung gesetzt und eine beträchtliche Anzahl englischer Aquarellen an sich gebracht, welche zum Theil noch zur Ansicht und zum Verkauf bei ihm ausliegen. Es spricht sich darin ein vorherrschendes Interesse und Geschick für das landschaftliche Fach aus, vornehmlich für Darstellungen der See und architectonischer Gegenstände. Wir erinnern dabei nur an die Seelandschaften von Aylmer, Phillips, Owen und Bulkley, an die Architecturbilder von Wilson, Prittchitt und Prout, an Newton's und Campion's Darstellungen aus der Schweiz und England. Das Genrefach ist weniger reich und gut ausgestattet. Marten's militairische Scenen, Dodd's Historienbilder, Alan's Scheerenschleifer und namentlich Cawse's Krieger mit dem Kinde beweisen jedoch hinlänglich, daß es den Engländern an Talent für Darstellungen dieser Art keineswegs fehlt. Auch möge man nicht vergessen, daß das, was wir von englischen Künstlern hier zu sehen bekommen, nur die Brosamen sind, die von der Reichen Tische fallen. — Es ist nicht zu leugnen, die Aquarellen befriedigen weder unser Auge durch Farbenglanz und Sorgfalt der Ausführung, noch unsern gebildeten Kunstsinn durch die vollendete Darstellung ächt künstlerischer Ideen, dennoch haben sie für uns vorzüglich aus dem Grunde hohes Interesse, weil uns sonst so selten Gelegenheit dargeboten wird, Compositionen französischer, geschweige englischer Künstler in farbiger Ausführung zu sehen. Wenigstens geben sie bei weitem mehr, als Kupferstiche, einen deutlichern Begriff von dem Colorit und selbst der Pinselführung der verschiedenen Künstler, und, da sie meist im ersten Feuer der überkommenen Idee skizzenartig hingeworfen sind, eben so auch von der denselben eigenthümlichen Art der Auffassung. Von solchen Bildern hat nun Hr. Sachse abermals eine neue Zusendung aus Paris erhalten, die uns um so willkommener sein muß, da sie außer den Arbeiten der französischen und mehrerer englischen Künstler, wie Prout, Thales, Fielding und Copley Fielding, auch Aquarellversuche zweier Holländer, Van Hove's und Schelfhout's, enthält. Von Jenem sehen wir eine Winterlandschaft, von Diesem eine kleine baumreiche Landschaft, beide ausgezeichnet durch Sauberkeit der Ausführung und Reinheit des Pinsels, dabei voll Wahrheit, Leben und Harmonie der Färbung. Diese Sorgfalt der Behandlung ist es, wodurch ihnen ähnliche Versuche preußischer Künstler

näher stehen, als die der Franzosen und Engländer, welche die Dreistigkeit und Unsauberkeit des skizzenhaften Entwurfs im Allgemeinen mehr lieben. Unter den französischen Künstlern begegnen wir hier manchen Namen von Ruf und Bedeutung; so dem vielbesprochenen Watelet, Ch. Roqueplan, Boissieux, Siméon und Balan, welcher letztere, wenn wir nicht irren, zu Rouen lebt, wo sich eine eigene normännische Schule zu bilden begonnen hat, sowie mehreren Anderen. — Unter den Genrebildern verdient vor allen eine Skizze von A. Scheffer genannt zu werden, die mit der, dem Künstler eignen Lebhaftigkeit und Wahrheit des Ausdrucks entworfen ist. Sie stellt, wie es scheint, ein Gefängniß vor, in welchem vier kranke Militairs verschiedenen Alters, denen eine barmherzige Schwester Stärkungsmittel darzubringen kommt, auf Stroh gelagert sind. Bis ins Kleinste sauber und reinlich ausgeführt ist ein flamländischer Reiter und ein Mädchen, das ihm Wein gebracht hat, von Eug. Deveria. Andere Bilder von Decamps, Charlet, Caron, St. Germain u. a. sind nicht minder beachtenswerth. — Uebrigens stellt sich aus der Betrachtung dieser Aquarellen heraus, daß unsere preußischen Künstler noch viel zu thun haben werden, wenn sie, was die Ungezwungenheit und Kühnheit der Zeichnung, wie die lebendige Frische und Wahrheit des Ausdrucks betrifft, in dieser Gattung der Malerei den Franzosen den Vorrang wollen streitig machen. (77.)

* * *

— Die Bestimmungen über das literarische Eigenthum und den Nachdruck in Frankreich schreiten immer umfassender vor, um, wie es von einem civilisirten Volke verlangt werden kann, die Nationalehre auch im Reiche der Literatur zu wahren und zu bethätigen. Das Tribunal der ersten Instanz vom Departement der Seine hat am 4. Juli d. J. entschieden (nach der Gazette des Tribunaux), daß auch die Noten, die zur Ausgabe eines Schriftstellers von dem Herausgeber gemacht worden sind, als literarisches Eigenthum, und die Reproductionen dieser Noten durch einen andern Herausgeber desselben Werkes als Nachdruck angesehen werden sollen! Obwohl gegen dieses freilich sehr strenge Urtheil appellirt worden ist (vgl. das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" Nr. 30.), so verräth es doch auf glänzende Weise ein Rechtsgefühl hinsichtlich des literarischen Eigenthums, das man vielen Deutschen noch immer absprechen möchte, wenn man sieht, welche schurkische Diebereien sich gewisse literarische Freibeuter, in aller Naivetät und unter einer Art von Sanction, bei uns zu Schulden kommen lassen dürfen! —

* * *

Letztes Wort über die Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung.

Meiner öffentlichen Demonstration zur Aechtung des in der Beilage zur Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung betriebenen Nachdruckgeschäfts haben sich die meisten deutschen Journalredactoren angeschlossen; in Berlin namentlich die Herren: Professor Gubitz, Redakteur des „Gesellschafters", Dr. W. Häring, Redakteur des „Freimüthigen", J. Lehmann, Redakteur des „Magazins für die Literatur des Auslands", L. Rellstab, Redakteur von „Berlin", welche mir in einem Abklatsch ihrer Spalten den Abdruck meiner Erklärung (aus dem „Literar-Zodiacus") zugesandt haben, deren Veröffentlichung in ihren Blättern freilich anderer Verhältnisse wegen unterbleiben mußte. Indem es aber genügt,

hier die Anzeige davon zu machen, bringe ich den auswärtigen Herrn, die sich ebenfalls mit mir verbunden haben, um gemeinsame Schritte in dieser Angelegenheit zu thun, das nachfolgende Schreiben zur Kenntniß, welches die Fürstl. Thurn- und Taxische Ober-Postamts-Direction an mich gerichtet hat:

Die Fürstlich Thurn- und Taxische Ober-Postamts-Direction an Herrn Dr. Theodor Mundt in Berlin.

Frankfurt, den 6. August 1835.

Der im Augustheft des „Literarischen Zodiacus" erschienene Artikel: „Literarische Unredlichkeit der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung" veranlaßt die Ober-Postamts-Direction, Ihnen zu bemerken, daß sie in ihrer amtlichen Stellung durchaus keine Notiz von dem Inhalte der Ober-Postamts-Zeitung und deren Beiblatt nimmt, daß dieser vielmehr lediglich von der Redaktion zu vertreten ist, daß diese Zeitung unter Censur erscheint, und daß es Ihnen sonach lediglich überlassen bleiben muß, Ihre gegen die Redaktion der Ober-Postamts-Zeitung gerichteten Beschwerden, falls Sie damit auszureichen vermeinen, bei der competenten Gerichtsbehörde geltend zu machen.

In Abwesenheit
der Hofrath und Oberpostmeister
C. Vrinth.

Nach dieser Mittheilung, muß die Verfahrungsweise gegen das Frankfurter Conversations-Blatt jetzt eine andere Wendung nehmen, denn nie konnte es mir im Sinne liegen, mich mit dem Redakteur des Frankfurter Conversations-Blattes selbst in einen Conflict zu setzen. Nur mit Ebenbürtigen kann man öffentlich streiten. Da sich aber die Oberpostamtszeitung selbst jenes durch mancherlei Dinge wohlbekannten Redakteurs schämt, indem sie nicht einmal duldet, daß er das Blatt mit seinem eigentlichen Namen unterzeichnen darf, wozu soll da von meiner Seite eine literarische Fehde, die nur durch Uebertragung auf ein anderes Gebiet ersprießlich werden kann!

Berlin, am 23. August 1835.

Dr. Theodor Mundt.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Intelligenz-Blatt № 3

zum

Literarischen Zodiacus.

Literarische Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goldsmith, O., the Citizen of the World, or Letters from a Chinese philosopher, residing in London, to his friends in the East. A new Edition. 2 Vol. broch. 1 Thlr 8 Gr.

Diese Ausgabe, die einzige, welche in Deutschland erschien, zeichnet sich durch große Correctheit aus und wird in mehrern höhern Unterrichts-Anstalten benutzt.

Leipzig, im August 1835.

Fischer u. Fuchs.

In der Bran'schen Buchhandlung in Jena ist erschienen:

Goethe und sein Jahrhundert.

(Aus der Minerva besonders abgedruckt.) 8. broch. Preis: 8 gGr.

Verlag von Gebrüder Reichenbach in Leipzig.

Von dem bei uns erscheinenden:

Allgemeinen deutschen

Conversations-Lexicon

für die Gebildeten eines jeden Standes ꝛc.

in X Bänden,

ist kürzlich das 18te und 19te Heft (V. Band) versandt worden.

Subscriptionspreis:

auf schönem weißen Druckpapier	9	gGr.	pro	Heft
„ extra feinem Patentpapier	10	„	„	„
„ Postschreibpapier	12	„	„	„
„ extra feinem Velinpapier	20	„	„	„

Subscriptionen werden fortwährend in allen Buchhandlungen angenommen. Das 20ste Heft wird in einigen Tagen versandt.

2369

Erſchienen iſt ſo eben:

Mit Königlich Würtembergiſchem Privilegium

K. L. von Knebel's

literariſcher Nachlaß und Briefwechſel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen von Enſe und Th. Mundt.

In 3 Bänden. gr. 8. Velinpap. broſch. Subſcriptions-Preis 4½ Rthlr.

Erſter Band. Mit Knebel's Bildniß.

Inhalt: K. L. von Knebel's Leben. Von Th. Mundt. — Knebels Gedichte. — Die Briefe Carl Auguſt's, Großherzogs, und der hohen Frauen Amalia und Louiſe, Herzogin und Großherzogin von Sachſen-Weimar, F. H. von Einſiedel's und Karl von Dalberg's an Knebel.

Den zweiten Band wird der im erſten begonnene Briefwechſel noch ganz ausfüllen und u. A. namentlich die Briefe folgender Correſpondenten v. Knebel's, als:

Staatsminiſter v. Altenſtein; Böttiger; Falk; Gleim; Hegel; Herder; Lavater; Matthiſſon; H. Meyer; Kanzler von Müller; Paſſow; Oken; Ramler; Jean Paul; Charlotte v. Schiller; Voß; Wieland; F. A. Wolf; — und eine anſehnliche Anzahl von Knebels eignen Briefen enthalten.

Im dritten Bande endlich werden v. Knebel's vermiſchte Schriften über philoſophiſche und literariſche Gegenſtände und intereſſante Auszüge aus ſeinem Tagebuche mitgetheilt werden. — Die noch reſtirenden Bände (2r und 3r) werden unfehlbar noch in dieſem Jahre erſcheinen. Der Subſcriptions-Preis für alle drei Bände à 4½ Rthlr., die bei Empfang des erſten Bandes bezahlt werden, beſteht nur bis zum Schluß des Jahres 1835, wornach ein erhöhter Ladenpreis eintritt. Der ſo eben erſchienene erſte Band, ſo wie ausführlichere Subſcriptions-Anzeigen, ſind in allen Buchhandlungen Deutſchlands ꝛc. vorräthig und werden daſelbſt Subſcriptionen zu obigem Preiſe angenommen.

Leipzig, den 31. Auguſt 1835.

M. T. Ciceronis pro Sexto Roscio Amerino oratio. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, Vet. Scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adiecit *Dr. Guilelmus Büchner*, superiorum ordd. in gymnasio Fridericiano Suerinensi praeceptor, Magniduc. bibliothecae Suer. praefectus.

Velinpapier 22 Bogen. 8. 1½ Rthlr.

Das Bedürfniß einer neuen umfaſſenden Ausgabe der Rede Pro Roscio Amerino iſt längſt fühlbar geworden. Der Herr Herausgeber hat

236 b

hier Resultate aus bisher noch nicht verglichenen Codd. nicht geliefert; dagegen hat er in der Meinung, daß gerade bei dieser Rede das schon früher benutzte handschriftliche Material am genügendsten sei und nur gehörig benutzt zu werden brauche, um auf wesentliche Textesverbesserungen zu führen, alle handschriftlichen Lesarten und die älterer Herausgeber einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und vollständig zusammengestellt. In den Anmerkungen hat er vorerst die Annotationes der älteren Editoren, darunter die der wichtigsten und Wenigen zugänglichen, wie des Garatoni, sämmtlich wiedergegeben, und dieselben durch seine eignen ergänzt und berichtigt. Seine Ausgabe bietet also neben einer neuen, correcten Textesrecension allen kritischen und hermeneutischen Apparat zu dieser Rede dar, welcher bisher nur durch Zusammensuchen der betreffenden einzelnen Ausgaben in größern Bibliotheken zu erhalten war.

Materialien und **Dispositionen zu Kanzelvorträgen bei besondern Fällen.** Von M. Ph. Rosenmüller, Pfarrer zu Belgershayn. 15 Bogen. gr. 8. 21 Gr.

In diesem Werke sind meist solche Fälle berücksichtigt worden, über welche auch die erfahrensten Prediger gern, zumal im Drange der Geschäfte, Winke und Andeutungen von Andern benutzen. Die in dieser Hinsicht hier gegebenen Hülfsmittel sind nach den einzelnen betreffenden Fällen geordnet und bestehen theils in ausführlichern Entwürfen, wozu namentlich werthvolle, bisher noch nicht veröffentlichte Predigten des verewigten Superintendenten Rosenmüller und anderer ausgezeichneter Kanzelredner vom Herrn Herausgeber benutzt worden sind, theils in mehreren einfachen Dispositionen mit angezogenem Text.

Sammlung auserlesener **praktischer Abhandlungen** für **Wundärzte.** 3tes Heft. 8. brosch. 12 Gr.
(1stes und 2tes Heft auch à 12 Gr.)

Auch erschien in unserem Verlage vom Herausgeber dieser Zeitschrift, **Dr. Th. Mundt:**

Moderne Lebenswirren.

Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers.
8. brosch. 1 Rthlr. 4 Gr.

Madonna.

Unterhaltungen mit einer Heiligen.
8. broch. 1 Rthlr. 20 Gr.

236c

Unter der Presse befindet sich nachstehendes höchst wichtige Werk für Rechtsgelehrte:

Repertorium über die in den Jahren 1801 bis mit 1834 erschienenen Sammlungen juristischer Aufsätze und rechtlicher Entscheidungen. Von Advocat Robert Sickel. 2 Bde. gr. 8.

Zur baldigen Versendung an alle Buchhandlungen liegt bereit:

De genetica philosophandi ratione et methodo, praesertim Fichtii, Schellingii, Hegelii, seu de idea absoluti, pro philosophandi principio perperam habita, scripsit F. C. Biedermann, phil. Dr.

Leipzig, im August 1835.

Gebrüder Reichenbach.

☞ Das October-Heft des Literar. Zodiacus wird unter Anderm enthalten:

Ueber den Verfall des Theaters, und namentlich des deutschen. In Briefen an einen Freund von Eduard Gans.

Einige Briefe Goethe's an Varnhagen von Ense.

(18 noch ungedruckte Briefe Goethe's.)

Gebrüder Reichenbach.

2362

Literarischer Zodiacus.

October, 1835.

Ueber den Verfall des Theaters, und namentlich des deutschen.

In Briefen an einen Freund

von

Eduard Gans.

I.

Lieber Freund.

Sie verlangen von mir, daß ich mich über die Gründe auslasse, die das Theater, namentlich aber das unseres Vaterlandes, in einen Zustand versetzt haben, der dem Verfalle eigentlich ganz nahe steht, und nur noch nicht für denselben gehalten wird, weil unscharfe Augen die prächtigen Kleider, welche dem Bettler umgehängt werden, für einen Rest von Reichthum ansehen, den man noch beachten müßte. Was mir aber an Ihrer Aufgabe das Liebste ist, bleibt wohl die Schärfe, mit der Sie sie stellen: ich solle, sagen Sie, mich nicht auf die Beschreibung zufälliger Gründe einlassen, wie sonst Dramaturgen sie wohl aufzusuchen pflegen; ich solle nicht etwa sagen: wir hätten jetzt grade keine bedeutenden dramatischen Dichter, wir entbehrten der schauspielerischen Talente, und das Publikum habe sich auch, man wisse nicht warum, vom Theater zurückgezogen, sondern ich müsse mir es angelegen seyn lassen, den höheren und nothwendigen Standpunkt aufzufinden, von dem alle diese Erscheinungen ausgehen, und zu dem sie als zu ihrer Quelle und zu ihrem Grunde zurückzuführen sind. Wohlan: so will ich mich denn, so gut es eben gehen mag, an die Arbeit machen, und, wenn auch das Resultat, zu dem ich gelange, nicht ein Sie befriedigendes ist, so wird doch der höhere Gesichtskreis, den Sie mir eröffnen, mich leicht vor den Angriffen und Bezweiflungen

schützen, denen man gleich ausgesetzt bleibt, sobald man sich einmal unterfängt, seinen Standpunkt etwas niedriger und persönlicher zu nehmen, und die Interessen unmittelbarer Gegenwart zu berühren. Wir gehören beide nicht zu den Pietisten, welche die objectiven Gestaltungen und Schönheiten dieser Welt aus dem stets offnen Krater ihres Fanatismus heraus mit schwarz aufgeworfener Masse überziehen, und sie auch wirklich zerstören würden, wenn nicht gleich, trotz des Zornes, neue Anbauer, unbekümmert um das Schicksal der alten, mit jugendlicher Heiterkeit sich wiederum an dem Fuße des feuerspeienden Berges anzusiedeln versuchten. Wir brauchen das Theater nicht erst zu begründen oder zu bezweifeln; für uns besteht es, wie die Kirche, wie die Poesie, und wir haben nur uns klar zu machen, welchen Platz es einnimmt, um auch zu wissen, wann es blühen, und wann es fallen muß.

Es ist wohl unbestritten, daß die dramatische Poesie unter allen Gattungen der Dichtkunst die männlichste, die vollkommenste, und die nach allen Richtungen hin ausgebildetste ist. Während in der Lyrik der frische Lebenshauch leib- und gestaltlos, rein innerlich und willkührlich herumstreift, während im Epos der Gang, den die Lyrik schon annehmen muß, ein Nacheinander erlaubt, und die Gesetze der Handlung noch durch lyrische Motive geleitet werden, hat das Drama einen Kern, der als der Mittelpunkt des Ganzen die einzelnen Scenen befruchtet: es ist ein Individuum, dessen Theile ebenmäßig gebildet seyn müssen, das aber einen Fehler am Herzen in keinem dieser Theile ertragen kann: es ist nicht bloß Leben, sondern es ist ein Lebendiges, es rührt und erschüttert nicht bloß, sondern diese Rührung und Erschütterung hat einen Grund, einen Gedanken, und, wo dieser irgend mangeln, oder unenergisch seyn würde, ist auch das Drama todtgeboren, und der Schmuck der schönsten Diction kann es nicht wieder zum Leben zurückführen. Daher bei dieser unendlichen Anzahl von Dichtern, die alle in ihrer Art groß und bedeutend zu nennen sind, nur diese wenigen dramatischen, daher die Schwierigkeit, einen lyrischen und epischen Stoff in ein

Drama umzusetzen, welche Aufgabe unter allen Dichtern vielleicht nur dem Shakespeare zu lösen gelungen ist. Denn es handelt sich hier darum, dem Leben eine Gestalt, Knochen, Muskeln, Nerven zu geben, und es ist nicht bloß mit der scenischen Reproduction einer Erzählung, mit der Dialogisirung des Stoffes abgethan, welche nur die äußere Form, nicht aber den innern Geist des Dramas enthalten. Der dramatische Stoff ist immer auch ein dramatischer Gedanke, und wenn in der neuesten Zeit Dichter, in Ermangelung eines solchen, zur baaren und nackten Geschichte zurückgingen, und ihre in andrer Weise sprechenden Thaten auch dramatisch arbeiten ließen, so zeigte sich in den bestgeschriebenen Scenen das Fehlende eines dramatischen Kerns, immer, wie ein höhnendes Gespenst, das weder die geschichtliche Treue, noch die Berufung darauf, daß es so gewesen sey, jemals beschwichtigen und wegbannen konnten. Wir dürfen endlich, was das Drama ist, in einem Satze zusammenschließen: es ist Lyrik und Epos zugleich: es kann dithyrambischen Schwung, es kann weitläuftige Erzählungen ertragen, aber nur unter der Bedingung, daß sie dem Gesetze des Ganzen gehorchen. Indem es beides an sich hat, beherbergt, und dadurch glänzt, ist es mächtiger, wie beides, und wenn in einem Briefe ein philosophisches Wort nicht vielleicht zu schwerfällig erschiene, würde ich zu sagen mich unterfangen, daß es die Identität von beidem sey.

Sind wir nun, lieber Freund, darüber einig, was das Drama in der Dichtkunst für eine Stellung habe, so hoffe ich, wird uns auch der Folgesatz nicht entzweien, daß, wenn das Drama seinerseits das Lebendige und Individuelle ist, es wesentlich erst durch die Aufführung zur rechten Spitze des Lebens und der Individualität erhoben wird. Das Drama ohne Aufführung ist ein Schiff, das nicht fährt, eine Handlung, die nicht handelt, und wenn freilich heut zu Tage die Aufführungen ohne Drama häufiger geworden sind, als die dramatischen Erzeugnisse ohne Aufführung, so mußte doch bemerkt werden, daß das Spiel, der theatralische Prozeß, erst eigentlich die wahre

Wirklichkeit und Energie zur bloßen Möglichkeit eines vorliegenden Stückes hinzuthue, und daß erst, wenn es diese Feuerprobe bestanden hat, man von ihm sagen könne, daß es lebt. Welche Irrthümer haben nicht grade in dem Punkte, von dem wir eben jetzt reden, stattgefunden? Wie oft meint man nicht, wenn man ein Stück lesen hört, es müsse sich ausnehmend gut auf dem Theater machen, und kommt es am Ende zur Darstellung, so zeigt sich, daß man das Gehen und Stehen, den Zusammenhang der Scenen, das, was das Spiel zum Stücke thun könne, gar nicht in Anschlag gebracht hat, oder vielmehr nicht in Anschlag hat bringen können. Niemand ist ein dramatischer Dichter, dessen Stücke die Lesenden entzücken, aber die Zuschauer aus dem Saale verscheuchen; auf der Bühne, wie auf dem Schlachtfelde, werden die Lorbeern des Helden wie des Schauspieldichters erworben; es ist anderswo noch eine Ehre, aber es ist nicht die rechte.

Aus dieser Bemerkung geht denn nothwendig hervor, welche Stellung die Schauspielkunst unter den Künsten einnehme. Sie gehört weder zur Malerei, noch zur Plastik, sondern zur Poesie. Wie sich das Drama des lyrischen und epischen Moments bedient, ohne jemals zu diesen herabzusteigen, so benutzt die Schauspielkunst Malerei und Plastik, ohne irgend darin beschlossen zu seyn. Wo eben bloß Malerei und Plastik hervortreten, in der Pantomime, ist wohl auch die unterste Kunstgattung enthalten. Wie ergötzlich und bedeutend auch sogenannte Maskenkünstler erscheinen dürften, so ist es doch die Maske nicht allein, bei der man sich beruhigen mag: wir wollen, die äußere Gestalt soll auch der Träger für das Innere seyn, die Worte des Dichters sollen durch sie lebendige Wesen werden, und das, was ein Poet oft nur ahnte, wird so durch einen Schauspieler dargestellt. Man kann daher gewissermaaßen sagen, daß die Schauspielkunst die Spitze aller Poesie ausmache, und in der That hat es in der Welt noch unendlich weniger große Schauspieler, als dramatische Dichter gegeben, vielleicht zwanzig oder dreißig, welche bei allen Völkern, die des Alterthums mit ein-

gerechnet, nicht bloß die höchste Spitze, sondern eine ihnen nur nachlebende Vortrefflichkeit erreichten.

Wenn aber bei allen gebildeten Völkern neben dem Drama sich auch ein Theater, als sein leiblicher Ausdruck, befindet, was uns die Pietisten hoffentlich nicht bestreiten werden, wenn sich dieses Theater zum Drama, wie der Cultus zur Religion verhält, so ist doch die Geeignetheit für dramatische Poesie und für das Theater nicht immer dieselbe, und es giebt Zeiten, in denen es vorzugsweise ergreifen und ergriffen werden kann, und andere, in welchen das Interesse für dasselbe nachläßt, und als Wechselwirkung auch die Erzeugnisse desselben matter und schlechter werden. Wir haben uns, und ich darf sagen, durch einen Zufall des Gedankenspiels, in der Lage befunden, die Religion und das Drama zu vergleichen. Nun, wie es Zeiten giebt, in welchen Skepsis und Aufklärerei die religiöse Substanz zu vernichten drohen, andere, in welchen diese letztere mit desto größerer Energie hervorbricht, je mehr man sich ihrer hat entledigen wollen: so sind auch Perioden zu finden, in denen Freude am Theater zu den Wesenheiten des gebildeten Lebens gehört, andere, in denen es zum Zeitvertreib herabgesetzt, nur auf die Gelegenheit wartet, sich durch günstige Umstände wieder zur Kunst hinaufzuheben. Als Lessing Dramaturg wurde, hatte das Theater eine solche Periode des Aufschwungs: jetzt, wo es täglich mehr heruntersinkt, ist es auch beinahe verächtlich geworden, davon zu reden, und man möchte es selbst, wenn es nur anginge, aus der Reihe der Nationalnothwendigkeiten verweisen. Wann aber blüht ein Theater, und wann sinkt es? Das wird wohl die Hauptfrage seyn, die ich in diesem ersten Briefe zu beantworten habe. Wie die Philosophie die Uebersetzung einer ihr vorangegangenen Zeit in Gedanken ist, so ist es auch wesentlich das Schicksal der Kunst, großen Perioden, die gewesen sind, nachzugehen, sie aufzunehmen und plastisch malerisch, poetisch darzustellen. Eine große Zeit, von welcher selbst die Schicksale des Menschengeschlechts abhängen, und in der sie verarbeitet werden, ist selten dazu geeignet, auch die Ruhe

darzubieten, in der doch allein künstlerische Erzeugnisse wachsen und gedeihen können. Wenn ich dies behaupte, so will ich nicht grade sagen, daß etwa kriegerische Verhältnisse oder sonstige äußere Stimmung eine solche Hemmung entstehen lassen. Binnenkriege sind vielmehr auch künstlerischen Interessen eher förderlich als schädlich, und im siebenjährigen Kriege entzündete sich grade für Deutschland der Sinn für Poesie und theatralische Leistung. Aber nicht was von außen vorgeht, ist hinderlich, sondern was von innen heraus gedacht, gebildet und erwünscht wird. Der auf den Staat, seine Entwickelung und seine Geschichte gerichtete Sinn wird, wie friedlich auch sonst der Verlauf der Zeiten seyn mag, eine so absorbirende, und alle Kräfte grade nach seinen Zwecken hinziehende Gewalt ausüben, daß alle andere Productionen nur als Nebenfiguren erscheinen, und höchstens die Bedeutung eines Ornaments oder eines Zeitvertreibs erlangen. Während in dem vielfach stürmischen funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert die Künste in allen Gattungen aufkamen und blühten: während die kriegerische und nach außen hin sattsam bewegte Regierung Ludwigs des Vierzehnten das goldene Zeitalter der französischen Poesie und namentlich des Theaters genannt werden kann, sind grade in unserer Zeit, in unserem an vielseitiger Bildung weit überragenden Jahrhundert die Kräfte, wie der Sinn für dieselben schwächer und schlaffer geworden, obgleich doch im Ganzen ein langjähriger Friede mehr begünstigend als hemmend für poetische und theatralische Geschicke zu seyn schien.

Wir wollen diesem Umstand etwas näher treten, und in die Falten seines Innern blicken, die oft verdeckt und unklar erscheinen. Es ist keine Frage, daß seit der Staatsumwälzung, die man eigentlich zu beschränkt die französische nennt, Alles, was sonst ein Muster, ein Stehendes, ein Objectives war, gebrochen worden ist, und daß die Bewegung, welche eintrat, allmählig dahin gelangt ist, oder gelangen wird, einen ganz neuen socialen Zustand zu erbauen. Zu diesem neuen Verhältniß haben nicht bloß die Beförderer und Freunde der Zukunft, sondern auch

ihre Gegner, eben durch ihre Feindschaft und Bekämpfung auf das Lebhafteste beigetragen. Das wesentliche Princip dieser neuen Zeit ist aber die Erhebung der Einzelnen in das Allgemeine, indem sie theils berufen sind, dafür mitzuwirken, und es zu erschaffen, theils es in sich aufzunehmen und zu fühlen. Was sonst ein Geheimniß der Diplomatie, eine Staatsaction war und blieb, und zu dessen Wesen die furchtbarste Verschwiegenheit erfordert wurde, löst sich heut zu Tage in Zeitungsnachrichten, in telegraphische Depeschen, in Besprechungen aus, und man weiß in der Regel Alles früher, ehe es gethan ist. Statt daß die Menschen das Geschäft der Gegenwart treiben sollen, treiben sie vielmehr im eigentlichen Sinne das der Zukunft, und Spannung der Hoffnung und Erwartung übt einen weit bedeutendern Einfluß, als die Breite des heutigen Daseyns aus. Die Politik, die Existenz der Staaten, die Entwickelungen, welche sich innerhalb derselben begeben, wirken nicht mehr bloß mittelbar auf die Einzelnen, sondern ergreifen sie direct, und ohne dazu eines Umwegs zu bedürfen. Der Mensch ist gradezu das politische Thier geworden, als welches ihn Aristoteles bezeichnet. Die Richtung auf den Staat führt aber zu einem Hang für das Allgemeine überhaupt. Dampfmaschinen und Eisenbahnen, Zollvereine und Staatspapiere, sind der Ausdruck dessen, was der Zeit im Ganzen gemäßer und angemessener ist als die Tiefe, welche sich in Particularität und Individualität versenken muß, um poetische Gebilde zu erschaffen, und welche ihren Nahrungsstoff nicht mehr in dem Geschmack des Publikums, und in dem Beifall einer auf künstlerische Erzeugnisse allein hingewendeten Menge findet. Mit einem kurzen Worte, das deutlicher seyn wird, als alle vorhergegangenen, wir leben jetzt nicht in einem Zeitalter der Kunst, und wenn auch Sculptur und Malerei seit einigen Jahrzehenden Schritte gethan haben, die auf ein Wiederaufnehmen alter Vortrefflichkeit schließen lassen, so hat doch die Poesie, das heißt die Kunst, die mit dem Leben in der nächsten Beziehung steht und ihr letzter Ausdruck, das Theater, in keiner Weise große Gebilde erschaffen, oder den erschaffenen bei dem Publikum Eingang gewinnen können.

Wir wollen einmal die drei Momente, die das Theater zusammen ausmachen, durchgehen, nämlich die Dichter, die Schauspieler, und das Publikum, und an jedem einzelnen die Wahrheit des hier nur allgemein Ausgedrückten aufweisen. Zuvörderst also die Dichter. Welchem Stoffe soll sich heut zu Tage ein Poet hingeben, wenn er ein Drama zu schreiben beabsichtigt? Wollte er eine Tragödie verfertigen, darf er etwa für den Uticensischen Cato, für Alexander oder Julius Cäsar sich andauerndes Interesse versprechen, wenn der größte tragische Weltcharakter, Napoleon nämlich, unsere Zeit berührt, mit mehr oder minder Befangenheit von jedem Lebenden ergriffen und aufgenommen wurde? Was haben nach dem Schicksale dieses Mannes Andere noch Gewaltiges zu bieten? Oder sollte ein passiver Charakter aufgeführt werden, dessen Leben an einer neuen, ihm unverständlichen Welt gebrochen worden, so hat auch gerade unsere Zeit das gelungenste Exemplar dafür aufzuweisen, nämlich Ludwig den sechszehnten. Die übrigen geschichtlichen Personen stehen weit zurück, und können es nimmermehr mit den Heroen aufnehmen, die ich eben genannt habe. Oder sollen es abstracte Leidenschaften seyn, die tragisch entwickelt werden, die Eifersucht, die Heilung der Ehre, der Ehrgeiz, der in seinem Festhalten der Sterne den irdischen Boden verliert: so muß wieder gesagt werden, daß die Muster, die wir hierin haben, schwerlich durch andere zu übertreffen sind, und daß die Modificationen, die an diesen Gedanken anzubringen wären, nicht energisch genug seyn könnten, um ihnen einen dauernden Eingang zu verschaffen. Oder soll ein Dichter die großen tragischen Persönlichkeiten unserer Zeit festhalten, und sie zu Dramen verarbeiten? Da würde mit Recht die Nähe der Zeit, die Befangenheit, kurz das heutige Leben überhaupt, aus dem sie noch nicht getreten sind, als Einrede angeführt werden können, und es würde sich bewähren, was schon einmal gesagt worden ist, daß die tragische Kunst es nur mit Vergangenem, Ruhiggewordenem und Abgekühltem zu thun hat, nicht mit den noch warmen Regungen der Gegenwart. Diese heutigen Helden üben zwar in künstlerischer Hinsicht gleichsam ein Veto gegen andere Helden

aus, aber sie selber sind noch nicht entfernt genug, um in den Umkreis dramatischer Vorwürfe zu treten. Noch schwieriger aber wie mit der Tragödie sieht es mit dem Lustspiele aus. Für dieses ist eben gerade die Gegenwart geschaffen, und außer der Gegenwart nichts. Abstracte Lächerlichkeiten, wie Geiz, Ehrsucht, Vielwisserei oder andere, bieten nichts Neues mehr dar, und sind auf verschiedene Weise behandelt und abgetragen, aber die komischen Seiten, die jede Zeit hervorbringt, und die in unserer Entwickelungsperiode wahrlich nicht geringer geworden sind, würden vortrefflich für das Lustspiel dienen, wenn hier nicht die dramatische Censur hemmend entgegentreten möchte, und Alles was das dichterische Talent erschaffen würde, schon, ehe es geschaffen ist, verbietet, somit von Haus aus das Lustspiel auf alte Bahnen, gewesene Interessen und vergangene Zustände zurückwirft. Bei den Franzosen, wo diese Censur milde ist, hat man es häufig gewagt, heutige Stoffe zu behandeln, und diese haben sich immer als die gemäßeren und geschickteren ausgewiesen; ohne daß jedoch solche Ausnahmen im Stande wären, der Kunst einen Schwung oder ein Weiterschreiten zu sichern.

Gehen wir aber jetzt zu dem zweiten Moment, nämlich zu den Schauspielern über. Diese sind, wie alle Individuen unserer Zeit, aus zurückstehenden und zurückgewiesenen, vollgültige Menschen geworden. In die Allgemeinheit zugelassen und aufgenommen, haben sie in Allem verlieren müssen, worauf sie früher ihre Isolirtheit, ihre Entfernung von aller thätigen Gemeinschaft, wesentlich brachte und anwies. Ich bin wahrlich kein Freund des unsittlichen Lebens, und glaube nicht, daß dasselbe mit der Kunst in naher Verwandtschaft steht. Aber die Schauspielkunst setzt doch ihrer eigenthümlichen Natur nach, eine Abgezogenheit von den gewöhnlichen Interessen des menschlichen Daseyns voraus. Wer die Aufgabe hat, sich in alle ihm vorgelegten Gestalten zu werfen, und in denselben zu vervielfältigen, darf mit Leib und Seele keiner einzelnen ausschließlich angehören. Wenn es aber *eine* giebt, die allen Anderen die Kraft entzieht, so ist dieses nothwendig das gemeine Leben. Wer an demselben Theil genommen hat, kann

sonst ein vortrefflicher, genialer Mensch sein, aber er wird nicht mehr die Fähigkeit besitzen, sich in eines Andern Geist zu versenken; das was sein Fach und Studium ist, wird ihm dann als etwas Nebenbeistehendes, als ein Erwerb vorkommen, damit er nur desto eher und bequemer sich dem gemeinen Leben wieder zuwenden könne. So hat denn die Zeit, indem sie den Bann von den Schauspielern hob, woran sie auch ganz recht gethan hat, dieselben in einen andern und ungleich ärgeren Bann gethan, nämlich in die Unmöglichkeit, sich von den Erscheinungen des Lebens als sie selbst subjectiv ergreifend, abzuwenden, und sie nur als objective und künstlerische Gestalten zu betrachten. In der That, eine Schauspielerin, die eine gute und sorgsame Mutter, eine höchst öconomische und wirthschaftliche Frau, und wollen wir noch hinzusetzen, fromm und häuslich ist, wird sie von den Leidenschaften getrieben werden, die ihr als Dienerinnen in der Ausübung ihrer Kunst beistehen müssen? Ein Schauspieler, der bloß in der Heutigkeit seinen Standpunct, seinen Genuß und den Ersatz für so manches ihm Abgehende besitzen soll, wird er Kraft genug für dieselbe zu verwenden haben, wenn er auch zu gleicher Zeit an die Zukunft, an ein sicheres Auskommen, und an einen Theil seines Lebens denkt, in dem er seiner Kunst wird quitt sein können? Und soll der Schauspieler etwa nicht dem Leben sich zuwenden, wenn er einmal aufgefordert ist, sich in dasselbe zu begeben? Können wir es ihm verargen, daß er seine Kunst wiegt, sie einrangirt, und das, was eben unberechneten Aufschwung verlangt, in Ordnung und Zahlen verwandelt?

Das dritte Moment aber, das wir zu betrachten hätten, wäre das Publikum. Fast überall zieht es seine Theilnahme von den Bühnen zurück, und sucht auf denselben, wenn es hingeht, nur Zeitvertreib und Zerstreuung. Aber wie sollte es anders thun? Die ganze Welt, deren Mitspieler das Publikum selbst ist, bietet ja ein unendlich reicheres Drama dar, ein verwickelteres und auf dessen Lösung und Wiederverwickelung man weit gespannter seyn muß, als auf das, was man auf dem Theater schauen darf. Ein Assisenproceß, der interessant ist, zum Beispiel

die La Roncieresche Criminalsache, zieht ganz Europa mehr an, wie ein neues Schauspiel es vermöchte. Was sucht man im Theater anders, als die Gelegenheit, einige Augenblicke sich die Zeit zu vertreiben? Dazu ist aber die Oper, das Ballet, wie wir später zeigen werden, mehr angethan, als die ernste Tragödie, als das sinnige Lustspiel, bei dem doch selbst gedacht und bisweilen ziemlich stark gedacht werden muß. Das Publikum entfernt sich nicht bloß vom Theater, weil die Dichter schlechter und die Schauspieler weniger bedeutend sind, sondern diese nehmen eben so sehr ab, weil das Publikum sein Interesse abzieht und anderen Gegenständen für den Augenblick zugewandt hat. Die Wechselwirkung dieser Potenzen aber ist wieder durch die Zeit bedingt, die in ihrer Nacktheit und Bewegung selbst das größte Schauspiel ist, das alle anderen verdrängt.

Was hier behauptet worden ist, zeigt seine Wahrheit darin, daß es bei allen bedeutenden und namhaften Nationen in gleicher Weise der Fall ist. Wie verstehen die Engländer ihren Shakespeare, in so fern er sich eben für die Aufführung eignet? Während alle Tage neue Ausgaben und Abdrücke desselben Lieblingsdichters erscheinen, ist man auf dem Theater mit der Cibberschen geistlosen Bearbeitung dieses großen Genius zufrieden, und es erhebt sich auch keine Stimme, um den Dichter in seiner Reinheit wiederherzustellen. Schlechte Schauspiele, die, je mehr sie äußeren Prunk haben, desto mehr gefallen, wechseln mit Pantomimen und Darstellungen, die, der neuesten Zeit entnommen, blos dazu berechnet sind, eine rohe Neugierde zu befriedigen. Die Schauspieler selbst müssen nun den Geist, der aus diesen Anforderungen entspringt, in sich aufnehmen, und das höhere und gebildetere Publikum besucht schon seit längerer Zeit weder Coventgarden noch Drurylane. Oder ist die schlechte Romantik der neuern Franzosen etwa eine Bereicherung, die Corneille und Racine verdrängen könnte? Haben Talma und die Mars Nachfolger, oder sind nur solche da, die die Hoffnung geben, sie einst zu ersetzen? Und doch machen noch einigermaaßen die Franzosen durch selbsteigene Productionen eine Ausnahme von

dem gänzlichen Verfalle der dramatischen Kunst. Denn, daß in Deutschland in allen Werkstätten des schaffenden Geistes nichts Dramatisches gearbeitet wird, daß man sich mit schlechten Uebersetzungen französischer Vaudevilles begnügt, und statt der Dichter mit elenden Schuhflickern zufrieden ist, die in französische Stoffe Berlinische Gemeinheiten hineintragen, und sie so zu beleben glauben, ist doch zu bekannt, als daß man es zu beweisen suchen müßte. Die Schauspieler aber müssen sich auch bei uns nach den Dichtungen, die ihnen vorgelegt sind, messen und zuschneiden, und das Publikum, das theils empfangend, theils Impuls gebend erscheint, schrumpft nach und nach, wie ein Magen zusammen, dem alle Lebensmittel versagt werden.

Wir können nicht in die Meinung einstimmen, daß, wo die Kunst zu Grunde gegangen sey, sie zu diesem Verderben bloß durch die Künstler geführt worden wäre. Die Kunst geht unter, wenn der Geist der Zeit dieselbe überschritten hat, und Künstler finden sich jederzeit wieder ein, sobald es sich zeigt, daß Sinn und Gemüth für ihre Bildungen vorhanden sind.

II.

Lieber Freund.

Was ich Ihnen allgemein und abstract in meinem vorigen Briefe ausführte, soll nun bestimmter und im Lebendigen an zweien Städten aufgewiesen werden, die natürlich, weil wir Deutsche sind, die beiden Hauptstädte Deutschlands, Wien und Berlin seyn werden. Die Unterschiede, die sich hier hervorthun, werden Gelegenheit geben, auch die verschiedenen Schicksale des Theaters in beiden Städten bemerklich zu machen, und daran die Wahrheit des im ersten Briefe Mitgetheilten aufzuweisen.

Die Charakteristik Wiens verdient wohl unsere ganze Aufmerksamkeit. Denn es giebt keine Stadt, die in der Regel falscher verstanden und beurtheilt wird, als gerade diese. Was neulich noch ein Franzose in gewohnter antithetischer Weise darüber gesagt hat, ist so unrichtig, daß nur eine oberflächliche Be-

trachtung zu solchem Ergebnisse führen kann. Wien ist zu lange der Sitz des deutschen Kaiserreiches gewesen, als daß es leicht jene Erinnerung verlieren sollte. In dieser Stadt hat sich in früheren Zeiten alle Bedeutung der Kunst, des wissenschaftlichen Geistes, des Reichthums zusammengehäuft, und ist auch jetzt noch nicht ganz verschwunden, nachdem eine andere Richtung in die Welt gekommen ist, an der es keinen Theil nehmen konnte. Eine schöne und fruchtbare Gegend: ein positives durchgearbeitetes und tüchtiges Volksleben, das, ohne die Gemüthstiefe der Schwaben, und die Verstandesglätte der Norddeutschen zu besitzen, dennoch an launigen und gutmüthigen Einfällen, an unverletzendem Witze reich und bedeutend ist, bilden die natürliche und geistige Grundlage. Allerdings ist der Zusammenhang beider Seiten, der natürlichen und geistigen, nicht zu verkennen, und dieses giebt eben das Vorwiegende des sinnlichen Moments. Aber dieses ist nicht minder reich an sittlichem Erz, an geistigem Gehalt, und man darf nicht mit einem absprechenden Urtheil vortreten, und sagen, daß in Wien nicht gedacht wird. In manchen Theilen der historischen Kunst, in der Betrachtung der südeuropäischen Literatur, in der aus dem Herzen kommenden Würdigung von Bildern und Kunsterzeugnissen anderer Art, ja, wie wir später zeigen werden, auch in dem nicht eben ausgesprochenen und dargelegten Gefühle für Poetisches ist Wien noch immer die Hauptstadt von Deutschland. Ueberall wo ein sinnliches Moment mitwirkend ist, wird es keiner einzigen Gegend unseres Vaterlandes nachstehen. Denn auf diese vorher beschriebene Grundlage hat sich eine reiche Geschichte aufgeführt. Kaiser von großer Bedeutung und ohne dieselbe, Staatsmänner und Feldherrn, Gelehrte und Künstler zählen nicht etwa nach den winzigen Thatsachen eines Jahrhunderts, sondern nach einer andauernden Folge von Begebenheiten, die sich in das begründete Mittelalter verlaufen. Prächtige Bauten und Kunstschätze, die nicht bloß dem Staate angehörig sind, Paläste von fester Gründung, nicht aus luftigem Gesteine verfertigt, Edelsinn und daraus hervorgehender Anstand, die Scheidung der Stände,

die fester ist, als irgend anderswo, aber auch jedem seine eigenthümliche Sitte und Anschauungsweise erhält, die patriarchalische und reflexionslose Liebe zum Kaiser und seinem Hause, die aber dem gutmüthigen Witze seinen vollen Lauf läßt, das sind die schönen und großen Vorzüge, die Wien darbitet. Freilich, will man, was nothwendig ist, auch die Kehrseite betrachten, so haben hier unter allen großen Städten die geistigen Richtungen des Jahrhunderts am wenigsten Anklang gefunden. Das Allgemeine ist hier noch nicht eingezogen, und hat darum auch nicht zerstörend wirken können; die Anschauungen, selbst die politischen beziehen sich immer noch auf Gewesenes, und messen das Heutige noch nach den Grundlagen des Alten. Was andere Länder ergreift und belebt, kommt hierher schon als Historisches abgekühlt, und die politische Theilnahme nimmt hier mehr das Wesen unschuldiger Unterhaltung und bedeutungsloser Neugierde an. Auch die Wissenschaft in Beziehung auf die meisten Fächer, die immer von dem Staatsleben angeregt wird, und mit ihm in Berührung steht, scheint veraltet, und wie die österreichischen Universitäten nicht zu den deutschen gehören, so sind auch die wissenschaftliche Sprache, das wissenschaftliche Bedürfniß so verschieden, daß man sich gar nicht mehr verständigen, viel weniger aber noch einigen kann.

Treten wir aber nun der gegenüberstehenden und nebenbuhlerischen Stadt, Berlin nämlich, näher. Hier ist grade das Umgekehrte zu schauen. Ein dürrer und unfruchtbarer Sandboden, von dem man nicht begreifen kann, wie er auserwählt werden konnte, eine große Stadt zu tragen, ein Volkscharakter, der in diesem Natürlichen und Ursprünglichen nicht allein gegründet ist, sondern sich durch die Anziehung von Fremdem erhalten und bilden muß, machen die Basis aus. Wie im alten Rom ist hier eine **colluvies gentium** sichtbar. Die bedeutendsten Stellen im Staate, an der Universität, sind von deutschen Ausländern besetzt, und jeder, welchem deutschen Stamme er auch angehören mag, findet hier eine **tabula rasa**, an der er nur Platz nehmen darf. Der Volkswitz, obgleich

allerdings vorhanden, und nicht wegzuläugnen, hat gar keine positive Grundlage, und wird daher weniger gutmüthig und anziehend: er hat vielmehr, in Ermangelung alles Angebornen und Natürlichen, jene stachliche und verletzende Weise, die ihm mehr ein krankhaftes Ansehn giebt, und ihn daher auch auf die untere Klasse allein beschränkt. Es können sich deswegen auch Berlinische komische Stücke weniger auf dem Theater erhalten, und die vorgeführten werden den innern Krankheitsstoff schwerlich verbergen dürfen. Das Negative ist eine schlechte Unterlage, um Dramatisches daraus hervorzubringen. Dagegen ist es für Anderes ganz vortrefflich und brauchbar. Die Kritik wird hier in ihrer ganzen Feinheit und Spitze geübt werden dürfen, und häufig sogar, weil darunter das poetische Gefühl leidet, überlästig erscheinen. Bei der Betrachtung eines Kunstwerks tritt in Berlin nämlich nie zuerst der freizügige und sich ganz hingebende Enthusiasmus hervor, sondern der Ausbruch desselben wird theils zurückgehalten, bis der Verstand gesprochen hat, theils nach diesem Urtheile selbst modificirt. Die Reflexion waltet überall vor, beherrscht die Gegenstände, und bisweilen sich selbst, und indem sie für eine gewisse Reinheit des Geschmackes sorgt, hemmt sie den Lauf künstlerischer Erzeugnisse, und wacht, daß Ueberfülle sich niemals kund geben könne. Dagegen wird hier nun bei diesem Mangel des Eingebornen, bei der Entbehrung alles Particularen, Individuellen und historisch Eingewurzelten, wie für den Wind, so auch für das Allgemeine, der Boden günstig seyn, und Alles, was in Europa sich irgendwo geltend gemacht hat, seinen Einzug halten dürfen. Zwar ist der Geist für dieses Allgemeine nur reproductiv gestimmt, aber er nimmt es doch auf, verdaut es auf seine Weise, und wird, wie wenig er es auch wissen mag, täglich selbst dadurch verändert und umgestaltet. Allem Ausländischen, namentlich den Bewegungen des französischen und englischen Lebens hingegeben, wird er auch immer in der nächsten und unläugbarsten Verbindung mit den Interessen der Zeit stehen, und diese werden es immer vermögen, sich selbst dem sogenannten Inländischen zu substituiren.

Das Gemüth und Gefühl hat allerdings eine Heimath und ein Vaterland; es hat Berge, in denen es allein wohnen kann, Räume, mit denen allein es verbunden ist. Der Verstand aber, und dieser ist in Berlin allein vorherrschend, holt sich seinen Nahrungsstoff von überall her zusammen, wandert mit gleicher Liebe von Ort zu Ort, baut sich überall eine Heimath, und wiegt das Allgemeine niemals nach angeborner und besonderer Neigung. Wir haben breite Straßen ohne historische Paläste, einen Adel, aber keine Cavaliere, Kunstschätze nur in den Königlichen Sammlungen, wir haben Erwartungen und Hoffnungen zu unserem Vermögen, und wie die Stadt abentheuerlich zu Stande gekommen ist, so ist es unsre Armuth, unser Degen und unser Geist, die sie schützen.

Wir wollen uns nunmehr, nach diesen Charakteristiken, in die Schauspielhäuser beider Städte begeben. Zuerst also in das Wiener Burgtheater. Das erste zu Bemerkende wird seyn, daß es die Kaiserliche Wohnung selbst ist, in der das Theater sich befindet. Das Zweite ist, daß, welches Stück man auch geben mag, das Haus stets voll oder besetzt gefunden wird. In den immer abonnirten und gar nicht leicht zu kaufenden Logen ist ein Publikum, das niemals wechselt: der hohe Adel, die Gesandten oder die gebildetern Stände überhaupt wohnen von denselben Plätzen aus den Darstellungen bei. Es gehört nicht bloß zum Vergnügen und zum guten Geschmacke, sondern zum Anstande, einen festen Sitz im Theater zu haben. Das bewegliche Moment des Publikums ist deswegen geringer, und man weiß in der Regel, vor wem man spielt. Dadurch ist aber für das Theater selbst eine Seite der Stetigkeit gewonnen, die äußerst wichtig und bedeutsam zu nennen ist. Denn wenn auch die Desertion des Publikums in der Regel erst in Folge der Zeit und Theaterverhältnisse eintritt, so ist doch der Umstand, ein immer festes Publikum vorweg zu haben, die erste Lebensbedingung eines Theaters. Daran knüpft sich immer eine gute Sitte, ein gewisser Anstand, der auf die Schauspieler zurückwirkt, und ihnen, da sie im Bewußtseyn ihres Publikums

sind, ein Zusammenhalten und eine Art und Weise vorschreibt, wie man demselben gefallen könne. Wir wollen nun nicht sagen, daß dieses Publikum gerade aus großen Kritikern zusammengesetzt sei, und es ist weit besser, daß es sich so nicht verhält: wohl aber besteht es aus solchen, die aus Theatergewohnheit auch eine Theatereinsicht haben, die das Schöne fühlen und verstehen, ohne es grade beschreiben und heraussagen zu können; die Schauspieler andrerseits, durch das Publikum gesetzt und erhalten, gewinnen in diesem Verhältniß auch an Feinheit, an Weise, sich zu benehmen, und so sind es denn die Conversationsstücke überhaupt, in denen in Wien geglänzt wird. Man sieht es den Schauspielern, die sich hier bewegen, an, daß sie die Welt kennen, die Unterhaltungen sind nicht gemacht, sondern wirklich, und jeder aus dem Publikum könnte an so gebildeter Art Theil nehmen und sich in derselben gefallen. Hieraus läßt sich nicht etwa auf die Größe und Bedeutung der Schauspieler schließen. Es ist mir oft vorgekommen, daß ein Schauspieler, der mir in Wien recht sehr gefallen hatte, mir an einem andern Orte mißfiel und unbedeutend erschien, denn von seinem Boden und Zusammenhange losgerissen, war er wieder er selbst, und konnte unter andern Umgebungen keinen Platz und keine richtige Stelle gewinnen. Das Schauspiel ist daher in Wien nicht sowohl ideal, als vielmehr canonisch. Der Anstand und die Sitte, die von dem Publikum zum Schauspieler, und vom Schauspieler zum Publikum geht, ist erhaltend und rettend, nicht befruchtend und weiterbringend. Die Tragödie wird im Ganzen vernachlässigt, und erscheint weniger auf dem Repertoire. Auch in anderen Stücken ist man gerade nicht reich an Abwechselung, und man zieht in der Regel das Alte dem Neuen vor. Dabei machen religiöse Scrupel, und politische Bedenklichkeiten allerlei Hemmungen. Aber alte Iffländische und Kotzebuesche Stücke, die man anderswo nicht ertragen könnte, sieht man hier nicht bloß mit Geduld, sondern mit Freude an, und ich habe oft in Wien einen sechsten Act zu den fünf gespielten herbeiwünschend nicht begreifen können, welches Vergnügen ich an so

abgetragenem Inhalte haben dürfte. Aber die Harmonie der verschiedenen Seiten, des Publikums, der Schauspieler und der Stücke selbst, bieten einen Ersatz für alle Mängel, die der abstracte Verstand, der nie das Ganze betrachtet, herausfinden könnte, und weil das Ganze hier eben ist, an anderen Orten aber nicht ist, so darf man von Wien sagen, daß es bei allem Verfalle des Theaters überhaupt, noch ein Ueberbleibsel der alten Zeit in dem seinigen besitze.

Wenden wir uns aber nun zum Berlinischen Schauspiel. Hier dürfte man zunächst von der Bildung und Feinheit des Geschmackes, von der Uebung der Reflexion nach allen Seiten hin etwas ganz Vorzügliches erwarten. Es fehlt auch dem Theater gar nicht an großen und bedeutenden Talenten, ja der fruchtbarste Dichter der heutigen Zeit hat seinen Wohnsitz in Berlin, und arbeitet mit Emsigkeit, Fleiß und Ausdauer für das Schauspiel. Trotz dem ist Keinem der Verfall einen Augenblick zweifelhaft. Das Publikum ist nicht fest und bestimmt, sondern wechselnd hingehend und sich wieder wegbegebend, so wie andere zufällige Attractionspunkte sich blicken lassen. Es ist ein Nomadenpublikum, und das Theater wird dadurch selbst zu einem nomadischen. Kein fester Gesichtspunkt läßt sich hier für den Schauspieler fassen; es giebt keine feste Regel, die von der Unterlage jedes Theaters, dem Publikum, zu entnehmen ist: die Zufälligkeit der Komik, so wie des tragischen Agirens, ist jetzt nicht bloß möglich, sondern sie ist dadurch als gesetzt zu betrachten. Man gehe in Berlin in ein Trauerspiel, und sehe den leeren ersten Rang, die sporadisch besetzten Plätze, die geringe Theilnahme, welche die höheren Stände daran nehmen, und man berechne den Eindruck, den dadurch die Schauspieler erhalten, wie allmählig der beste Sinn, die glühendste Empfänglichkeit von dieser Apathie ausgehöhlt werden muß, und sich, selbst nicht wissend wie, auf einem anderen Wege befindet, als der ist, welcher unsprünglich betreten wurde. Der Mangel des Gesetzes und der Leitung, welcher den Schauspieler demoralisirt, wirkt alsdann nachtheilig auf das Publikum zurück, und nachdem dasselbe sich jetzt fast zwanzig Jahre verlaufen hat, kann

es weder den alten Tact und Geschmack besitzen, den es ehemals hatte, und die Zügel der Bühne entfallen seinen unkräftigen Händen. Das Geschäft der Dichter bei solchem Zustande ist alsdann mehr das, für Hervorbringungen, als für das Wie dieser Productionen zu sorgen. Ein entsetzlicher Hunger nach Neuigkeiten, ohne beständiges Verbleiben bei dem einmal Auserwählten, und als gut Erkannten, ein anarchischer Ton, der übergroßes Lob und Herabsetzung in gleichem Maaße erschallen läßt, sind nur natürliche Folgen dieses Zustandes überhaupt. Dazu tritt nun, um bei uns der deutschen Bühne den letzten Gnadenstoß zu versetzen, das sich allmählig Befestigen des französischen Theaters, im Vaudeville, in der Posse und im Lustspiel. Die canonische Weise, welche französische Schauspieler, ja sogar die schlechten besitzen, eine Rolle, die, so zu sagen, einmal creirt ist, zu spielen, die größere Bestimmtheit, mit welcher sich Franzosen in ihren eigenthümlichen und ihnen anpassenden Stücken bewegen, und die zu einer Zeit, wo die Uebersetzungen der französischen Vaudevilles den Nahrungsstoff der deutschen Bühnen ausmachen, einen gewaltigen Abstand gegen alle Bemühungen auch originellerer deutscher Schauspieler bilden müssen, zieht allmählig einen immer größeren Theil des Publikums an, wobei die Lust, bei dieser Gelegenheit französisch zu lernen, das Ihrige hinzuthut. Ich bin, lieber Freund, nicht so wenig kosmopolitisch, und auch kein so gewaltiger Eiferer für die Reinheit der deutschen Sache, daß mich die Anwesenheit des französischen Theaters sollte verletzen dürfen. Aber ein Schilderer der Verhältnisse, kein Lober oder Tadler, mußte ich doch ein so bedeutendes Moment in der Abnahme der heimischen Bühne nicht ohne Erwägung lassen, und es bleibt ein vaterländischer Seufzer gestattet, wo Hülfe und thätiges Eingreifen ohne Erfolg wären.

Also ist die Wiener, also die Berliner Bühne beschaffen. Manches hätte noch hinzugefügt werden können, und Ihre Einsicht wird die feineren Pinselstriche dazu malen. Aber was noch nicht gesagt wurde, werden wohl die Gründe sein, die diese Zustände hervorrufen. Berlin als eine neue, der Bewegung der Zeit

angehörige Stadt, als eine solche, die alle Allgemeinheiten, wo sie auch entstehen mögen, zuläßt und reproducirt, ist wesentlich dadurch dem künstlerischen Boden entwachsen; die Schicksale der Zeit haben in ihr die Geschicke der Kunst verdrängt, und diese findet nur noch als Zeitvertreib, als nebenbeigehender Zierrath ihren Platz; das Gemüth ist wo anders hingewendet, und der staatliche Sinn hat sich an die bedeutungsvolle Stelle gesetzt, welche ehemals die Kunst einnahm. Wien ist dagegen noch eine alte Stadt. Sie hat ihre alte Neigung, ihre ehemaligen Richtungen nicht verloren. Was im achtzehnten Jahrhunderte rührte und ergötzte, rührt und ergötzt noch heute. Die Sitte und daher auch die Stücke der Vorfahren, ihre Interessen und Gedanken leben noch in frischbewahrtem Grün, als wären sie der Heutigkeit angehörig. Alles, was in Berlin eine Krisis, einen Einschnitt und das unangenehme Getreibe der Reflexion hervorruft, hat sich in dieser Heftigkeit in Wien niemals berührt, und der Damm, der vor den Neuerungen schützt, ist auch derselbige, welcher das Theater noch in gewisser Weise erhält. So bewährt sich also an den beiden größten und bedeutendsten Städten Deutschlands, was in meinem vorigen Briefe als aus der Natur der Sache hervortretend angegeben wurde.

In meinem folgenden und letzten Briefe werde ich es versuchen, auch einiger äußerer Gründe Erwähnung zu thun, die dem Theater schädlich gewesen sind, nachdem jetzt die inneren sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen erledigt wurden.

III.

Lieber Freund.

Zu den äußerlichen Gründen, welche das recitirende Schauspiel herabgebracht haben, gehört vornehmlich ein sehr bekannter, der materielle, nicht der innerliche Aufschwung, den die Oper und das Ballet in unseren Tagen nahmen. Dieses Emporkommen des musikalischen und pantomimischen Moments hat selber wieder seinen Ursprung in dem Verschwinden alles wahren und substantiellen Kunstsinns und in dem sich Hervorstellen des Schauspiels

als Zeitvertreib und äußerliches Vergnügen. Denn wie auch die Musik unter den Künsten zu verehren ist, so läßt sich doch nicht läugnen, daß da, wo sie allein geachtet und verfolgt wird, dies nur auf Kosten aller Poesie und sogar der Empfindungsweise für dieselbe geschehen könne. Die Töne haben es zunächst mit der Sinnlichkeit, der dichterische Stoff aber mit Gedanken, und mit der Anstrengung des Denkens zu thun. Darum wird überall, wo die Kunst sinkt, sie nicht gleich in die unterste Tiefe fallen, sondern eine Zeit lang noch auf einer Mittelstufe stehen bleiben. Die Musik wird an die Stelle der Dichtung treten, und der Ohrenschmaus den Seelenschmaus verdrängen. Betrachten wir zum Beispiel die Arten und Gattungen der Musik, wie sie hauptsächlich heut zu Tage geliebt werden, so ist es ja nicht die schwere, substantielle und beinahe gedankenreiche, die sich an den meisten Orten eines Beifalls zu erfreuen hat, sondern die leichte, frivole und melodische. Denn es ist die Forderung zugleich mit beigegeben, es dürfe sich an den Ton keine längere Betrachtung seines Werthes knüpfen, als der Schall überhaupt mit sich bringt, und man will, wenn man sich aus dem Denken in die Musik begiebt, nicht aus der Musik in das Denken zurückfallen. Die italienisch-subjective Weise, wie sie heute vorherrschend ist, verzichtet sogar in den Opern auf allen dramatischen Inhalt, den sie selbst nicht musikalisch zu stellen sucht, sondern nur als eine Gelegenheit ansieht, ihren Arien, die wiederum nicht für sich, sondern für eine Sängerin geschrieben sind, anzubringen. Von dieser Musik, die ohnehin mit der Balletmusik in naher Verwandtschaft steht, ist nur ein Schritt zu der Wichtigkeit, die das Ballet selbst annimmt. Hier ist die Sinnlichkeit nicht mehr versteckt, sondern offenbar, und gerade das sinnliche sich Hervorthun wird als der Gipfel der Tanzkunst betrachtet. Wir haben dies deutlich bei dem Auftreten der Demoiselle Taglioni in Berlin sehen können. Diese einzige Künstlerin hatte den Tanz auf seine reinen Dimensionen zurückgeführt; plastisch und malerisch war jede Bewegung, und so wenig bei der Anschauung eines Bildes oder einer Statue die sinnliche Neigung gefördert werden kann, so sehr wies sie

durch Anstand und Würde, und durch einen allgemeinen Sinn, den sie in jedem besondersten Pas festzuhalten suchte, alle Bewegung nach dieser Seite zurück. Aber das Publikum konnte sich in den Tanz, von der Manier aus angesehen, nicht ganz finden, und es war ihm dabei zu Muthe, als wenn man ihm Hochtrabendes und Gelehrtes geben wollte, da es doch nur Gewöhnliches und ihm Anpassendes erwartet hatte. Es findet sich dabei bewährt, daß, wenn man etwas will, man es nur in seiner eigenen Form und Gestalt, nicht in einer erhabenern und geistigen fassen möchte.

Ist aber durch die Uebermacht der Oper und des Ballets das recitirende Schauspiel zurückgedrängt worden, so liegt ein anderes Verderben für dasselbe darin, daß man auch persönlich diese Gattungen verbindet, und Schauspieler zugleich in der Oper und im Ballet auftreten läßt. In allen Fächern kann Vielseitigkeit gestattet werden. Conring war in vielen Facultäten bedeutend, nicht minder der einzige Leibnitz. Nur da ist Vielseitigkeit immer ein Schädliches, wo es auf Leistungen mit Hülfe der eigensten Individualität ankommt. Ein Schauspieler, der auch ein Sänger, und nebenbei ein Tänzer ist, wird seine Individualität für eines dieser Fächer auszubilden vermögen, und wenn es im Ganzen nützlich seyn dürfte, daß diese Talente als zufällig sich vorfindendes Ornament anderweitiger Vorzüglichkeit anzutreffen wären, so wird, wenn der Ton auf jedes gelegt wird, schon in der Mischung das Hervorstechende der einzelnen Seiten sich aufgeben müssen. Das Wiener Burgtheater kann auf größere Vorzüglichkeit schon deshalb Anspruch machen, weil seine Mitglieder nur der Gattung des recitirenden Schauspiels angehören, und die strenge Scheidung, die in Frankreich selbst zwischen tragischen und komischen Schauspielern statt findet, hat der gute Geschmack niemals anzuklagen gehabt, obgleich hier im Interesse der Wahrheit und der zu erlernenden Nüancirung derselben, ein Theilnehmen an Lust- und Trauerspiel eher wünschenswerth als wegweisbar erscheint.

Noch ein äußerer Grund des Verfalles des heutigen Theaters bleibt uns zu erörtern übrig, obgleich derselbe bei Weitem nicht

in allen Städten sich vorfindet. Dies ist, daß Schauspieler genöthigt werden, an mehreren Orten zu spielen. So agiren die Berliner Schauspieler zum Beispiel zugleich in Charlottenburg und in Potsdam. Man mag so etwas im ersten Augenblicke für gleichgültig halten: aber in der That ist es nicht so. Denn das Gebundensein an irgend einen Raum giebt auch von selbst das Beherrschen desselben; das sich Identificiren mit dem Platze, auf welchem man ist, ertheilt erst die wahre Individualität. Das Theater, das wir oben schon als nomadisch bezeichnen mußten, bewährt diesen seinen Charakter hier auch äußerlich. Dann ist es aber, wenn an mehreren Orten zugleich gespielt werden soll, auch nöthig, ein ungeheures Personal zu besorgen. Die Größe desselben setzt nothwendig auch die Mittelmäßigkeit der Meisten voraus, und so führt ein ziemlich unbedeutend scheinender Umstand auf geheimen Wegen zum Verderben. Würden Sie, lieber Freund, mich nun schließlich befragen, nachdem ich Ihnen Inneres und Aeußeres vorgeführt, was zum Verderben des Theaters beiträgt, ob der geschilderte Zustand ein definitiver ist, so brauchte ich mich nur auf das zu berufen, was ich über die Kunst überhaupt denke und gesagt habe. Die Kunst, und das Theater gehört dazu, ist ein Absolutes, wie die Religion und die Wissenschaft. Es kann Zeiten geben, in denen die eine dieser Seiten gegen die andere zurücksteht; aber vollkommen untergehen kann sie nicht. Gerade, wenn sie recht gefallen zu sein scheint, erhebt sich die Rettung in ihr selbst, und die veränderte Richtung der Zeit treibt dann wieder hervor, was eine verschiedene genommen hatte. Wenn die Bewegungen, die heut zu Tage den Staat gründen, vorüber sein werden, wird sich aus ruhigen Zuständen ein Drama und seine Aufführung entwickeln.

Einige Briefe Goethe's
an Varnhagen von Enſe.

1.

Zu einer Zeit, da ich im Begriff ſtehe, mir und Andern von meinem Leben und meinen Werken Rechenſchaft zu geben, konnte mir wohl nichts erwünſchter ſein als zu vernehmen, wie ſo bedeutende Perſonen, als jene Correſpondenten ſind, aus deren Briefen Sie mir gefällig Auszüge mittheilen, über mich und meine Produktionen denken. Dieſe beiden Wohlwollenden machen ein recht intereſſantes Paar, indem ſie theils übereinſtimmen, theils differiren. G. (Rahel) iſt eine merkwürdige, auffaſſende, vereinende, nachhelfende, ſupplirende Natur, wogegen E. (Varnhagen) zu den ſondernden, ſuchenden, trennenden und urtheilenden gehört. Jene urtheilt eigentlich nicht, ſie *hat* den Gegenſtand, und inſofern ſie ihn nicht beſitzt, geht er ſie nichts an. Dieſer aber möchte durch Betrachten, Scheiden, Ordnen, der Sache und ihrem Werthe erſt beikommen, und ſich von Allem Rechenſchaft geben. Merkwürdig iſt es mir, daß zuletzt E. mehr an G. herangezogen wird, eine Wirkung, welche dieſe letztere Natur nothwendig gegen denjenigen ausüben muß, der ſie liebt und ſchätzt.

Doch was ſage ich das Ihnen, der Sie die Perſonen, ihre Verhältniſſe und den ganzen Briefwechſel kennen, dagegen ich mir hiervon nur ein unvollkommnes Bild aus den Bruchſtücken zuſammenbauen muß.

So ſehr ich übrigens von dem Wohlwollen dieſer Perſonen und von der Theilnahme an mir gerührt bin; ſo wünſchte ich doch, wo nicht die ganze Correſpondenz, doch größere Auszüge

daraus zu sehen, theils um mir ein deutlicheres Bild von den Individualitäten zu machen, und das allzu Schroffe dieser Fragmente hie und da mehr an's Leben geknüpft zu sehen, theils auch über Mitlebende und kürzlich Abgeschiedene ihre Gesinnungen zu vernehmen, wie mir die Stellen über Jean Paul, Heinse, Johannes Müller, sehr merkwürdig gewesen sind. Vielleicht können Sie in der Folge mir noch eins und das andere mittheilen.

Was den Druck betrifft, so lassen Sie mich darüber noch denken. Es sind so wenige Bogen, daß sie auf eine eigene Art gedruckt werden müßten, wenn sie ein Heftchen machen sollten. Irgendwo in einer Sammlung ständen sie wohl am schicklichsten, aber freilich, in welcher? Doch das eben wäre zu bedenken. Ich verwahre das Manuskript sorgfältig, und wenn es nicht gedruckt würde, erhalten Sie es wieder. Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihnen bei meinem nächstkommenden Aufenthalte in Karlsbad zu begegnen, und für das mir geschenkte Vertrauen aufrichtig zu danken.

Mich Ihrem gewogenen Andenken bestens empfehlend

Weimar, den 10. December 1811. Goethe.

2.

Ew. Hochwohlgeboren

wünsche durch eiligen vorläufigen Dank für die mir übersendeten Gedichte, von denen ich mir viel Freude verspreche, so wie durch endliche Zurücksendung der nur zu lang bei mir verwahrten Papiere zu überzeugen, daß Ihre freundlichen Mittheilungen mir stets höchlich willkommen sind.

Jener Darstellung eines wirklichen einzigen Feldzuges verdanke ich sehr viel Unterhaltung und Belehrung. Es ist höchst verdienstlich, so ganz frische Thaten, Ereignisse und Gesinnungen aufzuzeichnen, damit das Wunderbarste recht lebendig der Nachwelt erhalten werde.

Die deutschen Erzählungen haben einen besonderen, ernstangenehmen Charakter, den ich mich näher zu bezeichnen kaum getraue.

Ihrer Frau Gemahlin bitte ich mich auf das Angelegentlichste zu empfehlen. Ich hoffe, es soll mir denn doch zuletzt gelingen, das werthe Paar, das mir seit so vielen Jahren mit herzlichem Antheil unsichtbar zur Seite ging, zusammen zu sehen, um meinen Dank für so vielfache Aufmerksamkeit einigermaßen abzutragen. Unter den aufrichtigsten Wünschen für Ihr dauerndes Wohl empfehl ich mich Ihrem freundlichen Andenken

Weimar, den 21. März 1816. gehorsamst

Goethe.

3.

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich durch die übersendete Zeitschrift*) auf's neue verpflichtet. Es ist auf jeden Fall merkwürdig zu sehen, wie so nach und nach die Wirkungen eines langen Lebens durch die Welt schleichen, auch da und dort, nach Umständen, Einfluß gewinnen. Ich mußte lächeln, als ich mich in einem so fernen und überdies republikanischen Spiegel zu beschauen hatte.

Uebrigens macht dieser Aufsatz auf Jedermann eine gute Wirkung; soviel Verstand und Einsicht, verbunden mit einem jugendlichwohlwollenden Genuß an dem Dichtwerke, erregt eine gewisse theilnehmende, anmuthige Empfindung. Selbst die Lücken, wo ihm besondere Kenntniß abging, wußte er freundlich auszufüllen, und überhaupt das Ganze mit Euphemismus abzurunden.

Meine Schwiegertochter empfiehlt sich zum allerschönsten. Eine Colonie junger Engländer, Schotten und Irländer, die sich hier in einer gewissen Folgenreihe perpetuirt, veranlaßt unsere Frauenzimmer englische Sprache und Litteratur zu kultiviren, und es ist nicht zu läugnen, daß daraus eine geistreiche, interessante Unterhaltung entsteht. Sie grüßt zum besten, nur will sie die Engländer nicht so gar engherzig finden.

Das nordamerikanische Heft sende nächstens zurück; Sie

---

*) The North-American Review. No. 45. Boston. 1824.

werden selbst am besten beurtheilen, welch ein schicklicher Gebrauch davon gelegentlich zu machen sei.

Auch erhalten Sie eine Rolle mit dem Standbilde des Grafen Schulenburg, zu Corfu errichtet; nehmen Sie jenes früher citirte Familienblatt geneigt auf, und bewahren es mir zum Andenken. Dem Historiker ist es gewiß interessant, daß er, durch zwei Generationen vermittelt, über ein Jahrhundert persönlich zurückgreift; die Statue ist 1716. gesetzt, und mein Vater brachte das Blatt etwa zwanzig Jahre später mit zurück.

Ihrer Frau Gemahlin empfehle mich zum besten. An ihrem frühsten Wohlwollen und einer ununterbrochenen, auf mich einflußreichen Theilnahme erfreu' ich mich schon viele Jahre. Eine solche Dauer der Gesinnung ist doch eigentlich das Kräftigste, das an irgend etwas Bestehendes glauben läßt.

Der Unfall unseres Theaters hat Sie gewiß auch um meinetwillen betrübt; ein größeres Unglück haben Sie freilich überstanden; glücklicherweise befind' ich mich wohl, und hoffe durch die Folgen dieses Ereignisses nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen.

Was zu Gunsten einer neuen Ausgabe in Frankfurt verhandelt wird, ist meinen Freunden gewiß erfreulich. Ich darf hoffen, daß ihre Theilnahme sich bei dieser Gelegenheit zum schönsten hervorthun wird. Meine Sorge ist nur, daß ich in meinen späten Jahren das Geschäft dergestalt einleite, um in der Folge, ohne Sorge, daraus abscheiden zu können. An Fleiß und Aufmerksamkeit hat es bisher nicht gefehlt; über die weiteren Fortschritte das Nähere, sobald etwas Entschiedenes zu melden ist.

Nachsicht! Antheil! Wohlwollen!

Weimar, den 3. April 1825. treulichst

Goethe.

4.

(An Hegel und Varnhagen.)

Das an mich, hochverehrte Herren, unterm 6. März freundlichst erlassene Schreiben hat mich zu bedeutenden Erinnerungen veranlaßt. Es sind so eben drei und vierzig Jahre, daß mich

Schiller zur Theilnahme an den Horen einlud, und es muß mich höchlich freuen, daß in dieser langen Zeit das Zutrauen meiner Landsleute sich nicht vermindert hat, sondern daß mir vielmehr von einer Gesellschaft der Würdigsten die Ehre erzeigt wird, mich zu frischer vereinter Thätigkeit aufzufordern. Ich erkenne mit besonderm Dank, wenn Sie mich unter die Ihrigen aufnehmen und mich auch öffentlich als einen solchen nennen wollen; ich thue dieses desto unbedenklicher, als Dieselben in dem Mitgefühl meiner gegenwärtigen Zustände nur eine gelegentliche Theilnahme zu erwarten scheinen.

Lassen Sie mich daher Ihren Arbeiten eine Zeit lang zusehen, damit ich Ihre Zwecke, Absichten, Gesinnungen, die mir im Allgemeinen gar wohl bekannt sind, auch im Einzelnen kennen lerne, und dadurch veranlaßt werde, von demjenigen, was mir am meisten anliegt, den Umständen gemäß etwas Würdiges mitzutheilen.

Entrichten Sie meinen verpflichteten Dank der ganzen Gesellschaft und bleiben in jedem Falle meiner stillen oder ausdrücklich auszusprechenden Theilnahme gewiß.

Verehrend wie vertrauend,
das Beste wünschend, unwandelbar
Weimar, den 15. März 1827. J. W. v. Goethe.

5.

Indem ich Gegenwärtiges zu siegeln im Begriff bin, finde ich mich noch glücklicherweise in dem Falle, Ew. Hochwohlgeboren etwas wahrhaft Angenehmes zu melden. Ich hatte nämlich die Ehre, Ihro Kaiserlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin aufzuwarten und von Höchstdenenselben einen entschiedenen, Ihren neuesten biographischen Arbeiten gegönnten Beifall auf das freundlichste zu vernehmen. Nichts wäre mir erwünschter gewesen, als wenn Sie selbst unmittelbar und ausführlich von der reinsten Theilnahme, von einer wahrhaft genialen und gründlich humoristischen Würdigung Ihrer so ernsten als gelungenen Arbeiten sich hätten überzeugen können.

Da ich mich niemals ermächtige, irgend ein Wort solcher höchst schätzenswerthen Unterhaltungen auf irgend eine Weise verlauten zu lassen, so erbat ich mir zur Gnade, gegen Ew. Hochwohlgeboren diesmal eine Ausnahme machen zu dürfen, welches ich denn hierdurch zu thun nicht verfehle. Sie überzeugen sich, daß es mir das größte Vergnügen macht, meine ältesten, geprüftesten Freunde auch von einer Dame geschätzt zu wissen, welche jeden Stand zu erhöhen geeignet gewesen wäre, und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregt. Ich spreche dies nicht weiter aus, so wenig als ich zu versichern habe, daß ich in unwandelbarer Theilnahme, mir das Gleiche erbittend, verharre

Weimar, den 18. März 1827. gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Herrn Professor Hegel haben Sie die Güte, schönstens zu grüßen und mir vorläufig die Erlaubniß zu erbitten, in diesen Tagen ihn mit einem bescheidenen Gesuch um guten Rath anzugehen.

6.

Ew. Hochwohlgeboren

machen mir durch meine früheren Briefe an den trefflichen Wolf, von Ihrer eignen Hand geschrieben, ein gar schönes Geschenk. Diese Blätter, wenn man sie auch nicht von besonderer Bedeutung findet, geben doch Zeugniß von einem freien heitern Dasein und einem reinen wechselseitigen Vertrauen. Nehmen Sie dafür meinen schönsten Dank und zeichnen mich unter Ihre Schuldner.

Ueber die Berliner Jahrbücher hätte ich wohl gern ein Wort gesprochen. Ganz ohne Frage ist es ein großes Verdienst Ihrer Zeitschrift, daß die Recensenten sich namentlich bekennen; besonders ist dieses mir gar sehr viel werth. Denn da ich der fortschreitenden Litteratur in ihren Zweigen nicht durchaus folgen kann, so werden mir, kraft solcher Vermittlung, die bedeutenden Männer bekannt, die sich jetzt in den verschiedensten Fächern hervorthun, und sowohl durch eignes Verdienst, als durch das An-

schließen an Ihren Kreis Aufmerksamkeit erregen und Würdigung gewinnen.

Eine hiebei unvermeidliche Gefahr ist jedoch nicht leicht abzulehnen, daß nämlich Einer und der Andere irgend etwas Falsches, zwar unter seinem Namen, aber doch in so guter und stattlicher Gesellschaft vortragen, und so auch das Verfängliche und Schädliche sich Zutrauen und Beistimmung gewinnen könne. Wenn z. E. Purkinje ganz unbewunden und zuversichtlich ausspricht: daß man die wahre dem Menschen so nöthige Heautognosie bei Hypochondristen, Humoristen, Heautontimorumenen lernen solle, so ist dieses eine so gefahrvolle Aeußerung, als nur irgend eine; denn nichts ist bedenklicher, als die Schwäche zur Maxime zu erheben. Leidet doch die bildende Kunst der Deutschen seit dreißig Jahren an dem Hegen und Pflegen des Schwach- und Eigensinns, und des daraus hervorgehenden Dünkels und einer dadurch bewirkten Unverbesserlichkeit. Vor solchen schmeichelhaften Irrthümern fürchte ich mich, weil ich schöne Talente daran untergehen sehe. Aeußere ich dergleichen, so ist dadurch Ihre Anstalt nicht gemeint, sondern namentlich der Recensent. Verzeihen Sie das Gesagte, ich bin es dem schönen offenen Verhältniß zu Ihnen schuldig.

Wie glücklich aber habe ich Sie zu preisen, daß Ihnen auf die Stimme Hegels und Humboldts diesen Winter zu horchen vergönnt ist! Die Weimarischen Freunde, die in aller Stille so gern Schönes und Gutes aufnehmen, werden sich hoffentlich auf irgend einem Wege auch Ihren Theil bescheiden zueignen können.

Wiederholten Dank und die besten Grüße der theuren Gefährtin Ihres Lebens.

Weimar, den 8. November 1827. treu theilnehmend
J. W. v. Goethe.

7.

Ew. Hochwohlgeboren

haben nicht allein durch Ihre freundliche Gegenwart und angenehme Unterhaltung bei mir die freundlichsten Eindrücke zurückgelassen, sondern das Andenken der theuern Reisenden wird bei mir augenblicklich wieder hervorgerufen durch das unvergleichliche Kunstwerk*), wodurch das Alte im Neuen, das gewichtige Antike im anmuthigsten Modernen so glänzend ausgedrückt ist. Anstatt aber hiedurch zu dankbarer Empfindung aufgeregt zu werden, bin ich erinnert, daß ich noch auf mehr als eine Weise in Ihrer Schuld sei; um nun hievon wenigstens einen Theil abzutragen, übersende das früher erwähnte herrnhuthische Gedicht, welches vielleicht für das Anmuthigste gehalten werden kann, was aus der Religionsansicht jenes merkwürdigen Mannes, dessen Geschichte Sie so viel Aufmerksamkeit gewidmet, hervorgegangen. Möge uns Ihre deßhalb unternommene Arbeit bald zu Gunsten kommen.

Auf unsrer Frau Großherzogin Anfrage, womit sich Ew. Hochwohlgeboren gegenwärtig beschäftigen, konnte ich was Dieselben mir vertraut, sogleich erwiedern, und ich kann versichern, daß nach jener Arbeit ein lebhaftes Verlangen alsbald erregt worden.

Hochachtungsvoll, verpflichtet,

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener

Weimar, den 23. Sept. 1829. J. W. v. Goethe.

8.

Vorliegende Sendung besteht aus einem Fascikel A. das Konzept der Aufsätze in ziemlicher Ordnung, wie solches im Jahre 1828 zu Stande gebracht, von vorn herein ziemlich ausgearbeitet und consequent. Nach Fol. 14 fängt es an, schematisch zu werden. Ausgeführt ist noch ein Aufsatz über den bo-

*) Eine in Holz geschnitzte Vase.

tanischen Garten zu Prag und über die merkwürdige Brücke bei Karlsbad; die Arbeit stockt aber alsdann, unter guten Wünschen und Vorsätzen. Sodann besteht das Heft **B.** in einigen Bogen reiner Abschrift. **C.** enthält einen Nachtrag, wie ich solchen so eben aus Böhmen erhalte, wodurch sich das Ganze einigermaßen abrundet, und für denjenigen, der sich mit kritischen Uebersichten beschäftigt, nicht ohne Werth sein möchte.

Sollte man es für nöthig finden, die drei Jahrgänge der Monatschrift und das erste Vierteljahr der Jahrbücher einzusehen, so würde solche gern überschicken.

Vielleicht wäre, in der jetzigen Epoche, ein freundliches Wort von Berlin her ausgleichend und wirksam; denn die Gesellschaft der Naturforscher hat die Hoffnung, im Jahre 1831 ihre Zusammenkunft in Prag, vielleicht gar in Wien zu feiern.

Zu vollständiger Uebersicht hefte ein paar Briefe bei, die ich im Juni und Juli nach Prag schrieb, und mit dem übrigen wieder zurück erhielt. Auch diese beweisen, daß ich mein altes Metier ruhig fortführe: „Mögliche Vermittelung zur unmöglichen Uebereinstimmung der Erdenbewohner."

Weimar, den 13. Februar 1830. unwandelbar

J. W. von Goethe.

9.

(Beilage zu No. 8.)

Die Monatschrift des vaterländischen Museums von Prag las ich immer mit wahrhaftem Antheil; hievon zeugt ein Actenstückchen, welches ich am Schluß des ersten Jahres zusammendiktirt hatte; es enthält Auszüge aus den zwölf Heften zum Zweck einer Recension in den Berliner Jahrbüchern. Ich beging hiebei meinen alten Fehler, ich holte zu weit aus, meine darstellenden Auszüge sind zwar vollständig, aber nicht gedrängt genug, und so kam ich im ersten Bestreben nicht zu Ende. Sodann, gleich hin- und hergerissen von tausend Obliegenheiten, konnte ich nicht, wie ich gewünscht hätte, seit langer Zeit wieder dran gehen, und ich muß jenes Fascikel wirklich beile-

gen, um meinen in's Stocken gerathenen guten Willen zu bethätigen.

Hiebei ist mir oft die Betrachtung vorübergegangen, wie schroff das so nah liegende Böhmen von dem übrigen benachbarten Deutschland abgeschlossen ist. Mein Wunsch war daher, die Zusammenkunft der Naturforscher möchte im Jahre 1829 in Prag gehalten werden, deßhalb mir denn die Krankheit des verehrten Freundes doppelt und dreifach schmerzlich ward.

Ich hielt es für wünschenswerth und höchst nöthig für das allgemeine Gute, daß einmal eine Masse nord- und westlicher gebildeter Deutschen sich überzeugte, was in Osten vorzüglich ist, wie und auf welche Art solches daselbst besteht.

Ich getraute mir kaum zu sagen, wie seltsam der protestantische Deutsche sich Böhmen und die kaiserlichen Erblande denkt. Jene sind in ihren Preßfreiheits-Foderungen so leidenschaftlich, daß sie einen jeden für dumm halten, der nicht alles dumme Zeug lesen kann und darf. Als wenn das Leben im Lesen bestände, und als wenn eine reine durchgreifende Thätigkeit nicht ohne die Quängeleien der durcheinander schwirrenden Zeitschreiberei irgend nur denklich wäre.

Desto angenehmer ist mir die Unterhaltung mit verständigen Reisenden, wie sie mir seit kurzer Zeit mit zwei einsichtigen erfahrenen Männern geworden, welche die Fülle und den Werth der dortigen Zustände gründlich zu würdigen verstanden.

Nach langem Zaudern und Zweifeln abgesendet.

Weimar, den 29. Juni 1829. G.

10.

(Beilage zu No. 8.)

Die Zweifel, die mich abhielten, von meinen Arbeiten bezüglich auf die Monatschrift des Museums zu sprechen, verwandeln sich nun, da das Aktenstückchen abgegangen ist, in Verlegenheit und Sorge. Hievon wünscht' ich mich nun durch nachstehenden Vorschlag zu befreien. Würde nicht ein wackerer Mitarbeiter jener Zeitschrift, dem der ganze bisherige Inhalt derselben gegen-

wärtig und lebendig wäre, die Bemühung übernehmen und sich zu einer Art von Redaktion und Ausfertigung desselben entschließen? Es würde ihm nicht schwer werden, kapitelweise, da, wo ich zu weitläufig geworden, wieder zu kürzen, wo ich nur andeutete, soviel als nöthig auszuführen.

Wenn er nun endlich, mit leichter Behandlung, den Inhalt der Zeitschrift bis auf die letzten Stücke mitzutheilen beliebte, so hätten wir auf Einmal das Wünschenswertheste zusammen. Erhielt ich sodann das Resultat, freilich möglichst fertig und abgeschlossen, so würde ich es gern noch einmal durchsuchen, und nach Berlin senden, wo ein freundlicher Empfang zu erwarten stände; der Zweck wäre erfüllt und ich von einer großen Gewissenslast befreit; denn ich läugne nicht, daß mir dieses, schon sehr weit gebrachte Vornehmen höchst unbequem vor Augen lag.

Noch habe schließlich zu melden, daß ich meine Stellung gegen Geologie, Geognosie und Oryktognosie klar zu machen suche, weder polemisch noch conciliatorisch, sondern positiv und individuell; das ist das Klügste, was wir in alten Tagen thun können. Die Wissenschaften, mit denen wir uns beschäftigen, rücken unverhältnißmäßig vor, manchmal gründlich, oft übereilt und modisch, da dürfen wir denn nicht unmittelbar nachrücken, weil wir keine Zeit mehr haben, auf irgend eine Weise leichtsinnig in der Irre zu gehen; um aber nicht zu stocken und allzu weit zurück zu bleiben, sind Prüfungen unsrer Zustände nothwendig. Komm' ich mit meinem diesmaligen Unternehmen zu Stande, so theil' ich es meinem edlen Freunde mit, dem es, bei seiner ruhig gesetzten, sinnig bedächtigen und durchaus folgerechten Lebens- und Studienweise, gewiß nicht unangenehm erscheinen wird.

Treu angehörig und verpflichtet.

Weimar, den 8. Juli 1829. J. W. v. Goethe.

11.

Ew. Hochwohlgeboren

habe, nach langem Zögern, schuldig zu vermelden, daß mit dem Postwagen endlich das angekündigte Manuskript abgegangen ist.

Ob Sie noch die Redaktion gefällig übernehmen mögen, ob Sie es für Ihre Anstalt nöthig und nützlich halten, muß Denenselben völlig anheim geben.

Unsre werthen böhmischen Freunde haben in dem übrigen Deutschland so wenig Theilnahme gefunden, daß sie mit dem Jahre 1829 die Monatschrift abschließen und unter dem Titel: Jahrbücher des böhmischen Museums künftighin nur vierteljährig hervortreten wollen. Sie behaupten, die Buchführer Deutschlands hätten sich gleichsam verschworen, aus mehr oder weniger gegründetem Haß gegen die österreichische Censur, alles, was aus den österreichischen Staaten an sie geschickt wird, ohne Unterschied a priori als Krebse zu behandeln. Was kann man dazu sagen? als daß zu aller Mittheilung eine Reciprocität gefordert wird.

Da ich mich diesen harten Winter ganz gut gehalten habe, wünsch' ich dies auch von meinen Freunden zu vernehmen; nicht weniger im Frühjahr, ob die, Ihrer liebenswürdigen Reisegefährtin übersendeten Rosenzweige gleichfalls der übermäßigen Kälte Trotz geboten haben.

Leider versetzt uns seit einiger Zeit das Befinden unsrer Frau Großherzogin Mutter in einige Sorge; doch wollen umsichtige tüchtige Aerzte uns von Tag zu Tag in frischer Hoffnung erhalten.

Sagen Sie mir ein Wort, wenn das Packet ankommt, und unterrichten mich zugleich von dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin. Dem Ihrigen traut man immer das Beste zu. Von mir darf ich noch hinzusetzen, daß ich das Andenken meiner abwesenden geprüften Freunde festhalte, und, wenn auch im Augenblick nicht in die Ferne wirkend, doch immer im Stillen fortarbeite, früher oder später denselben Freude zu machen. Hieran schließt sich der Wunsch, ob wir die Biographie des

frommen Oberhirten einer so weitausgebreiteten Gemeinde wohl auch bald zu hoffen haben. Ich bin höchst verlangend, Leben und Thätigkeit eines Mannes, der in meiner Jugend auf mich und meine Umgebung stark einwirkte, nun einmal im Ganzen, und in Bezug auf die allgemeine Weltgeschichte, durch eine meisterhafte Darstellung zu überblicken.

Lange verzögert, endlich doch übereilt.

Immer treu unwandelbar

Weimar, den 13. Februar 1830. J. W. von Goethe.

12.

Ew. Hochwohlgeboren

empfangen den lebhaftesten Dank für die glückliche Art und Weise, wie Sie den stockenden Kahn vom Stapel laufen lassen; es bedurfte einer so frei einsichtigen Resolution, um diese Anfänge dem Untergange zu entziehn. Jene redlichen Bestrebungen unserer böhmischen Freunde werden auf solche Weise zu einiger Evidenz gebracht, und es wird doch wohl als ein löbliches Unternehmen betrachtet werden, Deutsche mit Deutschen näher bekannt zu machen, da wir denn nicht unterlassen können, fremde Nationen anzusprechen und von ihnen angesprochen zu werden. Wollten Sie mir das Akten-Fascikelchen zurückschicken, so verwahre ich es unter meinen gränzenlosen Papiervorräthen, mit einer sich selten realisirenden Hoffnung, davon gelegentlich weiteren Gebrauch zu machen.

Herr von Henning ward, wie er meldet, durch traurige Familienverhältnisse gehindert, Ihre werthe Sendung selbst zu überbringen; es that mir sehr leid, denn ich hätte wohl gewünscht, durch so geistreiche Augen einmal wieder in das liebe interessante Berlin hineinzublicken.

Lassen Sie sich, wie bisher, die Angelegenheit, der ich mein Leben gewidmet habe, bestens empfohlen sein. Ich muß mit Rührung anerkennen, wie seit so vielen Jahren Sie und Ihre theure Lebensgenossin, mit mir einstimmig, sachte herangekommen sind, so daß weder Zweifel noch Zweideutigkeit zwischen uns ob-

walten können; sondern jede Mittheilung nur als ein frischer gleichgestimmter Anklang begrüßt wird.

Unserer werthen vieljährigen Freundin, der Frau von Kalb, die besten Grüße und Versicherungen, daß ich unsrer früheren, wahrhaft freundschaftlichen Verhältnisse stets eingedenk bin. Die Verwirrung, welche der gute Jean Paul in die deutschen Gemüther gebracht hat, konnte mich nie erreichen. Seine Briefe so wenig als seine Werke gelangten zu mir, und so kann man über das, was darin steht, in so fern es mich betrifft, ganz beruhigt sein.

Allerdings hätte ich von Herrn von Henning mich auch für einen Augenblick gern in jene theologischen Unbilden verführen lassen. In diesem Punkte sind wir Weimaraner überglücklich, indem wir in dem Lande Gosen des reinen rationellen Realismus, mit ungetrübter Gewissensruhe, verharren, und übrigens einen jeden nach Belieben und Fähigkeiten über Gott, Seele und Welt gerne mögen denken lassen.

Herrn Minister von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbesten; lehnt er auch ab, über dieses oder jenes sich öffentlich zu erklären, so bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht, denn sein Andenken, wie aller innigsten Freunde, ist mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich so viele auf das liebenswürdigste genossen, in die Erinnerung treten.

Eine Abschrift der Stelle, auf Frau von Kalb bezüglich, will ich an Frau von Wolzogen ungesäumt gelangen lassen. Wir sehen uns öfters, sie hat ihren Wohnsitz in Jena.

Wenn ich Ihnen nun versichern kann, daß Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Großherzogin sich fortwährend alles zu thun geneigt erweist, was mir in meinen Zuständen Freude machen kann, indem sie die mir noch anvertrauten Geschäfte, und was mich sonst berührt, auf die zarteste und sinnigste Weise zu fördern und mich dadurch zu überzeugen fortfährt, daß manches von mir gestiftete Gute mich überleben solle, so wird gewiß auch eine neigungsvolle Verehrung in Ihrem theilnehmenden Geiste

immer tiefer sich einwurzeln. Auch sind es keine leeren Worte, wenn ich versichere, daß von Ihren früheren Schriften manchmal die Rede, und nach den zu hoffenden mit Verlangen gefragt werde.

So weit war ich gekommen, als eine zweite, so werthe Sendung bei mir einging, und ich habe Ew. Hochwohlg. nur vor allen Dingen zu ersuchen, des Herrn Staatsministers von Beyme Excellenz meinen verpflichteten Dank auszusprechen: daß dieselben mich von jener bedeutenden Eröffnung alsobald haben in Kenntniß setzen lassen. Freilich konnte der mit jener Erinnerung verbundene Schmerz dadurch nur gesteigert werden, indem ich erfuhr: gerade da, als ich den unschätzbaren Freund, nach einem strebsamen, leidensvollen Leben, in seinem 46. Jahre scheiden sah, eben in diesem Augenblick sei die größte Beruhigung für seine spätern Tage durch die Gunst eines großen Monarchen vorbereitet gewesen. Wie vielen andern Verdienten ist nicht zeither eine solche Beihülfe zu gute gekommen!

Gäbe es bei dieser Gelegenheit Veranlassung, ferner meinen aufrichtigsten Dank recht energisch auszusprechen, den ich einem Königlichen hohen Ministerium des Innern schuldig geworden, indem die von dem abgeschiedenen Herrn Grafen von Bülow mir früher gegönnten Hefte unschätzbarer Musterblätter nun in ihrer Fortsetzung und Abschluß zu mir gelangten.

Da so viel Platz übrig ist, noch ein Wort, auf Veranlassung einer Stelle Ihres werthen Schreibens. Seit dreißig Jahren ist es mir bedauerlich, die deutschen bildenden Künstler auf dem schlimmsten Irrwege zu sehn, überzeugt, er werde sie zur vollkommensten Nichtigkeit führen. Wenn vorzügliche Talente sich aufrecht erhalten, sich auszeichnen und Bedeutendes leisten, so ist es ein Glück; aber auch diese wären besser gefördert und sekundirt, wenn die falschen Maximen ihrer Umgebung ihnen nicht schadeten, und sie vielleicht selbst in ihren Wirkungen beschränkten und beschädigten. Ich beruhige mich persönlich in Beschauung alter und neuer Kunstwerke, so viel ich um mich versammeln kann.

Gewiß haben in Berlin mehrere Kunstfreunde auf das herrliche Blatt subskribirt, welches Toschi, nach Rafaels Spasimo

di Sicilia (die Ausführung Christi mit und zum Kreuze) unternommen und angekündigt hat. Ich besitze zwei Probedrücke davon, die das möglichst Vollkommene dieser Art hoffen lassen.

Ob ich gleich noch manches zu sagen habe, und Raum genug übrig ist, so schließ ich doch, damit Gegenwärtiges nicht länger zurückbleibe, mich zum allerbesten empfehlend.

Weimar, den 25. April 1830. gehorsamst
J. W. v. Goethe.

13.

Nach beendigtem Lesen Ihres höchst schätzbaren Werkes, mit welchem ich sehr angenehme Stunden zugebracht, indem es mir viele bedeutende Erinnerungen hervorrief; wie es mich denn auch jetzt noch zu unablässigem Denken auffordert, schreibe ich nur mit dem Wenigsten: daß Ihre Behandlung der Lebens- und Leistensgeschichte eines so einflußreichen Mannes meinen ganzen Beifall erworben hat.

Ich erfreute mich im Laufe der Erzählung an Ernst und Schonung, Neigung und Klarheit, Ausführlichkeit und Sparsamkeit und überhaupt an dieser innern Gleichmäßigkeit, woraus, zu völliger Befriedigung des Lesers, eine ruhmwürdige Gleichheit des Vortrags entspringt.

Ihr Verdienst hierin, mein Theuerster, wird, nach meiner Ueberzeugung, jetzt und künftig gewiß anerkannt werden. Ja wenn, in später Folge, dieser merkwürdige Mann vor das strenge Tribunal einer ins Reinste vorschreitenden Menschheit gefordert wird, so darf weder Ankläger noch Vertheidiger einen vollständigern Aktenextrakt, eine redlichere Geschichtsdarlegung verlangen, sondern sie können unmittelbar zum Werke schreiten.

So viel, und nicht mehr, weil von hieraus die Betrachtung sich in's Unendliche verlieren möchte.

Dankvoll und unwandelbar
in treuer Theilnahme
Weimar, den 12. Mai 1830. J. W. v. Goethe.

14.

Eben hatte ich Ihre freundlichſte Entwickelung des Briefwechſels*) zu Ende geleſen, wobei mir auf die wunderbarſte Weiſe jene merkwürdigen Jahre meines Lebens vor die Seele traten, dagegen dachte ich baldmöglichſt etwas Angenehmes zu erweiſen, welches mir jedoch nicht gleich beigehen wollte. Nun erhalt' ich im Augenblick von hoher Hand den Auftrag, Beiliegendes zu überſenden, und mich freut herzlich eine erwünſchte Gelegenheit, meinen beſten Dank vorläufig abzuſtatten: daß Sie die treuen ernſten Forſchungen, die Sie mit ſo vielem Glück anſtellen, auch gegen uns haben geneigt hinlenken wollen.

Weimar, den 16. Mai 1830. treu verpflichtet

J. W. v. Goethe.

15.

Ew. Hochwohlgeboren

haben mir durch Ihre freundliche Sendung ein ſehr angenehmes Geſchenk gemacht. Ich hatte vor einiger Zeit den wackern Sinclair durch ſeine zwei Bände treulich begleitet; um einen deſto vollſtändigern Eindruck mußte Ihre Darſtellung auf mich machen. Gern will ich geſtehen, daß ich in dieſer den Meiſter biographiſcher Kunſt gewahr werde, mit deſſen Anſichten ich vollkommen übereinſtimmend fühle und denke, ohne daß ich mir anmaßen dürfte, ein ſolches Werk auf eine ſo glückliche Weiſe zu epitomiſiren. Noch einen beſondern Dienſt haben Sie mir dadurch geleiſtet, daß Sie mich in den Stand ſetzten, meiner guten Schwiegertochter das Ganze bekannt zu machen, da ich ſie mit einzelnen, auffallenderen, allgemein intereſſanten Stellen zu unterhalten geſucht hatte.

Mehr will ich nicht ſagen, da ich zwar nicht in bedrängten, aber doch in gedrängten Augenblicken lebe, und deßhalb an auswärtige Freunde und ihre Wünſche ſeltener zu denken angeregt werde.

---

*) Zwiſchen Schiller und Goethe; in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik.

Jener Aufsatz über die Händel der französischen Naturforscher hat, wie Sie wissen, wundersam gegriffen; die synthetische Parthei findet in uns Deutschen willkommene Alliirte, und mich haben manche Sendungen, Zeitungs- und Journal-Artikel noch tiefer in die Sache sehen lassen, woraus denn freilich erhellt: daß man am besten thut, sich zurückzuhalten.

Damals, als ich Ihnen den ersten Versuch zuschickte, war das Interesse bei mir auf einen hohen Grad lebendig, und ich diktirte sogleich eine Fortsetzung, die mich in die Zeiten Buffons und Daubentons zurückführte. Nun aber bin ich weit davon abgelenkt, und, durch die dazwischen getretenen Pariser Verworrenheiten in mein Kämmerlein zurückgedrängt. Führe ich weiter fort, was ich nicht gerne aufgeben möchte, so send' ich es zu beliebigem Gebrauch.

Möge doch unsere kleine Familie, die ganz treu und heiter zusammenhält, sich immer auch von Ihrer Seite eines freundlichen Wohlwollens erfreuen!

Hochachtungsvoll unwandelbar
Weimar, den 5. August 1831. J. W. v. Goethe.

16.

Leider muß ich diesen meinen Brief auch mit dem tief empfundenen Bedauern anfangen, daß wir den hochbegabten, bedeutenden Reihenführer, so wohl gegründeten und mannichfaltigen Mann und Freund, obgleich nicht ganz unbefürchtet verloren haben. Das Fundament seiner Lehre lag außer meinem Gesichtskreise, wo aber sein Thun an mich heranreichte, oder auch wohl in meine Bestrebungen eingriff, habe ich immer davon wahren geistigen Vortheil gehabt.

Das mir angemeldete Exemplar der Briefe des Lebenden aus der Unterwelt ist, im zierlichsten Bande, bei angekommen. Mein bester Dank an den geistreichen Verfasser folgt hierbei. Etwas darüber öffentlich zu sagen, würde mir jetzt nicht gelingen, und ich darf es um so weniger unternehmen, als ich leider auf den ersten Seiten mir selbst begegnet bin. Ich glaube mich in

dem Dankſagungsſchreiben an den trefflichen Verfaſſer noch mäßig genug in einem ſehr unangenehmen Fall ausgedrückt zu haben. Wenn ein mannhafter Mann Urſache findet zu den Ereigniſſen des Tags zu ſchweigen, ſo ſollte man ihn billig keine Schlafrockspredigten halten laſſen.

Ihnen, mein Theuerſter, gelingt überhaupt jedes Biographiſche im weiteſten Sinn zum Allerbeſten. Der unſelige Schlabrendorf iſt Ihnen trefflich gerathen, wenn ſeine hinterlaſſenen Papiere leider auf's gräulichſte gegen ihn zeugen. Daß doch, eben in dem vergangenen Jahrhundert vorzüglich gute Menſchen ſich im Abſonderlichen, Abſtruſen bis in's Abſurde hinein gefielen, und nur Stahl- und Steinfunken in die Nacht, in den Tag aber Dunſtgranaten hineinzuwerfen ſich erluſtigten! Ich wollte, es wäre Alles anders geweſen und ich irrte mich.

Jenen Aufſatz über die franzöſiſchen wiſſenſchaftlichen Händel, die jetzt vor der großen Bewegung wenigſtens unſern Augen entſchwunden, habe damals gleich fortgeſetzt, mit demſelbigen Motto. Er iſt weitläufig und wunderlich geworden, und doch keineswegs erſchöpfend, an Hin- und Herdeuten hat es nicht gefehlt. Ich ſende es nächſtens; wüßten Sie es zu Ihren Zwecken nicht zu benutzen, ſo erbitte mir ſolches wieder zurück.

Die Anzeige unſeres werthen Carus von meinem letzten deutſch-franzöſiſchen Hefte wird mich höchlich erfreuen und fördern. Mit den neuhervortretenden Betrachtungen über die Spiralität übergeben wir den Nachkommen mehr einen gordiſchen Knoten, als einen liebevollen Knaul. Auf dieſen Punkt hab' ich große Aufmerkſamkeit verwendet, Andere mögen auch ſehen, wie ſie zurecht kommen.

So weit war geſchrieben, als Ihre angenehme Zuſchrift mich zum neuen Jahre erfreute. Gegenwärtiges ſende jedoch ſogleich ab, da Sie daraus erſehen, daß ſich alles ſo ſchön und gut als möglich anläßt. Ich fahre ſogleich fort, eine weitere Mittheilung zu diktiren, da ich noch manchen höchſt intereſſanten Anlaß finde. Laſſen Sie uns verſuchen, ob nicht, bei ſo manchem Veränderlichen, Anlaß im folgerechten Zuſammenwirken wenigſtens

für die nächste Zeit einzuleiten sei. Diejenigen, die sich eigentlich verstehen, oder wenigstens verstehen sollten, rücken immer einzelner zusammen. Der treffliche Seebeck hat uns auch verlassen, ohne daß die letzte Zeit unsre Thätigkeiten genugsam ineinander gegriffen hätten. Mehr sag' ich nicht, vielleicht ist das schon zuviel. Möge Ihnen im Aeußern und Innern das Vorzüglichste gelingen!

Weimar, den 5. Januar 1832. und so fortan!

J. W. v. Goethe.

17.

(Einlage des vorigen Briefes.)

Willkomm
dem
unter die Lebendigen glücklich Wiederkehrenden.

Wenn der edle Scheintodte auf seinen zurückgelegten Reisewegen freudig von mir begleitet ward, so muß der in's Leben Zurückkehrende mich gewiß auf Schritten und Tritten theilnehmend an seine Seite ziehen.

Leider begegnete ich auf den ersten Schritten mir selbst, und, wie man weiß, hat jedes Doppelsehen, vom Schielen und Schwindel an bis zum double sight, immer etwas Apprehensives, ja Sinneverwirrendes.

Davon mich wieder herzustellen, so eiligst als möglich, halte als Langelebender für Pflicht, um einen freien Dank für die mir übersendeten, höchst willkommenen Bände desto heiterer abstatten zu können. Als treuesten und bequemsten Reisegefährten indessen hochachtungsvoll sich unterzeichnend, allerbestens empfohlen zu sein wünscht

Weimar, den 5. Januar 1832. J. W. v. Goethe.

18.

Für die verschiedenen interessanten Mittheilungen danke zum allerschönsten, worunter der liebenswürdigen Anzeige meiner neusten botanischen Bemühungen von Herrn Carus vor andern erwähnen

muß. Es ist so erfreulich, ein klares Wort über das zu hören, was uns im Innersten glücklich macht! Er durchschaut die Natur und wird am besten und reinsten beurtheilen, was redlich geschieht, um ihr das Mögliche abzugewinnen. Danken Sie ihm auf's beste, bis ich Raum finde, es selbst zu thun. Sie wissen, wenn man sich zur Abreise anschickt, so finden sich am Ende mehr Schulden und Reste abzuthun, als man denken konnte.

Gegenwärtiges soll auch nur vermelden: daß jene Betrachtungen über die naturhistorischen französischen Händel fortgesetzt, mit der nächsten Fahrpost zu Ihnen abgehen. Diese Hefte sind nur zu lange liegen geblieben, ein gewisser Unglaube ließ mich damit zaudern. Sollten Sie, bei der wunderlichen Form, zu Ihren Zwecken nicht tauglich befunden werden, so erbitte sie mir ohne Weiteres zurück, nur lassen Sie solche außer Ihrem geschlossenen Kreise Niemand sehen.

Gar vieles im Sinne hegend und bewegend, manchem gar freundlich Zudringenden wirksam entgegen gehend und hierüber mir folgerechte vertrauliche Theilnahme vorbehaltend, empfehle mich, nach langem Zaudern, eiligst zum allerschönsten, mit Bitte, mein Andenken in Ihrem nächsten Kreise lebendig zu erhalten.

Weimar, den 20. Febr. 1832. Hochachtungsvoll

J. W. v. Goethe.

Bücherschau.

Wanderungen durch den Thierkreis. Von Ludolf Wienbarg. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 260 S.

Wienbarg fühlt sich durch die günstige Aufnahme seiner tapfern „ästhetischen Feldzüge" muthig angeregt, neue Wanderungen durch den Thierkreis der Zeit zu unternehmen. Die Sterne haben von jeher etwas Prophetisches und die Zukunft Deutendes gehabt, und so braucht man sich nicht zu wundern, daß die heutige junge Epoche, die, ohne Besitz der Gegenwart, nichts als der begeisterte und dunkelsinnige Astrolog der Zukunft ist, ihre Einsichten, Träume und Wahrsagungen an Sterne, Thierkreisbilder und Zodiacallichter knüpft. Der heilige Genius der Zukunft giebt einer kräftigen und gesunden Jugend heutzutage den Muth, in unabweislicher Ahnung bessere Geschicke aus den Sternen herauszulesen, als sie einer in politischer, socialer und ethischer Hinsicht gemißhandelten und verstauchten Welt bisjetzt vergönnt waren. Nur gehet vorsichtig, besonnen und hochherzig mit der von oben gewonnenen Kunde besserer Weltgestaltungen um! Bellt nicht wie malcontente Möpse vergebens den Mond an, seid stille und andächtige Sonnenpriester der neuen Wahrheit, welche ihre Sternbilder zu durchschreiten anhebt, und compromittirt nicht durch unzeitige Constellationen den reinen Zirkellauf dieses Zodiacus, der nach bestimmten und sichern Gesetzen allmählig bewegt werden muß!

Ich habe Wienbarg's ästhetische Feldzüge bei ihrem Erscheinen mit großer Anerkennung angezeigt, obwohl ich manche seiner Ansichten nicht theile. Mir war das Humane und Noble angenehm und liebenswerth, in dessen Gränzen sich sein literarischer Radikalismus in den Feldzügen bewegte, und worin er sich wesentlich von seinem jetzigen Genossen Karl Gutzkow unterscheidet, der sein naturkräftiges, aber noch ungereiftes Talent mit aller Gewalt immer mehr in die dickste Unhumanität hineinzerrt, und so oft nur wie ein prinziploser Raisonneur ins Blaue hinein erscheinend, alle Sympathieen in der Literatur auf die ungeschickteste und unnützeste Weise zu ertödten beginnt. Wienbarg hat die Würde und Höhe unserer Zeit besser gefühlt und verräth sie selbst da, wo er die Hand zum Zerstören an ihr ausstreckt. Denn in einer Periode, wo das traditionell, obwohl bereits unberechtigt Bestehende sich in die Unhumanität hineingerettet hat, um sich durch Verfolgungssucht und Grausamkeit noch eine Zeitlang obenauf zu erhalten, müssen gerade die Schriftsteller, von denen in unserm Deutschland lediglich der Meinungen und Zustände Umschwung ausgehen kann und wird, ihren siegreichen Waffen den jungfräulichen Glanz der

Humanität zu erhalten wissen. Weniger productiv, wie der rastlos und mehr aus einem Guſſe schaffende Gutzkow, hat Wienbarg dagegen eine männlichere Lebensreife, die seinen Leistungen mehr Glauben und seinen Einsichten mehr Hintergrund verschafft. Um piquant zu werden, nimmt er nie seine Zuflucht zu abgehorchten Persönlichkeiten und indiscreten Anekdotenkrämereien, wie der klatschsüchtige Gutzkow in seinem Phönix-Literaturblatt, der seine besten Freunde schmachvoll zu compromittiren im Stande ist, obwohl so naiv, daß man ihm noch kaum eine böse Absicht dabei zuschreiben mag. So ist es ihm gewiß wider seinen Willen begegnet, daß er durch solchen kritischen Gevatterschnack den ächten deutschen Vetter Michel in die Literatur wiedereingeführt hat, während er, ich zweifele nicht ganz, ursprünglich von der bessern Absicht dabei ausging, durch diese Persönlichkeitskritik, mit der er freilich mehr eines Autors Rock und Hut, als sein Buch und seine Ideen bespricht, für der literarischen Zustände Befreiung und Erlösung von alten schulmeisterlich-objectiven Pedanterieen zu wirken. Wienbarg geht dagegen schärfer und mit mehr Wissenschaftlichkeit auf die Sache, und besitzt einen edeln Zorn, während Gutzkow oft nur kleine Tücken des Augenblicks auszuüben scheint. Wienbarg schreitet mit Besonnenheit und stillem Selbstbewußtsein vorwärts, während Gutzkow sichtlich glaubt, daß seine unüberlegten Eisenfressereien schon hinreichen, um die Axe der Weltgeschichte danach knarren zu machen. Wienbarg achtet wie ein wackerer Krieger seine Feinde noch, die er bekämpft; Gutzkow spürt noch den knabenhaften Kitzel in den Fingern, Ohrfeigen auszutheilen, die ihm oft als die ultima ratio seiner Kritik dienen. Wienbarg hat durch seine ästhetischen Feldzüge etwas Positives gewirkt und manches tüchtige Gemüth für die auf die Weltanschauung zu begründende Aesthetik gewonnen; Gutzkow hat der Literatur bis jetzt nichts genützt, vielmehr manche wichtige sociale Frage der Zeit durch jugendliche Uebereilung und ein forcirtes Ueberbieten verdorben, so daß man sie nicht gleich wieder mit Anstand nach ihm aufnehmen kann (man denke nur an seine Vorrede zu den herrlichen und welthistorisch wichtigen Schleiermacher'schen Briefen über die Lucinde!); vor Allem hat er aber als Kritiker den Vorwurf auf sich geladen, daß er die Isolirung und Selbstzerfleischung in der deutschen Literatur hervorruft, der gerade jetzt mehr als je vorgebeugt werden sollte. Ich bin begierig, wie Wienbargs mehr attische, und Gutzkow's mehr dorische Natur — ich rede nur von ihren literarischen Persönlichkeiten — zusammenwirken werden, da sie sich jetzt in Frankfurt am Main, wie es scheint, zu gemeinsamen Bestrebungen vereinigt haben, was mich eben hier auf eine Parallele Beider hinführte. Vielleicht verschmelzen sie sich mit ihren Eigenthümlichkeiten, da sie es ursprünglich Beide gleich redlich meinen mit dem Fortschritt, und gleich muthig dafür ausgerüstet sind. *)

*) So eben höre ich, daß Herr Gutzkow sein Verhältniß in Frankfurt am Main aufgiebt, und im Verein mit Wienbarg, ein neues Journal: „Deutsche Revue" herausgeben wird.

Das gegenwärtige Buch Wienbarg's hat mich indeß wenig befriedigt. Es ist äußerst flüchtig zusammengestellt, und der Verfasser hat sich nicht die Zeit genommen, die Gegenstände, deren er oft die bedeutsamsten berührt, weiter und tiefer zu verfolgen, als in der Stimmung des Moments ihm gerade selbst interessant war. Es ist wie eine skizzenhafte Semiotik der Zeitentwickelungskrankheiten zu betrachten, worin viele wichtige Symptome beziehungsreich angedeutet werden, natürlich bloß pathologisch, denn die Therapie muß die Geschichte selbst übernehmen. Die zwölf Sternbilder des Thierkreises geben zu zwölf Abschnitten, bald in Reflexionen, bald in kleinen novellistischen Bildern Anlaß. Die treffendsten sind, ein Zeichen der Zwillinge, die Ausführungen über „Wollust und Grausamkeit," und im Zeichen des Krebses, die Betrachtungen über das „Unvermögen der Zeit, zu glauben und zu handeln." Wäre nicht, in der Schnelligkeit der Darstellung, das Meiste zu allgemein geblieben, so träfe hier Vieles mitten in die entscheidendste Bewegung der Zeitgesinnung hinein, namentlich in jene merkwürdigen ethischen und religiösen Umwandelungen, in denen unsere Zeit immer klarer und fester danach hinstrebt, einen Gott des Lebens zu erfassen, statt des Gottes des Todes, den die Pietisten predigen, und der durch Ascese und Abstraction die reiche Welt arm macht und in Asche legt. So gehen auch Wienbarg's Gedanken über die Unsterblichkeit, S. 97 flgd. nach der nöthigen und richtigen Seite hin, aber der richtige Blick ist zu kurz verfolgt, so daß die Begründung nur äußerlich bleibt, und, was die fragmentarische Weise des Verfassers überhaupt oft verschuldet, leicht andern und falschen Auffassungen und Deutungen anheimfällt. Wienbarg scheint die Feder oft mit Unlust und geringem Behagen zu führen. Wann es ihm nicht mehr gefällt, bricht er ab, läßt seinen Plan im Stich, und sucht die bereits ausgesponnenen Fäden irgendwo festzuknoten, sogut es gerade gehen will. Dies widerfährt ihm hier unter Anderm bei dem bedeutend angelegten Novellenbild „das goldene Kalb" (im Zeichen des Stieres), worin die Frage vom Reichthum und der Gütergleichheit auf eine vortreffliche Weise angeklungen wird, bis der Verfasser auf Einmal Alles bei Seite schiebt und über den Haufen wirft. Seine Flüchtigkeit thut ihm zuweilen soviel Schaden, daß er in einigen Partieen nur Mittelmäßiges sagt, wo er mehr sagen wollte, z. B. in dem Abschnitt über den Roman. Die Schreibart hat nichts Schönes; sie ist ungepflegt und oft ohne alle Gewandung. Bei Goethe und — Heine, deren Namen er gern in einem Athem nennt, ist Wienbarg mehr Enthusiast, als daß er irgend kritisch zu Werke ginge.

* * *

Wally, die Zweiflerin. Roman von Carl Gutzkow. Mannheim, C. Löwenthal. 1835. 327 S. 8.

Ein Roman der Skepsis unserer Zeit, des Zweifels und der Verzweiflung, aber durchaus ohne jene zerrissene Subjectivität, welche meistentheils von solchen Tendenzromanen in Deutschland unzertrennlich ist. Gutz-

kow ist nicht zerrissen, dazu ist er zu kalt, und besitzt eine gewisse klug darüberstehende und geharnischte Nüchternheit, die seinen Darstellungen ebenso sehr zum Vortheil, wie zum Nachtheil gereicht. Auf der einen Seite macht sein wenig erregtes Gemüth, sein unterdrücktes Herz, ihn nie befangen, daß er sich an die Sympathieen seiner Gegenstände hingiebt, die er vielmehr, fast verächtlich und trotzig, wiewohl mit Geist, unter sich zu erhalten weiß; auf der andern zerstören diese ätzenden Säfte eines tüchtigen, aber grausamen und quälerischen Verstandes ihm allen Duft und Blume der Dichtung, und lassen manchmal an der Originalität innern, tiefen Lebens und Erlebens zweifeln, indem sich mehr eine chemisch zersetzende und zusammensetzende Natur offenbart. Dieser sein neuer Roman ist mit einer raffinirten Kälte geschrieben, die merkwürdig ist, und, wie alle seine Bücher, den Leser nur zu einem mühsam abgerungenen Antheil bringt. Vieles ist recht frisch und keck herausgegriffen aus den unmittelbaren Conflicten der Zeit und der socialen Stimmung, aber diese Conflicte treffen hier einen zu gefährlichen Scheidepunct, einen zu ungeheuern Entwickelungsmoment der modernen Menschheit, als daß die Weise, wie Gutzkow in einem leicht angelegten und flüchtig motivirten Roman die dunkelste Sphinx unserer Zustände kopfüber in den Abgrund hinunterstürzt, um ihr Räthsel zu lösen, nicht mindestens für ein voreiliges und schädliches Handanlegen an die verschwiegenste und geheimnißvollste Frage gehalten werden müßte. Es ist die Frage, ob das Christenthum eine abgelebte Institution sei und für uns und unsere Zustände nicht mehr tauge? eine Frage, auf welche sich weder durch schneidende psychologische Thatsachen in einem Roman, noch durch ganze dogmatische Abhandlungen, ein kurzes und abgemachtes Ja oder Nein antworten läßt.

Gutzkow giebt sich, nach dem Vorgange Heine's im zweiten Theil des „Salon," eine sehr bestimmte Stellung zu dieser Frage, nämlich die der Verneinung, ja der frivolsten Polemik, die am allermeisten auf diesem Gebiete unstatthaft und desorientirend ist. Was Rahel in scheuer Metaphysik und halbverhüllten Prophezeihungen nur bange angetönt (denn Scheu und Bangigkeit ergreift gerade die gewaltigsten Gemüther vor den großen Geburtswehen der Geschichte); was die St. Simonisten, die aus der Religionslosigkeit doch immer wieder eine neue Religion zu machen suchten, am geistigen Leben der Menschheit zur Herstellung einer glücklichen materiellen Zukunft niedergerissen; was selbst Heine noch mit Salonsanstand und gefallsamen Witzen vorgetragen, indem er seinen Feldzug gegen das Christenthum wenigstens mit christlicher Humanität zu führen bemüht ist: das nimmt hier ein blonder, verwegener Knabe, Namens Carl Gutzkow, wie einen Bagatellprozeß leicht auf die Zunge, und speit es, wie die Kinder knisterndes Theaterkolofonium, in die Welt hinaus, um sie danach brennen zu sehen, und sich dann, ein kleines Nero-Ungethüm, vor Freuden die Hände darüber zu reiben. Aber so arg ist es nicht. Gutzkow hat Unglück, man traut ihm keine tiefen Gährungsmomente des Gemüths zu, und so hält man es bei ihm nur für eine specielle Malice gegen das Chri-

stenthum, was, wenn es aus wirklichen Erschütterungen und Erfahrungen der Seele hervorgegangen, selbst bei der größten Herbheit der Apostasie immer noch Aufmerksamkeit, ja Ehrfurcht verdiente. Er sagt selbst in den den Hauptkern seines Buches bildenden Geständnissen über die Religion (S. 293.), der Witz sei für eine so große Institution, wie das Christenthum, eine unangemessene Behandlung! Nun muß ich es freilich zugeben, wenn man mir entgegenhält, welche armselige und gottverlassene Witze Gutzkow in diesen Geständnissen selbst über den „armen Rabbi von Nazareth" gemacht. Dies ist so unwürdig, daß ich es nicht begreife bei einem Verfasser, der sonst so vielen historischen Sinn hat und manchen kühnen, durchdringenden Blick in die Geschichte thut, denn schon die bloß geschichtliche Bedeutung des Christenthums lehrt anders über dasselbe urtheilen. Ein bedauernswerther Irrthum aber wäre es, wenn Gutzkow glaubte, er habe durch diese vom Zaun gebrochenen Befeindungen des Christenthums, zu denen er gar keine innern subjectiven Motive beibringt, etwas Neues gesagt oder gethan. — Was hier, mit besonders zeitgemäßer Miene, zur Vertilgung aller Göttlichkeit der christlichen Religion radotirt wird, hat der ganz gewöhnliche, flache, öde Rationalismus in der Theologie selbst schon längst und vielfältig zu Tage gefördert. Dagegen hat der Verfasser, in der voreiligen Weltverbesserungsdiarrhöe, an der er nun einmal leidet, die eigentlich zeitgemäßen und neuen Regungen der Gemüther nach dieser Seite hin sich entgehen lassen. Hätte er irgend von innen her die Zerwürfnisse und Conflicte der Zeit berührt, in denen gewisse Elemente und Formen des Christenthums ihren Tod zu finden scheinen (denn die christliche Idee selbst ist ewig und für alle Zeiten einer neuen Entwickelung fähig!), so würde seine Darstellung einen genetischen Zusammenhang, und damit die Berechtigung gewonnen haben, für den nothwendigen Abdruck eines von den Zeitbewegungen ergriffenen Gemüths zu gelten und geachtet zu werden. Durch Brutalität aber wirst du die Welt nicht verbessern! Mit eigenen stillen und tiefen Schmerzen mußt Du die neuen Ideen gebären, dann werden sie wirken!

Der Verfasser kann sagen: er hat nur einen Roman gegeben! Die individuelle Frevelhaftigkeit seiner Romanpersonen, die er ganz objectiv gehalten, dürfe man ihm nicht in den Schuh schieben! Nachdem er die Vorrede zu den Briefen über die Lucinde geschrieben, möchte Gutzkow jedoch zu stolz sein, dies Argument für sich geltend zu machen. Die Charaktere des Romans sind übrigens ungemein frostig und künstlich zusammengeflickt, sodaß man an ein wirkliches Leben und inneres Bewegen an ihnen sich nicht entschließen kann zu glauben. Cäsar, ein kaltes Schema rationalistischer Selbstsucht, und Wally, die im Gefühl verwahrloste, geborene Zweiflerin, sind zwei Rechenexempel der Gutzkow'schen Absichten, welche aller Blutswärme entbehren. Die Schreibart hat etwas absichtlich Trockenes und Herbes, ohne alle geschmackvolle Tinten, wodurch schwerlich eine neue, glückliche Revolution des deutschen Stils bewirkt werden wird. Das ganze Buch macht den Eindruck wie von naßkaltem Wetter;

nicht einmal ein Sonnenstäubchen blitzt erhellend und wohlthuend durch diese unheimlichen und wirren Regenschauer.

* * *

Zur neuesten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Mannheim, Löwenthal. 1835. 166 S.

Diese kleine kritische Sammlung enthält sechs Aufsätze, die der Verfasser zuerst für die Blätter der Hamburger Börsenhalle geschrieben, und die vielen seiner Freunde jetzt zum ersten Mal bekannt werden dürften: 1) Goethe und die Weltliteratur, 2) Fürst Pückler, 3) Raupach und die deutsche Bühne, 4) Karl Immermann, 5) über Heine (Salon, II. Thl.), 6) Lucinde, Schleiermacher und Gutzkow. Wienbarg thut hier manchen treffenden und genialen Blick mitten in das eigenste Getriebe der heutigen Literatur, und mehrere unter diesen Skizzen verrathen eine wahrhafte Schönheit der Darstellung und Entwickelung. Was soll man aber endlich dazu sagen, wenn der Verfasser fortfährt, seinen unkritischen Enthusiasmus über Heine immer noch zu überbieten, und auf eine Weise, die seiner eigenen Selbständigkeit nachtheilig wird? Wienbarg giebt sich und seinen Bestrebungen die bestimmte Stellung zu Heine als dem Meister des sogenannten jungen Deutschlands, und vergißt seine eigenen philosophischen Studien, deren er selbst viel gründlichere gemacht, so weit, daß er an die lächerlichen und unwissenden Expectorationen Heine's über die Geschichte der deutschen Philosophie etwas Bedeutsames zu knüpfen unternimmt*). Bedenkt doch, daß Heine euch alle auslachen wird, wenn er von euch erfährt! Dann feiert Wienbarg nunmehr auch seinen Freund Gutzkow wegen der bekannten Vorrede, die mir ekelhaft ist, und läßt Herrn Gutzkow „Arm in Arm mit Schleiermacher" aufmarschiren, der sich danach noch im Grabe umkehren wird. Dies ist kein Freundschaftsstück, werther Ludolf Wienbarg! Hätte ich auf Gutzkow Rechte der Freundschaft, ich wollte dieselben ganz anders geltend zu machen suchen. Da ich Wienbarg hochachte, so muß es mir auch interessant sein, was er von mir und meinen Bestrebungen erwähnt. Wir werden unsern Weg immer schärfer verfolgen, ohne uns durch irgend etwas irre machen zu lassen, da wir den Fortschritt in den deutschen Zuständen entschiedener und durchdringender ins Auge gefaßt haben, als ihr meint, die ihr ein stilles, planmäßiges, der Idee getreues Arbeiten unter schwierigen Verhältnissen für diplomatische Schwankungen ausschreit. Die Welt wird sich verbessern, über Deutschland wird einmal die Sonne der Freiheit blitzen, aber nicht heraufbeschworen durch eine völlige Entleerung alles positiven Inhalts, sondern durch einen neuen gewaltigen Schmelz und Guß desselben, den der Gott der Geschichte selber nach ewigen Gesetzen vollbringt!

* * *

*) Vgl. meine Anzeige von „Salon" Thl. II. im Aprilheft dieser Blätter.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1836. Herausgegeben von A. von Chamisso und Gustav Schwab. Siebenter Jahrgang. Mit Anastasius Grün's Bildniß. Leipzig, Weidmann. 439 S.

Durch die zahllose Menge von Poeten, die sich in dieser lyrischen Reunion zusammenfinden, fängt dieser Musenalmanach an, charakterlos zu erscheinen, und mehr wie ein Anfänger- und Dilettanten-Almanach auszusehen. Von jedem Dichter oft nur ein fingerlanges Liedchen zu erhalten, gewährt meistentheils gar keinen Eindruck und Genuß, und verursacht ein unruhiges Hinundherblättern, während es vorzuziehen wäre, von Wenigeren Mehreres zu geben (wie in dem lyrischen Frühlings-Almanach von Nicolaus Lenau), wodurch Behagen und Theilnahme auf bestimmtere Gegenstände sich fesseln. Den Reigen eröffnet wieder König Ludwig mit zwei Gedichten, die, zum Unterschied von denen der übrigen Mitarbeiter, abermals mit größerer und besonders hervorragender Schrift gedruckt worden sind, obwohl sie keineswegs für Einleitungsgedichte gelten können. Warum dies geschieht, darüber habe ich mir den Kopf zerbrochen, und halte es für eine anstandswidrige Taktlosigkeit des Setzers. Denn die Herausgeber haben ohne Zweifel so viel Welt, zu wissen, daß es unhöflich wird, hohen Personen mehr Höflichkeit zu beweisen, als sie selbst befehlen, und als sie unter den Verhältnissen oder in dem Reiseincognito, worin sie gerade auftreten, anzunehmen für gut befinden. Ein König, der einem Musenalmanach die Ehre anthut, sich unter die Dichter desselben zu reihen, hat gerade seinen schönsten Stolz daran, für einen Dichter zu gelten, und als solcher, in Apollo mit den übrigen verbrüdert, behandelt zu werden. Unter den Gedichten des Königs befindet sich eines auf die Augen der Frauen, welcher Gegenstand freilich am ersten die Auszeichnung verdiente, durch Corpus, Fractur verherrlicht zu werden. A. W. v. Schlegel kann seine impotenten kritischen Witze nicht lassen, die ihm schon so oft übel bekommen sind, und scheint sich in einem „Recept" über den Musenalmanach selbst, in dem er aufzutreten geruht, lustig zu machen. Der kranke Dichter Chamisso giebt unter Anderm ein aus tiefer Brust heraufkommendes Sonett der Todesahnung, dessen kräftiger und getroster Hauch etwas Wohlthuendes und Erhebendes hat. Fouqué, den man in dem pietistischen Halle untergegangen glaubte, läßt auch nach langer Zeit wieder aus seiner ächten Dichterbrust einen Klang ertönen. Freiligrath, dessen glühendes, stürmisches Talent eine größere Beachtung verdient, läßt seine Muse gern mit afrikanischen Tigern, Löwen und allerlei Ungeheuern der Wildniß und der Wüste sich herumbeißen, und bringt wieder einige ganz absonderliche, aber originelle und interessante Gedichte. Karl Mayer giebt uns noch immer denselben an ihm gewohnten Wachtelschlag seiner kleinen, mikroskopischen Naturlieder zu hören, und besingt jedes Lindenblatt, das ihm einmal beim Spazierengehen auf den Kopf gefallen, was doch endlich auch Langeweile erregt. Andere Gedichte sind von D. A. Assing, Rosa Maria, Ei-

chendorff, Ferrand, Gaudy, Anastasius Grün, C. Grüneisen, Kerner, Kugler, Lenau, R. Marggraff, Wolfgang Menzel, G. Pfizer, Fr. Rückert, E. v. Schenk, Schwab, Stieglitz, Streckfuß, und einer halben Legion von Dichtern mit ein paar Verschen, deren Namen hier zum ersten Mal genannt wird, und denen man, so sehr auch die Bereitwilligkeit der Herausgeber gegen beginnende Talente zu loben, aus dem Wenigen doch noch keine Physiognomie abgewinnt.

* * *

Laienbrevier. Von Leopold Schefer. Zweites Halbjahr. Berlin: Verlag von Veit und Comp. 1835. 320 S.

Schefers Phantasie zersetzt sich in Symbole, Bilder, Gleichnisse, seine Poesie ist wesentlich eine comparative; die ganze sinnliche und unsinnliche Welt muß herhalten, um die Denkbilder seines Innern zur Anschauung zu bringen; und wenn sie äußre Form und Gestaltung annehmen, so geschieht dies in einer Menge kleiner durchsichtiger Krystallbläschen, die überall anschießen und, trotz ihrer Anhäufung, das innerlich Angeschaute überall durchscheinen lassen. Seine Phantasie wirft, wie ein spielendes Kind, Gott und Mensch, All- und Einzelleben, Sterne, Blumen, Früchte, Fische und Muscheln wild und bunt durcheinander und hat ihre höchste Freude daran, in diesem farbigen Kram hastig und behaglich zugleich zu wühlen. Schefers Poesie steht auf der Grenze zwischen Kindheit und Mannbarkeit; sie hat jene noch nicht gänzlich verlassen, diese noch nicht vollkommen erreicht; sie hat aufgeschlagen das große Buch der Weisheit, des Glaubens, der Prophezeihung, aber als Augenweide und Merkzettel kleine Heiligenbilder in reichlicher Anzahl eingelegt, und man weiß nicht, ob die Weisheit oder die Bilderchen ihr mehr am Herzen liegen. Ist es auch ein Spiel, was Schefer treibt, so ist es eins um die höchsten und heiligsten Interessen; er ist ein Kind mit der Kraft des Riesen Atlas, er trägt spielend die Welt und den Himmel. Dem Menschen vindicirt er göttliche Natur, und dem göttlichen Urwesen ein unbewegtes Fliegenauge; er speculirt hin und her, wie Gott den Menschen nenne, ob Sohn oder Kind; er speculirt, wie der Stern Kalbeleked auf dem Stern Zubenhakrabi, wie der Stern Benetnasch auf dem Rukkabah, oder der Stern Kochab auf dem Sterne Markab genannt wird u. s. w. An diese müßigen und fruchtlosen Speculationsspielchen schließen sich ewige Wahrheiten, die der Tiefsinn, der im Urgrunde forscht, heraufgefördert hat; Sinn- und Gedankensprüche, welche Spuren indischer Gnomenweisheit an sich tragen; dämmernde Träume, die den seeligen Nabelbeschauer verkünden und auf den Punkt des unmittelbaren Anschauens Gottes sich fixiren. Schefer umfaßt in seinem warmen Herzen die ganze Menschheit; aber vorzüglich sind die Kinder, die Unmündigen und Hilflosen, die Bettler und Kranken seine Küchlein, die er unter den Flügeldecken seiner Poesie wärmt und aufhät-

schelt. Dem liebenswürdigen Dichter fehlt nichts, als die Kritik und die Scheidekunst; es fehlt ihm der sondernde Verstand, der Logos, der bei der Schöpferkraft ist und das Ungleichartige vom Gleichartigen ausscheidet. Aber dieser kindliche Unverstand ist eben so rührend als anziehend; und die Form, die er für seine Gedanken fand, zwar eintönig, aber dem schlichten und doch poetischen Inhalt vollkommen anpassend. Die Harmonie der antiken Versmaaße oder die Melodie des modernen Reims würden damit einen geraden Gegensatz treten. Die Gedichte geringern Umfangs, in denen aus der reichhaltigen Phantasie des Verfassers ein einziges anschauliches Bild als Niederschlag sich absetzt, sind die ansprechendsten. Die längeren betäuben mit ihrer Ueberfülle; sie dämmern wie die Milchstraße als ein Conglomerat unzähliger Bilder und befinden sich in einem untergeordneten Zustande. Vor Allem hat mich ein Ausspruch des Verfassers angezogen. „Die Nacht, sagt er, „ist himmlisch und ein göttlich Wunder; die schönste aber ist, die man verschläft." Ja! die schönste ist es, die man verschläft. Wer die langen Stunden des Tags, als eben so viele glühende Kohlen, überschritten, wer die sechszehn Tags- und Abendstunden den Flagellanten und Selbstpeiniger gespielt und wie in der mit Eisenspitzen beschlagenen Tonne des Regulus den langen Tagesberg sich hinabgekugelt hat, dem kommt in der Nacht der süße Tod, das freundliche Augenbrechen, die heilende Abspannung der Nerven, die Götterdämmerung des körperlichen und geistigen Menschen, und der Despotismus des Lebens und der Lebensgebieter, die nun auch schlafen, haben ihr juridisches Anrecht an unsern leibeigenen Körper verloren; wir kehren in den freigeborenen Zustand zurück — in den Zustand des Schlafs, der die Produkte fremder Thätigkeiten negiert und uns zu Selbstschöpfern der Schicksale macht, die uns im Traume treffen — in dem halbwachen Traume, aus welchem zum Theil auch Schefer seine leiblichen Bilder und Lichtspiegelungen empfangen und erzeugt hat, und zu dem er uns verhilft.

88.

* * *

Sechs Erzählungen nebst einem Anhange von Gedichten von Amalie Krafft. Neue Ausgabe. Aschaffenburg, Pergay. 1834.

Eine Dame, die, wie Amalie Krafft, offenbar ein bedeutendes Talent entwickelt, emancipirt sich selbst. Sie tritt in die Potenz des Mannes und will gehalten, beurtheilt und getadelt sein wie ein Mann; denn ihre weibliche Eigenthümlichkeit schlägt in eine männliche um und stellt sie vor dem Gesetze und dem Forum der Kritik uns gleich. Dennoch bleibt an ihr des Blauäugigen, Schmachtenden und Blondweiblichen genug übrig, was um Schonung fleht und Schonung verdient. In sechs Erzählungen läßt ihre Schriftstellernatur hier sich aus und schafft mit reger Phantasie stoffhaltige Lebensbilder. Sie ist sogar kühn genug, eine Reise durch unser Sonnensystem zu wagen und von Stern zu Stern die Spinnenfäden ihres saty-

rischen Gewebes zu führen, so daß sie unser Planetensystem förmlich in ihr phantastisches Netz eingesponnen hat. Sie genießt die Ehre, vor dem Mondkönig erscheinen zu dürfen. Sie bemerkt, daß die Höflinge statt des Herzens eine kleine Walze haben, die, so oft ein elektrisirender Blick des Herrschers auf den Besitzer fällt, ein privilegirtes Lieblingsstückchen zur Erbauung der Majestät aufspielt. Es ist also im Monde nicht anders bestellt, wie unter dem Monde. Auf diese Weise persiflirt die satyrische Dame unsre sublunarischen Mängel und krankhaften Zustände, mehr jedoch die allgemeinen, als die individuellen. Schade nur, daß ihre Satyre, wie die in des Kechenders Reise durch das Gnomenreich, oft einer festen reellen Folie entbehrt, so daß die phantastische Welt der Träume allzusichtbar und überwältigend hindurchscheint. Die Häuser mit massivem Pappendeckel, Dächer aus Zimmtwaffeln und Fenstern aus Kandelzucker; die Kartoffeln, die bereits gekocht aus der Erde wachsen; die Lerchen, die schon gebraten in der Luft umherfliegen und den Jäger-Chor aus dem Freischützen singen; die Pudel, die mit Schinkenknochen an der Pfote Schildwache stehen, ziehen die Dichtung herab in das Klein-Kinderspiel und verringern und schwächen die vollen Accorde der losgelassenen Einbildungskraft. — Der Nachzug marodirender Gedichte war wie in mehr als einer Hinsicht interessant. In den poetischen Ergüssen unsrer männlichen Dichter spielt das Weib mit seiner Schönheit, seinen Launen, seiner Hingebung und Hartherzigkeit des Centrum, und quält gleicherweise mit ihrer Liebe und ihrem Haß. In diesen Gedichten tritt der Mann auf als Gegenstand einer glühenden, heißen, begehrlichen Liebe. Wir sehen zu unserm Trost, daß auch wir quälen können mit unsrer Kälte, daß an unserm Herzen zu ruhen süß, an unserm Munde zu hängen Genuß, mit uns Worte der Liebe zu tauschen Wonne sei für das liebende Weib. Nicht in der oft verfehlten Form, aber der Gluth des Gefühls eine zweite Sappho, besingt, lobt, ersehnt die Dichterin ihren Phaon, den „Mann ihrer Liebespein;" sie wagt von dem leukadischen Höhepunkt der Liebe hinabzuspringen in das kühlende Meer ihrer Poesie, seelig und selbstvergessen. 88.

* * *

Marco Visconti, ein historischer Roman aus dem vierzehnten Jahrhundert, von T. Grossi. Aus dem Italienischen durch O. v. Czarnowski. Köln und Achen; Ludwig Kohnen; 1835. 374 und 322 S.

Der italienische Verfasser hat das Buch mit der Verehrung eines Schülers und der Liebe eines Bruders dem Alexander Manzoni, seinem Muster und Meister, gewidmet. Er ist also mit Walter Scott in entferntem Grade verwandt; er legt sich nicht an Scott an, wie das Hemd unmittelbar an den bloßen Körper, sondern wie die Nachtjacke auf das Hemde, nämlich auf seinen Vorgänger Manzoni. Scott erscheint als das Ur- und Grundgebirge, woran die secundären Bildungen, die Erzeugnisse

seiner Nachahmer, schichtenweise sich ablagern. Unter dem atlantischen Ozean zieht sich Walter Scotts Genius heimlich fort und erscheint auf der westlichen Hemisphäre in zwei hervorragenden, von verwandter Gebirgsnatur zeugenden Gipfeln wieder, in Irving und Cooper, denen der Verfasser der transatlantischen Skizzen neuerdings sich anreiht. Auf dem heimathlichen Boden hat sich Bulwer aus ähnlichen Bestandtheilen emporgegipfelt; in Frankreich und Deutschland, hier jedoch mehr vorübergehend und in keiner selbstständig überragenden Kuppe, sind die Scottischen Urstoffe mehr oder weniger mit heimathlichen verschmolzen und wie Glimmer oder Quarz in den ursprünglichen Granit eingefügt worden; das weite Flachland Europas, die sarmatische Ostscheide, pflegt diese Scott'sche Romantik noch jetzt mit fast ausschließlicher Liebe; denn das leibeigene Verhältniß der Slaven erfordert ein unbedingtes Anschließen an den gebietenden Grundherrn; in Italien hat sich zuerst aus eben demselben Gemenge erst Manzoni, sodann als neuer Ansatz der Romantiker Grossi gebildet, Beide damit zufrieden, die ansprechenden Aeußerlichkeiten, die abschreckende Breite, den weitschweifigen Dialog und die interessanten in einander arbeitenden Verwicklungen des Scott'schen Romans festgehalten zu haben. So findet die moderne Romantik aller Länder und Zungen in Sir Walter ihren Mittelpunkt, ihre Versöhnung, ihre die Weltbürgerinnung befördernde Nivellirung. Italien hat, wie kein anderes Festland Europas, seine Feuerbehälter, seine Vulkansstätten, seine glühende Liebe und seinen verzehrenden Haß, seine brennende Sonne und seinen entzündeten Boden — aber die Poesie, wie der Geschichtssinn, ist in dem Lande ausgebrannt, verschlackt und verascht; während wir nordischen Gewächse, durch unsre Eigentemperatur innerlich erwärmt, eine vulkanische Kritik, eine feuergebende und feuerfangende Poesie, eine in Flammen arbeitende glühende Romantik erzeugt haben und noch erzeugen.

Grossi giebt sich von vorn herein als ein unselbstständiges, durch die Autorität seiner Vorgänger bestimmtes und eingezäumtes Gemüth, das jedoch die äußern Abbilder der Gegenstände, die in den Kreis seiner Darstellung fallen, voll in sich aufnimmt, in buntem Wechsel, und bestimmt und rein sie wiederspiegelt. Er nimmt den Schaum des Lebens mit dem Löffel seiner Darstellungskunst rein und sauber ab, und wenn er einerseits nicht in die Tiefe dringt, so läuft er auch andrerseits weniger Gefahr, in einen bodenlosen Abgrund von Speculationen und Reflexionen zu gerathen, worin die Subjectivität sich auflöst und der Objectivität der Tod zu gleicher Zeit bereitet wird. Wir finden in diesem Romane die tiefsinnigen, energischen Betrachtungen über Volks- und Staatsleben, Sitte und Wissenschaft, Kirche und Kunst nicht, die in unsern Romanen bedeutende und vom Ganzen sich losreißende Zwischenlagen bilden; es geht Alles in ruhiger prunkloser Erzählung fort, die nur die unumgänglichsten geschichtlichen Momente, als Anknüpfungs-, Berührungs- und Lichtpunkte, mit verarbeitet und dem Ganzen in der Art ankettet, daß sie die Stetigkeit der Erzählung mehr zu befördern, als zu unterbrechen scheinen. In diesem rein

objectiv gehaltenen Erzählungston besteht der Hauptvorzug des Buches; weniger können wir rühmen die Gedehntheit, wodurch die Ereignisse erzogen und ausgeweitet werden, den breit ausgesponnenen Dialog, der erst da, wo der Leser schon nach dem Ende sich umsieht, recht eigentlich den Anfang nimmt; endlich das Geschütte und Gerülle von kleinen Ereignissen, die überall, wo eine Oeffnung im Bau des Romans anzubringen ist, aufgehäuft werden und als Füllung der Zwischenräume dienen. Der Roman behandelt die unglückliche Liebe des berühmten Parteigängers Marco Visconti, erlauchten Geschlechts, verbreitet sich durch Freude und Leid, Volksaufstände und Turniere, gute und böse Menschen, Treue und Verrath mit Kraft und Anstand hindurch, bringt zwei Liebende, Bice und Ottarino geheißen, bis zur Vermählung, endlich ins Elend, Bice sogar zum Tode und den von der Jungfrau verschmähten Marco, der es so weit nicht wollte kommen lassen, durch sechs Meuchelmörder um's Leben. So hat der Verfasser die Ungewißheit, die über Marcos Untergang schwebt, zu benutzen und nach seiner Weise zu deuten verstanden, indem er die Aussage Anderer, als habe Marco die Bice erst aus Eifersucht getödtet, sodann einen Dolch sich selbst in die Brust gestoßen und aus dem Fenster gestürzt, als unerwiesen und absichtlich erlogen fallen läßt. Musterhaft ist der Roman besonders da, wo Volksgewühl und Volksleben, in allen Modificationen des bunten Treibens, mit allen Abstufungen und Extravaganzen der Lust, mit allen Paradoxen der Empfindungen, mit allem äußerlichen Apparat, die südliche nach bunten und rasch wechselnden Erscheinungen lüstere Vergnügungssucht zufrieden zu stellen, nicht skizzirt, sondern in detaillirter ausführlicher Mahlerei uns vorgeführt werden. Das mußte dem Verfasser offenbar um so leichter und besser gelingen, je weniger das italienische Volksleben in dumpfe Stuben sich zusammendrängt oder in abgeschiedene, nach Kasten und Klassen gesonderte, durch diese Abgeschlossenheit rohe Freuden und wüste Winkelschwelgereien begünstigende Vergnügungsörter sich absetzt, sondern in der Gemeinschaft mit Allen, unter den Augen der höhern Stände, an öffentlichen Plätzen und auf den Straßen einen gewissermaaßen höhern Styl und einen Anstrich von selbstbewußter Bildung annimmt, überall zu Tage liegt und so, durch die überall sich darbietende Gelegenheit, die Auffassungsgabe des Beobachters zugleich reizt, übt und schärft. 88.

* * *

Faust. Eine Tragödie von B. v. B. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1835. 152 S.

Die Sage vom Faust hat schon vor Langem eine Art Transsubstantiation erlebt; sie ist zu unserm eignen Fleisch und Blut geworden und treibt immer neue Aus- und Anwüchse. Die größte und für unsere poetische Literatur wichtigste Entdeckung machte aber Goethe, da er aus dem Volksbuche, als der kühnste Rhabdomant der Dichtkunst, den in die Windeln

der Fabel sorgsam geschnürten und verborgen gehaltenen Sinn heraufbeschwor. Wie nun jeder echte Deutsche ein Faust im Kleinen ist, so ist auch jeder mehr oder weniger befähigt und berechtigt, einen Faust im kleinern oder größern Maßstabe zu schreiben — eine Berechtigung, von der man in der That den unumschränktesten Gebrauch gemacht hat. Seit Lessing, der zuerst die in der Volkssage schlummernde poetische Herrlichkeit ahnte, ist die Faustliteratur, als eine im Ganzen abgesonderte, immer mehr gewachsen und wächst noch fort wie die Rhizophora, von der ein einziger Stamm zuletzt einen ganzen Wald bildet. Wir werden bald nach Art der Taschenbücher, für jedes Jahr einen neuen Faust haben. Das Jahr 1835 hat sogar zwei geliefert, einen von Lenau, und einen von Herrn von B., den vorliegenden. — Der Faust, den wir zu besprechen haben, ist einer, um den sich der arme Mephistopheles viele Mühe giebt, und dem er zuletzt doch nichts anhaben kann. Faust ergiebt sich zwar dem Teufel, weil das Leben ihn zu langweilen anfängt, die Bücher, die chemischen Rüstzeuge, die dumpfe Stube ihn anekeln und er von seinem Streben nach Wissen nichts hat, als den unbefriedigten Drang nach einem Höheren, Zerrissenheit im Gemüthe, Dürftigkeit und Elend in seinen Verhältnissen nach außen hin. Ein solcher Zustand ist um des Teufels zu werden, — Faust wird's auch, aber er weiß den dienenden Mephistopheles in ehrerbietiger Entfernung und in Abhängigkeit zu erhalten, er schlürft das Leben eine Zeitlang mit vollen Zügen, findet jedoch kein Genüge daran, kommt nach dem Kloster St. Just, wo das bekannte, an den lebenden Kaiser vollzogene Leichenfest gefeiert wird und ihn heftig erschüttert, erscheint plötzlich, an Leib und Seele gebrochen, in seiner Vaterstadt, in den Ruinen seines zertrümmerten Hauses, wird wahnsinnig, nimmt Gift und stirbt. Die leuchtende Gestalt seines in wilder Liebe erzeugten Sohnes Juanito erscheint ihm zu Häupten mit einem Palmenzweige; der als Schatten herauffahrende Mephistopheles versinkt, ferne Orgeltöne sprechen von Versöhnung, Gnade und Erlösung — und das ungeschickte Volksbuch mit seiner dummen Fabel von der Höllenfahrt ist durch den gutmüthigen Dichter widerlegt und seinem Hauptpunkte nach unbrauchbar gemacht worden. Trotz der Mängel in der innern Organisation des Stücks, trotz der offenbaren Leichtfertigkeit, mit der einzelne Partieen und Reime, z. B. Saaten und Athem, Herr und mehr ꝛc. gearbeitet sind, erkennen wir sprachliche Gewandtheit, kecke Behandlung und deutliche Spuren dramatischen Talents mit Freuden an. Gegen das Volksbuch und das schöne Puppenspiel hätte der Verfasser jedoch nicht arbeiten sollen. Sie sind sanctionirt, unverletzbar, unberührbar. Bei dem Versuch, den Faust zu retten, ist der Verfasser gescheitert und selbst zu Grunde gegangen. 88.

* * *

Gott und das Wichtigste aus der Natur. Von Dr. J. H. Hoffbauer. Lemgo, Meyersche Hofbuchhandlung. 1835.

Ein schlecht gewählter Titel und ein interessantes Buch! Ein rohes Aushängeschild und ein treffliches Waarenlager dahinter! So könnte man auch eine Poetik schreiben unter dem Titel: Goethe und das Wichtigste aus der Poesie, oder eine Geschichte von Polen unter dem Titel: Kosciusko und das Wichtigste aus der polnischen Geschichte! — In dem Buche selbst ist viel Okensches System und viel Naturphilosophie zurechtgesetzt und reproducirt worden; der Verfasser hat uns die Natur klein zugeschnitten; von den Infusorien bis zum Elephanten, vom Schimmel bis zur Palme, vom Sandkorn bis zum Sirius hinauf, hat er Alles secirt, auseinander gelegt und in der Retorte seiner Reflexionsweise destillirt. Als Kleinhändler ist der Verfasser überall am glücklichsten; mit Würmern, Käfern, Quabben, Polypen geht der Verfasser um wie mit Seinesgleichen. An den höchsten Potenzen und den größern Massen der Natur scheitert nicht selten seine Kraft. Dann nimmt er einen hohen Schwung an, verliert sich in sentimental religiöse Betrachtungen, haranguirt bald den Sohn des Staubes, bald die göttliche Vorsehung, die Vernunft, die gütige Natur, und redet sie schlicht bürgerlich mit Du an. Es fehlt überhaupt an systematischer Gliederung, an Bindung, an dem lebendigen Organismus, der in den Okenschen Lehrbüchern Alles in Wechselbeziehung und Aufeinanderwirkung setzt, an der consequenten Durchführung, die vom ursprünglich Einfachsten aus- und zum Zusammengesetzten übergeht, die jenes in diesem vollkommener, dieses in jenem wenigstens als Prototypus angedeutet auffinden lehrt. Wie zufällig stehen die Kapitel Wasser, Luft, Knochen, Muskeln, Nerven nebeneinander. Das funfzehnte Kapitel, welches eine comparative Naturgeschichte enthält und das Reich der organischen Geschöpfe als eine fortgesetzte Linie, als eine progressive, zu immer höhern Potenzen anstrebende, in einanderhängende lebendige Reihe, und die einzelnen Punkte darin, die Individuen, ihrer Bestimmung und ihrer Stellung im Ganzen nach, als in sich vollendet betrachtet, ist das interessanteste, lebendigst geschriebene, am genauesten ausgearbeitete. Wir sehen von der Pflanze an, die ihr Höchstes in der Blüthe, dem Analogon des thierischen Gehirns, erreicht, durch die Infusorien, durch die Polypen, die mehr pflanzenhafter Darm als Thier sind, durch die Muschelthiere, in denen die Gliedmaßen, Maul, Fühlfäden u. s. w., sich bereits andeuten, durch die Insekten, in denen sie sich sondern, die aber bei aller äußern Pracht innerlich leer, ärmlich und hohl sind, durch die stumme Klasse der Fische und das träge Reich der Amphibien hindurch, wo die innern Theile höhere Bedeutung empfangen und im Frosch schon eine Stimme laut wird, die Natur sich aufbauen und fortschreiten zu dem vollkommner gebildeten leichtsinnigen Volk der Vögel, an denen der Kopf sich plötzlich absondert vom Rumpf, dem glücklichen, ewig fröhlichen Geschlecht, dessen Knochen nichts sind als Luftkanäle, endlich bis zu dem Reich der Säugethiere, dessen Kolosse wie Miniaturgebilde eine verständige Thätigkeit entwickeln und an dessen Spitze der wohlgebildete und bildsame

Mensch steht. In dem Menschen wirken durch chemische Prozesse, durch Athmen, Ernährung und Verdauung alle Elemente; er ist ein Kampf- und Tummelplatz der gesammten planetarischen Kräfte, ein wirklicher und wahrhafter Mikrokosmus. Das letzte Kapitel handelt von der Sympathie. Schon das Eisen, das vom Lichte sich abwendet, ist thätig, hat geistige Regsamkeit im Magnetismus, Liebe und Haß, Mitgefühl und Mitleidenschaft. Metallschmelz erscheint auf den Flügeldecken der Insekten; Eisen ist vorhanden im Blute des Menschen. Ja! das Eisen — besonders zu unsrer Zeit. Wir sind dreimal gepanzert, von in einander geschachteltem Erz; wir haben das Eisen doppelt in uns, seitdem wir seinen schlagfertigen Gebrauch nach außen hin verlernt, seitdem wir mit Gold- und Silberbarren die Bahnen der Historie ausgelegt und gepflastert, seitdem wir das Lumpenpapier zum thätigen Bewegungsprincip oder vielmehr zum stockenden Schimmel der Geschichte gemacht haben. Denn die Geschichte unsrer Staatspapiere ist fortan auch die Geschichte unsrer Staaten, die vom Papier, also von den Lumpen, ausgeht und von den Lumpen sich bestimmen läßt. 88.

* * *

Leo der Große und seine Zeit. Von Wilhelm Amadeus Arendt, Professor an der Universität zu Mecheln. Mainz, Kupferberg. 1835. 487 S. gr. 8.

Der Verf. dieser mit Einsicht und Sorgfalt geschriebenen Vorarbeit zu einer künftigen Kirchengeschichte des Mittelalters hatte in Berlin Philosophie und Theologie studirt, wurde Licentiat der protestantischen Facultät zu Bonn und trat später dort zum Katholicismus über. Wir wissen nicht, ob das Studium der Entwickelung des christlichen Lehrbegriffs im Mittelalter ihn schon vor seinem Uebertritte vorzugsweise beschäftigte, oder ob dasselbe Folge seines veränderten Glaubensbekenntnisses war. Jedenfalls bedingte das Eine das Andere, und vielleicht gehört überhaupt ein gänzliches Aufgeben seiner Zeit und eine versinkende Intuition der mittelalterlichen Ideen dazu, um einen Uebertritt, auf Ueberzeugung gestützt, möglich zu machen. Ein Religionswechsel ist so sehr Sache der Persönlichkeit, daß niemand sich zum Schiedsrichter darüber aufwerfen zu wollen öffentlich Miene machen sollte. Ist der Uebertritt Anforderung des Herzens, Bedürfniß der aufgeregten Gefühle, so hat die Befriedigung desselben alle Genugthuung in sich, und jedem dreisten Frager ist der Mund gestopft. Die Sache der Persönlichkeit schlichtet die Persönlichkeit selbst, und in der Befriedigung des subjectiven Bedürfnisses liegt die Rechtfertigung desselben. Etwas Anderes ist es jedoch, wenn der Uebertretende in seiner neuen Kirchengemeinschaft Lehrer des Dogmas wird, wenn er als Theolog sein Bekenntniß ändert. Alsdann gehört der Schritt weit mehr der Oeffentlichkeit, mindestens der Wissenschaft an, und es wird Gegenstand von allgemeinerem Interesse, seinen Standpunkt zur alten Confession, die er verließ, und zur neuen, der er jetzt als Kirchenlehrer huldigt, kennen zu lernen. Von einem überschwenglich reichen

Zuge des Gemüthes, von einem vorzugsweise phantasievoll aufgeregten Geisteszustande, ist aber bei unserm Verf. um so weniger die Rede, da er sich, wie seine Darstellung reichlich erweist, die Freiheit protestantischer Forschung in jeder Weise erhalten hat. Das vorliegende Werk giebt in weltlicher und kirchlicher Entwickelung eine Geschichte des Christenthums, von dem Moment an, wo es unter Konstantin Staatsreligion wurde, bis zum Untergange des weströmischen Kaiserreichs, zum Beginn des Mittelalters. Mitten unter sittlicher Entnervung des südlichen Polytheismus und dem Andrange nordischer Barbarei erzeugt sich die Nothwendigkeit, daß die christliche Lehre sich in der Außenwelt Raum schafft und sich in den Formen einer Kirche ausprägt. Der Bischof von Rom wird ein König des Geisterreichs, der seine magischen Kreise durch den Erdraum zieht, in immer weitern Linien und so über die animalischen Mächte der Welt triumphirt. Dies ist das Zeitalter Leo's des Großen. Es ist die Entwickelung des Christenthums zum reinsten Katholicismus. Der Katholicismus feiert hier seine unschuldige, jungfräuliche Blüthenzeit. Es realisirt sich eine allgemeine christliche Kirche, und der Historiker, der diese Epoche darstellt, muß dieser Katholicität unbedingt huldigen. Trotzdem wuchert schon hie und da die Häresie, als Vorbote künftiger Spaltungen. Deshalb haben wir schon jetzt darauf zu wachen, wie sich der Kirchenhistoriker zu diesen Erscheinungen stellt. „Von größter Wichtigkeit" — sagt unser Autor — „ist der Einfluß, den die entstehenden Häresieen auf die Entwickelung der Lehre ausübten, denn durch sie tritt innere Nöthigung einer weiteren Auseinandersetzung des in einfacher Form Gegebenen ein, und indem sie dem Irrthum feste und bestimmte Gestalt geben, zwingen sie die Wahrheit, aus ihrer Unmittelbarkeit hervorzutreten, sich zu entfalten, was sie nicht anders kann, als indem sie sich in ihre einzelnen Momente zerlegt. Der Glaube fordert seiner Natur nach ein sich Unterwerfen des Subjects. Die Häresie besteht nun eben in einem Geltendmachen der Subjectivität, nicht einer Allgemeinheit, wie die Kirche es ist, sondern die individuelle Vernunft wirft sich hier zur Richterin auf, sie bestimmt, was anzunehmen, was zu verwerfen, in welchem Sinne die Lehre zu verstehen, wie die sie enthaltenden Stellen der Schrift auszulegen seien." Dies ist eben so klar wie schlagend. Der Verf. hängt mit Liebe an dem Gedanken der Verkörperung einer allgemeinen christlichen Kirche, wie derselbe sich wirklich in der Zeit, die unser Autor darstellt, verwirklichte. Wie nun aber, wenn dieser Körper der sichtbaren Kirche mürbe, krank, siech wird, und dem Schicksal aller äußeren Erscheinungen unterliegend, an sich selbst abstirbt? Wie dann, wenn die Subjectivität, die anfangs zwar, so lange die Objectivität der allgemeinen Kirche in Kraft und Fülle der Gesundheit blüht, ihre Stirn an der festen Form des Lebens zerstößt, allmälig aber sicher und unaufhaltsam eine Macht gewinnt, vor deren Urtheil alle Gestaltungen der Welt zerbrechen, wie dann, wenn eine Zeit erscheint, wo diese Subjectivität sich so tief in dem geistigen Gehalt der Religion sichert, daß sie die Allgemeinheit einer unsichtbaren Kirche erringt, die der äußern Objectivität nicht weiter bedarf? Dies ist die Be-

deutung des Proteſtantismus. Wie ſteht es dann mit dem Bekenntniſſe und der Lehre des Verfs., wenn er die Geſchichte des Mittelalters beſchrieben hat und ſich dem Zeitraum naht, wo die äußere Einheit der Kirche zerfällt und der matt gewordene Körper derſelben keine Regeneration erleben kann? An einer andern Stelle ſeiner Schrift nennt er die Schismen und Häreſieen negative Facta der chriſtlichen Geſchichte, nothwendige Negationen, in denen ſich das Poſitive (die katholiſche Lehre) ihrer Momente entäußere. Der Verf. hat ſich der Hegelſchen Anſchauungsweiſe vom Proceß geſchichtlicher Entwickelung ſo ſehr bemächtigt, daß er ſich ihrer nicht entſchlagen kann. Dies kommt uns ganz zu Statten. Wenn nämlich der Zeitpunkt erſcheint in der Geſchichte, wo das Poſitive ganz in die Negation, das Sein in ſein Andersſein übertritt: wo bleibt da die objective Kirche, wie ſteht der Verf. dann zum Katholicismus? Wir brechen mit dieſer Frage ab und warten auf die Beantwortung derſelben, die ſich aus der Art und Weiſe ergeben wird, wie ſich der Autor in ſeiner künftigen Geſchichte des Mittelalters zu ſeinem Stoffe ſtellen wird. 27.

Feuilleton.

— Im „Organ des deutschen Buchhandels," redig. von H. Burchhardt, wird gegen die neuerrichtete Buchhandlung von C. Löwenthal in Mannheim heftig Beschwerde geführt, daß sie mit solchen Werken, wie Gutzkow's eben erschienene „Wally, die Zweiflerin," debütire, und überhaupt Miene mache, in ihren Verlagsartikeln eine bestimmte, besonders gegen das Christenthum gerichtete Tendenz zu befolgen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß dieser neue Buchhändler, Herr Löwenthal, jüdischer Abkunft, was unnöthig war hervorzuheben, da dies in unserer Zeit in keiner Weise zu Mißachtung und Vorurtheil gereichen kann, obwohl man freilich meint, daß ein Jude eher geneigt sein dürfte, als ein Anderer, Werke, die zur Vernichtung und Verhöhnung des Christenthums geschrieben sind, wie Gutzkow's Wally, zu verlegen und zu veranlassen. Dies wäre eine harte, und im Allgemeinen irrige Annahme; so viel will ich nur sagen, weil ich den einzelnen und besondern Fall hier nicht beurtheilen kann. Der Verfasser jenes Artikels hat aber offenbar Unrecht, wenn er darauf antragen will, die genannte Handlung, welche solche Tendenzen zeige, nur lieber gleich von Seiten der Regierung wieder zu schließen. Dies wäre noch schöner, wenn es so weit unter uns kommen sollte! Eine Buchhandlung braucht für die Tendenz ihrer Verlagsartikel nicht verantwortlich zu sein, weil sie sich auf die im Staate herrschende Censur berufen kann, und wenn davon (wie bei dieser „Wally," die nicht unter Censur gedruckt ist) gewisse Ausnahmen sich geltend machen können, so bleiben sie immer gesetzlich und sind durch die Gesetze möglich geworden. Man glaube hier nur nicht durch Zwangsmaßregeln etwas zu wirken! Man lasse Alles gewähren, man verbiete nichts, und ehre die geistige Würde einer unendlich strebsamen Zeit, denn das Nichtige und Unhaltbare muß sich durch die unwiderstehliche Dialektik der Tagesmeinungen von selbst wieder vertilgen! Uebrigens glaube ich auch, daß Hr. Löwenthal fälschlich angeklagt wird, denn Hr. Gutzkow ist vielleicht mehr der Stifter jener neuen Leihbuchhandlung des jungen Deutschlands, als Hr. Löwenthal selbst! —

* * *

— Da eben von einer antichristlichen Buchhandlung die Rede war, so kann ich zum Gegenstück ein antijüdisches Kaffeehaus nicht unerwähnt lassen, vor dessen Thür ich hier in Hamburg gerade jetzt sitze, um diese Notizen mit Bleifeder in mein Feuilleton einzutragen. Dies ist das am Jungfernstieg vor dem blauen Alsterbassin schöngelegene Kaffeehaus, welches durch den aus den Zeitungen bekannt gewordenen, sehr thatsächlichen Streit zwischen den jüdischen und christlichen Besuchern desselben fast zerstört worden war. Die Herren Perini und Josty, die Besitzer, haben diese Alsterhalle jetzt von Neuem auf das Geschmackvollste ausbauen und einrichten lassen, aber gewissermaßen nur als einen Privatverein, von dessen Theilnahme die — Juden ausgeschlossen sind. Wer nämlich diese Halle besuchen und dort seinen Kaffee oder sein Eis einnehmen will, muß sich zuvor bei den Besitzern persönlich um eine Eintrittskarte melden, die Demjenigen, welcher die unvertilgbaren Formen Abrahams und Isaacs sehr

deutlich auf seinem Antlitz trägt, verweigert wird. Obwohl die Wirthe von den übermüthigen hamburger Judenjünglingen allerdings vielen Schaden gehabt haben, so kann dies doch schwer gebilligt werden. Ich bin zufällig auch ein Christ (wenn die berliner Pietisten mir das erlauben!) und habe deshalb hier auch freies Sitzen. Ich freue mich jetzt alle Tage meines Christenthums bei einer Tasse Kaffee, die mir zur Verdauung unentbehrlich ist. Und da geht mein wackerer Freund Gabriel Rießer vorüber! Was sagt dieser tapfere, und am meisten dadurch gekränkte Ritter der Emancipation dazu? Er will sich künftig in Süddeutschland ansiedeln. —

* * *

— Der Verfasser der kleinen Schrift: „Goethe und sein Jahrhundert," die (aus der Minerva besonders abgedruckt) in der Bran'schen Buchhandlung in Jena erschienen, soll Rehberg sein. —

* * *

— Ludwig Tieck hat „gesammelte Novellen, vermehrte und verbesserte Auflage" (Breslau, Max, bis jetzt 4 niedlich gedruckte Bändchen) herausgegeben, an denen mir bloß die Vorrede auffallend und besprechenswerth erscheint. Sie klingt mir wie eine Stimme in der Wüste, hertönend von einem Manne, der längst nicht mehr recht orientirt ist in Literatur und Zeit und in der Stimmung seiner Nation, und der sich in eine vornehme Isolirung gegen das sich fortbewegende deutsche Leben abgesperrt. Tieck meint in dieser wehmüthig altklugen Vorrede: „wir litten an Systemen aller Art, an einer sonderbaren Freigeisterei (ach!) in Betreff der wichtigsten Gegenstände; die neuen Lehren ersetzten durch heftigen, schnellwechselnden Sinn die Gründlichkeit" ꝛc. ꝛc.; Tieck meint: „die Unabhängigkeit des Poeten sei schlecht bestellt in so unruhiger Gesellschaft der Zeitgenossen; der Poet, der sich dermalen in der freien, grünen Landschaft ergeht, solle eingefangen und auch in der Meinungsfabrik als haspelnder, zwirnender, rühriger und stets thätiger Knecht, zum Besten des allgemeinen Wohles angestellt werden." Dann tröstet sich Ludwig Tieck, daß auch diese Periode, „wie so manche andere," vorübergehen werde: „mögen zuweilen Larven und gespenstische Wunder unten im Nebel des Musenberges schwärmen und tanzen, so bleibt Apollo in lichten Regionen doch stets der heitere Gott!" — Ach, mein guter, großer Landsmann Ludwig Tieck, mit Deinem Apoll und Deinen grünen Musenbergen und romantischen Wiesen, denkst Du, daß die uns fehlen, und daß wir wieder glücklich werden könnten, wenn wir nur die märchenhafte Waldeinsamkeit wieder hätten und noch einmal Geschmack an Deinen Waldgedichten und Echosonetten und musikalischen Naturphantasien gewännen? O für wie kindisch hältst Du uns, Meister! Dich gelüstet noch immer nach der alten, in Gefühlen verlornen Poetasterei, und die Nation strebt in schmerzlichen Zuckungen gesunde, tüchtige, praktische Lebenszustände an! Merkwürdig bleibt es immer, daß Tieck seine erste Periode der Waldromantik und Märchenlyrik gar nicht vergessen kann, und daß er, nach einer viel bedeutenderen Zwischenstufe, die „das Dichterleben," der „Aufruhr in den Cevennen" und manche andere meisterhafte und geniale Novelle, ausfüllen, jetzt in seinen letzten wieder zu den alten Klängen und Zaubern zurückkehrt. In jenen Novellen war Tieck auf einen höheren, weltpoetischen Kothurn getreten, von dem er nun schon wieder herabgeglitten ist, um in solchen unbegreiflichen Machwerken, wie die „Reise ins Blaue hinein," die „Vogelscheuche" und andern, wieder nach den Eisen und Kobolden seiner Jugend zu jammern. Die meisten Verehrer Tiecks haben auch in der That nur die lyrische Epoche an ihm verehrt, obwohl mit großem Unrecht. Dies war im Jahre

1833 in Berlin, wo Tiecks Geburtstag durch eine glänzende Soirée im englischen Hause begangen wurde, recht deutlich zu ersehen, indem die ausgebrachten Toasts immer nur dem Dichter des Octavianus und der Genoveva und des Phantasus galten, statt daß man den Novellendichter hätte leben lassen sollen; ein Fest, das seitdem nie wiederholt worden ist, und an dem ich einer Dame gegenüber saß, die offen genug war zu gestehen, daß sie nie in ihrem Leben etwas von Tieck gelesen, und wo an einem andern Tisch eine griechisch-philologische Gesellschaft ihren Wein bloß deshalb auf Tiecks Wohl trank, weil sie sich an den Abend in diesem Saal zu versammeln pflegte und ihre Zusammenkünfte nicht gerade hatte aussetzen wollen. — Was nun den Inhalt der obengenannten neuen Novellensammlung anlangt, so befaßt sie folgende Erzählungen: Der Wassermensch; der Mondsüchtige; Weihnachtabend; das Zauberschloß; Uebereilung; der wiederkehrende griechische Kaiser; der Gelehrte; die Ahnenprobe. —

* * *

— Neulich sah ich auf dem Sommertheater in Tivoli, wo man die lustigste hamburger Bevölkerung antrifft, eine Parodie der Auber'schen Oper: „Gustav, oder der Maskenball," worin der Hauptheld, König Gustav von Schweden, auf dem Theaterzettel folgendermaßen angekündigt wird: „Gustav, Wirth im König von Schweden und Inhaber des Gasthofes: Hotel de Norwegen, ein Mensch ohne Vorzüge und Anzüge, lebt eingezogen, ist unerzogen, wird aufgezogen, ist unglücklich verliebt und bleibt aus Gram darüber am Leben." Das Ganze war schlecht genug, bis auf den Schluß, wo die Ermordung Gustavs durch Ankarström auf einem Ball sehr glücklich benutzt ist, das Attentat auf Louis Philipp und die Höllenmaschine Fieschi's zu parodiren, welche letztere in Form eines alten Schemels produzirt wurde. Wer hätte diese aristophanische Keckheit auf einem hamburger Volkstheater erwartet, vor dem sich meistentheils nur die Priesterschaft der Venus dulgivaga zu einem Rendezvous einfindet, und man unter den Houri's im mahomed'schen Paradiese zu sitzen glaubt. Es ist aber überhaupt kein Zweifel, daß man Wunder erleben würde an dem weltsatyrischen Talent der Deutschen, wenn es einmal freigegeben wäre und in größeren Dimensionen der Oeffentlichkeit sich regen könnte! —

* * *

— F. K. von Strombeck in Wolfenbüttel, der kürzlich von einer größern Reise nach Italien zurückgekehrt ist, wird seinen höchst interessanten „Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit"*) (Braunschweig, 1833. 2 Bde.), wovon eine zweite Auflage im Werke, einen dritten Band hinzufügen, welcher die Ausbeute und Erlebnisse dieser italienischen Reise enthalten soll. Bei dem vortrefflichen, plastischen Darstellungstalent Strombeck's, und den vielfältigen und seltenen Berührungen, in die er in Italien gekommen, darf man sich viele anziehende Mittheilungen versprechen, besonders aus dem Leben und den Verhältnissen einiger berühmten italienischen Gelehrten, und überhaupt aus den gegenwärtigen literarischen Zuständen Italiens, die bisher von Reisenden wenig berührt und geschildert sind.—

* * *

— Nach einer bestimmten Nachricht, die uns aus Tübingen zugeht, lebt daselbst noch der unglückliche Dichter Hölderlin in der Verborgenheit,

*) Eine ausführliche Anzeige davon gab ich in der Preußischen Staatszeitung, 1833. Nr. 197.

vom tiefsten Wahnsinn umfangen, in dem ihn sein unbegreifliches und beispielloses Schicksal nun schon fast seit dreißig Jahren ununterbrochen gefesselt hält. Dies zur Berichtigung einer Notiz, die wir in einem frühern Stück dieser Blätter gegeben. —

* * *

— Prof. C. F. Wurm in Hamburg, der ehemalige Redacteur der Kritischen Blätter der Börsenhalle (die nicht mehr existiren), arbeitet gegenwärtig an einer ausführlichern Geschichte Englands, für welche er seit längerer Zeit gesammelt, und die besonders einen genauen Bezug auf die englische Verfassung nehmen wird, die allerdings ein bedeutendes und immer wichtiger werdendes Capitel auch für die Conflicte unserer Zeit ist, und durch scharfe historische Entwickelung ihr gerechtestes Verständniß empfängt. —

* * *

— Die Akademie der Künste in Berlin hat einen Preis auf eine musikalische Composition für die Altstimme gesetzt, um die Ausbildung derselben, die in den neuern Opern so sehr vernachlässigt wird, wieder zu begünstigen. In den italienischen Opern diente der Alt oft als ein besonderes Reizmittel für die Sinnlichkeit, und die Componisten setzten viele Männerrollen in dieser Tonart, um dadurch die schönen Beine einer beliebten Sängerin in enge Beinkleider zu zwängen. Seitdem ist man auf die Entdeckung gekommen, daß man im Ballet, diesem royalistischen System der Bewegung, dasselbe und noch viel mehr haben kann, und die neuern Componisten schreiben seitdem selten mehr eine raffinirte Heroenpartie für einen weiblichen Alt, überhaupt aber wenig und Unbedeutendes für diese Stimme. Welches jedoch auch die Ursach der Vernachlässigung dieser Tonart sei, ich kenne manches tiefe Mädchen, d. h. mit einer tiefen Stimme begabte, deren schönes Talent beim Theater unbeachtet und unbelohnt bleibt, weil es zu wenig verwandt werden kann. Jedenfalls ist es löblich, daß für den Alt, diese wahre Delikatesse in der Musik, etwas Aufmunterndes geschieht, nicht bloß der Theatersängerinnen wegen, sondern auch für die Kirchenmusik, die oft ihre erhabensten und schönsten Wirkungen durch ihn erreicht. Möchte den dramatischen Dichtern bald dieselbe akademische Aufmerksamkeit widerfahren, als jetzt den Altisten! Denn die Akademie der Künste in Berlin verhieß bekanntlich schon vor einigen Jahren eine öffentliche Concurrenz für das Drama zu eröffnen. Wenn wir auch für die nächste Zeit nicht viel davon erhoffen, so wäre es doch für's Erste ein gutes Signal, das man in den heutigen Zuständen der Literatur gar nicht verachten darf. —

* * *

— Ueberall trifft man Berliner! Die überwiegende Mehrzahl der Reisenden und Bäderbesuchenden besteht auch in diesem Jahr wieder aus Berlinern, wie man in den Fremden- und Badelisten aller Orten ersehen kann. Diesen meinen wunderlichen encyclopädischen Landsleuten, die überall ihren aus Intelligenz und Ennui gemischten Charakter verrathen, ist zu Hause nicht wohl, darum reisen sie viel, und wenn sie in der Fremde sind, fallen doch alle Vergleiche, die sie geschäftig anzustellen wissen, immer und immer nur zum Vortheil Berlin's aus, nach dessen Sand sie sich endlich, sie wissen selbst nicht warum, wieder zurücksehnen. Dies ist ein hervorstechendes Merkmal der Berliner Reisenden, die Yorick zu signalisiren vergessen, und woran du sie schon auf der ersten Station im Postwagen belauschen kannst. Beim Mangel eines bestimmt gefärbten Dialekts, macht sie ihre Dialektlosigkeit gleich gegen einander kenntlich,

und gewisse Ausdrücke und Manieren, die ihnen in der That statt eines förmlichen Reisepasses gelten könnten. Gestern an der Table d'Hôte im Hôtel de Belvedere saß Jemand neben mir, dem bei der in Hamburg so berühmten und beliebten Mackturtel-Suppe plötzlich „wabbelig" wurde, und nachher moquirte er sich über diese Suppe. Ich begrüßte ihn sogleich mit stürmischer Freude als meinen Landsmann. Nur ein Berliner kann „wabbelig" werden, und sich nachher noch moquiren. —

Hamburg, den 15. September 1835.

Correspondenz.

Paris, im September 1835.

Können Sie sich einen Begriff von einer gesetzgebenden Versammlung machen, deren Majorität zu zwei Drittheilen aus öffentlichen Beamten, die von der Regierung große Besoldungen beziehen, und zu einem Drittheil aus Neophyten besteht, die nur darnach streben, es zu werden, daher auch keine Unwürdigkeit scheuen, um sich die Gunst der Regierung zu verschaffen? Wenn Sie es nicht können, so thun Sie am klügsten, in Ihrer glücklichen Unwissenheit zu verharren; denn es giebt schreckliche, ja selbst Schauder erregende Bilder, die uns anzuziehen und zu fesseln vermögen, die Selbstsucht und die Habgier aber in ihrer ganzen Blöße erregen Ekel und stoßen uns ab. Ich wenigstens kann mir kein ekelhafteres Schauspiel vorstellen. —

Können Sie sich aber einen Begriff machen von einer literarischen Zunft, von einer Schlafmützen- und Pantoffelliteratur, die man nach Franken und Centimen schätzt, die man nach Maaß und Gewicht verhandelt und vertröbelt? Können Sie auch dies nicht, so thun Sie wieder am klügsten, den 99sten Theil der Bücher, die Ihnen von jenseits des Rheins in die Hände gerathen, ungelesen auf die Seite zu schieben, um es nicht erfahren zu müssen.

Sind Sie aber so neugierig, noch mehr wissen zu wollen, so steht Ihnen Folgendes zu Diensten: Ich bin mit einer wirklich bewunderungswürdigen Ausdauer der Berathung über die von unseren kleinen Polignac's restaurirten und rehabilitirten Ordonnanzen Carls X. gefolgt; ich komme eben aus der Sitzung vom 28., und bewegt von dem Eindrücke, den sie in mir zurückgelassen hat, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Glauben Sie nicht, daß die Opposition ihrem Feinde Schritt für Schritt das Schlachtfeld streitig gemacht habe, keineswegs, dies wäre auch vergebliche Mühe und unnützer Zeitverlust gewesen, mit dem besten Willen wäre ihr dies übrigens unmöglich gewesen, denn es gehört wahrlich ein ganz eigenes Organ und ganz besondere Lungenkraft dazu, um zu den 200 Männern vom Centrum zu sprechen, wenn sie Einen nicht anhören wollen, die übrigens schon Alles besser wissen, wie andere Leute, denn sie lachen ja zum Platzen, wenn ihnen Hr. Arage den guten Rath giebt, lieber in ihre Dorfschulen zurückzukehren, um die Anfangsgründe der Arithmetik zu lernen, wenn sie Hr. Royer-Collard der Unrechtlichkeit anklagt, wenn ihnen Hr. Dupin zuruft: ihr verletzt ja die Charte auf eine unverschämte Weise. Ist dies nicht Beweis genug, wie weit es die Leute in der Moral und der Politik gebracht haben? Wenn sich nun ein Deputirter der Opposition auf der Rednerbühne sehen läßt, so erhebt sich sofort von allen Bänken des Centrums ein Gebrüll, ein Gemurmel und Unterbrechen, daß es Einem wie ein höllischer Sabbat vorkommt. Der Redner verläßt zuweilen

die Tribüne ohne sich einen Augenblick Ruhe verschafft zu haben. Und das nennt man Redefreiheit! Die Minister selbst sehen sich zuweilen genöthigt, den Eifer ihren Diener zu beschwichtigen. — Sie sehen wohl ein, daß mit solchen Wesen von einer vernünftigen, logischen und gründlichen Verhandlung nicht die Rede sein kann. Die Opposition war aber auch weit davon entfernt, sich irgend einen Sieg zu versprechen, ihr einziger Zweck war, gegen eine so offenbare Verletzung der Charte zu protestiren. Dies hat sie auch gethan, die eminentesten Talente der Kammer haben das Gesetz als unwürdig dargestellt. Das Ministerium glaubt zwar dasselbe durch das Votum der Majorität heiligen zu können, gesetzlich wird ihr dies völlig gelingen, moralisch aber niemals. — Sie werden mich vielleicht fragen, warum Carl X. so thöricht gewesen sei, seinen Thron nicht mit republicanischen Institutionen umgeben zu lassen, um seine Ordonnanzen durchzusetzen, und Sie haben vollkommen Recht; er hätte nur dies zu thun brauchen, und der fromme Mann jagte noch zur Stunde in einem von seinen schönen Forsten, die er so sehr bedauern soll. Republicanische Institutionen mit einer monarchischen Regierung haben noch Niemand Leid angethan, auch dem Ehrgeizigsten nicht, sie sind sanft und fügsam, wie die Lämmlein; die Gegenwart beweist es zur Genüge. Armer Lafayette! Gott vergeb dir deine Sünde. — Wenn Sie mich aber fragen, woher diese Dreistigkeit unserer Minister, wenn sie nicht auf die Majorität des Volkes zählen können? und wenn Sie sich darüber wundern, daß dennoch in ganzen Lande Ruhe herrscht, — daß keine Provinz sich erhebt, — daß keine Stadt von ihrem Petitionsrechte Gebrauch macht, so kann ich Ihnen darauf nur folgende zwei Antworten geben: Ahnte denn Carl X. am 26. Juli, was am 27. vorfallen werde? Er jagte ganz ruhig in Rambouillet. Meine zweite Antwort ist eben so einfach: wenn wir unsere Rechte nicht zu wahren verstehen, so werden wir sie doch wiederzuerobern wissen. Ja, es herrscht wirklich Ruhe im ganzen Lande, der Grund davon ist aber nicht, daß sich das Volk an die monströsen Gesetze Persil's anschließt, es baut vielmehr auf die Zukunft. Lassen wir nicht außer Acht, daß wir in wenig Jahren ein ganzes Jahrhundert durchlaufen haben, das heutige Frankreich ist nicht mehr das der Restauration, nicht mehr das Frankreich von 1830, es ist eine ganz neue Gedankenwelt, in der wir leben. Wir studiren einander, wir stellen unsern Glauben, den man uns gewaltsam zerstört hat, wieder her, wir befestigen uns in unserer Ueberzeugung, wir sind mit Einem Worte in einem Zustande des Zweifels, der dem Glauben voranzugehen pflegt, in einem Zustande der Anarchie, der nach Ordnung zielt. Nicht die Politik allein, auch die Literatur, ja selbst die ganze Gesellschaft ist durch den gewaltigen Stoß, der uns im Juli 1830 auf einen ganz fremden Boden versetzt hat, aus dem Gleise gebracht worden. Wir müssen uns erst wieder erkennen. — Das Persil'sche Gesetz steht in einem zu großen Widerspruche mit den Anforderungen der Zeit, als daß man von ihm zu fürchten brauchte, es möchte nur die geringste Reaction bei den Männern des Fortschreitens hervorbringen. Es ist nur ein einziger Wassertropfen in die Flamme. — Glauben Sie mir, die Gemüther sind wirklich im Fortschreiten begriffen, der Beleg dafür ist aber keineswegs in unserer modernen Literatur zu suchen, denn noch nie war Frankreichs Literatur in einem traurigern Zustande, als gerade jetzt. Die Republik der Wissenschaften ist von demselben merkantilischen Selbstsuchtsfieber ergriffen, das unsere Regierung und ihre Auserwählten verzehrt. Die Profession eines Schriftstellers wird eben so verächtlich, als die eines Krämers. Lumpensammler sind zu Schriftstellern geworden. Dies scheint auch Hr. Viennet haben andeuten zu wollen, indem er vor Kurzem eine sehr lebhafte Correspondenz mit den Mauleseln Don Miguel's unterhalten hat

(er hat eine poetische Epistel an sie gerichtet), und sich jetzt an seine neuen Collegen mit einer Epistel wendet (Epitre aux Chiffonniers de Paris. — Chiffonnier bedeutet aber auch einen Mährchenerzähler, einen Schwätzer, oder auch einen urtheilslosen Menschen). Es giebt aber auch viele von unsern Autoren, die, obgleich sie sich öffentlich die größten Lobsprüche spenden lassen, sich unter vier Augen einander den geringen Werth ihrer Geistesproducte eingestehen, und wenn sie es sich auch wirklich verbergen wollten, so würden sie doch allzubald durch die absurden Lobhudeleien ihren besoldeten Freunde zu der richtigen Ueberzeugung gelangen müssen. Lesen Sie nur die Recensionen in der Revue des deux Mondes, der Revue de Paris, der Epoque und andrer Revues von dieser Sorte, so wie in unsern politischen und literarischen Blättern, und gestehen Sie, ob man schlechter von seinen Freunden bedient werden kann, als es dort geschieht. Hüten Sie sich aber vorzüglich, ein Wort davon zu glauben, was Sie dort lesen, ein Werk, wovon man Ihnen eine ganze Reihe von Ausgaben aufzählt, dessen erste Ausgabe verfault in ihrer ursprünglichen Jungfräulichkeit in dem Keller des Verlegers; von einem andern wird behauptet, es habe dem Verfasser 1000 Rthlr. eingebracht, dafür hat er höchstens 100 Rthlr. in 3 Terminen zahlbar erhalten. Und doch fehlt es keineswegs an Lobhudlern, jeder, auch der erbärmlichste Scribler hat deren ganze Generationen in Reserve; ich glaube aber bemerkt zu haben, daß die Anzahl der Betrogenen in der Maaße abnimmt, als die der Apologisten zunimmt. — Eine vernünftige, uneigennützige, unpartheiische Kritik ist in unseren Zeiten ein wahres Wunder, welches prophezeiht, aber nie verwirklicht wird. Die Presse ist ein schändliches Monopol geworden, welches von einigen Krämern aus der Republik der Wissenschaften ausgebeutet wird. Fragen Sie einen Romandichter, einen Dramaturgen, welchen Ruhm ihm seine Romane, Memoiren oder Schauspiele eingebracht haben, so antwortet er Ihnen mit dem kältesten Blute von der Welt, ohne wegen der Antwort nur einen Augenblick in Verlegenheit zu gerathen: so und so viel Franken, nach Abzug so und so vieler, um der Unersättlichkeit einer großen Anzahl Lobspender zu genügen. — So weit sind wir gesunken. Dem Lichte ist aber Finsterniß vorangegangen, und ich baue auf die Zukunft: Die Juden erwarten den Messias, wir erwarten ihn auch. Die Wuth, mit welcher die Politik und die Literatur sich einander selbst vernichten, ist von guter Vorbedeutung. Wir befinden uns gleichsam am Vorabend unseres letzten Tags, von Ahnungen bewegt und geängstigt; es ist aber auch wahrscheinlich der letzte Tag unserer moralischen Anarchie, und die Welt wird neugeboren werden! II.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Intelligenz-Blatt № 4

zum

Literarischen Zodiacus.

Literarische Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Bei Vetter und Rostosky in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Don Pedro

oder

Geschichte der neuesten Revolution

von

Brasilien und Portugal.

Von

Eduard Große.

8. geheftet.

Diese Brochüre füllt eine wesentliche Lücke in der Geschichte aus. Wir haben noch keine Monographie des Don Pedro von Alcantara und auch die neueste Geschichte von Brasilien und von Portugal noch nicht. Und doch ist das Leben Don Pedros theils interessant an und für sich, in so fern viel Romantik darin liegt, theils hat es eine hohe historische Bedeutsamkeit erlangt. — Unsere gegenwärtige Schrift wird durch ihren interessanten Inhalt aber nicht nur Politiker, sondern auch diejenigen befriedigen, welche eine Beschreibung und Schilderung, so wie characteristische Skizzen von Brasilien und Portugal suchen, und daher wird sie den Zweck angenehmer Unterhaltung sowohl, als auch historischer Belehrung vollkommen erfüllen. Der Verfasser hat sich bemüht, selten weitläufig, nie langweilig zu erscheinen, und demnach ist das Gepräge seines Gedankens immer kräftig. Seine Schilderungen sind voll Seele, und die Erzählung fließt in einem Strome fort. —

Verlag von Gebrüder Reichenbach in Leipzig.

Von dem bei uns erscheinenden:

Allgemeinen deutschen

Conversations-Lexicon

für die Gebildeten eines jeden Standes ꝛc.

in X Bänden.

Herausgegeben von einem Vereine Gelehrter.

ist so eben das 20. Heft (von 16 Bogen) versandt worden.

Subscriptionspreis:

auf schönem weißen Druckpapier	9	gGr.	pro	Heft
„ extra feinem Patentpapier	10	„	„	„
„ dick Postschreibpapier	12	„	„	„
„ extra feinem Velinpapier	20	„	„	„

I. bis V. Band. Von A bis Kary über **9000** Artikel.

3046.

Die erste nun vorliegende Hälfte dieses Werks wird durch ihren Inhalt am Besten darthun, ob und in wie viel dem gegebenen Versprechen nachgekommen ist, und eine Vergleichung mit andern Werken dieser Art wird nicht nur den ganz eigenthümlichen und unabhängigen Plan desselben, sondern auch seinen besondern Geist und seine Reichhaltigkeit deutlich zeigen. — Die Tendenz dieses Werkes ist übrigens der Ankündigung zufolge eine rein historische, aber dadurch eben konnte sowohl eine Vollständigkeit erzielt werden, wie sie sich in keinem Werke der Art findet, als es dadurch, daß die einzelnen Fächer ausschließlich von tüchtigen Männern ihres Faches bearbeitet werden, möglich geworden ist, den einzelnen Artikeln auch einen vollkommenen Zusammenhang unter sich selbst zu geben, so daß das Conversationslexicon nicht allein zum Nachschlagen über einzelne Gegenstände, sondern auch vorzüglich zu einer zusammenhängenden Lectüre geeignet ist. Nicht leicht wird dabei eine Lücke sich zeigen; vielmehr werden die Zusammenstellungen gleichartiger Gegenstände in größere Artikel, wie sie hier zuerst versucht sind, dem Leser noch dazu manche Erleichterung der Uebersicht gewähren. Indem wir aber nur noch auf die Vollständigkeit, mit welcher vorzüglich die deutsche Literaturgeschichte behandelt wird, und die bestimmten unparteiischen Urtheile über die einzelnen Erscheinungen in derselben aufmerksam machen, legen wir das Versprechen ab, daß wir darauf bedacht sein werden, dem Werke immer mehr und mehr Vorzüge zu Theil werden zu lassen, und werden uns bemühen, die möglichste Beschleunigung desselben zu erzielen, um in kürzerer Zeit noch, als wir versprochen haben, dasselbe dem gesunden Urtheile des Publikum, das trotz so mancher gegen das Werk unternommenen Feindseligkeiten dasselbe mit so großem Beifall aufgenommen hat, vollständig vorzulegen.

Ferner ist so eben erschienen:

Repertorium über die in den Jahren 1802 bis mit 1834 erschienenen Sammlungen juristischer Aufsätze und rechtlicher Entscheidungen. Vom Advokat R. Sickel. (In 2 Bänden.) Mit einem Vorwort vom Domherrn und Ritter Dr. Karl Friedrich Günther, Ordinarius der Juristenfacultät und erstem Prof. der Rechtswissenschaft an der Universität Leipzig u. s. w.

I. Band. 26 Bogen. gr. 8. 1 Rthlr. 20 gr.

Bei der großen Anzahl für Theorie und Praxis wichtiger Aufsätze, womit die juristische Literatur durch Zeitschriften und andere Sammlungen fortwährend bereichert wird, wird eine allgemeine, alphabetisch geordnete Uebersicht derselben, wie sie Hr. Adv. Sickel (nach Art des bekannten im J. 1802 erschienenen Repertoriums von C. G. Rössig) hier liefert, jedem Rechtsgelehrten, vorzüglich aber dem Praktiker, höchst erwünscht sein. Dies Repertorium umfaßt zugleich die, die Particularrechte der einzelnen deutschen Bundesstaaten, betreffenden Aufsätze. Daß hierin, wie überhaupt, die möglichste Vollständigkeit erzielt worden ist, davon zeugt das dem I. Bande vorgedruckte Verzeichniß der in dem ganzen Repertorium berücksichtigten Sammlungen. Ueber die besonders praktische Brauchbarkeit des Werks und über die zweckmäßige Anordnung desselben spricht sich der Herr Ordinarius Domherr Dr. Günther im Vorwort aus. — Der zweite Band erscheint in 6 bis 8 Wochen. Desgleichen werden vom Hrn. Verfasser immer in Zeiträumen von 2 bis 3 Jahren die bei diesem Werke als nothwendig sich darstellenden Fortsetzungen und Nachträge durch unsern Verlag geliefert werden.

Ferner:

De genetica philosophandi ratione et methodo, praesertim Fichtii, Schellingii, Hegelii, seu de idea absoluti, pro philosophandi principio perperam habita, scripsit F. C. Biedermann, Phil. Dr. gr. 8. brosch. 8 Gr.

Ferner:

Mit Königlich Würtembergischem Privilegium

K. L. von Knebel's

literarischer Nachlaß und Briefwechsel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt.

In 3 Bänden. gr. 8. Velinpap. brosch. Subscriptions-Preis 4½ Rthlr.

Erster Band. Mit Knebel's Bildniß.

Inhalt: K. L. von Knebel's Leben. Von Th. Mundt. — Knebels Gedichte. — Die Briefe Carl August's, Großherzogs, und der hohen Frauen Amalia und Louise, Herzogin und Großherzogin von Sachsen-Weimar, F. H. von Einsiedel's und Karl von Dalberg's an Knebel.

Den zweiten Band wird der im ersten begonnene Briefwechsel noch ganz ausfüllen und u. A. namentlich die Briefe folgender Correspondenten v. Knebel's, als:

Staatsminister v. Altenstein; Böttiger; Falk; Gleim; Hegel; Herder; Lavater; Matthisson; H. Meyer; Kanzler von Müller; Passow; Oken; Ramler; Jean Paul; Charlotte v. Schiller; Voß; Wieland; F. A. Wolf; — und eine ansehnliche Anzahl von Knebels eignen Briefen enthalten.

Im dritten Bande endlich werden v. Knebel's vermischte Schriften über philosophische und literarische Gegenstände und interessante Auszüge aus seinem Tagebuche mitgetheilt werden. — Die noch restirenden Bände (2r und 3r) werden unfehlbar noch in diesem Jahre erscheinen. Der Subscriptions-Preis für alle drei Bände à 4½ Rthlr., die bei Empfang des ersten Bandes bezahlt werden, besteht nur bis zum Schluß des Jahres 1835, wornach ein erhöhter Ladenpreis eintritt. Der so eben erschienene erste Band, so wie ausführlichere Subscriptions-Anzeigen, sind in allen Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. vorräthig und werden daselbst Subscriptionen zu obigem Preise angenommen.

Im Verlage der Unterzeichneten ist desgleichen kürzlich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

M. T. Ciceronis pro Sexto Roscio Amerino oratio. Recensuit, emendavit, scripturae varietatem, Vet. Scholiastam, selectas variorum annotationes suasque adiecit *Dr. Guilelmus Büchner*, superiorum ordd. in gymnasio Fridericiano Suerinensi praeceptor, Magniduc. bibliothecae Suer. praefectus.

Velinpapier 22 Bogen. 8. 1½ Rthlr.

3040

Das Bedürfniß einer neuen umfassenden Ausgabe der Rede Pro Roscio Amerino ist längst fühlbar geworden. Der Herr Herausgeber hat hier Resultate aus bisher noch nicht verglichenen Codd. nicht geliefert; dagegen hat er in der Meinung, daß gerade bei dieser Rede das schon früher benutzte handschriftliche Material am genügendsten sei und nur gehörig benutzt zu werden brauche, um auf wesentliche Textesverbesserungen zu führen, alle handschriftlichen Lesarten und die älterer Herausgeber einer sorgfältigen Prüfung unterworfen und vollständig zusammengestellt. In den Anmerkungen hat er vorerst die Annotationes der älteren Editoren, darunter die der wichtigsten und Wenigen zugänglichen, wie des Garatoni, sämmtlich wiedergegeben, und dieselben durch seine eignen ergänzt und berichtigt. Seine Ausgabe bietet also neben einer neuen, correcten Textesrecension allen kritischen und hermeneutischen Apparat zu dieser Rede dar, welcher bisher nur durch Zusammensuchen der betreffenden einzelnen Ausgaben in größern Bibliotheken zu erhalten war.

Materialien und **Dispositionen zu Kanzelvorträgen bei besondern Fällen.** Von M. Ph. Rosenmüller, Pfarrer zu Belgershayn. 15 Bogen. gr. 8. 21 Gr.

In diesem Werke sind meist solche Fälle berücksichtigt worden, über welche auch die erfahrensten Prediger gern, zumal im Drange der Geschäfte, Winke und Andeutungen von Andern benutzen. Die in dieser Hinsicht hier gegebenen Hülfsmittel sind nach den einzelnen betreffenden Fällen geordnet und bestehen theils in ausführlichern Entwürfen, wozu namentlich werthvolle, bisher noch nicht veröffentlichte Predigten des verewigten Superintendenten Rosenmüller und anderer ausgezeichneter Kanzelredner vom Herrn Herausgeber benutzt worden sind, theils in mehreren einfachen Dispositionen mit angezogenem Text.

Sammlung auserlesener **praktischer Abhandlungen** für **Wundärzte.** 3tes Heft. 8. brosch. 12 Gr.
(1stes und 2tes Heft auch à 12 Gr.)

Vollständige Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung des Seidenbaues und des Haspelns der Seide, so wie zur Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume nach den neuesten Erfahrungen und Beobachtungen. Von **Wilh. von Türk**, Königl. Preuß. Regierungs- und Schulrath. Mit 2 Kupfertafeln. Zweite umgearbeitete Auflage. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Herr Verfasser betreibt selbst in seinem Etablissement zu Klein-Glinicka bei Potsdam den Seidenbau und das Haspeln der Seide seit 8 Jahren mit dem glücklichsten Erfolge. Seine Anstalt ist eine bewährte Schule für viele deutsche Seidenbauer geworden, wie auch sein Werk als das beste bis jetzt über den deutschen Seidenbau erschienene anerkannt ist.

Leipzig, im Sept. 1835.

Gebrüder Reichenbach.

Literarischer Zodiacus.

November, 1835.

Wie die Kunst bei den Deutschen nach Brot geht!

Eine Rede, gehalten bei der Eröffnung eines literarischen Vereines.

Von

F. Gustav Kühne.

„Musik mit ihrem Silberklang!“ sagen Shakspeares Fiedler und lächeln pfiffig und halten die hohle Hand hin, um das Ende vom Liede, auf das ihnen Alles ankommt, den Klingklang der Münze, zu vernehmen. Was die täppischen Kautze auf ihren Geigen heruntergekratzt, das galt ihnen nicht für das ganze Spiel, nur für Vorspiel, für Musik ohne Silberklang, das Nachspiel macht die klingende Münze. Darum stehen sie da und lächeln blöde, und die hohle Hand ist so trostlos nüchtern wie eine Schildkrötenschaale, über deren Wölbung noch die goldenen klingenden Saiten fehlen. Die Kunst ist frei — und die Kunst geht nach Brot. Hierin liegt die Bedingung ihrer Existenz und ihrer Nichtexistenz. Als die Malerei ihre welthistorische Epoche hatte, da ging diese Kunst nicht nach Brot, vielmehr ging das Brot nach der Kunst, das Brot, das Geld, der Nektar, die Liebe, alle Elemente und Mächte des Lebens machten Wallfahrten nach den heiligen Stätten, wo der Fuß eines Malers weilte, und knieten vor der Schwelle seines Hauses, denn drinnen waltete eine Göttin. Die Schätze der römischen Kirchenfürsten flossen wie ewige Quellen in die Ateliers der Künstler, der venetianische Aristokrat öffnete für Tizian und Tintoretto seine blitzenden Chatoullen, und das Weib der Lagunenstadt gab mehr, weit mehr als ihr Gatte. Nicht blos das Halsgeschmeide, auch das Tuch riß die Signora herunter, und gab es ihm und sich mit, und gab ihm Alles. Alles Stolzes der irdischen Herrlichkeit entkleidet, lag das glühende Weib in seinem Arm, und

der Künſtler berauſchte ſich in ihren Küſſen und malte dann, trunken von der Fülle des Lebens, die er in ſich ſchlürfte, ſeine ewigen Götterbilder. Das Ewige konnte ihm nicht entgehen in ſeinen Werken, denn der irdiſche Augenblick überſchüttete ihn wie der goldne Regen die Danae. Alle Poren ſeines Weſens öffneten ſich, um die heißen Düfte und die Lieblichkeiten des Daſeins in vollen Zügen einzuſaugen, und ſo war der Künſtler Italiens ein voller, ganzer Menſch, ein Erdengott. Er brauchte kein Krösus zu ſein, er wollte und brauchte nicht Schätze zu häufen, vielmehr ſpielte er mit ihnen und ſchleuderte ſie wieder von ſich, wenn er ſich genug gebadet hatte im Strom des Goldes. Wer dann nicht zu ihm wallfahrtete, um das Ueberirdiſche in ſeiner Kunſt anzubeten, der kniete vor ihm, um die Schnalle ſeines Schuhes zu küſſen, denn auf dieſer Schnalle ſaß ein Smaragd aus dem Diadem eines Fürſten.

Und nicht blos in Italien iſt die Kunſt zu ihrer Blüthenzeit die Herrin aller Elemente des Lebens geweſen: in Flandern war es nicht anders. Der Bürger Rubens lebte in Antwerpen wie ein geliebter und verehrter König. Herzöge und Grafen ſpeiſten von Silber an ſeinem Tiſche und fühlten ſich beglückt, wenn der Maler die Hand ihnen drückte, dieſelbe Hand, welche die irdiſchen Freuden der Welt wie friſchduftende ſaftige Früchte auf die Leinwand ſtreute. Der Herzog von Mantua ernannte ihn zu ſeinem Ambaſſadeur am ſpaniſchen Hofe, Iſabella wählte ihn zum Vermittler zwiſchen den vereinigten Provinzen und der katholiſchen Majeſtät, und Philipp der Vierte ſtaunte nicht wenig, in dem Künſtler einen weltkundigen Diplomaten kennen zu lernen. Man glaubte den Erbherrn Flanderns, den Souverain von Burgund in Madrid einziehen zu ſehen, ſo glänzend war ſein Privatgefolge, ſo königlich erſchien ſein Benehmen, ſo gewandt und ſicher ſein Blick. Als Ambaſſadeur zog er nach London, wo ihn Karl im vollen Staatsrathe empfing und vor ſeinem Parlamente zum Ritter ſchlug. Auf ſeinem Luſtſchloſſe Stean bei Mecheln lebte Rubens wie ein Fürſt. Seine Schüler beſtiegen prächtige Roſſe, um große Jagden anzuſtellen, die jene

berühmten Bilder lieferten. Der Meister ritt einen schäumenden Andalusier, seine Frau, die blonde Helene Forman, das blühende Weib mit der weißen saftigen Schulter und dem durchleuchtenden Incarnat, ritt neben ihm ein spanisches Maulthier, reich mit silbernem Schmuckwerk geziert. So lebte dieser Peter Paul, ein freier Bürger. Von allen Ländern strömten die Menschen herbei, um diesen Malerkönig zu sehen. Vor der strotzenden Fülle seines Glückes trat der bescheidene Antoni van Dyk still in den Hintergrund. Wo Einer so völlig Herr war, so allmächtig die Gemüther regierte, daß die Bewegungen des geselligen Lebens nur um ihn kreisten, konnte kein Zweiter herrschen. Van Dyk verließ seinen Meister und seine Heimath. Die königlichen Stuarts riefen ihn zu sich, um die kalte Herrlichkeit ihres Hofes mit der Lebensluft der Kunst zu erwärmen. Sie verlangten eine künstliche Stubenheizung von dem Maler. Es liegt im Wahne des Engländers, die Kunst nur als Dienerin zu halten, eine schlimme Demüthigung. Aber van Dyk fand hier den Typus seiner Kunst. Er malte jene schöne bleiche königliche Stirn, die nur einmal im Leben, nur vor dem Henker, sich färbte. Er malte jene vielen hundert Bilder aus der stolzen Aristokratenwelt, die Fürstengesichter im Stuartskostüm, die ernsthafte Stutzerhaftigkeit des Hofes, die stolze Zärtlichkeit der englischen Damen, die steifen Pagen mit den schlanken Windhunden; er wurde für die englische Thier- und Menschenwelt der Künstler des Portraits. Er ging ganz auf in diese Kreise einer romantischen Hofetiquette, er selbst warf sich einen spanischen Mantel um die Schulter, und malte seine eigne Gestalt mitten unter diese galanten Erscheinungen der katholischen Stuarts; aber er beherrschte völlig diese Welt, Alles jubelte ihm zu und sah in ihm einen Verklärer des unverstandenen Lebens, einen Erlöser aus den Formen des kalten Daseins. Antoni war ein stiller decenter Mann gewesen; in Italien hatten die Genossen den schüchternen Jüngling verlacht. Jetzt hatte er seine Welt, und mit ihr den Typus seiner Kunst gefunden; jetzt konnte sich auch sein ganzer Mensch entfalten. Er war Herr des Bodens,

auf dem er wandelte, ein ideeller König; die Herzen schlugen ihm entgegen, selbst die steifen Kragen der Stuartsdamen fielen matt zusammen, wenn Antoni's Hand sie berührte, kein Lord, aber der Maler durfte die Spitzen am Halse zerknittern, van Dyk durfte die blassen Wangen der Edelfrauen roth küssen. Auf der Münchner Hofgartengallerie stand ich entzückt vor dem Bilde seiner Frau, der Gräfin Gorré, Maria von Ruthwen. Hinter den Lilien ihres Antlitzes brennt verstohlen, aber tief und duftig, das Rosenlicht der Liebe. Das ist eine jener hohen aristokratischen Stuartsdamen, die erst unter van Dyks Lippen zu Weibern wurden. So lebte der Maler am Hof und zu Elsham auf seinem Schlosse in der Grafschaft Kent wie der erste Baron Englands. Das düstere Schweigen des Sanct Paul und Karls königliche Thräne waren, als er starb, der Triumph seines Lebens. —

Ich sage, die Kunst darf nicht nach Brot gehen, vielmehr müssen die Früchte des Lebens in goldnen Schaalen ihr in's Haus gebracht werden, und die sie bringen, müssen auf der Schwelle stehen und sich selig preisen, wenn der Künstler, der divine Mann, der mit höheren Mächten als ein König die Gemüther lenkt, ein Lächeln seinen Lippen abnöthigt. Wo das nicht ist, da ist die Kunst nicht, was sie ist oder sein kann, eine irdische Gottheit, eine weltliche Religion. So etwas läßt sich nicht machen, so etwas liegt in den allgemeinen Zuständen, in der Weltanschauung einer Zeit. Die Weltzustände bedingen es, ob in Europa auf irgend einem Punkte noch einmal ein neuer Kunstaltar erbaut werden könne oder nicht, und eine Epoche möglich ist, wo die Menschenkinder, wie von einem schönen Wahnsinn befallen, Religion und Kirche, Staat und Familie, Haus und Heerd, alle ihre Liebe und Anbetung im Stiche lassen, oder nicht im Stiche lassen, sondern Alles mitnehmen, um Alles in leidenschaftlicher Entzückung auf die Stufen eines neuen Musentempels niederzulegen.

Es sieht nicht darnach aus, auch in Deutschland nicht, denn hier hat es leider schon eine Zeit gegeben, wo es darnach aussah

und den Anschein davon hatte. Der Punkt, auf dem sich so etwas zu gestalten Miene machte, hieß Weimar. Hier wurden die Musen und Grazien die ausschließlichen Gottheiten eines sinnlich-edlen, geistig-üppigen Lebens. Der Staat war ohne politische Bedeutsamkeit, die fürstlichen Personen hatten die schönste Befähigung und ausschließlich Sinn für die Künste, die Poesie gehörte zu ihren Lebensbedürfnissen, sie schmückten mit ihren Gebilden nicht blos die Räume ihres Daseins, die Kunst war völlig ihre Luft zum Athemholen. Eine Herzogin Amalia ist eine kostbare Seltenheit in der ganzen Weltgeschichte. Alles schien sich günstig zu gestalten, um hier dem deutschen Genius seine Wiege oder noch mehr als das, sein Brautbett aufzuschlagen. Die Zeiten waren stürmisch, ein Weltgewitter zog über die Häupter, aber man entwand sich diplomatisch den Wirren des kriegerischen Lebens, um seinen Gottheiten in stiller Zurückgezogenheit zu dienen. Nur so wurde es möglich: und darin liegt zugleich das Gebrochene, das Unfreie dieser Blüthe der deutschen Kunstepoche. Man mußte sich den Stürmen des großen ganzen Lebens entwinden, um im Kleinen und in der Enge das Große und Ganze und Weite wiederzufinden. So ist diese Blüthe eine zärtliche Treibhauspflanze gewesen in mancher Beziehung, und die Fragen des nächstfolgenden Geschlechts, schon der noch Mitlebenden jener Zeit, reichen über diesen Friedenssitz der deutschen Musen wie feuerrothe Kometen hinweg, die man unter den kleinen Haus- und Himmelssternen des Weimarischen Hofes mitzuzählen vergessen hatte. Man führte in Weimar weniger ein nationales Hof-, als ein idyllisches Landleben. Wieland war der blöde, aber doch auch sehr lüstern lächelnde Fürstenschäfer; das Sammtkäppel gab ihm in alten Tagen eine seltsame Beimischung von Ehrwürdigkeit. Herder sprach und radotirte schön und weise über Alles und Jedes; seine gefällige Humanität gab dem Fürstensalon etwas ächt Patriarchalisches. Schiller wurde nie Hofmann, er dichtete nicht für die Schranken eines Hoftheaters, er appellirte an die allgemeine Menschheit, er hatte am meisten Beruf, eine Nation

zu bilden, er war es am meisten werth, eine Nation zu haben. Wieland nannte ihn scherzhaft einen tragischen Herkules, und das bezeichnet am besten den Mißstand zwischen Schiller und einem bloßen Cirkel von ästhetischen Prinzen und Noblen. Wielands lächelnde und kichernde Sinnlichkeit, Herders weiches Raisoniren und Schillers heißes Gelüst nach dem tieferen Aufruhr des inneren Menschen vereinigten sich am Weimarischen Hofe schließlich in Goethe's beglückter Persönlichkeit. Er hat diese Elemente zur Harmonie in sich verschmolzen, aber hinausgegangen ist er nicht über ihre Kreise, vielmehr haben sie in ihm, nachdem der Gipfelpunkt erreicht war, sich überlebt; er hat diese Sterne über ihre Mittagshöhe ihrem erblassenden Abendrothe entgegengeführt.

Goethe hat unendlich tiefe, mannigfach wunderbare Töne angeschlagen, aber einen sichern Typus hat er wohl keinem Zweige der Literatur eingeprägt, wie etwa Shakspeare der dramatischen Poesie seines Volkes. Der Brite hatte nur einen Weg eingeschlagen, weil er nur eine große Sache kannte, und diese eine Sache war seine Nation. Deshalb hat Shakspeare durch dies Verfolgen einer einzigen Richtung für das Drama Formen hervorgerufen, die seine Persönlichkeit überwuchsen und fester und objectiver scheinen, um blos an die Bedingung seiner Subjectivität geknüpft zu sein. Goethe hat viele Wege eingeschlagen, mannigfache Richtungen eröffnet, keine einzige zu Ende verfolgt. Die Spuren, die sein Fuß gewandelt, sind leise dem Boden eingedrückt. Jedes Gebiet, das er betrat, schmiegte sich leicht und gefällig zu seinen Füßen, es war, als wenn die Geister der Natur freiwillig ihr Bestes und Schönstes zu seinen Triumphen darzubieten sich verschworen, er zog hierhin und dorthin, und trat aus allen Sphären neu verjüngt hervor wie ein ewiger Bräutigam, mit der Krone ewiger Gesundheit geschmückt, mit dem Gürtel eines unüberwindlichen Liebreizes um seine Hüfte. Er war unendlich glücklich, sein Glück war noch größer fast, als sein Talent. Alle Rosen, die er pflückte, schlangen sich zu Blumenkränzen um seine Brust. Jede Richtung, die er als

Dichter einschlug, wurde ein Festzug für seine Persönlichkeit, aber er blieb keiner treu, lebte keine aus, sein Ich wand sich behende und schlank durch alle Verpuppungen, er war ein Talleyrand der deutschen Kunst und Poesie. In seiner Jugend regten sich mittelalterlich deutsche Elemente in seiner Brust; er schrieb den Götz und nahm damit einen Anlauf zu einem ächten Nationaldrama. Der Götz war ein großer Anfang dazu; aber Goethe verfolgte diese Richtung nicht; es waren zu viel widerstreitende Anforderungen in seiner Zeit, mithin auch in ihm. Der damaligen socialen Zustände hatte sich eine todeslustige Melancholie bemächtigt. Der blühende Wolfgang erlebte diese Krankheit mit an sich selbst, und heilte sich durch den Werther. Dann tändelte er wieder leicht und lustig in Schäferspielen und zollte der Wielandschen Schule seinen Tribut. Er koquettirte mit der französischen Sentimentalität und fand auch diesen Stoff vor in der vielfach zerspaltenen Gemüthsanlage seines Volkes und seiner Zeit. Clavigo und Stella setzten dieser Richtung die Krone auf, und Wolfgang Goethe war berufen, von allen Anpflanzungen in den verschiedensten Kreisen des deutschen Lebens die Frucht zu brechen, denn Alles schien ihm entgegenzublühen. Dabei lief er, wie sein Rattenfänger, unstät und lustig singend über Berg und Thal, seine Sohlen waren geflügelt, seine Stirn umspielte ein ewiger Maienglanz der Liebe, über seine Lippen flossen Lieder, süß wie Honigseim, unschuldig wie Milch, leicht und üppig, wie ein morgendlicher Hauch die reifen Blüthen schüttelt. Die Lieder kamen ihm Tag und Nacht, bis in's späteste Alter, er wußte nicht wie, und ahnte kaum, daß er gerade der Lyrik weit mehr, als dem deutschen Drama und Roman einen vollendeten Typus gab. In der lyrischen Poesie hat der Deutsche auch weit weniger fehlgetappt. Zum Liede gehört der tiefe Schmerz oder die tiefe Lust der einzelnen Brust, und als Einzelner hat der Deutsche unter allen Volksindividuen die tiefste, reinste, schönste Befähigung zum Höchsten. Aber zum Roman gehört ein volles, ganzes, episch entfaltetes Volksleben, zum Drama eine dramatische Nationalität.

Das Studium der griechiſchen Antike war durch Winkelmann und Wolf eröffnet. Goethe machte ſich auch auf dieſem Felde mit deutſcher Liebe heimiſch; dieſer Richtung blieb er am treueſten. Er hatte Wärme des Herzens genug, um das Marmorbild lebendig zu küſſen; er war der Pygmalion der Iphigenia. Und doch hat er gerade hier ſich und ſein Volk, weil es im Fürſtenzirkel gefiel, am meiſten vergeſſen, er blieb ſtarr und kalt am Munde der glatten Steingeſtalt hangen und dichtete die natürliche Tochter. Das war eben das Vermeſſen des großen Mannes, daß er nicht bedachte, ſein Volk habe ſeine eigenen Götter, und daß er wähnte, er müſſe für die Deutſchen erſt eine Gottheit ſuchen auf fernen Gefilden. Und der Beifall eines feingebildeten Hofes berauſchte ihn. Ein edler Fürſt, dem zur vollendeten Größe ſeines Geiſtes nur ein großes Reich fehlte, um das als Herrſcher zu ſein, was er als Menſch war; dieſer Fürſt war ſein Freund, ſein Dutzbruder, nur ſchade, daß dieſer Herr, um den Dichter an ſeinem Hofe zu halten, ihn auch zu ſeinem Diener machen mußte. So wurde Goethe, der geadelte Bürgersſohn, ein großer Mann in einer kleinen Coterie, ein Staatsminiſter in einem engen Hofleben. Er war nicht, wie Rubens, wie van Dyk, der freie Fürſtenfreund, der unabhängige Selbſtmenſch. Der Großherzog hatte in ihm den Frankfurter **Doctor iuris** werben, ihn zum Rath und Beiſitzer im geheimen Conſeil, zum großmächtigen Beamten in ſeinem kleinmächtigen Ländchen machen müſſen. Es ging nicht anders, beim ewigen Gott der Deutſchen! Der krumme deutſche Buckel, der doch ſchon ſo viele materielle Laſten eſelhaft geduldig getragen, will nichts Ideelles auf ſeinem Nacken aushalten. Als der vorige König von Baiern zum erſten Male ſeine Kammern berief, um die Stimme der Nation zu vernehmen, da kamen die baierſchen Bierbrauer an und ſteckten die dicken Köpfe zuſammen und raunten ſich brummend zu, es gebe im Lande einen gewiſſen Geheimrath von Schelling, der habe 4000 fl. zu verzehren und thäte nichts, als die Hände in den Schooß legen, nicht einmal Bier trinke ſo ein vornehmer Müßiggänger, ſondern eitel Cham-

pagner; ſo etwas ſei nicht zu dulden, der Mann mit dem orientaliſchen Schlafrock ſei unnütz. Damals war noch keine Univerſität in München. Seitdem Schelling wieder Profeſſor iſt, denken die bairiſchen Bierbrauer, er thäte mehr als ſonſt. Es iſt ein ſchnurrig Ding mit dem deutſchen Nationalſinn. Wenn er einmal ſeine Stimmen abgeriſſen losläßt, brummt er ſo inarticulirt, wie der Vierfüßer im Stande der Unſchuld. Der Deutſche hat im Ganzen und in ſeiner Geſammterſcheinung nichts Großes, er hat nur diverſe große Tugenden. Wir haben eine große Nationalliteratur, und doch keinen großen Nationalſinn mit ihr erhalten. Wenn die Fürſten nicht demokratiſiren und die Erziehung des Volkes weiter führen, ſo wird nichts daraus, da es die Dichter bis jetzt nicht vermochten. Was früher Künſtler und Dichter waren, ſind heutzutage Schriftſteller. Die Fürſten müſſen mit den Schriftſtellern wetteifern, um ſich die Nation zu erziehen. Thron und Volk müſſen enger an einander gerückt werden, denn ſie gehören zuſammen wie Kopf und Bruſt. Was ſich zwiſchen beide drängt, die Camarilla, muß geſtürzt werden. Nicht die Fürſten ſind verfolgungsſüchtig, ſondern die Camarilla und ihre Büreaukratie. Dieſe verkennen unſere gute Geſinnung, verſchwärzen unſere harmloſe Miene, verdächtigen unſern Eifer, entwenden uns heimlich unſere Liebe, und zwingen uns den Haß auf.

Goethe, ſage ich — denn auf ihn muß ich zurückkommen, um zu zeigen, warum wir eine Nationalliteratur, und doch für die Formen der Poeſie keinen Nationaltypus erhalten haben — Goethe hat auch dem Roman keine Normalform gegeben. Er nahm in ſeinem Wilhelm Meiſter nur den Anlauf dazu, ohne das Werk zu vollenden, geſchweige die Richtung, die er hier glücklich eingeſchlagen, zu verfolgen. Wir ſahen hier einen Complex deutſcher Zuſtände in beſtimmter geſellſchaftlicher Zeitentwicklung. Das Thema iſt die Erziehung eines Einzelnen, die durch jene Zuſtände und in verſchiedenen Situationen bedingt wird. Wilhelms Bildung beginnt im Komödiantenleben und ſetzt ſich in ariſtokratiſchen Zirkeln fort. Beim Ende der Lehr-

jahre ist aber kaum der Jüngling, geschweige der Mann fertig. Wilhelm Meister kann nicht in die Mannesjahre treten, weil er so wenig als sein Dichter sich vor den Augen einer Nation gebildet hat. Um aber Mann zu werden, dazu gehört ein Staat, den Staat kannte aber Goethe gar nicht, hatte keinen Sinn, ein öffentliches Staatsleben zu schildern, keinen Muth, offen davon zu sprechen und das fehlende Element einzugestehen. So fehlt dem Deutschen überhaupt die Stufe des Mannes, weil sein Staatsleben nicht zur freien und kräftigen Oeffentlichkeit vollgültig herausgeboren ist. Nur auf einzelnen gesegneten Punkten Deutschlands ist begonnen, was dem Ganzen noch gebricht. So ist der Deutsche überhaupt gar kein Mann; wir sind Jünglinge, wir schäumen etwas und schwärmen eine Weile und sind lustig ein Bissel, sinken aber plötzlich zusammen und sind Greise. Das Mannesalter ist noch nicht frei und fertig herausgeboren in deutscher Natur, der Jüngling in uns und der Greis in uns reichen sich zu schnell die Hände. So bleibt denn der Wilhelm Meister ein Stümper als Mensch. Goethe wußte keinen Mann aus ihm zu machen, weil zum Manne — ein Staat gehört. Seine Bildung ist artistisch und gesellig fertig, und doch ist er ein Pinsel geblieben. Der Roman ist ein Fragment, wie die deutsche Bildungsgeschichte, es fehlt ihm aller nationale Hintergrund. Um in Ermangelung dessen doch irgend etwas Allgemeines hinzustellen, vor dem sich die Figur des Individuums bewegen sollte, ist eine mystificirende Logenassecuranz fingirt, ein höchst alberner Ersatz für eine sonstige compacte Ganzheit, wie sich deren der englische Roman mit den volksthümlichen Elementen historischer Parteiung zu erfreuen hat. Die rationale Unterlage macht den Scottschen Roman so straff und sicher und giebt ihm eine Bedeutung, die der Goethesche nur durch Fiction und psychologische Tiefe erschwingt. Von den Wanderjahren will ich schweigen. Hier ist an allen ideellen Mächten des Lebens ein schnöder Verrath geübt; hier sinkt Alles in eine ängstliche Werkelthätigkeit zusammen, in eine philiströse Versumpfung, die ächt deutsch, aber eines Dichters, der

eine Nation erziehen soll, wenig würdig ist. Die Materialistik Walter Scotts und Coopers ist weit gesünder und bedeutsamer, weil sie nicht prätendirt, in ideeller Bedeutsamkeit hingenommen zu werden, wie die Goethesche, und weil sie sich naiv, vollsaftig und blank hingiebt.

In den Wahlverwandtschaften ist von vorn herein verzichtet auf alle Bewegung in der Mitte des Volkes, auf allen Zusammenhang mit dem Strom des ganzen Lebens. Es ist ein aristokratisch abgefeimtes Quälerleben, höchst subtil, mit höchst spinnefeiner Dialektik der menschlichen Neigungen, ein Kabinetsstück des vornehm abgepferchten Salonlebens, an dessen glatten Felsenwänden der Hülferuf der duldenden Menschenseele wie ein sterbendes Echo schwach verhallt. Hätte Goethe nur den Meister und nicht auch die Wahlverwandtschaften geschrieben, so hätte man noch über die Möglichkeit träumen können, aus seiner Poesie einen Nationalroman hervorgehen zu sehen, in welchem das ganze volle deutsche Herz zu seinem Rechte gekommen.

Mit diesem Werke brach Goethe förmlich mit seinem Volke. Er hatte nie recht an eine Gesammtheit geglaubt, es nie so zuversichtlich wie Schiller sich imaginirt, daß im Deutschen etwas Nationelles, das sich als ein Ganzes ideell fortbildet, schlummere. Dieser Glaube ist aber eine Religion für den deutschen Schriftsteller, diese Religion darf nicht aufgegeben werden. Die damalige Opposition der romantischen Schule gegen Goethe hatte auch nur darin ihren Stützpunkt, daß sie aus dem entlegnen Schooße deutscher Gesittung und deutschen Kunstlebens volksthümliche Elemente wieder ans Licht zog. Mit den Wahlverwandtschaften gab Goethe seinem Volke als einer Gesammtheit den Scheidebrief; was sich nun geschichtlich um ihn her gestaltete, ließ ihn blind, er flüchtete mit seinem Denken und Dichten in den Orient. Es liegt eine herzschneidende Ironie darin, daß der Patriarch von Weimar den Aristokratenroman im Jahre 1809, im Tyrolerjahre schreiben mußte, während er hinter den Bergen, auf deren Spitzen die Wetterfahne des Aufruhrs wehte, die deutsche Canaille für die Sache deutscher Freiheit bluten sah; aber er sah

nichts mehr, was die Adern des Volkes blutigroth durchfiberte, er entwand ſich „dieſen verſchlingenden Zeitverhältniſſen“ mit höfiſcher Ariſtokratenkälte. Schiller war todt, und es war Niemand da, der den Dichter Goethe, welcher ſich jetzt völlig mit dem Miniſter Goethe identificirte, mit dem Menſchen, dem Deutſchen in ihm, verbrüderte. Das einzige Weſen, was an ſein erkaltetes Herz ſchlug, war ein Mädchen, Bettina, das glühende, verzückte Kind der Natur. Sie begriff es, was es zu ſagen habe, für eine Idee, und ſollte es ein Phantom ſein, das Leben maaßlos hinzuſchleudern, es zu wollen, und alſo es zu müſſen. Sie verſtand den Hofer und den Speckbacher, ſie zitterte für die Helden der Unſchuld, ihre Wangen ſchlug der Purpur begeiſterter Liebe, wenn ſie an die Feuer der Freiheit dachte, die auf den Alpen loderten; ſie ging zerknirſcht in ihr Kämmerlein und weinte bitterlich, wenn ſie ſich's recht zu Herzen nahm, daß die deutſche Tugend, die dort hinter den Bergen losgelaſſen wurde, unter dem Conflicte damaliger Zuſtände doch nichts Anderes als eine deutſche Dummheit ſein konnte. Es muß ſchlimm, ſehr ſchlimm mit uns ſtehen, wenn die beſten Tugenden des Haufens den Anſtrich von Dummheiten erhalten, weil die vornehme Welt ihre geſchmackvolle Laſterhaftigkeit klugerweiſe für ſich behält. — Daß aber in den Tyroler Bergen ſo etwas geſchehen, der größte deutſche Dichter gleichzeitig ſo etwas ſchreiben konnte, das iſt ein Factum deutſcher Entwicklungsgeſchichte, das hat einen Riß gemacht, an dem wir zu flicken haben. Bettina Brentano hatte darüber eine Art inſtinctartiges Bewußtſein, als ſie 1809 in München war, und die herzklopfenden Jubelbriefe nach Weimar ſchrieb. Sie fühlte ſo etwas davon, daß aus dem größten deutſchen Poeten mehr ein Hofdichter, als ein Nationaldichter geworden ſei. Daß ein Herzog ihm ſeine Freundſchaft bot, hatte den Frankfurter Bürger ſo betäubt, daß er gar nicht umhin konnte, auch deſſen Hofmann zu werden. Hätte er ſeinen Wilhelm Meiſter aus dem Komödiantentrödel und der ariſtokratiſchen Logencoterie hinausjagen können in die freie Luft des Völkerlebens, um ihn im praktiſchen Getümmel einer

Nationalsache zum Manne reifen zu lassen, hätte er ihn, wie es Bettina in der fliegenden Hitze ihrer zitternden Begeisterung dem Dichter vorhielt, auch nur in die Tyroler Berge zu schicken vermocht, um ihn für Völkerglück jubeln und bluten zu lassen: dann stände nicht zwischen deutscher Dichtung und deutscher Nationalentwickelung die ungemessene Kluft da, über die wir verzweifelnde Kinder der Jetztwelt eine Brücke schlagen müssen. Da liegt das Gebrochene unserer Zustände, da liegt unser ganzes Unglück. Die kleine Bettina hat das so kindisch und so richtig gefühlt, wie keiner. Aber das thörichte Mädchen hat dem großen Dichter zu viel zugemuthet; dem großen Dichter fehlte aller Sinn für weltgeschichtliche Bewegung, ihm war der Glaube versagt an freie Staatenentwickelung.

Von unsern literarischen Ahnherrn damaliger Zeit waren Schiller und Jean Paul die einzigen, die an eine Nation glaubten. Schillers Dramen waren großartige Grundzüge zu dem kühnen Entwurfe einer deutschen Bühne. Er wollte eine Nation versammelt wissen, denn nur zu einer Gesammtheit mochte er sprechen; man nennt ihn mit Recht den deutschen Pindar. Jean Paul schlich weinend und lachend durch die Hütten der Armen, und stieß den Leuten das enge Dach über den Köpfen ein, damit der Himmel hereinsah mit den ewigen Sternenaugen. Es waren zwei göttliche Menschen, zwei ächt demokratische Männer. Wären sie als Dichter so groß, wie als Menschen gewesen, die deutsche Literatur hätte eine andere Wendung genommen; aber sie waren mehr herrliche Redner, begeisterte Sprecher, als glückliche Bildner und Dichter. Schiller hatte sich, von der vorherrschenden lyrischen Ausströmung seines Geistes abgesehen, noch dazu lange in abstracten Theorien als Poet geschwächt; Jean Paul fehlte fast alle sinnliche Gestaltenbildung. Der Dichter Goethe überflügelte Beide, seine Verklärung der Sinnlichkeit war unwiderstehlich und verführerisch schön. Beide wurden überschattet, und mußten huldigen. Schiller fing sogar später an, sich der Goetheschen Richtung zu bequemen, und Jean Pauls sentimentale und prüde Menschenwesen erblichen zu nebelhaften

Schemen, wenn eine Goethesche Mädchengestalt in aller Lust sinnlicher Begabung und aller Fülle der freiesten Heiterkeit sich neben sie stellte.

So kam es, daß in Deutschland nicht viel werden konnte aus einer demokratischen Opposition, die sich nicht auf einen Hof, sondern auf die Nation stützte. Den beiden Schlegeln fehlte die Stetigkeit einer kräftigen Gesittung und bewußten Richtung. Sie haben auf das, was man ästhetischen Geschmack nennt, eingewirkt, aber nicht auf die Gesinnung des Publikums, denn mit ihrer Gesinnung waren sie selbst in einer erschrecklichen Wirre. Auch hatten sie selbst Alles von Goethe gelernt; sie konnten der Nation nicht helfen. Tieck kam an mit seinen künstlichen Operationen. Seine Waldorgeln fingen an zu flöten, er suchte mit Minneliedern, mit katholischer Mittelalterlichkeit und mit Naturconcerten eine neue Richtung zu eröffnen; aber aus Goethes Liedern tönte schon so viel bewußte Natur, so viel verklärte Lust der Liebe, daß sich diese Opposition bald zerschlug. Es schien Manchem ein beklagenswerthes Ereigniß, daß Tieck auch später als Novellendichter, als welcher er doch ein gewisses Shakspearesches Element in deutscher Literatur zu vertreten berufen war, eine eigenthümliche Gegnerschaft gegen Goethe aufgab, sobald die einbrechenden kritischen Wirren es ihm nöthig machten, für ihn Partei zu nehmen. Das Zelotengeschrei kam zu spät, um Goethe's Suprematie zu stürzen. Sie stürzte mehr, weil es Zeit war, als weil Pustkuchen und Menzel es so wollten. Jener unwirsche Eifer wollte auch Goethe's reinliche Sinnlichkeit als Unmoralität verketzern. Das war ein trostloses Gezeter, und es half auch nichts. Die derzeitige Herrschaft Goethe's hatten die besten Köpfe eingeräumt, sie war ein Factum, und es blieb uns Jüngern nur eine Art Zähneknirschen und ein trostloser Schmerz, daß jene Herrschaft, zu der Goethe berufen war, sich so salonmäßig gestaltete, und dieser deutsche Dichterfürst zugleich ein Fürstendiener sein mußte. Man denke an den Ritter Rubens, den freien Bürger von Antwerpen, an van Dyk, den freien Baron von England! Man betrachte Michel-

angelo, Buonarotti, im Verhältniß zu Julius II. Dieser Dante der italienischen Malerei und Sculptur wußte selbst einem kriegerischen Papste die ganze Selbstständigkeit eines reizbaren Künstlerstolzes mit Glück entgegenzusetzen. Er weigerte sich, als man ihm nicht zu Willen war, das Grabmahl des heil. Vaters zu bauen, denn er konnte getrost auf seine Brust schlagen und die pochende Frage stellen: Was ist ohne mich ein heiliger Vater? wie kann er ohne die Allmacht der Kunst die Welt beherrschen? Man glaube doch nicht, daß Rafael im Dienste der Kirchenfürsten gestanden und etwa den Launen des zehnten Leo gehuldigt hätte! Ihm wurde gehuldigt, zu ihm kam man hülfeflehend, denn man wußte, wie die Tausende in frommen Schauer niedersanken, wenn Rafael eine neue Madonna vor ihren Blicken enthüllte. Das war eine unerhörte Herrschaft der Kunst; da ging die Fürstenmacht betteln bei der Künstlerfreiheit. Und als Rafael, dieser Charfreitagsmensch, seine Jünglingsflügel wieder schnell gen Himmel entfaltete, da schien die Peterskuppel zu beben, die Gestalten in den Logen des Vatican schienen ihre Häupter zu neigen, und durch die ganze katholische Christenheit lief ein düsteres beklommenes: es ist aus mit ihm! **consummatus est!**

Anders war es schon am Hofe der Medicis. Jemehr eine Fürstenfamilie auf die Kunstbestrebungen mit eigener, wählerischer Schaffenslust selbst eingeht, desto mehr bemächtigt sie sich der Richtungen und Herzen der Künstler und Dichter. So war es in Weimar; die Weimarische Fürstenfamilie waren deutsche Medicäer. In Carl August lebte eine Seele von seltener Größe. Er hat an Knebel Briefe geschrieben. Da spricht auf überraschende Weise aus dem Fürsten der freie Mensch heraus, und das nenne ich Größe des Fürsten, wenn sich der Mensch in ihm regt und opponirt. Je attisch gebildeter, je feiner gestimmt aber das Weimarische Fürstenhaus war, desto mehr mußte Goethe in diese vorhandene Culturluft der dortigen Zustände aufgehen, nicht dienerisch und ängstlich, aber desto mehr auf ideelle, durchdringende Weise und mit dem Scheine selbsteigner Neigung.

War man doch daſelbſt durch Wielands höfiſche Manieren bereits verwöhnt! Auf ſolchen Vorgänger, der als geiſtreicher Ceremonienmeiſter lächelnd das Sammetkäppſel ſchwang, war ſchlimm zu folgen, und ſo mußte denn aus Goethe jene troſtloſe Weisheit ertönen: der Menſch verliert, was der Poet gewinnt, und eben ſo umgekehrt.

Wir Jüngern aber, wir Saugmenſchen dieſer Zeit, die wir unſern Jahren nach nicht für Säuglinge mehr gelten können, obwohl wir noch immer an den Brüſten dieſer Zeit wie Kinder liegen, um neue Lebensmilch einzuſchlürfen, — wir ſcheinen ſo ziemlich Alle verſchworen, den ganzen Poeten in uns zu opfern, um nur den ganzen deutſchen Menſchen in uns zur Entfaltung zu bringen. Die ganze Welt arbeitet auch darauf hin, die Wirklichkeit zu ihren Rechten kommen zu laſſen und die Emancipation der deutſchen Herzen zu betreiben. Was ſich noch Künſtler nennt, gehört nicht mehr der Fortbewegung der Zeit an; die Kunſt iſt Künſtelei geworden. Machen wir doch auch kaum noch künſtliche Verſe. Hat ſich das liebe Deutſchland ſo voßmäßig gequält, einen architektoniſch gebauten Hexameter zuſammenzukünſteln, und nun jeder ſein ſchönes Diſtichon machen kann, dichtet keiner mehr in dieſem Maaße. Wir ſind auch keine Belletriſten mehr, mit ſchöntraurigem Schmachtblick. Auch ſitzen wir nicht mehr auf dem Sopha allabends und nippen Thee und ſchwatzen unſäglich koſtbar. Nur in Berlin kommt noch derlei combabiſche Schwachheit vor, nur am Ufer der Spree giebts ſentimentale Hangematten für ſchlotternde Poetenglieder, ſüße Junggeſellen, die leiſe erröthen, wenn eine alte Jungfer mit Händefalten von einer ewigen innern Jugend ſpricht. Es giebt eine Sorte Literaten von heute, die haben weder Luſt noch Zeit, ihre Gedanken in künſtliche Verſe zu bringen. Das ſind die ächten Söhne der Jetztwelt. Ihr Männer, lieben Brüder, wir können das Sitzen nicht mehr aushalten — es wäre denn, daß wir's aushalten müßten, — aber wir können nicht mehr in der Stube ſitzen und Versfüße zählen, wir werfen alle Bande, und alſo auch alle Gebundenheit der

Rede, zum Fenster hinaus, und springen hinterher, laufen durch die Gassen und in die weite freie Welt; unsre Dichtungen kommen angerückt in langen kriegerischen Reihen und doch in ungebundener Rede. Wir wollen nichts stürzen mit unsern Geschwadern, glaubt mir's, Ihr Männer, lieben Brüder, wir wollen nichts vernichten, als das Häßliche, das Unschöne, das Unnatürliche. Seid getrost, weiter wollen wir nichts: das Andere kommt dann von selbst. Mit dem Worte Freiheit müßt Ihr keusch umgehen, Ihr sollt den Namen Eures Gottes nicht mißbrauchen. Ihr sprecht auch von Bewegung, nennt Euch Bewegungsmänner. Nun gut, aber das weitbauschige Wort wird Euch verdächtigen. Und es giebt eine Bewegung, die erstrebt nichts Anderes, als die freie Wellenlinie der Schönheit in That wie in Wort. Das ist meine, das ist unsere Bewegung. Das Künstliche ist aber nicht mehr das Schöne, das Schöne ist die Natur, auch in der Kunst die Natur. Was der Mensch mit seiner Qual entstellt hat, müssen wir fortträumen, die Züge der Mutter Natur müssen uns wieder rein und kindlich schön entgegenblicken, süß, aber nicht versüßt, kräftig, aber nicht aufgekräftigt, warm und glühend, aber nicht aufgewärmt und erhitzt. Wir müssen unsere Narrheiten fahren lassen und wieder gut und harmlos werden wie die Kinder; Kinder und Narren sprechen die Wahrheit, direct und indirect.

Und nun noch eins, Ihr Männer, lieben Brüder! Seid simpel, lebt einfach, werdet spartanisch, wenn Ihr unüberwindlich, wenn Ihr frei sein wollt. Den *schen Gesandten in B. hörte ich einmal von Börne sagen: „Ja, was will man mit dem Menschen anfangen? er ist ja nicht zu verwüsten. Wenn er Euch einen Morgenbesuch macht, hat er in der einen Tasche eine Brotrinde, in der andern ein geladenes Pistol!" — Wer Haare auf den Zähnen hat, braucht heutzutage weiter kein Schießgewehr, als seine offne Rede. Aber die Brotrinde steckt zu Euch! Denn seht, es könnte Zeiten geben, wo man Euch Alles nimmt bis auf Wasser und Brot, diese einfachen Elemente, unfreundlich gesellt. Dann schlagt Ihr Eure Zähne in die harte

Rinde, und könnt es nicht hinunterkäuen, was man Euch einbrockt. Habt Ihr Euch aber an die Brotrinde schon in guten Tagen gewöhnt, in guten Tagen, wo man Euch Eure Liebe noch nicht in Haß verwandelt, wo Euch manches schöne Auge still angelacht, und die heilige Sonne Euren Scheitel bekränzte: habt Ihr Euch an die bescheidene Kruste früh gewöhnt, dann wird Euch nichts anfechten, dann seid Ihr unüberwindlich. So eine Brotrinde ist außer der Hungerstillung auch noch zu manchen Dingen gut, auch schon in guten Tagen. Wenn Euch der Unmuth die Lippen schwellt, wenn Eure Muskeln sich auf- und niederziehen, weil irgend wer irgendwo ein Götterbild zerschlug, ohne daß Ihr ihn strafen könnet, den Heiligthumsverletzer, dann beißt Euren Zorn hübsch an der harten Rinde aus, und der Schmerz zerbricht unter den klaffenden Zähnen. Und geschieht Euch, wie wir als Studenten zu sagen pflegten, ein Pech, Ihr Männer, lieben Brüder, und Ihr habt die Brotrinde in der Tasche, nun so habt Ihr doch quasi Euer Brot. Es ist ein närrisches Ding, sage ich, wenn die Kunst nach Brot, oder gar nach Wasser und Brot geht. —

Es liegt in dieser Umkehrung der Verhältnisse die schnödeste Unnatur, es ist eine himmelschreiende Sünde der Zeit, eine grenzenlose Perfidie gegen die Offenbarungen des Jahrhunderts. Der Gott, der es anfing, wird es enden! Einen Teufel giebt es nicht, wohl aber kleine Teufeleien der Menschen. Laßt uns dem Gotte gehorchen, der in uns gebietet, der auch in dem Schwachen laut wird. Laßt uns nichts stürzen, als das Häßliche. Denn das Häßliche ist die Knechtschaft der Gesinnung, die Unnatur des Herkommens, der Wahn und der Aberglaube der Zeit. Laßt uns nichts predigen, als die Schönheit. Denn in ihr liegt die Freiheit, aber nicht als Begriff, sondern als Gestalt, so im Leben, wie im Denken und Dichten. Die Freiheit, die nicht Schönheit ist, ist eine Caricatur ihrer selber. In der Schönheit liegt die Güte des Herzens und die Größe der Seele. Was gut sein will, ohne schön zu sein, ist eine schlafmützige Tugend. Was groß sein

möchte, ohne schön zu sein, ist eine Beleidigung gegen den Gott des Himmels und der Erde, der nur groß und allgewaltig ist, um schön zu sein in seinen Worten und Thaten. Dieser Gott, der Gott der Schönheit, sei mit uns, dann haben wir alle Götter des Lebens um uns versammelt.

Der segenreiche Bildstock.

Eine Geschichte für Gläubige.

Von

H. Koenig.

Bonaventura Kübel war im ganzen Marktflecken für einen armen Schelm bekannt. Die Schule besuchte er nicht sehr fleißig; lag aber desto emsiger allen Gaunereien ob, und wußte dennoch, als er die Schule verließ, wenigstens etwas mehr, als der Schulmeister selber, — daß er nämlich eben nicht viel wisse. Aber Kopf hatte er für Alles, was an lauen Sommertagen oder in langen Winternächten irgend zu seinem Vortheil auszugrübeln war.

Durch mancherlei kleine Dienste um Fuhrleute und Reisende hatte sich der junge Kübel ein paar Thaler zusammengebracht, und legte sie zu einem tragbaren Krämchen von allerlei Spielereien und kleinen Brauchbarkeiten an. Bürsten und Schwefelhölzchen, Nadelbüchschen und Feuerzeuge, Hosenschnallen und Miederschnüre, Kinderpfeifchen und Hemdknöpfe, Messer mit beinernen Stielen, Döschen mit herausspringenden Mäuschen und — wer will die Sächelchen alle nennen, die er bunt durch einander feilbot. Ungeachtet seines hinkenden Beines fand er sich auf allen Kirchweihen und Jahrmärkten ein, und ungeachtet eines Fells auf dem rechten Auge konnte ihm Niemand einen unrechten Groschen aufhängen. — So wuchs durch überlegte Thätigkeit und Sparsamkeit sein weniges Geld zu einem kleinen Vermögen, und nach denselben Gesetzen, nach welchen

ein Mann der Bewegung durch Wohlhabenheit oft stabil wird, verwandelte sich auch der tragbare Waarenkasten in eine stehende Bude. Nürnberger Waaren, Lebkuchen, Halstücher, Hosenträger, Tabakspfeifen, Dosen, silberne Ringe, Kruzifixe und viele andre Dinge gingen zu, und — billig ab. Die Zoll- und Mauthgrenze in der Nähe gab Gelegenheit zu manchen kleinen Unternehmungen auf großen Gewinn, und das flatternde Glück war dem Hinkenden hold.

Wie nun Meister Bonaventura endlich im Stande war, ein nettes Häuschen im Ort anzukaufen und einen nicht übel ausgestatteten Kramladen von Specerei- und Ausschnitt-Waaren einzurichten, dachte er an eine vortheilhafte Heirath. Ein reiches Mädchen, pflegte er zu sagen, ist eine Kapitalsache. Er brauchte überhaupt gern Ausdrücke der Handelschaft, wie er sie von Reisenden erschnappt oder aus Zeitungsblättern erschnurrt hatte. Die Kapitalsachen waren aber rar in der Umgegend, zumal für einen Mann, der in der Liebe nur nach einer Seite sah und zwar nach der linken, seines rechten Augenfelles wegen, und der, wenn sich eine seltne Gelegenheit ergab, seines hinkenden Beines halber zu spät kam. Endlich zeigte sich doch ein Gegenstand, der gerade mit dem linken Auge angesehen werden mußte und auch einem Hinkenden nicht davonlief. Dieß war das hübsche Dortchen im benachbarten lutherischen Orte Leimbach. — Dortchens Geliebter, ein beim nächsten Grenzzollamt Angestellter, war vor etwa einem halben Jahre auf einem nächtlichen Streifzug gegen eine Bande Schmuggler tödtlich verwundet worden, hatte aber vor seinem Ende der Geliebten und dem Knaben, den sie von ihm hatte, ein Ansehnliches vermacht. Jetzt starb der kleine Junge am Scharlachfieber, und Dortchen war nun Besitzerin jenes Vermächtnisses und eine kleine Kapitalsache geworden. Herr Bonaventura Kübel hielt es für keine üble Speculation, diese verfallne Schuld, wie er sich ausdrückte, zu seinem Profit einzutreiben. Er hinkte nach Leimbach hinüber und zeigte dem putzsüchtigen Dortchen Proben neuer Stoffe aus seinem Laden. Dortchen kam wieder

herüber und besah den Laden. Herr Kübel wußte dem verwitweten Mädchen begreiflich zu machen, wie sehr ein kleines Vermögen in solchem Geschäfte rentire und wie lieblich sich eine junge hübsche Frau in einem modernen Häubchen im neuen Laden ausnehme.

Die Sache oder das Geschäft ward richtig. Es kam in der Kürze zur Hochzeit mit seiner Associée, wie Kübel sein Dortchen nannte. Bei der Hochzeit ging's hoch her. In Ermangelung angesehener Verwandten wurden die besten Kunden des Hauses Kübel **et Compagnie** eingeladen. Herr Bonaventura war den Tag sehr heiter und aufgeräumt. Als einer der Gäste die Gesundheit des neuen Paares ausbrachte, glaubte er diesen Toast auf's Beste zu beantworten, als er sich mit den Worten erhob: Ja, wir werden eine Ehe führen, in welcher es nie flau gehen wird, in welcher die Liebe immer ein gangbarer Artikel bleiben, und die Treue nie einen Stoß bekommen soll. Ich denke, wir sind ein Paar, das sich zu vertragen weiß: meiner Dorothea sehe ich nach, daß sie einmal gefallen ist, und sie sieht mir nach, daß ich alle Tage hinke. — Aber den Witz soll sie ihm nie vergessen haben. —

Von jetzt an ging es beim Herrn Handelsmann Kübel prächtig zu. Die junge Frau richtete es ein, daß Gastereien gegeben wurden und mit den Honoratioren der Nachbarschaft ein freundlicher Verkehr bestand. Herr Kübel fühlte sich geehrt, und nur Frau Dorothea beklagte sich, daß die Männer lieber tränken, als artig und aufmerksam sein möchten. Kübel that das Seinige; doch waren beide in einem Stücke nicht vergnügt, daß sie nämlich keine Kinder hatten. Und obschon nun Madame Kübel gerade mit dem frühen Verlust ihrer Unschuld ihre Schuldlosigkeit an dem häuslichen Kreuz ziemlich schlagend darthun konnte: so war der Mann doch so ungerecht, daß er sie öfter in seinem Aerger — ein todtes Kapital schalt.

Ein Jährchen um das andre ging herum, und der alte Bonaventura gewöhnte sich zum Zeitvertreib an das Wirthshaus. Da sein Geschäft aber immer noch im Zunehmen war, so drang die Frau täglich mehr in ihn, daß er einen Burschen in den

Laden nehmen sollte. Der Alte hatte auch ein Einsehen und that sich nach einem um. Bald fand sich Einer, ein hübscher Mensch mit Vatermördern, emailirten Hemdknöpfen und der ehrlich genug aussah. Nun war dem alten Kübel geholfen. Der Ladendiener war ihm sehr höflich und der Frau sehr artig. Sie rühmte alle Tage, wie pünktlich und geschickt er sich bewiese, wenn sie Abends mit ihm die Kasse stürze und das Geschäftsbuch abschließe. Bonaventura blieb nun um so getroster Abends im Wirthshause. Was ihm aber über Alles ging, war, daß dieser artige Mensch ihm Hoffnung auf eine langgewünschte Nachkommenschaft machte. Denn eines Tags beim Mittagsessen kam derselbe darauf zu reden, daß auch sein voriger Prinzipal lange kinderlos gewesen sei, bis ihm Pater Hilarius, einer der in Baiern wieder eingeführten Mönche, den Anschlag gegeben, zur Erlangung ehelichen Segens einen Bildstock zu stiften und einweihen zu lassen. Dieß habe der Prinzipal befolgt, und die Prophezeihung des Mönchs sei wirklich in Erfüllung gegangen. Bonaventura war als Katholik gerade eifrig und gläubig genug, um auf den Rath des ehrlichen Burschen einzugehen, und bald stand zur allgemeinen Erbauung am Wege nach der nahen Bergkapelle ein bunt angemalter steinerner Bildstock, — vorn den vierzehn heiligen Nothhelfern, und auf der Rückseite den vierzig heiligen Märtyrern geweiht.

Sein Vertrauen blieb nicht unbelohnt. Es dauerte keine neun Monate, so hatte der vergnügte Kübel ein gesundes Bübchen auf seinen Armen. Es wurde am 6. Januar, auf das Fest der heil. drei Könige, getauft, und schon auf den Tag der vier Gekrönten, am 8. November desselben Jahres, ward ihm ein zierliches Mädchen dazu geboren.

Nach der Geburt des ersten Kindes hatte er das Wirthshaus vermieden und sich an die Wiege gewöhnt, so oft ihn auch die freundliche Hausfrau antrieb, seine alten Freunde im Wirthshause, besonders Abends, nicht so sehr zu vernachlässigen. Jetzt wurde er über das Zusammenschreien zweier Kinder doch manchmal ungeduldig, und sah gegen den folgenden Sommer nicht

ohne Angſt die Frucht eines neuen Segens wachſen, um ſo mehr, als ſeine Frau, um ihn mit andern Mitteln, als freundlichem Zuſpruch, zur Erkenntniß ſeiner Wirthshauspflichten zu bringen, ihn mit Windeln und Wiegen übermäßig zu beſchäftigen wußte. Wenn Bonaventura jetzt an dem einſt bunten, und nun in Sonne und Regen abbleichenden Bildſtocke vorüberging, warf er, ſelbſt mit ſeinem geſunden Auge, einen giftigen Blick auf das ſteinerne Weihgeſchenk, von dem aller Segen kam. —

Gegen den Herbſt hin genas Frau Dorothea Kübel abermals von einem ſtarken Knaben. Mißmuthig ging Bonaventura umher; jeder Schrei der Kleinen verſtimmte ihn, jede Ausgabe für ihre mancherlei Bedürfniſſe ängſtigte ihn; ſo daß er abwechſelnd ein Knicker und ein Verſchwender ward, je nachdem er nämlich im Hauſe umhergrübelte, oder ſich außer dem Hauſe zu zerſtreuen ſuchte. — Oefter als ſonſt ging er jetzt am Bildſtocke vorüber, und da einige heftige Regengüſſe von Spätgewittern das hügelige Erdreich hier und da durchgewühlt hatten, ſo prüfte er jedesmal, ob der Bildſtock nicht auch gelitten habe und etwa — umfallen möchte. Da er ihn aber wie für die Ewigkeit geſtellt fand, ſo bohrte er mit ſeinem Stock ein klein wenig um und unter das Fußgeſtell, lobte den geſchickten Maurermeiſter, und ſeufzte. —

Doch die fromme Stiftung ſegnete unverdroſſen fort. Das vierte Kind war abermals ein Junge. Zum erſten Male verſchüttete der alte Kübel einige bittere Worte wegen des Bildſtocks gegen den Ladendiener, ja er goß über dieſen ſelbſt, als er ſo ſchalkhaft in ſich hineinlächelte, einige herbe Redensarten über Schadenfreude, ſchlechte Rathgeber u. dergl. aus. Da er indeß hinter dem Rücken des Geſcholtenen die Frau eine Fauſt voll Fürbitte erheben ſah, ſo lenkte er ein und fragte begütigend den Burſchen, wie viel Kinder deſſen früherer Prinzipal gehabt habe.

Vier Kinder! war die Antwort.

Vier? Hm, hm! Und wie hoch war der Bildſtock?

Wenn ich nicht irre, — vier Fuß hoch, ohne das Fußgestell. —

Vier Fuß? Vier Kinder? Hm, hm! Es könnte vielleicht möglich sein, — — — in Beziehung stände. Segen — — Fußweise — — zugemessen, brummte Bonaventura vor sich hin, und setzte laut hinzu: Mein Bildstock ist fünf Fuß, ohne das Fußgestell; ich habe des Guten überflüssig gethan.

Damit war er sehr gefaßt und schien einem fünften Kinde mit vieler Gelassenheit entgegenzusehen. Das fünfte Kind kam auch wirklich, ein Mädchen, und zwar von den schlimmen eins, die, ich weiß nicht, sieben oder siebenzehn Wochen lang bei Tag und Nacht schreien, und dem Hause wie der Nachbarschaft zur Last sind. Der alte Kübel aber war voll Geduld und trug Alles, im Gefühl, daß sein Glück und Segen nunmehr ausgemessen sei.

So schien es auch beinahe ein ganzes Jahr, bis seine theure Dorothea sich wieder über dieß und jenes Reißen und Schmerzen beklagte und vor dieser und jener Speise Widerwillen bezeigte. Bonaventura maß mit großen Augen die Gestalt der Frau und mit dem Nürnberger Maaß den Bildstock, und fand die Gestalt der Frau bedenklich, und den Schaft ein paar Zoll länger, als fünf Schuh. Er war höchst mißmüthig. — Sollte vielleicht noch eine Fehlgeburt — — der paar Zolle wegen — —? brummte er in den Bart, und ließ sich rasiren. Ueber die Kleinen, die um ihn her rutschten und liefen, zankte er, und wie er einst über das todte Kapital sich ereifert hatte, war er jetzt über die laufenden und aufwachsenden Zinsen erbost. —

Bald blieb ihm über seine Hoffnung auf neuen Segen kein Zweifel übrig; daher er denn wieder fleißiger um das Fußgestell seines Bildstocks bohrte. Zu seiner Zufriedenheit ließen sich kleine Steinchen hervorwühlen, und so fuhr er denn mit diesem trostreichen Zeitvertreib an den späten Dämmerabenden des Aprils, unbemerkt von den Nachbarn, fort. Endlich, am Vorabend des Jubilate-Sonntags, bemerkte er zum ersten Male, wie das

Fußgestell ein wenig wiegte und die Säule schwankte. Er schlich wie ein Dieb nach Hause.

Mehr wagte er nicht zu thun. Nur wenn er vorüberging — und zufällig ging er oft vorüber — rüttelte er mit der Hand ein wenig am Bildstock, um ihn gleichsam wie einen säumigen Bezahler zu erinnern. — Erdbeben gibt's bei uns nicht, dachte er; aber der Südwestwind, der hier zu Land gern stürmt, hat einen recht andächtigen Zug und drang nach dem Bildstock. Es war kein übler Einfall, daß ich ihn just hierher setzte. Wenn wird sich denn der Bildstock erkenntlich zeigen, und auch einen guten — Einfall bekommen?

So ging Woche um Woche und ein schöner Sommerabend um den andern und die sich verlängernden Herbstabende hin, bis auf den 2. November, am Allerseelentage, der alte Kübel, höchst ärgerlich über den Kinderlärm und seine wehklagende Dorothea, von Hause weg nach der Kirche ging, um an diesem Tage der Abgestorbenen bestens zu gedenken, da ihm die Lebenden so viel zu schaffen machten. Er war kaum aus der Kirche in das nahegelegene Wirthshaus getreten, um ein Frühstückchen zu nehmen, als das Kindermädchen gelaufen kam und meldete, daß seine Frau eben glücklich niedergekommen sei.

Lebt das Kind? fragte er.

Ja, es schreit rechtschaffen! antwortete das Mädchen.

Und ist ein ganzes, wohlconditionirtes Kind? —

Gewiß, — ein Junge mit Sack und Pack. —

Merkwürdig, unbegreiflich! Um der paar Zoll willen, die vielleicht noch im Wetter eingegangen wären. Der verwünschte —!

Er trank sein Gläschen Rum aus und forderte noch ein zweites. Ich will heut eine Ausnahme machen, Frau Wirthin, sagte er. Es ist das erste Mal, daß ich zwei —

Recht wohl gethan, Herr Bonaventura, versetzte die Frau; Sie sind ja auch ein gesegneter Mann. Wohl bekomm's! Auf die Gesundheit des nächstfolgenden Kindes thue ich Ihnen Bescheid.

Nächstfolgenden? schrie er. Das wäre unbescheiden. Nun und nichts mehr! Mein Glück ist ausgemessen, das muß ich

wissen. Nichts Folgendes, nichts! — Der Artikel wird nicht mehr geführt. —

Indem kam die Hausmagd Meister Kübels herein und brachte stotternd hervor, die Madame habe noch einen Jungen gekriegt, ein glückseliger Zwilling sei im Hause, der Herr möge eilends heimkommen!

Aber welche Wuth überkam jetzt den guten Meister! Er sah stier in eine Ecke, drückte den dreieckigen Hut tief über das eine Ohr in den Kopf und schwang sein spanisches Rohr. Und nun stürzte er aus dem Hause, hinkte, was er hinken konnte, durch das Dorf; die Gänse watschelten schreiend auseinander, und die Dorfjugend rannte jubelnd in einem anwachsenden Rudel durch alle Pfützen nach. — Athemlos kam er auf dem Weg an, wo sein Bildstock stand. Von weitem schon drohte er mit dem Stock und keuchte: Willst du mich ruiniren, segenreicher Bildstock? Nein, ich lieber dich!

Hiermit warf er Hut und Stock in die Haberstoppeln, drückte, sich anstemmend, mit dem Rücken gegen den geweihten Stein, bis dieser zum allgemeinen Kinderjubel zusammenstürzte. Nun eilte er, Hut und Stock vergessend, nach Haus, die Dorfjugend wieder hinter ihm her. Wie ein Wahnsinniger packte er den Ladendiener, zog und zerrte ihn vor das Haus, indem er wiederholt rief: Du hast den Rath gegeben, Du bist an allem Unheil Schuld!

Die Wöchnerin war in dieser Stunde und noch eine längere Zeit sehr erschöpft, und Meister Kübel allein Herr im Hause. Also blieb es auch bei seinen Anordnungen: der Bildstock war gestürzt, der Ladendiener verjagt, und somit blieb es auch bei den sieben gesunden Kindern.

Wanderungen durch Latium.

Von

Professor C. G. Zumpt.

Ich war am 23. Juli in Rom angekommen, am 28. reiste ich schon wieder ab, um mit einem neu erworbenen Freunde das Gebirge zu besuchen. Die ersten Tage in Rom waren neben den nothwendigen Besuchen und häuslichen Einrichtungen unter bloßem Schauen vergangen: nun hatte ich eine schöne und bequeme Wohnung für monatliche 7 Scudi (oder 10 Thaler) gemiethet, wollte aber, bevor ich in oder wenigstens mit Büchern zu arbeiten anfinge, eine sich darbietende Gelegenheit, in angenehmer Gesellschaft zu Fuß, oder wie es sich sonst fügen möchte, einen Theil von Latium zu durchwandern, nicht vorübergehen lassen.

Man fährt nach Tivoli, 4 kleine Meilen auf der alten via Tiburtina, auf dem rechten Ufer des Anio, oder jetzt Teverone, weshalb man, da Rom und Tivoli links von diesem Flusse liegen, ihn zwei Mal überschreitet, bei Rom auf dem ponte Mammolo, kurz vor Tivoli auf dem ponte Lucano. Eine Meile vor Tivoli kündigt sich der Schwefelsee links der Straße, die Solfatara, schon durch den Geruch an. Er fließt unter der Straße in den Teverone ab. Dies sind die aquae Albulae der Alten, Heilquellen für Wundschäden. Dicht bei dem ponte Lucano ist das alte Grabmahl der Familie Plautia, auf viereckigem Unterbau ein rundes Gebäude von Quadern aus Travertin, das wegen seiner Festigkeit im Mittelalter als Festung gedient hat. Tivoli liegt auf einem von dieser Seite allmählig ansteigenden baumreichen Berge. Die Stadt selbst ist schlecht gebaut, aber ihre Lage an dem Ende des Teverone-Thales, welches

hier plötzlich abgeschnitten zur Römischen Campagne abfällt, ist an sich reizend und bringt den heftigen Sturz des Teverone hervor, der alle Reisende anlockt. Der Anblick ist in der That belohnend. Aeltere Beschreibungen passen aber nicht mehr auf den jetzigen Zustand, da die herabfallende Wassermasse fortwährend Verwüstungen am Ufer anrichtet, so wie zuletzt im Jahre 1813 eine Brücke und eine ganze Reihe Häuser in den Fluß hinabstürzten, der ihre Grundlagen weggespült hatte. Man geht, noch in der Stadt, durch ein Haus und über den Hof desselben, auf gewundenem Fußsteig, den Abhang des Berges bis an das Ufer des Flusses hinab; und verdankt diesen bequemen und angenehmen Zugang der Französischen Zwischenregierung. Unten auf nassen Stegen über große Felsstücke hin kann man bis in die sogenannte Grotte des Neptun dringen, von wo man den Fall am besten sieht, aber auch in einigen Sekunden von dem feinen Staubregen ganz durchnäßt wird. Man glaubt in eine wilde Berggegend versetzt zu sein, der Wasserfall toset gewaltig, da er zwar nicht so hoch, als der von Terni ist, aber sich öfterer an hervorragenden Klippen bricht und von allen Seiten einen Weg sucht. An dem Abhange aber, von wo man herabsteigt, stehen auf gemeinsamen Fundament zwei kleine Tempel, einer dem Namen nach der Sibylla noch jetzt zu religiösem Gebrauch bestimmt, ein längliches Viereck mit vier Säulen in Front, der andere rund, und deswegen der Vesta zugeschrieben, von besonderer Zierlichkeit. Korinthische Säulen bilden den Gang um die netzförmig gemauerte innere Wand, und stehen größtentheils noch. Wegen der Laub- und Fruchtgewinde und der Stierköpfe unter dem Gebälk könnte man ihn eher für einen Tempel der Ceres oder sonst einer ländlichen Gottheit halten.

An dem jenseitigen Ufer des Teverone spaziert man auf einem reizenden Wege um die Stadt herum, an dem Fuß sanft aufsteigender Hügel, wo die Reste vieler alten Villen gezeigt werden, meistens doch nur Kellergewölbe. Eine Quelle entspringt am Wege, ein schön canelirter Sarkophag nimmt das hineingeleitete Wasser auf und diente Wäscherinnen als Spül-

gefäß: ich sah zum ersten Mal Myrthen und Alee wild am Wege wachsen, vermischt mit Brombeersträuchen, deren große schwarze Beeren uns bei der steigenden Sonne erquickten. So kamen wir an den entgegengesetzten Theil der Stadt, wo ein Arm des Teverone, der oberhalb des Wasserfalles zur Betreibung von Mühlen durch die Stadt geleitet ist, nachdem er sein Werk verrichtet hat, in vielen Rinnen den Berg hinabstürzt und sich mit dem schon ruhig fließenden Hauptstrom vereinigt. Diese kleinen Wasserfälle (oder cascatelle) sind noch reizender, als die große cascata. Breite schillernde Silberstreifen ziehen sich den grünen Abhang des Berges, wohl 200 Fuß, herab, vereinigen und trennen sich mehrmals, ehe sie in das Thal gelangen. Man hat sie ganz im Auge und kann sich dabei gemächlich in den Baumgärten am Ufer lagern, in den ulis pomariis, die Horaz so bezeichnend an Tibur lobt.

Die letzte Fabrik, welche oben von diesem Wasser getrieben wird, ist in der alten Villa des Mäcenas, einem gewaltigen Bauwerke, angelegt. Man geht auf einer antiken Brücke über den Anio, und steigt eine alte Straße hinauf, deren Pflaster noch stellenweise erhalten ist. Der Besitzer der Villa, da er die Straße nicht verlegen konnte, ließ sie sich überwölben. Er gewann dadurch eine große Terrasse, und gab durch Oeffnungen der Straße Licht von oben herab. Die Sorgfalt und Festigkeit des Mauerwerks setzt in Erstaunen. Man hat natürlich von der Villa eine vortreffliche Aussicht in das Thal und über die Ebene nach Rom hin. Nicht weit entfernt ist die jüngere, aber jetzt vernachlässigte villa d'Este, dem Herzog von Modena gehörig, mit schönen alten Bäumen und allerhand Wasserkünsten. Die Gärtnerin ließ uns eine Seitenthür hinaus: wir waren auf dem Marktplatz der Stadt und bei unserm Wirthshause.

Nach Tische sahen wir die Villa des Hadrian am Fuß des Berges nach Rom zu. Was für Ruinen! Nicht einer Villa, sondern eher einer Stadt. Sie hatte einen Umfang von 6 Millien. Aber warum muß Alles so zerrissen und zerstört sein, daß es nur dem Besitzer des Landes durch Aufgrabung der Fundamente

gelingen könnte, die Bestimmung des noch stehenden Gemäuers mit Sicherheit zu ermitteln. Man hat viel nachgegraben, aber nur um die Statuen und musivische Fußböden aus dem Schooß des fruchtbaren Erdreichs hervorzuholen, mit denen jetzt die Römischen Museen gefüllt sind. Ich mag nicht die Namen wiederholen, welche die Itinerarien dieser und jener Ruine gemäß der Stelle bei Spartianus im Leben des Hadrian geben. Alles, was von Mauerwerk steht, erregt Bewunderung. Von außen ist es mit dem **opus reticulatum** bekleidet, wo dies abgefallen ist, erkennt man, daß das Innere aus einem Guß von Mörtel und kleinen Steinen bestand: die inneren Wände haben einen starken geglätteten Ueberzug von Gyps. Die Verzierung der Gewölbe mit Stuckarbeit und Malerei ist zum Theil noch sichtbar, aber sie wird nicht mehr lange bestehen, da muthwillige Zerstörung der Reisenden, besonders der Maler, wenn sie etwas abgezeichnet haben, hinzukommt. Jeder fühlt sich versucht, irgend ein Andenken mitzunehmen, und ist um Nachfolgende unbekümmert, wenn er nur seine Wißbegierde befriedigt hat.

Die reizende Gegend und gesunde Luft würde mich Tivoli dem Aufenthalt in Frascati vorziehen lassen, wenn es nicht ein Albano gäbe, was an ländlicher Schönheit beide übertrifft. Auf der Höhe des Berges von Tivoli haben die Jesuiten ein Sommercollegium, wohin sie aus Rom zur Zeit des bleiernen Herbstes ziehen.

Von Tivoli reisten wir am 30. Juli zu Esel auf der alten **via Valeria** weiter das Thal des Anio hinauf. Die Straße geht auf dem rechten Ufer des Flusses am Fuß der Sabinischen Berge sehr abwechselnd und angenehm. Die Gipfel der Berge jenseits sind mit kleinen Städten besetzt, denn die alten Völker Italiens und die Aequer ganz besonders bauten sich, wohl noch mehr der Unsicherheit, als der bessern Luft wegen, nur auf Höhen an, und das ist nun so geblieben. Es erregt Verwunderung, mit welcher Mühseligkeit die Männer zum Garten- und Feldbau, die Weiber um Wasser zu holen oder Wäsche zu reinigen, die Berge ab- und aufsteigen, um so mehr, da die

alten Straßen überall zertrümmert sind und Millionen Kieselsteine, die beim Bau derselben zur Unterlage genommen wurden, den Weg äußerst beschwerlich machen, so daß an Fahren gar nicht zu denken ist. Die Thäler sind einsam, die Gärten liegen, wenn Menschen da wären, zur Beute preisgegeben: oben in dem Felsennest ist Leben. Denn so kann man die Ortschaften im Aquergebirge ganz eigentlich nennen, da sie zum Theil mit Felsenmauern umgeben, alle aber von dem Stein des Bodens aufgeführt sind, und kein Baum noch Strauch, nichts Grünes oben gefunden wird.

Für's Erste sah ich sie nur aus der Ferne, und sie erschienen fast als Felsen selbst, da kein spitzes rothes Dach, kein Thurm sie auszeichnet. Gegen Mittag kamen wir durch **Vicovaro**, das Städtchen **Varia** bei Horaz, zu dessen Gebiet sein Sabinisches Grundstück gehörte. Etwas weiter hin an der Straße liegt das Kloster San Cosimato am Abhange zum Anio. Wir ließen uns verführen, unsern Esel dahin vorauszuschicken, und wollten zu Fuß das Seitenthal des Baches Licenza bis zur Villa des Horaz hinaufgehen. Die Bestimmungen, welche Horaz über sein Sabinum giebt, sind folgende: es läge in einem Thale, dessen eine Bergseite von der aufgehenden, die andere von der untergehenden Sonne beschienen werde, was also von Norden nach Süden geöffnet sein muß, bei der bandusischen Quelle, am Bache Digentia, den die kalte Ortschaft Mandela trinke. Dies Alles paßt, wenn man annimmt, daß die Digentia in Licenza, Mandela in Bardela verwandelt ist, wie jetzt eine Ortschaft bei Cantalupo heißt. In der Nähe seiner Villa war der verfallene Tempel der Vacuna (**putre fanum Vacunae, Epist. I, 10 extr.**), einer Sabinischen Gottheit, welche, wie die Scholien zur Horazischen Stelle sagen, von einigen für die Diana, von manchen für die Ceres, von andern für die Venus, von andern für die Victoria gehalten wurde. Varro halte sie für die Minerva, weil diejenigen, welche der Weisheit dienen, ihre größten Verehrer seien. In Rocca Giovane, einem Flecken des Thales, hat man einen Stein gefunden, auf welchem die Her-

stellung des verfallenen Tempels der Victoria durch den Kaiser Vespasian erwähnt wird. Ist also die Vacuna Römisch die Victoria, weil sie Ruhe und Muße giebt, so ist dies ein starker Beweis für die Lage der Horazischen Villa. Sie hat dann aber auch wahrscheinlich näher an den Ausgang des Thales nach Varia zu gelegen, als wo man sie jetzt bei der Ortschaft Licenza, 5 Millien hinauf, sucht. Reste des Horazischen Wohnhauses finden zu wollen, ist ganz thöricht, denn dies Thal war gewiß sehr bekannt. Ob der **fons Bandusiae** der dabei entspringende, in ein Bassin gesammelte und zum Waschen benutzte Quell ist, bleibt unentschieden: denn es entspringen genug andere am Fuße des Berges linker Hand, der ohne Beweis für den Lucretilis gehalten wird, an dem die Straße entlang geht, alle mit schönem reinen Wasser, wovon wir selbst, nicht des Horaz halber, sondern um den quälenden Durst in der Mittagshitze auf Diogenes' Art zu löschen, den Versuch machten. Es war ein schrecklicher Weg, der Ruin unserer Stiefel, ehemals ohne Zweifel Römisch gepflastert, jetzt nur aufgehäufte Kieselsteine, kein Haus am Wege, oder, wenn ja eines, fest verschlossen. Wir hätten die Annehmlichkeit des Thales zu Esel unendlich besser genossen; denn die aufsteigenden Höhen sind mit Weinbergen und Gärten, höher hinauf mit Holz, bepflanzt, aber zu Fuß an den steinernen verfallenden Gartenmauern entlang, ohne Schatten, war der Weg über die Maße anstrengend. Da mir endlich in einer Vigne als Trümmer der Horazischen Villa ein paar Säulenstümpfe und ein Stückchen Mosaikpflaster gezeigt wurden, fand ich die Belohnung nicht genügend: mein Reisegefährte hatte gar nicht die Anhöhe hinaufsteigen wollen und sich lieber in den Schatten eines Baumes niedergeworfen, und ich mußte gestehen, daß er den bessern Theil erwählt hatte.

Unsere Esel hatten es inzwischen besser gehabt, und wir eilten ebenfalls, Erquickung bei den Franziskanern in San Cosimato zu suchen. Sie nahmen uns freundlich und neugierig auf, setzten sich im Refectorium zu uns, studirten die Karten, die ich bei mir führte, und freuten sich wie Kinder, wenn jeder

seinen Geburtsort gefunden hatte. Ihr Essen und besonders ihr Wein war schlecht: sonst wäre es gut gethan gewesen, einen Tag bei ihnen zu verweilen und die gewaltigen antiken Unterbauten, welche die Klostergebäude gegen den Abhang des Anio schützen, zu untersuchen. Man opfert nachher etwas Geld dem Kloster, je mehr, desto besser; aber die guten Leute sind auch mit wenigem zufrieden.

Wir verfolgten aber die Valerische Straße weiter am Anio hinauf: bald theilt sie sich, und führt linker Hand nach der alten Römischen Colonie **Carsoli** (ehemals noch im Aequerlande, jetzt im Königreich Neapel); den Weg am Anio setzt die **via Sublaqueensis** fort, nach Subiaco, dem alten **Sublaqueum**. Die Gipfel der Berge rechts und links sind immer häufiger mit Städten besetzt, rechts **Saracinesco**, **Anticoli** (gewiß der Name des alten Volks **Aequicoli**), **Marano**, **Rocca Canterano**, ganz besonders hoch, links **Agosta**, und ganz hoch hinauf an der Neapolitanischen Gränze **la Cerbara**. Maler, die in den Sommermonaten diese Gegenden der wunderbaren Natur und der eigenthümlich schönen Gesichtsbildung und malerischen Tracht der Einwohner wegen häufig von Rom aus besuchen, und sich längere Zeit aufhalten, erzählten uns, daß die männliche Bevölkerung von **Cerbara** zur Saat- und Erntezeit in die Campagna auf Arbeit auszuwandern pflege, wo dann die Stadt nur von Weibern bewohnt werde: sie sei auf Felsen so uneben gebaut, daß man Trepp' auf, Trepp' ab steige. Dies sind die Kuppen der alten **montes Simbruini**. An dem Fuß derselben noch weiterhin liegt Subiaco, das Ziel unsers Rittes an diesem Tage, 44 Millien von Rom.

Die Stadt ist aus einer Villa des Nero entstanden, welche **Sublaqueum** hieß, weil sie unterhalb dreier großer Wasserbehälter des Anio lag, die Nero Behufs der Wasserkünste seiner Villa anlegte, und Trajan späterhin, gemäß einer Stelle bei Frontin, für die Wasserleitung des **Anio novus** benutzte, indem er das abgeklärte und durch die schattigen Bäume kühlere Wasser des untersten Sees, statt des Flusses selbst, ableiten

ließ. Von den künstlichen Wasserbassins, oder stagna, wie sie Tacitus (Ann. XIV, 22) nennt, ist wenig mehr erhalten: der Anio hat sie im Mittelalter bei öfteren Ueberschwemmungen zerstört. Wir kehrten in Subiaco bei einem Böhmen ein, der, ehemals ein Oesterreichischer Soldat, bei dem Abmarsch seiner Landsleute zurückblieb, die Tochter eines Gastwirths heirathete, und selbst eine Art Gastwirthschaft anlegte, welche sich besonders durch den Zuspruch der Maler aus Rom erhält. Man logirt den Tag mit Bett und Kost für vier Paul (14 Groschen), das Essen war reichlich und gut, Wein so viel jeder trinken mochte, und recht leidlich. Dies ist eine Einrichtung, welche die Maler, die sich in dieser Gegend ihrer ländlichen und menschlichen Studien halber monatelang aufhalten, eingeführt haben. Das Haus versprach von außen sehr wenig, auch war an Bequemlichkeit in den Schlafkammern nicht zu denken; aber die Menschen und ganz besonders die Frauen, die Wirthin Clementina und ihre unverheirathete Schwester Mariuccia, überaus freundlich und zuvorkommend. Sie waren außerdem sehr schön; wie man denn hieher kommen muß, um Italiänische Frauenpracht zu bewundern, große, edle Gestalten, dabei ruhiger und besonnener, als die Männer, die, leidenschaftlich und heftig, zwar sehr ausdrucksvolle Gesichter haben, und in ihrer bunten oft zerlumpten Tracht malerische Effecte hervorbringen, aber keinen friedlichen Eindruck auf den Reisenden machen. Bei aller Freundlichkeit der Wirthinnen, deren ich mich besonders, als der fremdeste und zurückgezogenste der Gäste, zu erfreuen hatte, dergestalt, daß Mariuccia mich niederknieend zu ihrem Tänzer nach dem Tamburin erwählte, muß ich doch bemerken, daß die Maler versicherten, auch noch nicht einen Kuß von ihnen erhalten zu haben; ein junger Franzose behauptete verdrießlich, sie seien artig und glatt, aber auch kalt, wie Eis.

Der Teverone oberhalb Subiaco nimmt immer mehr die Natur eines wilden Gebirgsstromes an. Ich ging am Sonntag, den 31. Juli, mit einem Burschen aus Subiaco, der in der ganzen Stadt der Bastardo gerufen wurde, weil er seinen

Vater nicht nennen konnte, und an den sich bald eine Rudel anderer Jungen anschloß, aus, einen Wasserfall zu besehen. Die wilde Landschaft, der schmale, mitunter gefährliche Steg an und über dem Anio, dabei die Gärten, welche stellenweise, wo das Thal sich etwas eröffnete, angelegt waren, und wo meine Begleiter reife Feigen aufsuchten, ergötzten mich sehr. Der Wasserfall ist sehr malerisch. Der Anio geht in Berghöhlen hinein und stürzt sich aus einem Loche, 20 bis 30 Fuß hoch, wieder heraus. Sieht man den steilen Berg hinauf, so verwundert man sich, wie oben an demselben, aber noch bedeutend unter dem Gipfel, Gemäuer klebt. Dies ist **San Benedetto**, das älteste Kloster des Benedictiner-Ordens. Mich ergriff großes Verlangen, hinaufzukommen. Der Platz, worauf das Kloster gebaut ist, hat dem Felsen abgewonnen werden müssen; eine Treppe, die zur Kirche führt, schwebt sogar frei: an dem Abhange hat man auf schmalen Terrassen einen Garten angelegt. Die Kirche ist über einer Höhle gebaut, zu der man mit Lichtern hinabsteigt. Hier brachte der vierzehnjährige Benedictus, aus Rom weltlichen Studien entflohen, am Ende des fünften Jahrhunderts drei Jahre in einsamen Gott geweihten Betrachtungen zu: ein Mönch aus einem benachbarten Kloster verpflegte ihn kümmerlich, bis Hirten den Heiligen in der Wildniß entdeckten. Ein Altar ist dort errichtet: hinter demselben in der Höhle befindet sich die Statue des knieenden Jünglings, von einem Schüler Berninis, sehr weich und mädchenhaft, aber vortrefflich gearbeitet. Der Prior des Klosters residirt in dem benachbarten, weiter unterhalb am Berge gelegenen größeren Kloster **Santa Scholastica**, welches seinen Namen von Benedicts eben so frommer Schwester erhalten hat. Ich machte ihm meine Aufwartung und bat um die Erlaubniß, die Bibliothek, von deren Handschriften ich gehört hatte, zu besehen; er gewährte sie leicht und führte mich selbst: ein stattlicher alter Mann von einer ehrwürdigen Freundlichkeit. Aber die Codices reducirten sich auf alte Schenkungsurkunden und einige Kirchenväter, von Profanscribenten waren nur die Pandekten noch vorhanden, die übrigen

seien zu wiederholten Malen und zuletzt von den Franzosen weggeführt worden, wenn dies nicht eine Entschuldigung ihrer Armuth war. Eine Einladung, zu Mittage mit den Herren zu essen, konnte ich nicht annehmen, weil meine Freunde in Subiaco auf mich warteten. Die Knaben, die mich führten, tadelten mich deshalb: Ei, was hätten Sie für Essen bekommen; man ißt hier schön, sehr schön, und dabei schnalzten sie appetitlich mit der Zunge. Sie hofften ohne Zweifel, als meine Begleiter auch ihren Theil von den gastfreien Mönchen zu bekommen. Beide Benedictinerklöster sind schwach besetzt, in S. Scholastica sind etwa sechzehn Mönche, in San Benedetto nur acht.

Wir wanderten noch gegen Abend zu großer Betrübniß unserer Wirthinnen, denen wir versprechen mußten, im Herbst wiederzukommen, weiter, in Begleitung des wackern Genremalers Weller aus Manheim. Er kannte die ganze Gegend und war allen Leuten bekannt. Ueber kahle Kalksteinhöhen, aber auch durch fruchtbare Gründe und überaus reizende Kastanienwälder gingen wir über das hochgelegene Rocca San Stephano bis zu dem noch weit höheren Civitella. Die Gegend ist gar nicht schwach bewohnt, rings um uns waren die Höhen mit kleinen Städtchen bekränzt, immer eine Stunde weit von einander entfernt, aber welche Armseligkeit in diesen steinernen Treppenhütten, und was für beschwerliche Zugänge! Straßen sind es ehemals gewesen, aber jetzt ist es so, wie ich wohl hie und da in Deutschland gesehen habe, wenn Chausseen ausgebessert wurden, daß man Karren voll zerschlagener scharfkantiger Feldsteine auffährt, und den Wagenrädern das Geschäft, sie in den Boden einzudrücken, überläßt. Aber diese Steine sind doch noch regelmäßig hingeschüttet, was bei jenen Städten nicht der Fall ist. Wenn die Leute fahren müßten, und nicht vielmehr die vorsichtig tretenden Esel Alles hinauf und hinabtrügen, so würden diese Unwege, möchten die Communen auch noch so arm sein, aufgeräumt werden müssen: denn daß ein Wagen darauf fahre, ist ganz unmöglich. Meine Stiefeln waren längst auf allen Seiten aufgerissen, der Weg nach Civitella hinauf

gab ihnen den Rest. Hier sind wieder cyklopische Mauern; aber man verwundert sich nicht mehr darüber, da der ganze Ort ein Felsenhaus ist. Wie können die Leute hier zufrieden wohnen, wo sie Wasser aus Cisternen holen, oder, wenn es bei ihnen ausgegangen ist, von den Nachbaren herum borgen, wie es geschehen mußte, als wir bei einem Caffetiere einfielen und Limonade verlangten! Und doch sind sie's: sie halten ihre Berge allein für gesund und bringen keine Nacht im Thale zu. Die Luft ist rein, aber scharf und windig, die Aussicht vortrefflich, aber in das Stadtthor hineingesehen, glaubt man in den Casematten von Königstein zu sein. Wären die zerstörten Straßen nicht, so gäbe es keine interessantere Landschaft. Ich war mitten im Lande der Aequer, und es thut mir jetzt sehr leid, daß ich nicht den Anio ganz hinauf bis Trebi, dem alten **Treba Augusta**, gegangen bin. Indessen habe ich genug gesehn, um Livius Erzählung von den Kriegen der Römer gegen die Aequer zu verstehen. Von den jetzigen Einwohnern kann ich nur Gutes sagen; auch in Civitella waren wir gut aufgehoben. In dem weitläuftigen steinernen Hause links zunächst am Thore fanden wir wieder Maler, zwei Franzosen mit einer kunstübenden Dame, aber auch zwei Deutsche (Gmelin und Kutscher), die uns alle landsmännische Freundschaft bewiesen, um so mehr, da sie mit den Franzosen nicht gut standen. Der Wirth war ein alter unverheiratheter Capitalist; er nahm uns, wie er sagte, aus Freundschaft auf, eine beliebte Form, die aber doch von dem Italiänischen Ehrgefühl zeugt: er machte keine Rechnung und überließ die Vergütigung unserm Belieben, wobei er darauf rechnen durfte, nicht schlechter wegzukommen.

Der Weg von Civitella nach Olevano geht über kahle Kalksteinberge. Olevano selbst liegt an der Senkung der Aquischen Berge, zur Ebene der Herniker, und wird seiner schönen Aussichten halber von Landschaftmalern viel besucht. Wir genossen sie von dem Casino der Signora Baldi, wo sich Weller eingemiethet hatte, und einige Jahre zuvor der Baron von Rumohr von Räubern überfallen war, wobei er sich selbst sehr

glücklich, indem er sich für den Bedienten ausgab, gerettet, aber den Sohn der Wirthin in den Händen der Räuber zurückgelassen hatte. Eine bedeutende Summe mußte für seine Auslösung bezahlt werden, denn die Räuber hatten gedroht, den jungen Menschen zu ermorden, und würden Wort gehalten haben. Ein Gabelfrühstück wurde uns aus dem Städtchen heraufgeschickt. Signora Baldi, eine tüchtige Italiänische Hausfrau von Junonischer Gestalt, kam selber nach, erkundigte sich bei mir sehr angelegentlich nach Herrn von Rumohr, der ihr ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und wollte eine große Aehnlichkeit zwischen mir und dem Baron bemerkt haben. Ich hieß ihr auch fortan nur Barone Carolo. Wir brachten den größten Theil des Tages mit der Durchsicht der Wellerschen Mappen, mit Essen und Trinken, zuletzt mit Tanzen nach dem Tamburin sehr vergnügt zu. Alle Wände des Casino waren mit deutschen Malerköpfen bemalt.

Am Nachmittag war für uns zwei Weiterreisende nur ein Esel vorhanden: also ritten und gingen wir stundenweis abwechselnd. Eine halbe Meile zurückgelegt, und wir befanden uns in der Ebene, und kamen bei Genazzano vorbei durch Cavi Abends nach Palestrina, welches am Abhange eines der Aequischen Berge gelegen ist. Auf Malerempfehlung kehrten wir bei der alten Martha ein. Diese alte Person ließ, und läßt hoffentlich noch jetzt, denn sie stand schon in dem unveränderlichen Hexenalter, aus Freundschaft **Chambres garnies** ab, oder richtiger zu sagen, sie hatte Schlafstellen und besorgte auch wohl Essen und Trinken. Wir fanden dort auch schon eine Gesellschaft von lustigen Weibern vor, die uns manchen Spaß zum Besten gaben: es war sogar eine Art gefährlicher Nachbarschaft, wenn sich nicht noch spät am Abend die zu den Weibern gehörigen Mannsbilder eingestellt hätten. Es war eine tolle Wirthschaft. Ich schlief aus Müdigkeit trotz der hier einheimischen Flöhe ganz leidlich; mein Reisegefährte, der eine andere Kammer bezogen hatte, beschwerte sich bitter, daß er schon um vier Uhr Morgens von einem Schmidt mit einer Brechstange

aufgestört wurde, weil er der alten Martha gesagt hatte, er brauche einen Schlösser, da er den Schlüssel zu seinem Nachtsack verloren habe.

Am 2. August besahen wir die Trümmer des alten **Praeneste.** Es sind besonders am Fuße des Berges lange Befestigungsmauern und bewundrungswürdige Wasserleitungen und Wasserbehälter. Innerhalb der jetzigen Stadt, die sich in horizontalen Parallelen den Berg hinan erstreckt, ist noch viel altes Mauerwerk zum Behuf der ringförmigen Abschnitte oder Terrassen, und darunter manches von sogenannter cyklopischer Bauart. Es hat sich jetzt bei den Italiänischen Antiquaren die Meinung festgesetzt, als gehörten alle diese Reste alten Mauerwerks zu dem berühmten Tempel der Fortuna, der ungemein groß gewesen sei, und mit seinen zwölf Terrassen den ganzen Raum der jetzigen Stadt eingenommen habe. Als das am höchsten gelegene Heiligthum geben sie den Palast Barberini aus, der auf den Fundamenten der Cella gebaut sei, und, noch genauer, den runden Saal in demselben, dessen Boden mit dem berühmten Mosaik bedeckt ist, worin die Natur und das Leben Aegyptens dargestellt ist. Man sieht in vielen Büchern Abbildungen dieses ungeheuern Bauwerks, oder vielmehr dieses aus vielerlei Abtheilungen bestehenden τέμενος: unser Cicerone führte ein, wie er behauptete, von seinem Vater verfaßtes, dem Kaiser Alexander gewidmetes Kupferwerk mit sich, worin Alles auf das Schönste nachgewiesen wurde. Aber ich möchte fast behaupten, daß dies leere Hirngespinnste sind. Denn der Beweis, daß die Umfassungsmauern am Fuße des Berges und die Stützmauern der Abhänge zum Tempel allein gehört haben, fehlt durchaus. Selbst jenes große Mosaik ist an einem andern ziemlich weit entfernten Orte unter der Erde, von Wasser und Koth bedeckt, gefunden worden, nicht in dem Palast Barberini, wo es jetzt eingelegt ist, wie ich in Vulpius **Vetus Latium sacrum et profanum**, Theil **IX.**, lese. Kein alter Schriftsteller berichtet etwas von einer ungewöhnlichen, geschweige denn so ungeheuren Ausdehnung und wunderbaren Anlage des Fortunatempels, viel-

mehr, da er sehr alt gewesen, läßt sich voraussetzen, daß er mehr durch Verehrung heilig, als durch Architektur ausgezeichnet gewesen ist. Ich kann nicht sagen, wer der Erfinder des oft wiederholten und nun schon feststehenden Phantasiebildes ist: ich halte den Pater Athanasius Kircher dafür, und wenn das architektonische Frescogemälde in einer Gallerie des öden Palastes Barberini wirklich, wie der Custode sagt, von Pietro da Cortona ist, so wäre es gleichzeitig mit Kirchers Aufenthalt in Rom, d. h. um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, gefertigt worden.

Das alte Präneste, dessen Gründung über Roms Stiftung hinausgeht, hat wahrscheinlich höher den Berg hinauf gelegen, oder sich weiter in dieser Richtung ausgedehnt. Auf dem steilen abgeschnittenen Gipfel, an der Stelle des heutigen Ortes Castello San Pietro, lag die Burg der Stadt, mit cyklopischen Mauern, von denen noch Reste übrig sind, 2400 Fuß über dem Meere, wo sich die ganze Latinische Küste deutlich vor dem Auge ausdehnt. „Pyrrhus betrachtete von dort das beinahe eroberte Rom," sagt Florus, aber ich wüßte nicht, wie er die Burg eingenommen haben sollte; und kein anderer Autor meldet etwas davon. Sulla zwang Präneste durch Hunger zur Ergebung: er hat wahrscheinlich ihre Festungswerke zerstört und die Stadt weiter abwärts zu verlegen begonnen.

Palestrina liegt auf dem letzten westlichen Ausläufer der Aequischen Berge. Diese sind von dem Latinergebirge, auf welchem die alten Städte Tusculum, Alba, Aricia, Lanuvium und Veliträ liegen, durch eine Ebene getrennt, die wir nunmehr durchschnitten, um nach der nächsten jener Städte, Frascati, drei kleine Meilen weiter zu kommen. Auch auf diesem Wege liegen die Ortschaften auf einzelnen Anhöhen, Rocca Priora, Monte Compatri, Monte Porzio. Wir kamen erschöpft von der Sonnenglut Nachmittags in Frascati an und hatten noch lange zu suchen, ehe wir Herrn Vincentino fanden, der aus Freundschaft Fremde aufnimmt. Es ist eine ungemeine Erquickung, nach solchem Eselritt in einem kühlen Zimmer, worauf die Italiäner viel halten, die Glieder auf dem breiten Italiänischen

Bette ausstrecken zu können. Doch lange durften wir nicht ruhen: wir mußten einen Besuch bei dem Preußischen Gesandten, Herrn Geheimerath Bunsen, machen, der oberhalb Frascati in der Villa Piccolomini, einer der vielen, welche den Rücken des Berges bedecken, seinen sommerlichen Aufenthalt zu nehmen pflegt. Größer und prächtiger sind die Villen Mondragone, dem Prinzen Borghese gehörig, und die Ruffinella, welche noch neuerlichst Lucian Bonaparte besaß; aber sie stehen leer, wie die Ville Panfili, Lodovisi, Conti, Rospigliosi, da die vornehmen Römer doch mehr in die Nähe des Papstes, der seine einzige Villa in Castel Gandolfo hat, um den Albanersee ziehen.

Nach achttägigem Umherziehen war es mir überaus angenehm, ein wohlgeordnetes deutsches Hauswesen und eine andere, als Italiänische Küche zu finden. Herrn Bunsens Haus und höchst liebenswürdige Familie wird jedem Deutschen und namentlich jedem Preußen, der in Rom gewesen ist, eine wohlthuende Erinnerung sein. Wir machten noch einen abendlichen Spaziergang durch die benachbarten Villen, konnten unser Quartier nicht wieder finden, und hatten viel Sorge und Noth, ehe wir in's Bett kamen.

Der folgende Tag war der dritte August: er wurde von dem Gesandten durch ein frohes und gesangreiches Festmahl gefeiert, zu dem noch einige Preußen aus Rom eingeladen waren. Ein neues Heil Dir im Siegerkranz, den Römischen Zuständen angepaßt, von Herrn Bunsen selbst gedichtet, erscholl in der Villa Piccolomini. Wie erhebend ist das Nationalgefühl an solchem Tage in solcher Gesellschaft, so fern von der Heimath! Ich hatte mein Tagewerk in der Frühe schon vollendet, indem ich mit Dr. Ambrosch die Spuren und Trümmer des alten Tuskulums auf dem Gipfel des Berges aufsuchte. Man steigt durch die weitläuftigen Gärten der Ruffinella auf schattigem Wege bedeutend aufwärts. Der Rücken des Berges ist weit gestreckt. Noch vor der alten Stadt ist viel Mauerwerk, Kellergewölbe und Porticus, wo man die villa Tusculana des Cicero gefunden zu haben glaubt. Wohl möglich. Die Aussicht

den südlichen Abhang des Berges hinunter in das Thal, wo die via Latina geht, und jenseits den Albanerberg hinauf, ist sehr angenehm. Alsdann weiter beginnen die Aufgrabungen der eigentlichen Stadt, enge Straßen, wie in Pompeji, mit ungleichen Basaltplatten gepflastert, links und rechts die untern Stockwerke der Häuser, so daß man ihre Anlage erkennt, ebenfalls wie in Pompeji klein und zusammengedrängt, schöne Säulenschäfte, Friese und Capitäle in Menge, von den Arbeitern der Reihe nach längs den Häusern niedergelegt: man möchte gleich des schönen weißen Marmors wegen solch ein Stück mit sich fortnehmen, wenn der Weg nur nicht so weit wäre; die Spuren zweier Theater, aber nichts Vollständiges. An dem östlichen Ende des Bergrückens, auf einer abermaligen durch Natur und Kunst abgeschrofften Erhöhung, lag die Burg. Man geht über Schutt- und Trümmerhaufen hin, und gesteht sich, daß die Tuskulaner für ihre Sicherheit sehr gut zu sorgen verstanden hatten. Man sieht Rom sehr deutlich: ein gutes Auge mußte ein aus dem Römischen Thore hinausziehendes Kriegesheer ungefähr abschätzen können. Aber jetzt ist Alles verödet: man arbeitet sich mit Mühe durch das stachlichte Unkraut hindurch. Tuskulum bestand mit Mauern und Häusern bis in's Mittelalter, wo Kaiser Heinrich VI. es 1191 den neidischen Römern zur Zerstörung überließ. Der Rest der Einwohner baute sich am Fuß des Berges in Laubhütten an; von diesen frasche hat Frascati den Namen. Wie Ruinen, sich selbst überlassen, bald von der fruchtbaren Italischen Erde bedeckt werden, sah ich hier recht deutlich. Sträucher und Bäume sprossen aus den Fugen der Mauern hervor, drängen sie auseinander, verfaulen und erzeugen neue Pflanzenerde. Keine Menschenhand, keine Gewalt der Natur ist hier ferner thätig gewesen, und doch wandelte man auf dem Gipfel des Berges über Trümmern, die nur einzeln aus der Erddecke hervorsahen, bis Lucian Bonaparte zuerst die Aufgrabung betrieb.

Am Bußtage 1835.*)

Wer gesündigt hat, muß büßen! Das ist das Gesetz des Herrn,
Das Gesetz auch eines Vaters, drum gehorche ich ihm gern.
Wahrlich, leicht wird uns die Sünde, schnell bethört sie unser Herz,
Aber früher oder später nagt uns auch der Reue Schmerz.

Wie so oft erblickt' ich Kirchen, hörte Predigt und Gesang,
Ohne daß in meiner Seele das Geringste widerklang:
Aber heute kämpf' ich in mir jenen alten, heil'gen Streit
Zwischen Eitelkeit der Zeit und inhaltschwerer Ewigkeit.

Da ergreift der Glocken Stimme wunderbar mein ganzes Herz,
Und mein Innerstes durchzittert ein unsagbar banger Schmerz;
Glaube ringet mit dem Zweifel, die Verzweiflung mit dem Hoffen;
Bald scheint mir der höchste Himmel, bald die tiefste Hölle offen.

O was war ich und was bin ich! Ach und gar, was werd' ich sein!
Ich, der ich leichtsinnig spielte mit des Lebens Lust und Pein,
Ich, der das ihm anvertraute Pfund so liederlich verpraßte,
Nach Bequemlichkeit Gott liebte oder à mon aise haßte.

Buße für die Sünde, Buße! Ueberschwänglicher Gedanke,
Du erhältst mich, wie sonst Alles um mich, in mir beb' und wanke,
Du verheißest mir Versöhnung, du ertheilst mir neue Weihe,
Daß mit junger Kraft den Tag ich wieder zu dem Tage reihe.

Buße legt mir auf das Schwerste, meinen Willen zu bezwingen;
Ihrem Ruf gehorchend werd' ich oft in schwacher Zagheit ringen.
Aber was für Noth ich dulde, rückwärts darf ich mich nicht wenden,
Vorwärts nur in Arbeit, um dies ekle Sein des Nichts zu enden.

Ja, ich bin von Höllenqualen umgetrieben, wie noch nimmer,
Und des Lebens Sonn' umflort mir todtenbleicher Nebelschimmer.
Alle Kraft, die sich mir schaffend in der jungen Brust einst drängte,
Ist erstorben und ist jetzo eine nur von Gift getränkte.

---

*) Wir dürfen diesen merkwürdigen Selbstbekenntnissen den Namen ihres Verfassers nicht hinzufügen, aber um dem Leser von vorn herein anschaulicher zu machen, wie bedeutend sie, als ein gewichtiges persönliches Erlebniß, für die innerste Stimmung unserer Zeit anzusehen sind, ist erlaubt zu bemerken, daß diese Confession von einem Manne herrührt, den Deutschland zu seinen ausgezeichnetsten und berühmtesten Philosophen zählt. D. Red.

Dieſes Gift iſt die Gewohnheit, iſt das ſchlaffe ſich Bequemen,
Das mir endlich jeden Aufſchwung ſchon im Werden muß erlähmen.
Furchtbar kann der Geiſt mich ſtrafen mit dem eiſernen Gerichte,
Daß fortan ich ſtille ſtehe ohne innere Geſchichte.

Das wär' alſo meiner Bildung, meines Ringens grauſes Ende,
Daß mich widerſtandlos faſſen der Gemeinheit ſchmutz'ge Hände,
Daß ich, leer von höherm Triebe, ſtumpfhin ſchleppe meine Tage,
Und verflacht nur ſtets nach Neuem, nach dem Ewigen nicht frage?

O gedenk' ich jener Zeiten, wo ſich Welten in mir hoben,
Wo mein Blick voll Sehnſucht ſchweifte nach den goldnen Sternen droben:
So erſchein' ich als ein Zwerg mir, der ein Rieſe einſt geweſen,
Als ein Kranker, der von Schwindſucht unheilbar nie wird geneſen.

Und wie bin ich, der von ſtolzem Götterübermuth einſt trunken,
In dem Elend, das mich jetzt drückt, ſo erbärmlich hingeſunken?
Iſt denn alle Spur erloſchen meines frühern Heldenſtrebens?
Blieb mir wirklich nichts zurücke, als das Fieber des Erbebens?

Ein Erbeben von der Kälte, die ſich eiſig in mir anlegt,
Und die Gluth der Sonnenſtrahlen herriſch gleich in finſtern Bann ſchlägt;
Ein Erfröſteln von der Leerheit, ein Erſchauern von dem Sterben,
Das mich zeitig macht zu eines öden Grabes wüſtem Erben.

O ich weiß es, was die Bande, die mich mit der Welt verſchlangen,
Still zernagte, bis ſie plötzlich, ach vielleicht auf immer ſprangen,
Bis das liebevolle Zutraun zu dem Weſen, Gott geheißen,
Durch die Sünde, durch den Zweifel alle Fäden mußt' zerreißen.

Du biſt es, wodurch allein wir ſind der Gottheit würd'ge Spiegel,
Womit ſie uns eingeprägt hat ihres Wunderdaſeins Siegel;
Du biſt es, allmächtig ſchaffend, ſeltſam ſtill bewegtes Denken,
Was in Ironie, das heißt, in Frechheit, konnte mich verſenken.

Ich erkenne die Geſetze, welche alles Daſein halten,
Ich begreife auf das Klarſte ihr unſichtbar-ſichtbar Walten,
Ich dring' in das Reich des Geiſtes, faſſe ſein ſich ſelbſt Entfalten,
Schaue hell die ganze Reihe ſeiner göttlichen Geſtalten.

Leugnen kann ich nicht die Sterne, die im Aether zahllos ſchweben,
Leugnen kann ich nicht die Kräfte, die in Stein, Thier, Pflanze weben,
Leugnen kann ich nicht die Freiheit, die der Geiſter Thun beflügelt,
Leugnen nicht die Weltgeſchichte, wo ſie Grab an Grab ſich hügelt.

Leugnen kann ich nicht die Wonne, die aus der Natur mir quellet,
Und von ew'ger Jugendfriſche heilig fluthend überſchwellet,
Leugnen kann ich nicht die Stimme des Gewiſſens in der Nacht,
Wenn ſie, von des Tags Getümmel frei, ununterdrückt erwacht.

Leugnen kann ich nicht den hohen heiß von mir geliebten Meiſter,
Der zur Rechten ſitzt des Vaters als der mächt'ge Herr der Geiſter,
Der beſtändig wiederkehret, Todte, Lebende zu richten,
Nur das Gute zu beſtät'gen, nur das Böſe zu vernichten.

Wie unwürdig ich mich fühle, mit dir, Chriſtus, zu verkehren,
Willſt du doch dem Reudurchdrungnen nimmermehr den Zugang wehren.
Ach warum muß es denn wahr ſein, daß nicht ſtehet in der Wahrheit,
Wer da ſagt, er ſei kein Sünder, er ſei ſo wie du voll Klarheit!

Stunden, Tage, Wochen ſelber hab' ich wacker durchgeſtritten,
Aber plötzlich fand ich wieder mich in luſt'ger Sünden Mitten,
Und dahin war alle Arbeit, war umſonſt das harte Mühen,
Und den Strom der Scham nur fühlt' ich meine matte Bruſt durchglühen.

O ich weiß, dann war ich oftmals ganz in Zweifelwahn verloren,
Ich verfluchte ſelbſt die Stunde, wo die Mutter mich geboren;
Dieſe ganze Welt ſchien einzig mir von Teufelshand geſchaffen,
Der zu ſeinen Dienern machte die bornirt-verſchmitzten Pfaffen.

Grauſen faßt mich, daß die Welt iſt, ſchmerzlich fühl' ich eine Lücke,
Irgendwo im Univerſum lauert der Verrath, die Tücke;
Hin und her wogt Erd' und Himmel, uferloſer Ocean,
Unermeſſen wallt die Menſchheit ihre anfangloſe Bahn.

Alles ſcheint mir dann Grimaſſe, zwecklos jedes kühne Streben,
Nur der Tod dünkt dann Vernunft mich, Unſinn aber alles Leben.
Und doch ſinken alle dieſe hohnerquickten Rieſenflammen
Kraftlos mir vor des Gewiſſens ſonderbarer Macht zuſammen.

Klarer als das Licht der Sonne leuchtet mir ſein drohend Wort,
Daß von Sünde ich zu Sünde leichthin frevle immerfort,
Daß ich zwar den Gott erſehne, aber nicht ihm Wohnung mache,
Drum auf's Neue ſtets verfalle ſeiner ſtets gewiſſen Rache.

Eins iſt Noth, ein heil'ger Wille; er nur kann mit Gott verſöhnen,
Er allein kann widerlegen auch des herbſten Zweifels Höhnen.
Aber ſtets hab' ich gebanget, ernſtlich mich ihm zu ergeben,
Ernſtlich von der eitlen Weltluſt mich entſchloſſen zu erheben.

Zauberhaft reizt die Natur mich mit der Traube heißem Blut,
Unruhvoll ſchwellt mir den Buſen unnennbarer Liebesmuth,
Seen, Ströme, Auen, Wälder, wecken den geheimſten Sinn,
Und die fernen blauen Berge ziehen räthſelhaft mich hin.

Perle, Wein, in heller Schaale! Küſſe, koſet ſtillverſchwiegen!
Laß, o ſüßes Leben, lange noch von deinem Arm mich wiegen!
Wozu wäre die Natur denn, wozu ſproßten ihre Blüthen,
Wenn wir nicht als ihre Prieſter vom bacchantſchen Taumel glühten!

Doch die Luſt verrauſcht und friedlos eilen wir zu neuer Luſt,
Und es füllet die Begierde nie das Innerſte der Bruſt.
O dann überkommt mich wieder ein ſo ſehnſuchtsvoller Schmerz,
Daß verzweifelnd meine Blicke ſich erheben himmelwärts.

Ach wie gerne möcht' alsdann ich aus der Bibel Nahrung ſaugen,
Die mich Elenden zu tröſten mir für immer könnte taugen;
Wie eil' ich dann hin zur Kirche, in ihr Gottes Geiſt zu finden,
Wie drängt Alles in mir, Chriſto endlich feſt mich zu verbinden.

Halb bin ich ein Roué, halb auch bin ich Pietiſt geweſen,
Und ſo hab' ich mich verzehret in zwieſpält'gem Fratzenweſen.
Ja, unſchuldig wie die Tauben, aber klug doch wie die Schlangen,
So, erkenn' ich, kann zurück man wohl zum Paradies gelangen.

Möcht' ich denn von dieſem Tage, nach ſo mannigfachem Irren,
Mich von ſchnöder Luſt und Lüge, Hochmuth, Eitelkeit entwirren!
Mög' in jedem Athemzuge ich bezeugen, daß ein Gott iſt,
Nachdem er ſo oft mir kund gab, daß ſein heil'ger Nam' nicht Spott iſt.

Stürz' in Nacht denn, was ich lebte, alle Schmach ſei mir vergeſſen!
Welcher Menſch kann Gottes Gnade, die unendliche, ermeſſen?
Brich hervor, du langerſehnter, heißerflehter Frühlingsmorgen,
Der von jetzt mein ganzes Daſein hat in Himmels Schooß geborgen!

Mittheilungen aus Berlin.

I.

Die allgemeinen Zustände Berlin's, wenn wir allgemeine haben, dürften, da sie höchst flau sind, für die Betrachtung noch immer ohne erhebliches Interesse sein. Es ist Weniges auszuscheiden, was einer nähern Aufmerksamkeit werth wäre. Der Karren des hiesigen Residenzlebens schiebt sich in den gewohnten Gleisen auf und ab. Man treibt sich an einander vorüber, ernst und mürrisch, in geschäftiger Eile oder müßig langsam, denkt über sein eigenes Denken nach, weil man sonst nichts zu denken hat, reflectirt sich aus dem Ich in's Nicht-Ich hinaus und aus dem Nicht-Ich in's Ich wieder hinein, macht sich zum Schöpfer des Weltschöpfers selbst, verdingt an seinen philosophischen Verstand das berühmte Ding an sich und löst sich, während man auf den höchst concreten Füßen wacker einherschreitet, in eine abstracte Null auf. Berlin ist diejenige Stadt, wo es einen Gott nur dann giebt, wenn man ihn denkt; ein plumper Sackträger ist im Stande, sich an die Ecke zu stellen und seinen Gott sich selbst zu machen; denn er denkt sich einen. Unterdessen giebt es im Universitätsgebäude ein Auditorium, vor welchem Gabler die Hegel'sche, und ein zweites, vor welchem der klägliche Steffens die Schelling'sche Philosophie einigermaßen fortsetzt. Dennoch kommen wir vor allem Denken über das Denken und vor allem Philosophiren über die Natur weder zur Natur, noch zu einem Gedanken, am wenigsten aber zu einem Handeln. Wir haben unsre Richtschnur verloren und tappen unsicher an den Häusern fort. Mit jedem Bissen, den wir zu uns nehmen, schlingen wir auch eine neue Idee hinunter. Diese Ueberlast von Philosophie erdrückt uns und macht unsern Gang schlottrig und taumelnd.

Die Individuen verbarrikadiren sich. Jeder hat einen Rückhalt hinter sich oder ein Bollwerk vor sich. Der Aristokrat wittert überall demagogische Luft, und in jedem jungen Menschen, der ihm zufällig aufstößt, einen Oppositionsmenschen. Denn der Kampf der Meinungen hat sich in die Gemüther zurückgezogen und braust hinter verschlossenen Thüren. Es trägt keiner die Farben seiner Partei auf der offnen Brust. Daher lauert rings der Verdacht, daher stockt die Conversation überall, daher leiden wir Alle an der Maulsperre. Die leere und vornehme Selbstgenügsamkeit, die sich vor der Juliusrevolution breit machte, ist uns offenbar geworden und ekelt uns an. Wir suchen die Leere in unserm Herzen auszufüllen. Wir stopfen hinein Alles, was Stroh ist, und wie Stroh aussieht, und wie Stroh aufflackert.

Eine Zeitlang war an den östlichsten Grenzen des preußischen Staats das Elend groß und die Pracht groß — ich meine in Kalisch. Der angestellte Versuch, die beiderseitigen Krieger einander zu nähern, soll schlecht gelungen sein. Die zurückgekehrten Preußen haben gelernt, die Russen zu verachten oder zu hassen; die Russen beneiden die Preußen um ihre humanen militärischen Gesetze und um die vorzügliche Verpflegung, die diese genossen, während sie selbst hungerten. So sagt man. Auch soll in den kriegerischen Uebungen und Spielen das Uebergewicht stets auf Seiten der Preußen gewesen sein — ein neues Aergerniß für die Russen. Dieser Zug nach Kalisch hat so viel gekostet, wie ein kleiner Kriegszug, während in den Ostseestädten der Handel gänzlich darniederliegt und der Grundbesitz selbst keine hypothekarische Sicherheit mehr gewährt.

Der armen gedrückten Menschenklasse in Berlin mochte diese kostspielige Expedition an die Grenzen des Reichs eben so wenig recht sein, wie die mit doppelten Kosten verbundenen gedoppelten Ministerien; desto zufriedener waren damit die Berliner Salonsmenschen; Alles, was in und um Kalisch geschah und nicht geschah, wurde zur Spindel gemacht, um welche die vornehme Conversation hin und wieder schnurrte. Preußische Garde-Lieutenants waren, wie nach siegreich beendigtem Feldzug, mit Russischen Orden geschmückt, zurückgekehrt, wie auch wohl Preußische Orden an manchem Russen mögen hängen geblieben sein. Die Berliner Schauspielerabtheilung für das Lustspiel, als Troß dem Zuge beigegeben, konnte sich, bis zum Statisten herab, der kostbarsten Geschenke in Tabatieren- und Halskettenform rühmen. Dies Alles und die Veranlassung dazu brachte die sonderbarsten Gerüchte in Umlauf; Jeder setzte nach Belieben hinzu oder nahm weg; ein und dieselbe Anekdote klang auf den verschiedenen Punkten und Polarenden der Gesellschaft so entgegengesetzt, daß ihre ursprüngliche Form zuletzt nicht mehr herauszukennen war.

Der meisten Theilnahme, obgleich einer bereits gedämpften, erfreut sich unter den öffentlichen Anstalten noch immer das Theater. Sitzt in den ersten Ranglogen die aristokratische Langweile, in dem Parquet die vornehme Kritik ohne Genuß, auf der Gallerie der reine Genuß ohne Kritik, so hat sich im Parterre der kolossalste Enthusiasmus eingenistet. Man ruft, in der Angst seiner Dankbarkeit, gewöhnlich Alle heraus und arbeitet dabei mit Händen und Füßen. Das nur im Theater freigegebene Recht, öffentlich zu stimmen und seine beängstigte Brust auszuschreien, wird von den brüllsüchtigen Parterrelöwen redlich benutzt, ich glaube, weniger der Schauspieler, als eben des Scandals und des Schreiens wegen. Frivoler französischer Ballast schwimmt im Repertoir oben auf. Raupach erdrückt die jungen Talente und nivellirt den Geschmack. Wir haben jetzt drei Damen Crelinger, zwei Fräulein von Hagn, mehrere Fräulein Erck. Man stellt die neuen Mitglieder um der alten willen an; nicht nach dem Wunsche des Publikums. Das Personale wird sich nächstens nur aus wenigen bevorrechteten Familien rekrutiren. Delavigne's Trauerspiel „die Söhne Eduard's" füllt noch immer die ersten Ranglogen und die Gallerie;

es zieht, auf unsre öde, kranke Brust gelegt, wie ein brennendes Senfpflaster. Wir bedürfen der ätzendsten Reizmittel, wenn unser Blut in Wallung kommen soll. Das in diesem Stücke vorherrschende Raffinement der Grausamkeit prickelt und thut durch sein Prickeln wohl; aber ich weiß nicht, wohin die Kunst, bei dieser fortgesetzten Steigerung flacher Lüsternheit im Lustspiel und widerwärtiger Grausamkeit im Trauerspiel, gelangen, und womit sie schließen wird. Auch die Mercurialgifte und die schärfsten Reizmittel verlieren zuletzt ihre Wirkung. Die Intendantur macht sich ihr Spiel selbst verloren.

Raupach hat sich in Schlesien ein Gut, beiläufig gesagt, für 47,000 Rthlr., erkauft, wo er die Sommermonate zubringen und die Hauptstücke der deutschen Geschichte in tragische Wechselreden verwandeln will; Willibald Alexis baut an sein Haus in der Wilhelmsstraße einen Walter-Scott-Thurm, von dem man einer schönen Aussicht auf grüne romantisch-flüsternde Bäume genießt — endlich einmal zwei deutsche Dichter, die bis auf den goldnen Boden des Dichterhandwerks gedrungen sind. Der Freimüthige wird, wie es heißt, von nun an unter veränderten Auspicien seine Existenz sichern, die Kosten decken und die Firma „Willibald Alexis" aufgeben. Nur den Localitäten soll eine größere Ausdehnung gegeben, die Kritik auf die wichtigsten literarischen Erscheinungen beschränkt oder vielmehr gesteigert, und die politischen Ereignisse nach einem einheitlichern Plane besprochen werden. Das sind freilich wesentliche Veränderungen, die nach einem förmlichen Umsturz aussehen! —

II.

— Ihrer Aufforderung, Ihnen Einiges über die letzte Dresdner Kunstausstellung mitzutheilen, habe ich aus dem Grunde nicht genügen können oder mögen, weil die Nachrichten, die ich darüber einzog, nicht geeignet waren, meinen Plan, deshalb eine Reise nach der sächsischen Hauptstadt zu unternehmen, zur Reife und zur Ausführung zu bringen. Die dortige Ausstellung hat, wie Sie wissen, den Erwartungen der Kunstfreunde auf keine Weise entsprochen: werthvolle Originalgemälde waren fast gar nicht, Copieen desto mehr und von Bildnissen einige vortreffliche vorhanden. Ich bin daher in Berlin zurückgeblieben. Hier giebt es denn im Gebiete der Kunst mancherlei Neues und Altes, wovon aber das Alte für uns ebenfalls den Reiz und die Bedeutung der Neuheit hat, zu sehen. Zu dem Neuen gehören namentlich die Oelgemälde jetzt lebender französischer Künstler, die uns auf dem Wege des Kunsthandels von Zeit zu Zeit zugeführt werden. Die Kunsthandlung Sachse u. Comp. hat auch hier, wie bei den Aquarellen, das Verdienst, den Verkehr mit solchen Bildern zuerst eingeleitet und dadurch Veranlassung gegeben zu haben, bei Denen, die nicht gerade mit geistiger Blindheit geschlagen sind, die Vorurtheile zu zerstreuen, die sich hinsichtlich der französischen Maler, in Folge des Mangels an Bekanntschaft mit ihren Werken, seit langem bei uns festgesetzt hatten. So

trägt auch hier der äußere Handelsverkehr dazu bei, den allgemein geistigen Verkehr und die Verbrüderung der Staaten zu fördern; und wir begrüßen diese Erscheinungen auf dem Kunstgebiete um so freudiger, da sie in mancher Hinsicht fast mehr, als die literarischen, geeignet sind, das Bewußtsein eines gemeinsamen Inhalts in dem geistigen Leben der Völker zur Klarheit zu bringen. Dennoch giebt es noch Viele, welche verwundert stillstehen und fragen, wie aus der Heimath des dreifarbigen Strebens etwas Gutes kommen könne. Es ist aber nicht anders. Jüngere preußische Künstler wandern jetzt schon nach Paris, um in den dortigen Ateliers sich tüchtiger auszubilden. So wissen wir von Wagner, einem frühern Schüler Hensel's, daß er bei Coignet, von Pohlke, daß er bei Watelet, von Eybel, daß er bei Delaroche seine hier begonnenen Studien weiter verfolgt. Die hiesigen Künstler fangen in der That schon an, vor den französischen sich in Demuth zu beugen; sie schlagen an ihre Brust und bekennen, daß sie in der selbstgefälligen Ueberschätzung ihres eigenen Werthes sich eines unverzeihlichen Irrthums schuldig gemacht haben. Mich wundert eine solche Zerknirschung nicht, wenn ich die erstaunenswürdige Gewandtheit und Sicherheit der französischen Maler in der Mischung, in dem Auftrage, in der gesammten Behandlung ihrer Farben, wenn ich die himmlische Gluth, die vollsaftige Frische ihres Colorits, die wirkungsreiche Kraft und den natürlichen Zauber ihrer Beleuchtung mit der ängstlich-sauberen, geleckt-dünnen Ausführung, mit der altersmatten, todtkalten Färbung und dem zaghaft berechneten und unwahren Helldunkel der meisten unsrer einheimischen Künstler vergleiche. Unter den Händen der Franzosen, das sieht man, entsteht das Werk, nach einmal gefaßter, lebendiger Auffassung, leicht und sicher ohne die störende Verzögerung nachschleppender, ohnmächtiger Ueberlegung; sie entwerfen rasch, und führen keck aus, während der bedächtige Deutsche sich quält, das einmal begonnene Machwerk endlich zu Stande zu bringen; wir finden bei ihm nichts von jener sichern Handhabung und Verwendung der technischen Mittel, nichts von jenem überwältigenden Bewußtsein der poetischen Wirkung der Farben, des Lichts und Schattens, wodurch die französischen Maler fast ohne Ausnahme sich auszeichnen. Man betrachte nur die herübergesandten Watelet'schen Bilder, um deren Besitz die Kunstliebhaber sich fast zerreißen, man betrachte die große normännische Landschaft von Andreas Giroux, die auf der letzten Pariser Kunstausstellung so vieles Aufsehen erregte und jetzt in dem Besitz eines hiesigen Uhrmachers in der Burgstraße ist, die kleine flache Landschaft mit dem reifen Kornfelde von Roqueplan, den Meerstrand von Lepoitevin, endlich die beiden trefflichen Seelandschaften von Isabey, die eine, das Kalfatern eines Schiffes am sandigen Meeresufer, die andere Schleichhändler in einer Felsbucht darstellend; man vergleiche ferner die wirkungsreichen Architekturbilder von Garneray, von dem normännischen Maler Balan und seinem talentvollen Schüler Legray, und die Genrestücke von Beaume und von Roehn, ja selbst den in Auffassung und Zeichnung karrikirten Postillon

von Alf. de Dreux, um mein Lob nicht übertrieben zu finden. Roehn ist bei uns bis jetzt noch gar nicht bekannt gewesen, in Paris jedoch, namentlich seit seiner Zurückkunft aus Italien, sehr geschätzt. Sein Bild stellt ein Bauermädchen vor, welches, auf einem Esel reitend, an der Spitze einer großen Schaar von Kindern, die auf verschiedenen Instrumenten einen wahrscheinlich aus dem Stegreif componirten Marsch aufspielen, stolz, wie ein Sieger, in den innern Hofraum eines Bauerngutes einzieht. Was ist der blaublasse kranke Esel des Pistorius gegen dieses kernhafte, kräftig-graue Thier des weiblichen Triumphators? — Von dem ebengenannten Bilde des deutschen Künstlers ist vor Kurzem eine Lithographie erschienen, die von größerer Kraft als das Original ist und dadurch die Vorzüge des letztern, hinsichtlich der Composition und Zeichnung, in ein helleres Licht stellt. Dagegen erreicht eine Lithographie von Hildebrandt's krankem Rathsherrn das Original, was den milderschütternden Ausdruck desselben betrifft, auf keine Weise. Befriedigender giebt die lithographirte Abbildung des Heirathsantrags auf Helgoland von Jordan die humoristische Naturwahrheit des Originals wieder. Mit lebendiger Auffassung und getreuer Darstellung der Eigenthümlichkeiten des Originals hat J. Tempeltei die Winterlandschaft mit dem Mönch nach Lessing, und Oldermann den Hylas nach C. Sohn lithographirt. Auch haben wir nächstens den Edelknaben nach Wittich, das hübsche Seitenstück zu der anmuthigen, nach Blanc von Wildt lithographirten Kirchengängerin, in einer Abbildung zu erwarten. Außerdem sehen wir noch eine nicht unbedeutende Anzahl andrer, von der letzten Berliner Kunstausstellung her in gutem Andenken stehender Bilder, in derselben Kunstmanier ausgeführt, bei den hiesigen Kunsthändlern ausgehängt. —

Unter den neuesten Erzeugnissen der einheimischen Malerkunst nimmt ein jüngstvollendetes Gemälde von C. Begas eine vorzügliche Stelle ein, das zur Zeit noch in dem Atelier des Künstlers aufgestellt ist und dem hiesigen Kunstverein gehört. Der Gegenstand ist der Sage von der Lore-Ley entnommen. In einer phantastischen, aber geschmackvollen Bekleidung sehen wir die Jungfrau auf dem in den Rhein vorspringenden Felsen in einer wirksamen, höchst gelungenen Stellung sitzen, indem sie in die Saiten einer Zither greift, durch deren wunderbare Klänge sie zwei Schiffer, einen schon bejahrten und einen jüngern, in ihre verhängnißvolle Nähe herangezaubert hat, wo dieselben, von wildem Wasserwirbel erfaßt, mit sammt dem Kahne in die Tiefe des Stromes hinabgezogen werden. Es ist jener bedeutungsvolle Moment, den H. Heine in seiner Romanze von der schönen Lore-Ley mit so wunderbar ergreifender Wahrheit besungen hat:

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;

Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Zu dem Alten, was für uns die Bedeutung des Neuen hat, gehört ein neu erworbener vortrefflicher Van Dyk des Königl. Museums, das Bildniß eines Herzogs von Carignan darstellend, welches, im edelsten Stil gemalt, sich eben so sehr durch eine saubere und zarte Ausführung, wie durch die Kraft und den Glanz des Colorits auszeichnet, — vor Allem aber eine Sammlung alter Oelgemälde aus der italienischen, flamländischen, holländischen, französischen und deutschen Schule, die, im Besitz der Herren Franck und Morise, in dem großen Saale des Königl. Akademie-Gebäudes aufgestellt ist. Da diese in jeder Beziehung kostbare Sammlung in Frankreich keinen Käufer fand, so beschloß Franck, ein geborner Berliner, aus patriotischen Rücksichten, sie seinem Vaterlande anzubieten. Wir wünschen, daß man die Gelegenheit, einige fühlbare Lücken unseres Museums mit Bildern aus dieser Sammlung zu ergänzen, nicht unbenutzt vorbeigehen lassen werde. Bei den vermeinten Kennern findet sie jedoch leider die Anerkennung nicht, die sie ihrem innern Werthe nach verdient. Die wichtigsten Stücke dieser kleinen Galerie sind zwei Gemälde von Peter Paul Rubens, in dessen früherer Zeit während seines Aufenthalts in Venedig, als er Tizian's und Paolo Veronese's Manier sich angeeignet hatte, gemalt. Dadurch erhalten sie ein besonderes kunsthistorisches, so wie durch den Umstand, daß sie früherhin im Besitz der schwedischen Königin Christine, späterhin aber des Herzogs von Orleans waren, der sie zur Zeit der Nationalversammlung im J. 1791 verkaufte, auch ein allgemein geschichtliches Interesse. Beide sind von beträchtlicher Größe; jedes ist über 10 Fuß breit und über 6 Fuß hoch. Das eine, in der Manier sich Tizian nähernd, enthält siebzehn Figuren in Lebensgröße und stellt die Rache der Tomyris dar, die sie an dem blutigen Haupte des Perserkönigs Cyrus ausübt; das andere, sechszehn lebensgroße Figuren enthaltend, zeigt uns den Augenblick, wo Scipio Afrikanus dem Celtiberierfürsten Allutius seine gefangen gewesene Braut zurückgiebt. Unstreitig hat jenes vor diesem den Vorzug einer edleren und gefälligeren Haltung sowohl in der Composition, als in der Farbenstellung und in der Beleuchtung, so wie den einer größeren Mannigfaltigkeit der mit treffender Wahrheit dargestellten Seelenzustände. Beide sind im großartigsten edelsten Stile gedacht und ausgeführt, mit einer Pracht des Colorits und einer Wahrheit des Helldunkels, die bewunderungswerth sind. Unnachahmliche Gruppen von Licht und Schatten, strenge Zeichnung bei etwas harten Umrissen, Farben vom reinsten metallischen Glanz und indischer Gediegenheit zeichnen diese kostbaren Reliquien des großen Niederländers aus. Ein ganz verschiedenes Colorit leuchtet uns aus den Bildern der beiden französischen

Maler Franz und Johann Franz Detroy, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts blühten, entgegen; es ist frisch und vollsaftig, wie die Vegetation der brasilianischen Urwälder; Schade nur, daß die Gegenstände, die sie darstellen, des schönen Colorits nicht würdig sind. — Ferner sehen wir hier eine römische Charitas, eine Frau, die ihren alten gefangenen Vater säugt, von Domenichino, ein vortreffliches Bild von der wirksamsten Zusammenstellung, Färbung und Beleuchtung und der höchsten Wahrheit des Ausdrucks. Andreas del Sarto's Kunstmanier wird durch zwei werthvolle Gemälde repräsentirt, von denen das eine sich früher in einer Kapelle zu Fontainebleau befand, das andere aus dem Besitz des Cardinals Albani als ein Ehrengeschenk an Miolis, den ehemaligen Gouverneur von Rom, überging, der es mit sich nach Frankreich zurückbrachte. Beide stellen die heilige Familie dar, und sprechen eben so sehr durch die Zartheit und Kindlichkeit der Auffassung und die äußerst gefällige Composition, wie durch die ungemein saubere Ausführung und die heitere Lebendigkeit des Ausdrucks an. Ein dornengekrönter Christus in halber Figur von Solario oder Solaïno, einem Schüler Leon. da Vinci's, den jener an den Hof des Königs Franz I. nach Frankreich begleitete, zeichnet sich durch die außerordentliche Frische des milden, etwas gedämpften Colorits und die ausdrucksvolle Darstellung des Leidens aus. Eine Maria mit dem Jesuskinde auf dem Throne, von Aposteln und einer Anzahl männlicher und weiblicher Heiligen umgeben, nach einer Originalskizze von Rubens, die auf dem Königl. Museum befindlich ist, von Van Dyk gemalt, ist für die vergleichende Kritik von hohem Interesse; ebenso eine Susanne mit den beiden Alten, die nach einer Rubens'schen Composition wahrscheinlich auch von van Dyk mit dem ihm eigenen fließenden, harmonischen Pinsel ausgeführt ist. — Zwei, vom Monde trefflich beleuchtete Nachtstücke von Sebast. Bourdon, einem der berühmtesten Maler des 17ten Jahrhunderts, stellen mit großer Wahrheit Scenen aus dem wilden Leben einer Räuberbande vor. — Unter den übrigen Darstellungen macht sich eine etwas nachgedunkelte Landschaft von J. Ruysdael vorzugsweise bemerkbar, ein Bild von eben so wahrer Auffassung des natürlichen Vorbildes, als freier, geistreicher Ausführung der Steine, Gräser, Blätter und Stämme, sowie des leichtwolkigen Himmels, dessen mildes Licht ein angenehmes Helldunkel durch die laubreichen Bäume auf die Landschaft wirft. Die menschliche Staffage scheint von Ostade zu sein. Von Ruysdael sehen wir noch eine Waldpartie mit klardurchsichtigem Wasser, skizzenartig gezeichnetem, aber gut zusammengestelltem Vieh und dem köstlichsten Licht von der Abendsonne, welche hinter dem Walde untergeht und durch das bewegliche Laubwerk golden hindurchschimmert. Ein werthvolles Viehstück von Adrian van der Velde, ausgezeichnet durch das dämmernde Licht der spätabendlichen Sonne, wie durch die ungemein wahre Auffassung und Darstellung der Schafe und Kühe, ist von höchst gefälliger Wirkung, eben so ein anderes, von dem hellbunklen Roth der untergehenden Sonne durchdrungenes und ver-

klärtes Landschaftsbild, mit Vieh und Hirten, das, trotz der nachlässigen Behandlung des Baumschlags, der geschickten Hand Alb. Cuyps nicht unwürdig ist. Ob aber das sonst vorzügliche Porträt eines Geistlichen demselben Maler zugeschrieben werden dürfte, ist zweifelhaft; die Bildnisse dieses Künstlers sind außerordentlich selten. — Ein ländliches Genrebild von Jan Miel, das gut colorirt, aber schlecht gezeichnet ist, ein mittelmäßiges Viehstück von Michael Carre, eine Felsenlandschaft von Moucheron und eine Bauerngesellschaft von Bega, beide hinsichtlich des Colorits von geringem Verdienst, ferner ein Kopf von Ribera, gen. il Spagnoletto, ein todter, von zwei Engeln beweinter Christus von Federico Baroccio, ein Pastiche von Chr. Wilh. Ernst Dietrich in Rembrandts Manier und ein reiches, fein und kräftig gemaltes Blumenstück von Huysum vollenden den Kreis der zu dieser interessanten und kostbaren Sammlung gehörigen Gemälde, der selbst der gern mäkelnde Kunstkenner einen bedeutenden Werth zuzugestehen sich gedrungen fühlt, um sich nicht geradezu lächerlich zu machen. 77.

Bücherschau.

Nero. Tragödie von Karl Gutzkow. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 197 S. 8.

Die Vorwürfe, deren Gegenstand dieser unermüdliche und tapfere Schriftsteller auch in der unsere Blätter leitenden Kritik geworden, sind nicht zu verwechseln mit der eigentlich bloß bürgerlichen Anklage, welche Wolfgang Menzel bekanntlich gegen ihn gerichtet hat, und worin ich denselben nie unterstützen werde, da ich unsere junge Generation, welcher die Geschichte so wichtige Missionen anvertraute, nicht so hastig aufzugeben vermag. Man muß sich objectiv und gerecht an die Werke halten, welche aus dem Gährungschaos dieser neuesten Literatur allmählig ihre frischgeborenen Gestalten herausstrecken, und so werden wir, obwohl vielfach verletzt durch Karl Gutzkow's bisherige Bestrebungen, uns doch nicht dem Moment entziehen dürfen, wo die brausenden Wirren seines bedeutenden Talents sich heilsam für ihn und uns entschieden haben. Sein „Nero" bezeichnet einen Wendepunct, der uns von Neuem an diesen Schriftsteller mit Interesse fesseln kann, denn wir sehen darin das Ringen zwischen den Ungeheuern seiner trotzigen und unbeugsamen Skepsis und dem plastischen Werdeleben seiner jugendlichen Schöpfungslust, welche die Qual aller der fürchterlichen Träume und Ahnungen gern durch das Aufgehen in die festeste und sicherste Gestaltung bezwänge. Nero ist ein geformtes Bild aller Zerstörungstriebe geworden, die in sich selbst zerfallene Scheideperioden der Menschheit jedesmal charakterisiren, und Wollust, Grausamkeit und großes Talent, gleich gewaltig und reichlich in solchen Epochen vorhanden, haben in diesem Kaiser eine Normalnatur geschichtlicher Uebergangsstufen hingestellt. Der Gedanke war bedeutend, von dem Gutzkow ergriffen wurde, die ganze Gemüthsstimmung des heutigen Zeitunglücks an ferne und fremde Gestalten einer ähnlichen Vergangenheit zu hängen. Seine große, fast dämonische Gabe, die feinsten Adern im Getriebe der Gegenwart zu belauschen, hat er mit sichtlicher Satisfaction im Ausmalen jener Zustände des alten Rom walten lassen, und wenn sich geschichtlich auch noch viel dagegen einwenden ließe, das Verderben dieser Zeiten zu parallelisiren, so wird doch eine auf unser eigenstes Selbst zurückgehende Wirkung hervorgebracht, die so gewaltig, daß wir uns mit unsern nächsten Zuständen ihr nicht entziehen können. Der Eindruck ist daher mehr ein speculativer, als ein künstlerischer. Aber die Speculation ist nicht, wie in Goethe's Faust, tief und ganz und gar in die Innerlichkeit der Conflicte untergetaucht; sie prägt sich in einem schreienden Gegenüberstellen einzelner Gedankenmomente, in einer trotzigen Andeutung durch kecke

Situationen, ab. Gutzkow zeichnet in riesenhafter Naturgröße das wirre Durcheinanderfallen aller Elemente, und stellt ein Individuum, diesen Nero, mit einem zugleich darüberstehenden, und zugleich darin befangenen Bewußtsein mitten in diese Trümmer hinein. Dies zwiefältige Bewußtsein, seine Zeit verachten zu müssen und doch selbst verächtlich zu sein, wie sie, macht den Nero zum Nero, es ist der ins Böse hineintreibende Muttersluch des Individuums, welchen eine aufgelöste Epoche gerade auf ihre begabtesten Kinder schleudert. Darum besitzt Nero diese Bosheit der Consequenz, das verderbte Rom mit der höhnenden Flamme zu zerstören, aber er besitzt zugleich die Größe der Consequenz, seine eigene Verderbtheit so unerträglich zu empfinden, daß er seine umstehenden Sclaven anbettelt, ihm den Tod zu geben. Diesen Standpunct mit unerbittlicher Schärfe festzuhalten, ist Gutzkow's Großartigkeit und zugleich sein Unglück. Er verweigert es sich selbst, seine eigene Natur so zu schmelzen und zu mildern, daß sie, obwohl zum Zerstören verderbter Zustände sich gedrungen fühlend, doch mit Freudigkeit an den Zielen, für die er arbeitet, sich sonnt und eine wohlthuende innere Wärme davon annimmt. Diese prinzipienmäßige Mordlust neronischer Zeiten, die Gutzkow als ein welthistorisches Merkmal erkannt hat, scheint sich in seiner bisherigen Kritik und Speculation oft zu vorsätzlich in die Aufgabe umgesetzt zu haben: daß er, durch schonungsloses Heraussagen aller seiner Gedanken, die ganze Welt gegen sich reizen müsse, um sie durch die nackte Wahrheit entweder zu bessern oder zu vernichten! Man verkenne nicht, was hierin zugleich für eine Aufrichtigkeit des Charakters liegt, zu dessen Verdächtigung die Feinde dieses Schriftstellers mit Unrecht geschritten! Aber jeder Wirkende ist doch immer ein Einzelner, und opfert sich nutzlos, ohne dem Allgemeinen zu helfen, wenn er allen Sympathieen der ihn umgebenden Weltordnung sich entzieht. Gutzkow liebt nichts, und so wird es ihm bald auch gleichgültig werden, irgend etwas zu hassen. Was wird ihm übrig bleiben? Ein Richard'schts I am myself alone? Aber ich sage euch, Gutzkow's geheime Geliebte ist die Wahrheit, für die er zittert, bebt und ringt, auf die er eifersüchtig ist, die er bei den Haaren schleift, um sie ihm zu Willen zu machen! Die Gewaltsamkeit seiner Liebe wird aufhören. Die Speculation, die ihn fortreißt, muß ihn bald auf einen Punkt führen, wo er mit aller Macht sein Talent zu Hülfe rufen wird, um ihm die blutigen Risse, die er ins Dasein gezogen, wieder zusammenfügen zu helfen. Er wird nicht nur den unvertilgbaren Sympathieen, sondern sogar manchen Illusionen des menschlichen Lebens seine Zugeständnisse machen müssen, wenn er nicht mit einem Pistolenschuß aufhören will, und so wartet seiner zuversichtlich eine ganz productive Periode, in der er auch seinem Gemüth genug thun, seinen Menschen erquicken wird, und wo er positiv für die Befreiung der deutschen Zustände schafft.

Es ist nicht leicht möglich, diese Tragödie vom Nero rein künstlerisch zu betrachten. Man muß die Redlichkeit des Verfassers anerkennen, wenn

er seine schrecklichsten Gedankenanwandelungen lieber unter künstlerischen, als philosophischen Gesichtspunct rücken mag, da der künstlerische, der an bestimmte Individualität appellirt, die Behauptung mildert, freilich auch unentschiedener läßt. Aber man wird sich allgemeiner Anschauungen, die auch auf den Dichter zurücktreffen, darum nicht enthalten können, am allerwenigsten bei der gegenwärtigen Dichtung, so sehr ich der darin waltenden Poesie und Kunst auch an sich Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Wie sehr dies Gedicht aus einer subjectiven Ergriffenheit von den heutigen Weltzuständen hervorgegangen, drückt sich in Worten besonders in dem Gespräch des Julius Vinder mit dem Einsiedler (Tacitus) aus (S. 44—53), das den Kampf zwischen alten und neuen, schlechten und schönen Zeiten treffend durchspricht.

Das Dramatische an diesem Gedicht ist sehr zu beachten. Obwohl sich der Verfasser im Zusammenhang der Scenerie nicht immer an das Wahrscheinliche oder theatralisch Mögliche kehrt, so erreicht er doch oft bedeutende Situationen. Die Nachtscene zwischen der Poppäa und Nero, die burleske Idyllik der bescheidenen Familie, die der Brand Roma's mitten in ihrer Spießbürgerlichkeit überrascht, und einige andere Scenen sind meisterhaft gelungen. Die Sprache ist in vielen Partieen großartig und neu. —

* * *

1. Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf, Schreiner. 1835. 174 S.
2. Aschenbrödel. Dramatisches Mährchen von Grabbe. Ebend. 99 S.
3. Das Theater zu Düsseldorf, mit Rückblicken auf die übrige deutsche Schaubühne. Von Grabbe. Ebend. 112 S.

Grabbe hat seinen Aufenthalt in Frankfurt am Main verlassen, und sich mit Immermann in Düsseldorf zu gemeinsamen Bestrebungen für die Auferweckung des großen Todten, welchen man deutsches Theater nennt, verbunden. Die Dankbarkeit, die er seinem in der frühern glorreichen Holtei-Häring'schen Periode Berlins so hochgefeierten Collegen durch die Widmung dieses Hannibal ausspricht, klingt fast übertrieben. Denn den Shakspeare-Geist, den sich Immermann künstlich einimpfen wollte, besitzt Grabbe wirklich als einen eigenthümlichen Naturfonds in sich, und wenn seine wilde, excentrische, cynische Kraft jetzt auf Einmal geregelt und mit künstlerischem Bewußtsein auftritt, so kann ich mir nicht denken, daß dies dem Meistereinfluß Immermann's sich verdanke. Grabbe's Hannibal ist eine bedeutende Bereicherung der neuesten deutschen Poesie, ein Stück von wahrhafter Originalität und hoher dichterischer Kraft, an dem wir uns einmal eine erfrischende und stärkende Speise haben schmecken lassen. In dem einfachen, großartig klassischen, epigrammatisch kurzen Stil dieser Tragödie hat Grabbe alle frühern Unarten seines Talents überwunden, und die bacchantische Redseligkeit, an der er sonst litt, ist einer

pointirten und durch stille Motive wirkenden Besonnenheit gewichen. Die dramatische Entwickelung leidet an manchen Fehlern, besonders an dem, daß sie nur in die Verhältnisse, und nicht in die Charaktere hinein verlegt ist. Die Zeichnung Hannibals bietet nur geniale Noten für den Schauspieler dar, sie ermangelt durchaus aller innern Charakterausführung, die in die Seelenbewegung des handelnden Helden hineinblicken ließe. An tragischem Lakonismus hat Grabbe noch die Griechen zu überbieten gesucht, die in ihren Trauerspielen, bei aller erhabenen Schweigsamkeit, doch bei weitem mehr Gefühlsinnerlichkeit gezeigt haben. Im Hannibal fehlt aber für das dramatische Interesse eigentlich Anfang wie Ende, da seine Individualität nicht nach innen hinein verfolgt und entwickelt ist. Die individuelle Geschichte eines Charakters versäumt Shakspeare auch in den äußerlichsten und kältesten Gebilden seiner historischen Stücke fast nie, anzudeuten. Grabbe hat sich diesmal, um seinen Gefühlsexcentricitäten entgegen zu wirken, oft in eine schneidende Kälte der Darstellung gehüllt, doch ist des Großgedachten und Hochpoetischen zu viel vorhanden, um nicht von dem Ganzen einen bedeutenden Eindruck zu hinterlassen. Die beabsichtigte tragische Ironie in der Gestalt des Königs Prusias, an dessen Hofe Hannibal sein Ende findet, ist allzu frostig hingestellt, um ihre Wirkung erreichen zu können. — Nr. 2. ist des Verfassers des Hannibal unwürdig. Diese rührende Weltmythe vom Aschenbrödel ist unter Grabbe's Händen zu einer zerlassenen Parodie geworden, in der sein bocksfüßiger Humor die schwächlichsten und nutzlosesten Streifereien gegen nahestehende Figuren in Literatur und Zeit unternimmt. In dieser Gattung ist und bleibt einmal Tieck unübertroffener Meister, und wer sie nicht nach neuen Formen und Motiven zu gestalten weiß, sollte lieber abstehen, sich nach ihm darin zu versuchen. — In Nr. 3. tritt Grabbe als scharfer Raisonneur über die gegenwärtigen Theaterzustände auf. Die meisten dieser Aufsätze, welche einen einsichtsvollen dramaturgischen Geist verrathen, sind aus dem in Düsseldorf erscheinenden oder erschienenen Journal Hermann hier von neuem abgedruckt.

* * *

Frankfurter Bilder von Eduard Beurmann. Mainz, Kupferberg. 1835.

Ein bewegtes und bewegendes Gemüth! Ein Oppositionsmensch, hinlänglich liberal, aber nicht im Uebermaß! Keiner von der Hambach'schen Höhe, aber einer aus der norddeutschen Fläche! Beschaulich und thätig zugleich! Ein lustiger fahrender Schüler, dem zum Meister die Ruhe fehlt! Von leidlichem Witz und unerheblichem Ernst! Vielseitig und einseitig zugleich! Ein Schriftsteller, dessen Kunst vorzüglich in einem anziehenden Raisonnement über Alles, was er versteht und nicht versteht, zu suchen ist! — Das Buch hat keine Rundung in sich selbst; die Bilder sind nicht cyclisch, sondern sporadisch aufgestellt; sie folgen auf einander wie in einem Guckkasten; sie sind nicht fein und sauber genug ausgeführt,

um für wirkliche Gemälde, nicht effektreich genug, um für eine durch Totalwirkung schlagende Rund- und Perspectivmalerei gelten zu können. Das Buch ist weidlich vollgestopft, mannigfaltig und bunt, nach den verschiedensten Richtungen hin thätig, durch Nebenbetrachtungen und Seitenblicke mit der Kunst, dem Theater, der Literatur und Geschichte in weit ausgreifenden Linien sich in Verbindung setzend. Der Verfasser hat die eigensinnige Laune unserer modernen Schule, das Buch nicht als ein gerundetes Kunstwerk, nicht als ein Ganzes in Kugelgestalt wirken zu lassen, sondern durch die mannigfaltigsten, secundären, mit in den Kauf gegebenen Seitenblicke, Gewürze und Zuthaten, bis zum Extrem festgehalten. Dieses bunte Vielerlei und Durcheinander zieht den Leser unwillkührlich an und mit sich fort, ohne ihm irgendwo ein festes Denk- und Ruheplätzchen zu gewähren. Beurmann ist ein Kind der Unruhe, wie wir Alle. Unsere Gedankenlinie ist an unzähligen Punkten durchbrochen, abweichend; wir haben keinen Sitz, aber eine Stimme; sind weder seßhaft, noch standhaft; in einem ewigen Wandel begriffen und doch in keinem guten; haben in der Literatur keine centrale, sondern nur peripherische Verrichtungen. Daher wirken wir auf keinem einzelnen Punkte ganz und vollkommen, aber an vielen zugleich, breitspurig. Die verschiedensten Verhältnisse durchschneiden oder berühren, unzähligen Tangenten gleich, den Kreis unsers Daseins. Diese Mannigfaltigkeit des Wirkens ist die hervorstechende Tugend, auf die auch Beurmann als Schriftsteller gerechten Anspruch zu machen hat. Er führt nebenbei einen kleinen Guerillakrieg mit leichtem und leichtfertigem Witz gegen Goethe, absolute Regierungsformen, Theaterverwaltung, norddeutsche Zeitblätter, Staatspapiere — im Einzelnen nicht ohne Erfolg, im Ganzen ohne einheitlichen Plan, ohne letzten Zweck, ohne Gesammtwirkung. Es sind oft nur Beleidigungen, die er sucht, gelegentliche Ohrfeigen, die er mit oder ohne Anstand austheilt. Die Lectüre des Buches macht keine Beschwerde; es ließt sich eben so leicht, als leicht es geschrieben ist. 88.

* * *

Gedichte von Silesius Minor. Leipzig, Otto Wigand. 1835. 216 S. 8.

Eine obwohl nicht reiche, doch mannigfaltige Liedergabe. Es sind viel Töne angeschlagen, aber keiner ist recht ausgeklungen; auch fehlt ein Unisono, zu dem die einzeln angetönten Accorde sich zusammenfügten. Es sind Gedichte aus verschiedenen Zeiten — und das ist nicht auffallend; allein diese Dichtungen sind auch fast wie Ergüsse verschiedener Individuen, da sie einem Dichter angehören, der in seinen Gedankengängen nicht derselbe zu sein schien, der er jetzt ist. Wären die Stimmungen rein und fertig ausgetönt, die Wunden recht ausgeblutet, so würden wir die Uebergänge deutlicher fühlen zwischen seinem Vormals und Jetzt; die Poesie des Verfassers ist zu aphoristisch, um ein volles ganzes Individuum in ihr ausgeprägt zu finden. — Wir haben Apostrophen an deutsche Dichter, po-

litische Gedichte, Balladen und erotische Lieder. Die andere Abtheilung, die der Autor gemacht hat, scheint nicht ganz aus dem Charakter des Inhaltes hervorgegangen. Die Sonette an deutsche Poeten fordern vielfach zum kritischen Widerspruch auf. Das Gedicht an Tieck setzt in diesem noch den alten sehnsuchtweckenden Meister voraus, der er längst nicht mehr ist. Im Sonett an Heine schlägt Silesius an des Dichters Herz, um den Funken der schlafen gegangenen und verkohlten Poesie wieder anzufachen. Wir stimmen damit überein, in Heine blos den Dichter zu lieben, nicht den Philosophaster. Die Sonette an Uhland, Rückert und Chamisso charakterisiren ihre zu feiernden Dichterhelden viel zu oberflächlich. Wunder aber nimmt uns die Hochstellung Platens, der doch nur für einen geniegewandten Versemacher, weniger für einen Dichter gelten kann. „Ein Göttersohn durchschreitest Du das Leben!“ heißt es im Sonett und wäre nur als Ironie erträglich. Wo, wann und wie hat dieser Versschnörkler das Leben ergriffen? Darin liegt eben der Unterschied zwischen Versformern und Dichtern, daß jene ihre Dichtungen künsteln, diese ihr Leben und mithin sich und ihr ganzes Selbst für das Leben ihrer Zeit in die Schanze schlagen. Platen ist ein zeitloser Dichter, d. h. gar keiner. Er macht deutsche Verse, wie die Mönche im Mittelalter lateinische formten.

In den politischen Gedichten hat Silesius Minor seine Gesinnung so ziemlich zerschleudert; er feiert das deutsche Reich, Polen, Napoleon, die Freiheit und Preußens Aar, letzteres von einem veralteten Patriotismus eingegeben. In den Romanzen und Balladen ist ein sehr feingebildeter Sangeston in Versbau wie in Diction. Nur ist die Wahl der Gegenstände und Helden keineswegs immer glücklich. Bei den acht Balladen vom Ritter Bayard thut mir die hübsche Sprache leid, die nur einen dürftigen Inhalt hat. Dieser Ritter ohne Furcht und Tadel ist ein philisterhafter Tugendheld mit etwas galantem Anstrich. Seine Thaten predigen nüchterne Moral. Die Sangesweise der acht Balladen erinnert an die gefällig oberflächliche Gewandtheit des altfranzösischen Liedes.

Bedeutsamer erscheint Silesius Minor in seinen Liebesliedern. Diesen erotischen Ergüssen fehlt freilich, was sie erst zu fluthenden Ergüssen macht, die Leidenschaft, aber als erotische Tändeleien haben sie eine interessante Charaktereigenthümlichkeit. Der Dichter giht seine Liebesgefühle in einer Abtheilung „Lieder“ und in „Liebessprüchen.“ Jene sprechen mit Zartheit von einem angeknüpften, diese mit dogmatischer Bitterkeit von einem aufgelösten Verhältniß. Es entfaltet sich in beiden Sphären die ganze Liebenswürdigkeit dieses Dichters. Seiner Neigung fehlt die Leidenschaft, sie ist kein Rausch, kein Erglühen, er wirft nicht Himmel und Welt zusammen, um begehrungssüchtig seinen Arm auszustrecken. Vielmehr hören wir einen sanften, blöden, zartsinnigen Schäfer seine Liebeseklogen singen. Seine Verse sind so zierlich wie seine Gedanken, fast merkt man seiner Grazie etwas manschettenhafte Eleganz an. Sehr artig und niedlich sind die Gedichte: Charade, Liebesbotschaft, Liebeszauber u. a.

„Mein Stern" iſt eine hübſche Spielerei, wie man ſie freilich tiefſinniger bei Rückert findet. „Gedenke mein!" iſt in Rhythmus und Haltung zu ſehr Reminiscenz an ein Goethe'ſches Lied, ſowie die Ballade „Ewige Liebe" etwas an Bürgers Tochter des Pfarrers zu Taubenhain erinnert.

K.

* * *

Kronen und Ketten. Ein Roman von Eduard Duller. Drei Bände. Frankfurt, Sauerländer. 1835.

Der myſteriöſe Titel verſpricht an Inhalt, das Volumen von drei Bänden an Maſſe viel; mehr noch verſpricht ſich der Leſer von dem Namen des bekannten Verfaſſers ſelbſt, der, während er von mir in Berlin recenſirt wird, in Frankfurt dem ſeltſamen Vogel Phönix aus den verſchlackten Kohlen hilft. Der Verfaſſer ſchwingt ſeine romantiſche Feder über das alte Deutſchland, über das alte Deutſchland des Herzogs Ludwig von Ingolſtadt, oder vielmehr über das alte Baiern; er ſchwingt ſie ferner über das alte Frankreich Karls IV., über den König ſelbſt und deſſen Gemahlin, über den Herzog von Orleans und deſſen Gemahlin, über den Kaiſer Sigismund und deſſen Nachfolger, über die Agnes Bernauerin und deren Mörder. Alle dieſe Perſonen, und noch viele Andere, handeln und ſprechen in dem Roman; ſie handeln viel, aber ſie ſprechen noch viel mehr — beſonders in Deutſchland, und beſonders da, wo es zu handeln Noth thut, am kaiſerlichen Hofe, auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz und im Munde des Verfaſſers. Duller's Sprache ſchleudert Shakſpeare'ſche Donnerkeile; Duller's Phantaſie erzeugt Blut, ſpeiſt Blut und giebt Blut wieder von ſich; Duller's philoſophiſcher Verſtand erſäuft ſich in Blut. Nicht ein Fieberfröſteln, ein ganzer gewaltiger Fieberſchauer fährt über die Haut des Romans, daß er ſeine Glieder ſchüttelt, wie ein Kranker, deſſen urkräftige Natur dem Tode Widerſtand leiſtet. Da iſt keine Ruhe, keine Mäßigung, keine Beſonnenheit! Da iſt Krampf, aufgepuſtete Kraft und Trotzköpfigkeit! Trotz auf mannhafte Geſundheit, Trotz auf angeborne Genialität, Trotz gegen die Form und Regeln der Kunſt, Trotz gegen den heiligen Apollo vom Muſenberge, den Tieck uns neulich in einer Vorrede ſo dringend empfahl. Duller mag nur ſchreiben, wenn ſeine Phantaſie in glühenden Fluß oder in die Berſerkerwuth geſetzt iſt. Dann ſchwellen ihre Adern blau an, ihre Stirnfalten runzeln ſich, ſie tobt, ſchlägt um ſich und zertrümmert die Form des neuen Werks, über das ſie brütet, ſchon im Entſtehen. Er ſelbſt aber, der Träger dieſer Phantaſie, ſchreitet durch das heimliche Zimmer, arbeitet mit dem Gemüth, mit dem Munde, mit den Händen, während ſein Mittelsmann, der Secretair, dictando ſchreibt und das unbegreifliche Weſen ſeines Herrn als Protocollführer durch Feder und Tinte begreiflich macht. Ich meine, daß Dullers Product zu den beſſern Erſcheinungen gehört, welche der breitfließende Strom der Romantik in neueſter Zeit als Luftblaſen emporgetrieben hat, — ein Roman, welcher im handfeſten altdeutſchen Marſchtritt daherſtampft,

wie ein grundehrlicher Landsknecht! Ein Roman, welcher durch das kriegerische Hauptcadre seiner Personen und Begebenheiten wirkt, nicht durch den Troß- und Bagagezug beiläufiger Betrachtungen! Ein Roman, der die liebe leidige Subjectivität glücklich erstickt und erdrückt durch seine Massenhaftigkeit und eigene Schwerkraft! Ein Roman endlich, der seinen Weg und sein Ziel selbstständig verfolgt, und die Flachlands- und öde Haidenatur des historischen Walter Scotts-Romans umsichtig vermeidet! Ich habe bei der Lectüre dieses Romans oft an Shakspeare und Goethe, da er noch jugendlich und ritterlich frisch war, unwillkührlich mich erinnert, wie ich umgekehrt bei der Lectüre moderner Romanenerzeugnisse, um den möglichsten Genuß zu haben, mich zwinge, die Heilande und Apostel der Poesie aus meinem Gedächtnisse wegzuschaffen. Entweder wird sich aus dieser Kraft etwas Tüchtiges entwickeln, oder sie ist nur die künstliche Füllung eines Ballons, die ihn unnatürlich aufpustet, eine Zeitlang in der Luft und der Schwebe erhält, und, wenn sie vorausgabt oder verflogen ist, desto tiefer sinken läßt auf die Fläche oder in das Schilfmeer, wo Pharao mit seinen Reisigen umkam, — ein groß angelegter Prachtzug, der im Schmutze schmutzig und mit lächerlicher Tragik schließt! 88.

* * * .

Bad-Almanach. 1836. Herausgegeben von August Lewald. Mit sieben Stahlstichen. Stuttgart, Liesching. 514 S. 8.

Die gediegene Pracht, mit welcher dieser Almanach ausgestattet ist, verdient schon allein in Deutschland zum Gegenstand der Besprechung zu werden. Eine große und immer sich steigernde Regsamkeit zeigt der gegenwärtige Buchhandel, aber so wie Fichte eine eigene Abhandlung schrieb, um den Leser zum Philosophiren zu zwingen, so wetteifert das glänzende Elend so vieler aufwandsreichen Buchhändlerspeculationen nur in der Taktik, den Leser zum Kaufen zu zwingen. Werden diese reichen Tressenkleider, in welche sich jetzt die meisten literarischen Erscheinungen hüllen, den Deutschen ein literarisches Anständigkeitsgefühl beibringen? Denn was kann unanständiger sein, als wenn die schöne, weiße Hand der Leserin sich an dem schmierigen und öligen Einband eines Leihbibliotheken-Matadors vergreift und eine von Tabaksqualm durchzogene und mit dem scharfen Athem ihrer Vorgänger ihr entgegenduftende Production des Genies vor Augen und Nase bringt! Warum schickt sie nicht in den Buchhandel, um für Nadelgelder und Wirthschaftsersparnisse dieses oder jenes Lieblingsbuch einzutauschen, und in seiner jungfräulichen Reinheit, wie es aus den Händen der Schöpfung hervorgegangen, zu lesen und wieder zu lesen? Die Buchhändler haben angefangen, den bessern Regungen des Publikums entgegen zu kommen. Theils erreichen die Novitäten der deutschen Literatur durch ihr Aeußeres immer mehr den Glanz und Werth von Industrie- und Luxus-Artikeln, für die einmal eine Geldausgabe zur guten Lebensart gehört, theils tritt der Buchhandel durch die Vertheilung ganzer Werke

in einzelne Bogenlieferungen nur als ein höflicher und geduldiger Gläubiger auf, der die deutsche Armuth auf leicht zu haltende Groschentermine setzt. Obwohl bei beiderlei Kriegslisten in literarischer Hinsicht viel Unwürdiges unterläuft, so kommt doch das deutsche Publikum dadurch allmälig wieder in die Gewohnheit des Kaufens hinein, welches die beste Tugend an einem Publikum ist.

Dieser Lewald'sche Bad-Almanach, welchen der strebsame Verleger ganz in der fashionablen und für große Welt berechneten Weise der englischen Taschenbücher hergestellt, hat sich eine andere Saison erwählt als seine übrigen deutschen Gattungsverwandten. Diese sind in der letzten Zeit ziemlich aus der Mode gekommen und in ihrem Credit gefallen, da auch die lahmgewordene Tieck'sche Novellenmuse, die für 10 Louisd'ors per Bogen noch immer ihre Anstrengungen zum Flor dieser Taschenbücher machte, jetzt nichts mehr an diesen goldenen Weihnachtsklämmern, wie er sie selbst benannt hat, zu bessern vermag, vielmehr durch solche geisteeschwach bösartige Machwerke, wie „Eigensinn und Laune" in der neuesten Urania, (wovon ich nächstens in diesen Blättern ausführlich reden werde) ihr zeitgemäßes Interesse sinken macht. Der Bad-Almanach hat den Vortheil, daß er nach Beendigung seiner Saison auch in die Winterlectüre mit hinübergenommen werden kann, wozu ihn die Mannigfaltigkeit des Inhalts und die Anschaulichkeit der Stahlstiche empfehlen. Er enthält Beiträge von G. Pfizer, Wolfg. Menzel, Gutzkow, A. Lewald, Aloys Schreiber, Wilibald Alexis, W. A. Gerle, A. Zoller, R. Heimbert, Fr. Rückert. Die unterhaltendsten sind die geschichtlichen Erinnerungen von den Jahren 1806 — 1813, von Lewald aus den Papieren eines Freundes mitgetheilt, die deutlich das Gepräge wirklicher Erlebnisse an sich tragen, und die Meerschaumflocken, von Wilibald Alexis, badgesellschaftliche Scenen aus Swinemünde, im berlinischen Conversationsstil ausgeführt. Das ungewöhnlichste und piquanteste ist Gutzkow's „Arabella", die Geheimkünste der weiblichen Toilette mit tragischer Ironie behandelnd, aber der Eindruck davon ist doch nur ein frostiger und widerwärtiger. Der Verfasser geht von einer originellen Anschauung aus, aber er meißelt sie kalt und verachtend in einen Stoff hinein, den er mit scharfen, ätzenden Tinten färbt, ohne ihm innere Bluts- und Lebenswärme zu geben. Gutzkow sollte diese bizarre Genremalerei des französischen Romanticismus verschmähen!

* * *

Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Dr. Karl Wagner. Darmstadt, Diehl. 1835. LX und 520 S. 8.

Mephistopheles-Merck, dessen hagere Gestalt, spitze Nase und graue Tigeraugen uns Goethe vielleicht allzu fürchterlich anschaulich gemacht hat, tritt hier, zu gleicher Zeit mit Knebel, mit dem er fast dieselben Verhältnisse und Berührungen gemein hatte, mit seinem interessanten Briefwechsel

hervor. Merck war, wie Knebel, eine Mittelfigur der weimarischen Literaturperiode, vielleicht von noch größerm geselligen Talent und Anziehungskraft als dieser, aber mehr ein reizendes und prickelndes Zwischenelement unter diesen großen Geistern abgebend. Die Briefe, welche sie an ihn schrieben, können an Inhalt, Werth und Bezüglichkeit nicht mit denen verglichen werden, welche der hingebende und gemüthvoll-empfängliche Knebel von denselben Personen erhielt. Merck war ein Mann ohne Herz, aber von großem, gewaltigem Verstand, der, bei einer weniger verzehrenden Unruhe des Charakters, sich erfolgreicher und allgemeinnütziger nach irgend einer Richtung hin hätte erweisen müssen. Zwar versuchte er mit seinem umfassenden Scharfsinn und einer fast dämonischen Thätigkeit Alles und Jegliches, und neben seinen eifrigen Naturforschungen, in denen er zuerst in Deutschland eine entschiedene Aufmerksamkeit auf das Studium der aufgefundenen Petrefacten und vorweltlichen Knochen lenkte, und den mancherlei literarischen Feldzügen seiner kritischen Laune, gab er sich eifrig damit ab, Gewerbevereine, Kattundruckereien, Buchdruckereien, Bleichanstalten und Baumwollenspinnereien zu gründen. Von dem Vielen aber gelang ihm Nichts, und ein regsamer, tüchtiger, praktischer, scharfer Geist, wie er, konnte in keiner Hinsicht bestimmte Erfolge gewinnen. Es fehlte ihm die Einheit des Charakters und Gemüths, aus der sich allein Freudiges und Fruchtbares hervorbringen läßt; er liebte nichts, Gefühle waren ihm zuwider, selbst von Freundschaft mochte er nichts sprechen hören. Endlich jagte er sich eine Kugel durch den Kopf, aus Ueberdruß an einer Welt, die ihm sein überlegener Geist längst bis in alle Fasern zersetzt hatte, und von einer schmerzlichen Krankheit getrieben, welche er nicht geistig überwinden konnte, noch mochte.

Die interessantesten Briefe in dieser Sammlung sind die, welche Wieland an ihn schrieb, der von Merck's schlagfertiger und rauflustiger Kritik für den deutschen Merkur zu profitiren suchte und sich bemühte, ihm so viel als möglich abzugewinnen. Der Merkur fing an, altersschwach zu werden und wollte beim Publikum nicht mehr ziehen. Wieland suchte ihm durch Merck einige neue und frische Säfte einzuflößen, da er selbst zu gutmüthig und in Coterieen verwickelt war, um mit scharfer Kritik etwas wirken und seinem Journal Leben geben zu können. Er schrieb bloß Märchen und Göttergespräche für den Merkur, während Merck durch seine beißenden und kenntnißreichen Recensionen dem flaugewordenen Institut von Neuem Aufsehen verschaffte. Es ist ein Fehler, daß der Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung diese Merck'schen Kritiken nicht mit abdrucken ließ, da die Auswahl von seinen Fabeln und Erzählungen, die er vorangestellt hat, für Merck's Charakteristik bei weitem nicht so wichtig ist. — Andere Briefe sind von der Herzogin Amalie, Karl August von Sachsen-Weimar, J. G. Schlosser, der merkwürdig über die Unsterblichkeit schreibt, Friedrich Nicolai, dessen Expectorationen über den deutschen Buchhandel bemerkenswerth sind, Sophie la Roche. Ferner von Boie, dem eifrigen und musterhaften Verwalter des Göttinger Musenalmanachs, der selbst

bisher nur als mittelmäßiger Dichter bekannt war, durch die Briefe aber, mit denen er sowohl hier, als im zweiten Bande von Knebels Nachlaß erscheint, zu besseren Ehren gelangt, indem er einen feinen Verstand und seltene Redlichkeit, mit der er junge aufkeimende Talente begünstigte, bethätigt. Die merkwürdigsten Briefe, die Herder geschrieben, sind die an Knebel, die ebenfalls im zweiten Bande seines Nachlasses sich finden werden, worin eine Freiheit und Keckheit, Offenheit und Rücksichtslosigkeit der Aeußerung sowohl über sich selbst, als über die Verhältnisse in seinem Kreise sich kundmacht, die Herders Charakter in seiner höchsten Energie und Ungezwungenheit zeigt. An Knebel ließ er sich ganz und zu seiner größten Satisfaction darin gehen, während ihn sonst der Priesterrock und seine Stellung in Weimar zu einer Timidität und Unbestimmtheit nöthigte, die an seinem ursprünglich kräftigen und gewaltigen Geist wie die Schwindsucht zehrte. Ich wollte bei dieser Gelegenheit im Voraus auf jene Briefe aufmerksam machen, da Herder von einer neuen und noch nicht hervorgehobenen Seite darin erscheint, von der muthigen und rücksichtslosen, die er auch in den hier mitgetheilten Briefen an Merck, dem man sonst Alles sagen konnte, nicht in ähnlichem Maaße herauszukehren wagt. Uebrigens nehmen sich alle Personen, die an Merck schreiben, wenig gegen ihn zusammen in ihren Ausdrücken und Aeußerungen; die jüngferliche Reinlichkeit des alten Wieland erwehrt sich selbst des Wortes „bepissen" nicht (rien que de pisser!), und Goethe, der damals nur flüchtige Zettel im Ton eines verfossenen, genialen Studenten schrieb, versichert öfter, daß ihm ganz „sauwohl" sei.

* * *

Ausführliches Lehrbuch der deutschen Sprache, von Dr. J. C. A. Heyse. Fünfte Ausgabe, neu bearbeitet von Dr. K. W. L. Heyse, Prof. Ersten Bandes erste Abtheilung. Hannover, Hahn. 1835.

Die Unförmigkeit und Massenhaftigkeit der deutschen Sprache und das lange geschichtliche Leben', das sie seit ihrem Urzustande, unter vielfachen Veränderungen und den mannigfaltigsten, zum Theil von den Einflüssen ihrer eigenen Dialekte, zum Theil von den Einflüssen der ausländischen Sprachen, oder auf dem Wege einer völligen Revolution, von einer neuen überwältigenden geistigen Richtung herbeigeführten Vibrationen und Schwankungen bis zu ihrer jetzigen Ausbildung geführt hat, haben auch auf Gestalt und Anlage unserer deutschen Sprachlehren zugleich verdickend und ausbreitend gewirkt. Die pedantisch-ängstliche, schwerfällige Natur der deutschen Gelehrten, die den Stoff nicht scheffelweis abmißt, sondern körnerweise ab- und zusammenzählt, kam hinzu, um die deutschen Sprachlehren zu kolossal-massenhaften Gebilden aufzutreiben, die dem Leser zu durchdringen fast gleiche Mühe kostet, wie dem Verfasser, sie ins Werk zu stellen.

Diese großartige Gründlichkeit, mit einem speculativen sprachlichen

Tiefsinne verbunden, macht sich vor Allem in J. Grimms deutscher Grammatik geltend, deren überraschenden Resultaten und Aufschlüssen seitdem die neuern Sprachlehren sich mehr oder weniger anschlossen. Becker, Grotefendt, Radlof und Andere thaten hinzu, nahmen fort, bauten aus. Die Aussprache einzelner Buchstaben gab, wie in Bauer's Grammatik, zu weitschichtigen Untersuchungen Anlaß. Heinsius und der Magdeburger Heyse suchten das gewonnene Erz in Cours zu setzen und die Resultate gelehrter Arbeiten populär zu machen. Aber die angestrebte Popularität mußte, in diesen überaus gedehnten und weitläufigen Werken, eine nicht selten abschreckende Breite und Plattheit herbeiführen. Der Speculationsgeist verschwand, aber die Pedanterie blieb. Die Sprachlehren wurden durch ihre Masse undurchsichtig, trocknes Holz, an dem das flüssige Gummiharz philosophischen Sprachsinnes einschrumpfte und eindorrte. Die Reizlosigkeit dieser Arbeiten wurde allmälig tiefer empfunden. In den Gelehrtenstuben nie einheimisch, verschwanden sie sogar aus Schule und Haus.

Diesem Mangel anmuthiger Darstellung, erquicklichen Lebens und tieferer, auf die Urformen der Sprache eingehender Begründung abzuhelfen, war die Aufgabe und der Zweck der neuen Bearbeitung, welche die Heyse'sche Grammatik unter den Händen des jüngeren Heyse erfahren hat. Sie wird ausgedehnter noch, als die frühere, aber auch vollständiger, lichtvoller. In das trockne Holz geht der Saft der Philosophie erkräftigend über. Die Sprache erscheint nun als ein beweglicher, lebendiger Organismus und wird als solcher behandelt. Die Geschichte der deutschen Sprache, die in der alten Bearbeitung auf 79 Seiten abgefertigt wird, dehnt sich hier über 120 S. aus. Vom Allgemeinen schreitet die Betrachtung zum Einzelnen fort. Der jüngere Heyse nennt die Sprache überhaupt den lautgewordenen Geist des Menschen, die ins Leben tretende Vernunft, eine Definition, die mindestens nicht bestimmt, nicht individuell genug ist; sie paßt eben so gut auf eine Reihe vernünftiger Handlungen, oder auf die lautlose Zeichen- und Geberdensprache der Stummen, die zuletzt auch nichts Anderes sind, als eine in's Leben tretende Vernunft. Diese Ausstellung nebenher, unbeschadet der Anerkennung, die dem großen Ganzen gebührt! Geschieht so in dieser einleitenden geschichtlichen Entwickelung dem geistigen Element gerechte Würdigung, so giebt ein Anhang dazu einen Ueberlick über die grammatischen Formen, wie sie aus der gothischen Wurzel, durch den Stamm des Alt- und Mittelhochdeutschen hindurch, bis zur Saftigkeit der Blätterkrone, die im Neuhochdeutschen sich voll und üppig ausbreitet, entwickelt worden.

Schemata, in interessanter vergleichender Tabellenform, sind beigefügt. So läßt uns diese der eigentlichen Grammatik vorausgeschickte Betrachtung hoffen, daß auch weiterhin dasjenige, was in der Sprache geistiger Bedeutung ist, dem rein Körperlichen in ihr Raum abgewinnen, daß aber auch andrerseits die Form, in Hinsicht ihres geschichtlichen Lebens und als ein lebendig Veränderliches, immerdar sich Fortentwickelndes einer gründlichern Betrachtung sich erfreuen werde. Eine zeitgemäße, von

einem tüchtigen Kopfe geleitete Revolution hat in die alte Heyse'sche Sprachlehre einen allgemeinen Umsturz gebracht, der uns ihren frühern Zustand fast aus den Augen rückt und nur das stammhaltend Brauchbare an seiner Stelle duldet. 88.

* * *

Schlesiens Antheil an deutscher Poesie. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von August Kahlert. Breslau, August Schulz und Comp. 1835.

Keine Provinz Deutschlands entwickelt eine größere Masse provinzieller Gesinnung, Anhänglichkeit an die Geburtsscholle und Enthusiasmus für die vaterländischen Produkte und Fabrikate, für Linnenzeug, Landwein und Schaafwolle, für die Schneekuppe und die Kapelle darauf, für die Stadt Breslau und den von Fülleborn besungenen Thurm von St. Elisabeth darin, für das Institut der Landwehr, endlich für die provinziellen Amts- und die städtischen Wochenblätter, als der gedehnte Landzipfel, der von dem preußischen Staatsmantel südlich herunterhängt und in den Erdbeschreibungen unter dem Namen Schlesien verzeichnet steht. Das Land trägt in seiner Fruchtbarkeit, seiner Literatur und seinem geselligen Verkehr den Charakter der ausgebildetsten, aber auch einseitigsten Gutmüthigkeit. Nie hat die Phantasie seiner Bewohner zu den schreckhaften, entsetzlichen Gebilden einer blutgierigen Bergmährchenwelt sich verdichtet; sie erhob sich nur bis zur Schöpfung des launigen Neck- und Koboldgeistes Rübezahl; sie blieb wesentlich gutmüthig, wesentlich provinziell. Nie hat die Geschichte des Landes in Krämpfen und Zuckungen sich geäußert, die, aus einem Fehler der innern Organisation hervorgegangen, umliegende Länder miterfaßt hätten; sie blieb gleicherweise provinziell. Nie wird Schlesien Sitz einer polemisirenden Kritik werden, die über die Grenzen des Landes hinaus- und in die Bewegungen der Zeit als Bewegungskraft eingreift; sie wird, auf ein bloßes gesundes Urtheil als ihren Grundstoff zurückgeführt, immer wesentlich provinziell bleiben. Schlesien bedarf der auswärtigen Flug- und Zeitblätter nicht; jede Stadt hat das ihrige, welches sich mit vaterländischen Gegenständen beschäftigt und neben schlecht vorgetragenen Erzählungen auch Räthsel, Charaden und naive Annoncen liefert. Die Landesliteratur hat keine Fähigkeit in sich, in die Ferne zu wirken; sie hat nur zweimal über die Grenzen der Provinz sich ausgedehnt, nicht durch die innere Wärme der Genialität, sondern durch die kalte Musterhaftigkeit der Form, einmal die Poesie regulirend durch Opitz, sodann sie desorganisirend durch Lohenstein und Hoffmannswaldau. Damals gab es wirklich eine schlesische Schule, die durch Neukirch in den reinsten Wasserstoff sich auflöste. Schlesien ist bei aller Beschränktheit innerlich gesund und weiß von den unbehaglichen Zuständen nichts, über die man in der Nachbarschaft klagt und emporwächst. Denn jedes Wachsen äußert sich krankhaft; Krankheit und Schmerz dehnen die Psyche aus;

das Körperliche selbst tritt zur Zeit krankhafter Erregung in die Potenz und Bedeutung des Geistigen.

Auch das vorliegende Buch ist ein Produkt schlesisch-provinzieller Gesinnung. Der Titel ist gut gewählt; er vindicirt der Provinz keinen Einfluß, aber wohl einen Antheil an der Poesie. Jedoch hat sie in den Individuen, die auswärts Form und Gestaltung annahmen oder ihren ursprünglichen in Schlesien niedergehaltenen Anlagen die zukömmliche Richtung gaben, sich geltend gemacht. Diese Individuen, die all' ihr Sein, Thun und Denken von der heimischen Scholle losrissen, gehören der deutschen Gesammtliteratur, nicht ihrer Provinz an. Schon die Karschin, der verliederte Burrmann, der wahnsinnige Moses Kuh dichteten, vegetirten und bettelten zu Berlin. Raupach dirigirt die Berliner Bühne; Wilibald Alexis den Freimüthigen und die norddeutsche Novellistik; Eichendorf die märkische Lyrik; Contessa und Schleiermacher liegen im märkischen Sande verscharrt; Kopisch malt und dichtet; Mansred (Drärler) reimt; Zedlitz windet Todtenkränze im Ausland; Menzel bewacht und bewohnt sein kritisches Nest mitten in Schwaben, dem Land des Gesanges. Man sieht, welche zum Theil außerordentliche literarische Potenzen Schlesien nach dem Auslande absetzt und dort verarbeiten läßt; aber man sieht auch andrerseits, wie wenig das Land befähigt ist, geistig aufgeschlossenen Menschen auf die Dauer Leben und Nahrung zu gewähren und in die Masse seiner Literatur eine centrale, die Einzelnen festhaltende Bedeutung zu bringen. Die literarischen Dämpfe drängen den provinziellen Deckel fort und machen sich frei. Vor Allem saugt die vornehme, kaltherrische Haupt- und Centralstadt Preußens, wie ein durstiger, nicht zu ersättigender Schwamm, die geistigen Kräfte Schlesiens auf. Weniger war dies im Opitz'schen Zeitalter der Fall. Die meisten seiner damaligen Poeten, wie Scultetus, Logau, Butschky, Gryphius, Hoffmannswaldau, Lohenstein, Abschatz, lebten, wirkten und starben in der Provinz, zum großen Theil als Stadtsyndici. Schlesien hat jeder Zeit mehr durch einzelne Männer, als durch eine literarische Gesammtheit und das Streben einer Corporation gewirkt. Es stellte in Gryphius den ersten regelrechten Tragiker, in Opitz ein Formular für das Lied, in Logau ein würdiges Schema für das Epigramm, in Silesius einen Repräsentanten seelenvoller Mystik, in Günther das erste Muster genialer Liederlichkeit und didaktischer Liebenswürdigkeit auf. Unsre moderne Zeit mit ihrer Stoß- und Bewegungskraft treibt die Literatur hinaus und zwingt sie nicht selten zu einem nomadischen Leben, welches einer Pilgerschaft nach dem gelobten Lande ähnlich sieht.

Ein ächtes Volkslied kann Schlesien nicht aufweisen. Hierzu fehlt dem Volke der spielende Humor, die Liebe, der Haß, die Phantasie, Gesammtlust und Gesammtschmerz. Die Schlesier haben bis jetzt eine Gleichstellung Aller vor dem Recht der Poesie, was zum Gedeihen des Volksliedes nothwendig ist, nicht erfahren. Kahlert selbst nennt die Gelegenheitsdichterei eine nationelle. Eben so nationell mag der Schlesische Musenalmanach sein, der, dem deutschen Vaterlande unbekannt, allein

durch die Theilnahme der Schlesier an provinziellen Erscheinungen sich erhält. Man liest ihn in Schlesien, nicht weil er ein Musenalmanach, sondern weil er ein schlesisches, ein inländisches Fabrikat ist.

Es wäre wünschens- und dankenswerth, wenn neben diese gelungene Arbeit, ausgestattet mit gleichem Fleiß, gleicher Gründlichkeit und gleich unbefangenem Urtheil, ähnliche Spezialgeschichten sich stellten, welche die Gesittung und literarische Thätigkeit der übrigen Provinzen Deutschlands näher und schärfer in's Auge faßten. Was Schwaben durchdringend und umgestaltend für die lyrische Poesie, was die Mark für Kritik und Wissenschaft in centraler Bedeutung, was Sachsen, Baiern und Oesterreich in den verschiedensten Richtungen früher oder später geleistet haben, würde, auf diese Weise behandelt, überzeugend und überraschend hervortreten und für eine künftige Geschichte der deutschen Nationalliteratur die genügendsten und gründlichsten Vorläufer und Vorarbeiten veranlassen. 88.

* * *

Christenthum und Vernunft für die Abschaffung der Todesstrafe. Sammlung landständischer Verhandlungen des Königreichs Sachsen, nebst anderen wissenschaftlichen Mittheilungen von Großmann, Eisenstuck ꝛc. ꝛc. Mit Bemerkungen von Professor Grohmann. Berlin, G. Reimer. 1835.

Es ist eben so leicht, einem Menschen das Herz, als den Stab über seinem Haupte zu brechen. Unsre Criminaljustiz, eine geweihte Reliquie barbarischer Zustände, behandelt die todeswürdigen Verbrechen nach den alten stereotypen Ausgaben des Blutgesetzes. Unterdessen hat die Anatomie der Seele, die Psychologie, tiefer geschnitten, ist auf den Punkt gekommen, wo der Zusammenhang der geistigen mit der leiblichen Natur nachgewiesen werden kann, hat an den Buckeln und Senkungen der Hirnschaale die verschiedensten Seelengebrechen abgetastet und in unsre Beurtheilung verbrecherischer Handlungen eine Bedächtigkeit gebracht, die einer Entschuldigung, ich will nicht sagen Beschönigung, ähnlich sieht. Nur die heilige Justiz läßt sich nicht irren. Sie giebt um keinen Finger ihres ausgestreckten Arms, um kein Quentchen ihrer durch festgesetztes Maaß und Gewicht beschwerten Waage, um keinen Paragraphen ihrer römisch-germanischen Rechtsverfassung nach. Was vor Jahrhunderten festgestellt worden, soll heutigen Tages, der vorgeschrittenen Intelligenz zum Trotz, gelten als ein Nothwendiges, wie die Stimme des jüngsten Gerichts. Untrügbares. Jede Ermäßigung ist ein Akt der Gnade, auf Kosten des Rechts. Wenn aber die Gnade die Forderungen des Gesetzes verkürzen darf, so muß es erlaubt sein, die Infallibilität der Justiz in Zweifel zu ziehen; denn das Recht ist unveräußerlich, unwandelbar, unverkürzbar. Man könnte sagen: die Gnade geht von Einem aus; das Recht ist eine alte Ueberlieferung, der Akt einer Corporation. Die Gnade ist das Recht eines Individuums, welches in die Gleichmäßigkeit und Starrheit des Gesetzes Leben und Bewegung bringt, ein Recht, welches in gewissen

Fällen das Gesetz aufheben und ihm opponiren darf. Was aber ist das für eine Gnade, die von der Willkühr, den Ansichten und dem Bildungsgrad eines Einzelnen abhängt? wo findet sie ihre Grenze? wo ist ihr Ausgangspunkt? — oder was ist das für ein Gesetz, welches von einem Einzelnen nach Belieben modificirt, dessen Ausspruch theils von dem Begnadigungsrecht aufgehoben, theils von dem Schärfungsrecht potenzirt und gesteigert werden darf, je nach Gutbefinden eines Einzelnen? Wir stehen hier auf der schwankenden, aber blutgetränkten Schwelle der Criminaljustiz; sie ist locker, aber vielfach unterbaut und gestützt und wiederum vielfach erschüttert durch die Gnade selbst. Jedenfalls findet hier eine Inconsequenz statt.

Unsere Zeit strebt eine Emancipation der Frauen, der Juden und auf ähnliche Weise der todeswürdigen Verbrecher an. Auch diese sollen gewissermaßen emancipirt, die Aufhebung der Todesstrafe gesetzlich werden. Unsere Zeit ist überhaupt eine, die den alten Boden umrodet und das fruchtbare Erdreich zu oberst zu bringen sucht. So lange eine Grausamkeit im Schutz der Gesetze steht, scheint das Gegentheil unmöglich, unersprießlich, schädlich; ist sie aber außer dem Gesetz gestellt, so wird ihr ehemaliges Vorhandensein unbegreiflich, ihre abermalige Einführung undenkbar. Die Folterkammern, die Hexenprozesse, die militärischen Strafen, die auf das grausamste Raffinement, auf Latten und Spießruthen, sich gründeten, sind zum Theil erst vor kurzem abgeschafft. Die Moralität ist seitdem gestiegen; die Verbrechen sind seitdem, der Qualität nach, depotenzirt worden; wir ahnen in diesen furchtbaren Qualen und Anstalten etwas durchaus Zweckloses, Unnatürliches, etwas unsagbar Dämonisches. Oeffentliche Strafen der Art, wozu die Todesstrafe gehört, erinnern das Volk an die Möglichkeit, ähnliche Verbrechen zu begehen; man begeht sie, indem ihre Möglichkeit im Gedächtniß festgehalten wird. Umgekehrt sollte man sie aus dem Gedächtniß des Volks herauszuschaffen suchen.

Eine Strafe in dem Sinne, wie sie in den Kleinkinder- und Warteschulen angewandt wird, ist in einem Staate nicht wohl denkbar. Für jeden Staatsbürger muß ein hinlängliches Maaß Vernunft im Voraus angenommen werden, das ihn in allen Fällen nach Gründen handeln läßt. Wer aber nach Gründen und doch dem Gemeinwesen schädlich handelt, darf nicht bestraft, sondern nur unschädlich gemacht, eingeschränkt, von dem Gemeinwesen fern gehalten werden. Lassen sich bei einer verbrecherischen Handlung keine vernünftigen Gründe entdecken, so ist anzunehmen, die Psyche sei augenblicklich verdunkelt, das Gehirn verschoben, der ganze Mensch verrückt und in einen Zustand der Unzurechnungsfähigkeit geworfen worden. Also abermals keine Strafe, sondern, wie bei den Narren, eine den verderblichen Folgen künftiger Thorheiten und Narrheiten vorbauende Absperrung, verbunden mit heilkräftigen Mitteln, Beschäftigung und Arbeit, damit die verunglückte Psyche zurechtgerückt und die angehäufte krankhafte Materie im Gehirn mit der vorhandenen gesunden wieder in's Gleichgewicht gebracht werde. Es kommt nicht darauf an, die verirrte

Vernunft kurzweg zu ſtrafen, ſondern ſie auf den rechten Weg zu bringen und bis dahin abzuſperren und zu beobachten. Die Jurisprudenz muß mit dem Studium der Medicin und Pſychologie anfangen und gewiſſermaßen mit der Theologie endigen.

Aber unſre Criminaljuſtiz will Blut um Blut, Zahn um Zahn, Auge um Auge; ſie übernimmt das Syſtem der Blutrache, gleich als ob durch einen Akt der Sünde die Sünde aufgehoben und die beleidigte Menſchheit geſühnt würde. Der Henker ſoll mit Schwert, Galgen und Rad die Geſammtheit vertheidigen gegen den Einzelnen. Man glaubt, der Sünde den Kopf zu kappen, wenn man einem ſündhaften Individuum den Kopf abſchlägt. Aber die Sünde iſt wie die Hydra eben ſo giftig als vielköpfig; ſie hat eine unverwüſtliche Reproduktionskraft; Blut iſt ihr angenehm, von Blut zehrt und nährt ſie ſich; für einen abgeſchlagenen Kopf treibt ſie zehn andere eben ſo giftige hervor. Das gezähmteſte Raubthier wird, wo es Blut ſieht, hitzig und mordſüchtig. In gewiſſer Hinſicht bleibt das Volk, die Vornehmen mit eingeſchloſſen, immer eine Beſtie. Der römiſche Haufe ergötzte ſich an ſterbenden Gladiatoren und den zuckenden Gliedern zerriſſener Sklaven; der ſpaniſche jubelt, wenn ein wüthender, abgehetzter Stier verendet; der engliſche freut ſich an Hahnkämpfen und blutenden Borern. Wir Deutſchen ergötzen uns auf ähnliche Weiſe an den freilich ſparſam dargebotenen blutigen Schauſpielen, welche die Criminaljuſtiz uns bereitet. Es thut uns Zahmen wohl, in unſerm friedfertigen Zuſtande einmal Blut fließen zu ſehen; der in unſerm Innern murrende Löwe rührt ſich ſodann und ſchüttelt ſich freudig. Ich erinnere mich, daß nach einer gutgelungenen Hinrichtung in Berlin das Volk laut aufjauchzte und ein Bravo ausbrachte, ich glaube, nicht dem ſeinem Handwerk gewachſenen Scharfrichter, ſondern dem anziehenden blutigen Akt ſelbſt. Wozu ein ſolches unnöthiges Blutvergießen, das für den Guten keine Lehre, für den Böſen keine Warnung ſein kann? Entweder meint der Letztere, er werde kein ſolcher Tölpel ſein und ſich auf der That ertappen laſſen, wie der eben Gerichtete, oder er vergißt im Taumel der Sünde Geſetz, Galgen und Rad; er begeht ſein Verbrechen im Zuſtande des Halbbewußtſeins und der Trunkenheit. Die Erfahrung ſpricht für die Aufhebung der Todesſtrafe, für die Gefängniſſe Nordamerikas, die zugleich Verpflegungs- und Erziehungshäuſern ähnlich ſehen, gegen die Kerker des hartherzigen Englands, die nur allzuoft Vorhöllen des Hochgerichts ſind. Warum tritt unſre Juſtiz, die ſich ſonſt vom öffentlichen Leben zurückzieht, nur auf der Richtſtätte, wo die Glieder eines Unglücklichen beſchimpft, verkürzt oder einzeln zermalmt werden, vor die Augen des Volks? Warum paradirt ſie ſo wohlgefällig mit Strick, Rad und Schwert? Warum läßt ſie ſich, die in Inquiſitionsſtuben Vegetirende, in einzelnen Fällen von dem Henker vertreten, von der mechaniſchen Gewalt, von dem Block und dem Richtſchwert? — Weil ſie ihr ſonſt zweifelhaftes Daſein nachdrücklich manifeſtiren will, befiehlt ſie die Blutthat und macht die Zuſchauer zu Blutzeugen.

Wenn unsre Gewaltigen, unsre gekrönten Podesta's, ein Todesurtheil unterschreiben sollen, so zittert ihnen die Feder in der Hand. Sie fürchten Gefahr für den Staat, wenn sie das Gesetz aufheben, Gefahr für ihr Gewissen, wenn sie es vollstrecken. Die selbst unsern Fürsten inwohnende, gegen veraltete Formen sich richtende Opposition, diese heimliche Bauchrednerin, diese in dem tiefsten Winkel, auf der äußersten Linken des inwendigen Menschen sitzende und murrende Stimme des Gewissens, erleidet jedoch gewaltsam dämpfende Reactionen. So schreitet unsre Zeit fort, wie der Wurm, der immer sich einziehen muß, um sich weiter fortzuschnellen. Aber diese Bedenklichkeit der Fürsten zeugt gegen die Zulässigkeit der Todesstrafen und bringt ihnen Ehre, wie dem Gesetze Schmach. Einem Philosophen, wie Hegel, der die Individuen despotisch seinen philosophischen Principien opfert und in der Hinrichtung eine Rettung des Geistigen durch Hingabe des Leiblichen zu finden meint, einem priesterlichen Inquisitionsmann, wie Ammon, der vor der Einführung der Blutrache zittert und sie dem Staat auf's Gewissen schieben will, würde diese Bedenklichkeit abgeschmackt vorkommen. Ich erkenne darin die Stimme des Gewissens, den Anfang einer Gesetzesumwälzung. Die Justiz wird ihren blutrothen Mantel ausziehen, der Buchstaben aufhören zu tödten; der Kerker wird in eine Bildungsanstalt umgewandelt werden, in ein Asyl für die Unmündigen, Verwahrlosten, für die Verbrecher, die für eine augenblickliche Verirrung nicht büßen, sondern geschult und als anvertrautes Pfand der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben werden sollen. Dann wird sich die Gerechtigkeit auf Rabensteinen und Schaffotten nicht öffentlich mehr zur Schau und bloßstellen, vereint mit der zur Unzeit tröstenden Gottesgelahrtheit im schwarzen Talar; sie wird die Opfer fürder nicht mehr herbeischleifen auf der Ochsenhaut oder dem Armen-Sünderkarren, ihnen die Glieder fürder nicht langsam mehr brechen und die schöne, schon durch die Kerkerluft herabgewürdigte menschliche Gestalt durch eine mechanische Verrichtung nicht grausam mehr entstellen.

In dem humanen Bestreben für die Abschaffung der Todesstrafe hat Prof. Grohmann zeither als ein unermüdlicher Kämpfer wacker gerungen, gehandelt und geschrieben. Er hat sich durch keine Gegenschrift, durch keinen Angriff der gealterte Formen in Schutz nehmenden Kritik abweisen und einschüchtern lassen. Er sandte an die sächsische Kammer zwei früher verfaßte Druckschriften, wovon die eine das Prinzip des Strafrechts behandelt, die andere, der Kammer mannhaft zu Leibe gehend, die Frage zu einer öffentlichen und landständischen macht. Es gab in der Kammer einige herzhafte Reden dafür, einige bedenkliche dawider. Auf eine klare, lichtvolle Rede des liberalen Eisenstuck folgen einige „Denn doch's" des Abgeordneten Thielau; Sachse macht aus der Eisenstuck'schen Rede eine neue Petition, die man der dritten Deputation überweisen müsse zur Begutachtung und gefälligen Bevorwortung, ganz der vielbesprochenen deutschen Umständlichkeit gemäß, die schon vordem den Gang der Reichstage unnöthig verwickelte, noch jetzt unsere Akten in Folioschichten ausdehnt, vor

Worten nicht zum Worte kommt und der allein ersprießlichen parlamentarischen Schnellkraft das wesentlichste Hinderniß ist. Ein Mann im Priesterrock, ein Vertheidiger der christlichen blutscheuen Liebe, von Ammon, verehrliches Mitglied der Kammer, spricht, nachdem er der Kirche Sanftmuth und Langmüthigkeit gerühmt, für die Beibehaltung der Todesstrafe, die er als eine nothwendige Wiederherstellung des verletzten Rechts ansieht. Sie abschaffen heißt ihm so viel, als die Blutrache der Morgenländer im Abendlande einführen. Der Verblendet-Bedächtige! Wozu haben wir unsre phlegmatische Natur? wozu unsre Gefängnisse? wozu unsre Gesetze, die den Schuldigen mindestens vom öffentlichen Leben abschließen und der Selbstrache Pforte und Thore verriegeln? — Das Schicksal der Petition, trotz des Gegenstrebens der Abgeordneten Eisenstuck und Großmann, war, wie zu erwarten stand. Man beschloß, die Grohmann'schen Schriften zu asserviren bis dahin, wo ein von der Regierung mitzutheilender Gesetzentwurf über Bestrafung der Verbrechen Veranlassung geben würde, diese Angelegenheit weiter zu erörtern, und fand sich bewogen, dem Professor Grohmann für seine wohlmeinende Absichten den Dank der Kammer zu bezeugen. Die darauf bezüglichen Protokolle, eine Heimleuchtung der nach Blut schreienden Rede Ammons, eine vortreffliche von Schleiermacher über die Sünde der Todesstrafe gehaltene Predigt, mehrere auf die Frage eingehende Aufsätze von Abbeg, Mehring, Schläger, Paulus, denen als Zwischen- und Schlußbetrachtungen des Verfassers eigene Ideen sich anreihen, bilden den Inhalt dieses für den Menschenfreund höchst interessanten Werkes. Wie das Schicksal der angeregten Frage künftig sich gestalten wird, ist vorauszusehen. Man wird die Todesstrafe so lange und so auf die dringendsten Fälle und schreiendsten Verbrechen beschränken, bis man von ihr nur sprechen wird, wie von einer in der bloßen historischen Erinnerung noch fortlebenden Thatsache. 88.

Feuilleton.

— Das Octoberheft der in Jena erscheinenden „Minerva" bringt von einem namenlosen Kämpfer einen Aufsatz über die Bewegungsparteien in der neuesten deutschen Literatur, eine Benennung, die er sich von uns angeeignet hat, ohne ihrer Symbole und Schildzeichen rechten Sinn und Inhalt fassen zu können. Ich habe mir an diesem für mich mannigfach fatiganten Aufsatz einen Wolf gelesen, und verlange jetzt Schmerzensgelder für solche strapazirende Langweile. In der That, ich glaube, daß der improvisirte Professor Wolf in Jena der Verfasser dieses Aufsatzes ist, in dem die Bestrebungen und Erfolge mehrerer für unsere Zeit wichtigen Schriftsteller einer ebenso magisterhaften, als persönlich beleidigenden und injuriösen Kritik unterworfen werden. Und da ich Grund habe, es anzunehmen, so will ich mich an diesen Mann halten, denn was geht seine Anonymität mich an, die, sobald sie unter diesem Mantel der Feigheit uns nachtheilig wird, ich befugt bin, durch meine strafenden Demonstrationen zu sprengen! Die von ihm zu einer gemeinsamen Stellung gruppirten und darin beurtheilten Schriftsteller sind: Wienbarg, Gutzkow, Kühne, Laube und der Redakteur dieser Blätter, welcher letztere als eine eigenthümliche Abart des sogenannten „jungen Deutschlands," mit dem spöttischen Drapeau: „das junge Berlin" behangen und geziert wird, in welcher Repräsentation der neuwerdenden Zustände unserer Vaterstadt ihn dann sein geliebter Freund Kühne durch die Zeitung für die elegante Welt secundire. Vor einem Jahre saß ich in Jena neben Herrn Professor Wolf auf seinem Sopha, voll wehmüthiger Achtung für ihn, denn der Anblick, einen so guten Kopf zum Opfer einer verächtlichen literarischen Wucherei und Fabrikindustrie werden zu sehen, stimmte mich kläglich und zärtlich zugleich. Das Gespräch kam auf Heinrich Laube, über den Herr Wolf mit großer Vorneigung sich äußerte, und was er damals über diesen Schriftsteller gegen mich urtheilte, lese ich jetzt, fast wörtlich wiederholt, in derselben Weise in diesem Aufsatz der daran unschuldigen Göttin Minerva. Veranlassung genug für mich, Herrn Professor Wolf für den Verfasser überhaupt zu nehmen und ihm einen Streifzug anzurechnen, der durch einen gewissen Ton pedantischer Ehrlichkeit und eine confuse Vermischung von Wahrheit und Lüge die aufgeregten Interessen der Tagesliteratur immer mehr verwirrt und verbittert, anstatt sie zu lösen! Ich frage nicht viel nach der Kategorie: „junges Deutschland," die uns der Verfasser als einen gemeinsamen und prägnanten Ekelnamen aufzuheften gedenkt. Es gilt heutzutage, daß jeder Einzelne sich für seine Person tapfer halte und aus derselben in entschiedenster Eigenthümlichkeit so viel herausbilde, als der Individualität möglich, und der Sache, für die wir streiten, förderlich ist. Eine Schule, eine Coterie unter irgend einem Namen zu bilden, läuft den Richtungen der jungen deutschen Literatur schnurstracks zuwider, da sie, der größten Freiheit der Persönlichkeit nachhängend, durch diese wirken und walten, und die Zustände erneuern will! Man wird sich zwar freuen, wenn man sich in der Hitze des Schlachtfeldes unwillkürlich Kopf an Kopf findet, aber von den genannten, unter sich höchst verschiedenartigen fünf Schriftstellern möchte schwerlich Einer für den Andern stehen und gänzlich gelten wollen, ob-

wohl Jeder dem Andern, in seiner Eigenheit und seinem Streben nach der Sache, Gerechtigkeit zu erzeigen sich bemühen wird. Um so auffallender ist es indeß, daß an dem über uns ergangenen Eulengekrächz des improvisirenden Professors Einer jener Schriftsteller selbst einen gewissen Antheil zu haben scheint. Der ganze Aufsatz mit seinen mancherlei persönlichen Insinuationen ist, wenn mich nicht Alles trügt, aus einer Klätscherei zwischen Wolf und Laube, die viel miteinander verkehren, hervorgegangen oder wenigstens das Echo derselben geworden, da sich mehrere mir privatim bekannte Aeußerungen und Ansichten des Letzteren darin aussprechen. Man muß das gefällige und naturfrische Talent Laube's immer anerkennen; er ist der Dandy der jungen Literatur, der, ohne etwas Bestimmtes zu wissen und zu wollen, seine anmuthigen Sprünge macht, und, gewissermaßen wie ein Damenrevolutionair, mit seinem Liberalismus und seiner natürlichen Ethik ein Salonsglück zu machen sucht, indem er über seine trefflichsten zeitgemäßen Gesinnungen noch immer ein aristokratisches Stutzer- und Manschettenthum zieht. Man soll indeß über Laube noch nicht aburtheilen, da er bisher nur als Nachahmer (Heine's) aufgetreten, und seine eigenthümliche productive Periode ihm vielleicht noch bevorsteht; aber sein besorgter Freund Wolf macht ihn lächerlich, indem er neben ihm einen Schriftsteller, wie Gutzkow, der einen weit ernstern und tiefern Willen und eine höhere Schaffenskraft besitzt, in der Vergleichung geringschätzig herabsetzt. Ein literarischer Handlanger, wie Hr. Prof. Wolf, schämt sich nicht, ebenfalls den persönlichen Charakter Gutzkow's zu verdächtigen, und dadurch, unter dem Anschein eines ganz unbefangenen Standpunctes, eine bekannte und völlig prinzipienlose Anklage gegen denselben zu verstärken. Und meinen alten, vieljährigen Kameraden Kühne, in Leid, Lust und Tollheit dieser Zeit mir anvertraut, schilt er einen Pedanten, wie denn freilich der geistlosen Oberflächlichkeit die höhere Wissenschaftlichkeit immer als eine Pedanterie erscheint. Was soll ich ihm aber antworten, wenn er so manche Misère des Berliner Lebens mir persönlich in die Schuhe schiebt, und indem er meine Bestrebung anerkennt, unter der dortigen Jugend ein neues und reges Leben zu wecken, mir doch zugleich als „Prototyp" eines gewissen Berlinismus einen Makel bei dem übrigen Deutschland anzuhängen meint. Allerdings habe ich mich in Berlin rastlos abgearbeitet und bin in der letzten Zeit auf manche Dachstube hinaufgekrochen, um isolirte junge Talente, die unter ihren berliner Verhältnissen hätten vermodern müssen, in aufhelfende Verbindungen mit der Literatur und dem übrigen Deutschland zu bringen. Und nun kommt hier ein abgelegener Stubengelehrter aus Jena, und bespöttelt und verdächtigt meinen Eifer, dessen allgemeinen Motiven er keine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen versteht. Hr. Wolf hat ein trauriges Schicksal in der Literatur. Zu seinen Nothübersetzungen schlechter französischer Romane, zu seinen bei Kollmann erscheinenden und mit Leibrock und Hildebrand rivalisirenden eigenen Geistesproducten, zu seinen schmählichen, aus Nachdruck zusammengestoppelten Pfennig-Encyclopädien, nennt er seinen gefeierten Namen, mit dem stolzen und trotzig um sich blickenden Beisatz: „deutscher Improvisator!" und Niemand spricht davon, sondern man bedauert höchstens im Stillen, daß ein deutscher Professor, an einer deutschen Universität, die Ehre seiner übrigen Standesgenossen nicht mehr mitberücksichtigt. Dagegen hat er auf der andern Seite das Unglück, daß da, wo er sich nicht nennt und wo er sich gleichwohl mehr Mühe giebt, man gezwungen wird, ihn bei seinem Namen ins Gespräch zu bringen. Warum war Hr. Wolf so feige, unter der Recension über das Buch Rahel, die in der Jenaischen Literaturzeitung erschienen ist, seinen Namen zu verschweigen, da es doch notorisch, daß dieser zwar geistig mittelmäßige

und deshalb unschädliche, oder doch alles Edle, Hohe und Wahre schlecht begeifernde Aufsatz ebenfalls aus der Feder dieses Professors geflossen? So ist Hr. Wolf dahin gekommen, aus einer dumpfen Verzweiflung an sich selbst, sich in eine anonyme Opposition zu allen höheren Offenbarungen unserer Zeit zu stellen. Pflicht eines literarischen Ehrenmannes ist es, solche kritische Anonymitäten da, wo er kann, öffentlich zu enthüllen, damit das Publikum weiß, was es davon zu halten hat, und die Verwirrung, aus der wir uns Alle herauszuarbeiten streben, nicht durch solche prinziplose Hechelkrämer und Zwischenträger noch vermehrt und verfestigt werde! —

* * *

— Eine deutsche Dame sah Heine'n in Paris, und schrieb über ihn Folgendes:

Paris, den 10. Juli 1835.

— „Dann hatten wir auch die Ueberraschung, Heine noch zu sehen, eine Freude, auf die wir schon verzichtet hatten, indem wir ihn schon nach Boulogne-sur-Mer abgereist glaubten. Wir haben uns außerordentlich gefreut, als er unvermuthet bei uns eintrat. Unser Wiedersehen war äußerst herzlich, er schien sehr bewegt, ich glaube, ihm standen die Thränen in den Augen, und mir war seine ganze Erscheinung in der tiefsten Seele erfreuend. Er blieb lange bei uns, wir haben viel gesprochen; er sprach durchaus ernst, tief, verständig, geistreich, sinnig; ich wollte, diejenigen, die ihm immer Frivolität vorwerfen, hätten ihn gehört und gesehen! Es geht ihm übrigens hier über die Maßen gut; er lebt in der geistreichsten und gewähltesten Gesellschaft, in den ersten Kreisen, in denen, wie vom Publikum, sein Geist und Talent volle Anerkennung findet." —

* * *

— Im Büreau des Leipziger Kunsthändlers Hrn. Julius Wunder sah man vor einiger Zeit die neuen Kreidezeichnungen von Gemälden der Dresdner Galerie ausgestellt, die nunmehr nach Paris zur Lithographirung transportirt sind. Welche Vollendung der Pariser Steindruck erreicht habe, davon zeugte schon die erste Lieferung der Lithographieen, die bereits in den Händen des Publicums ist und womit Hr. Wunder sein großartiges Unternehmen, in 100 lithographischen Kunstwerken eine Auswahl der bedeutendsten Gegenstände der Dresdner Galerie erscheinen zu lassen, auf eine interessante Weise eröffnete. In den 4 Blättern dieser ersten Lieferung zeigte besonders Cignani's Versuchung des Joseph, welche Wärme und Weichheit in den Fleischtönen, Rembrandts Ganymed dagegen, welche Tiefe und Schärfe in den Schatten und Lineamenten der Steindruck zu geben im Stande ist. Von dem Pariser Lithographen Maurin, der die Sixtina lieferte, erhalten wir nun in der zweiten Lieferung die Holbein'sche Madonna, von Weber die Netscher'sche Clavierspielerin. Léon Noël, der das Bild von Cignani und den Ganymed so meisterhaft lithographirte, ist nebst den bewährtesten Pariser Künstlern für die Fortsetzung des großen Unternehmens gewonnen. Unter den kürzlich in Leipzig ausgestellten Kreidezeichnungen, die unter Leitung des Galerie-Directors Matthäi in Dresden gefertigt werden, zeichneten sich besonders Palma Vecchio's Venus, eine Landschaft von Ruisdael und Ostade's Malerwerkstätte aus. Jede Lieferung zu 4 Bl. auf chinesischem satinirten Papier kostet vor der Schrift 8 Thlr., nach der Schrift 6 Thl. Das Format der Blätter geht bis auf 41 Zoll Höhe und 32 Zoll Breite, was um so bestimmter zur Empfehlung des Unternehmens hervorzuheben ist, da es nicht denkbar scheint, eine Sixtina oder sonst ein Galeriebild von Umfang in einen kleineren Raum einzuzwängen, wie dies bei einem Un-

ternehmen ähnlicher Art intendirt wird. Jedem Blatte wird ein Text beigefügt, der eine kurze Biographie des Meisters und eine historische Skizze des Gemäldes enthält. So ist das Publicum im Stande, sich die Schätze der Dresdner Galerie nebst laufendem Commentar ganz in seine nächste und bequemste Häuslichkeit zu versetzen. — 27.

* * *

— Ein im deutschen Musenalmanach von Chamisso und Schwab mitgetheiltes Gedicht: „Novemberfahrt" von „Heinrich Stieglitz," gehört diesem Dichter nicht, und ist durch ein Versehen unter seinen Namen gestellt worden, was ich hier, zur Berichtigung derjenigen Kritiker, die dem Verfasser die Stimmung jenes Gedichts zu persönlich anrechneten, zu bezeugen habe. Das Gedicht ist ein rascher Erguß von Moritz Veit, der sein schönes, lyrisches Talent lange ruhen ließ, gewiß aber neue, blüthenlustige Frühlinge nachholt, denn die deutsche Jugend darf und kann nicht rasten noch ruhen. Stieglitz ist nach Reisen und Wanderungen durch Schlesien und die Karpathen wieder nach Berlin zurückgekehrt, und arbeitet wacker und mit rühmlicher Anstrengung an neuen Productionen und Lebenserfolgen. „Beschäftigung, die nie ermattet ꝛc.!" siehe bei Schiller! —

* * *

— Der „Vorletzte Weltgang von Semilasso," aus den Papieren des Verstorbenen, hat bis jetzt noch wenig Bewegung im Publikum hervorgebracht, wird aber seiner Wirkung nicht entgehen. Obwohl die feine, gesellschaftliche Ironie und Grazie, welche die Briefe des Verstorbenen zu einem in seiner Art einzigen Meisterbild moderner Weltanschauung machte, hier nicht in gleicher Elastizität fortlebt, so ist doch so viel Interessantes und liebenswürdig Dargestelltes und Geschautes und ein so lockender Schatz von gewürzten Anekdoten darin, daß für Leser aller Klassen gesorgt ist. Die Identitätsfrage, ob der Verfasser der Tutti Frutti und der der Briefe eines Verstorbenen und die Person eines berühmten reisenden Fürsten eine wirkliche Dreieinigkeit sei, kommt auf den Blättern unsers Verfassers wieder vielfältig vor und wird sogar in Unterredungen mit Kaisern und Königen zur Sprache gebracht. In vornehme Gesellschaft führt uns überhaupt der schalkhafte Verstorbene gern und unaufhörlich, während er es doch zu gleicher Zeit ausspricht, daß jetzt der Tiers-Etat sein Zeitalter habe, und hinzufügt: „das unsrige ist vorbei!" Dies macht sich Alles so aimable geltend, daß auch der trotzigste Demokrat nichts dagegen einwenden kann, und doch zugleich die Aristokratie im ungestörten Behagen und Besitz ihrer Salons verbleibt. So wird durch diesen Schriftsteller und seine Werke eine Vermittelung der Stände erreicht, die um so merkwürdiger ist, da sie literarisch operirt. Nach dieser Richtung hin liefert auch die neue Anthropomorphisirung des Verstorbenen als Semilasso sprechende Beiträge. Wir haben noch mehrere nachfolgende Bände zu erwarten, die zum Theil noch nicht gereist oder ereist sind, da sie Amerika, Asien und vielleicht noch mehrere Länder behandeln sollen. Für diese Blätter haben wir eine ausführliche Kritik des Semilasso von achtbarer Hand zu erwarten, weshalb wir uns selbst begnügen, dem Buche hiermit die Honneurs gemacht zu haben. Desselben Verfassers „Jugendwanderungen; aus meinen Tagebüchern," meist Skizzen aus seinem frühern Reiseleben, wovon wir in den „Schriften in bunter Reihe" zuerst Proben mitgetheilt, sind ebenfalls ihrem Erscheinen nahe. —

* * *

— Die Revue du Nord hat einen leicht hingeworfenen Artikel über

sie aufgegriffen und zu einer langen Controverse gegen uns versponnen, die aber so anständig geführt wird, daß es eine wahre Freude macht, darauf zu antworten. Hr. Dr. Spazier — denn wir nehmen am liebsten an, daß wir es mit unserm Landsmann zu thun haben — kommt auf seine von uns negirte Behauptung zurück: daß es in Deutschland gegenwärtig eine neue literarische Schule gebe, die an Elementen von Jean Paul und — Wolfgang Menzel (eine kühne Zusammenstellung!) sich gebildet habe, und daß Karl Gutzkow (den wir damals bei einer ihn so wenig charakterisirenden Gelegenheit nicht einmal nannten) ein so hervorgegangener Schriftsteller sei. Wozu soll ich mich über Kaisers Bart streiten, da ich es Hrn. Spazier lassen muß, und wenn er an die Existenz und Eßbarkeit einer Mondscheinkaltschale glaubt. Da der deutsche Mitredakteur jener Revüe meinen Vorwurf abwehrt: daß er in seinem Journal nicht immer au fait mit dem Stand unserer Tagesliteratur sei (was ich gar nicht so böse gemeint habe), so verweise ich ihn jetzt auf die letzten literarischen Tagesereignisse, um sich daran zu orientiren und, nach einer näheren Prüfung der jetzt gährenden Elemente, seine eigene Behauptung nichtig zu finden. Ich habe freilich nicht die Ehre, weder „le neveu de Jean Paul" noch „son commentateur" zu sein, um, wie Herr Spazier, Alles, was Jean Paul gegründet und nicht gegründet, wissen zu können, was ich, wie derselbe meint, doch hätte berücksichtigen sollen! Nur den Beitrag, den der französisch-deutsche Reviewer zu meiner Biographie liefern will, muß ich von mir abwehren. Es heißt: Mais que nous répondrait notre critique, si nous lui mettions sous les yeux un article de M. Gutzkow, inséré naguère dans la feuille littéraire le Phénix, et ayant pour titre: l'école poetique de la Poméranie? Dans cette piquante revue il est particulièrement question de M. Mundt, qui est né en Poméranie, pays dont la réputation se base plutôt sur l'excellence de ses poitrines d'oies que sur le mérite des productions intellectuelles. Niemand darf eine falsche Genealogie auf sich sitzen lassen, schon um nach seinem Tode einem Zank der Städte über seine Geburt vorzubeugen. Es ist mir nie eingefallen, in Pommern geboren zu werden, und wenn es geschehen, wäre es in diesem Falle ohne meine Einwilligung zu Stande gekommen. Obwohl die excellenten pommerschen Gänsebrüste, für die Hr. Spazier schwärmt, zu meinen stärksten Antipathieen gehören, so billige ich doch nicht, daß sich dieser Kritiker gegen Pommern empört. Pommern ist ein gutes, ja sogar an einigen Stellen schönes Land, und warum will er es entweder mir oder dem guten Pommern anrechnen, daß ich darin geboren wäre, diesem rührenden, unschuldigen Pommern, das Hr. Spazier vielleicht gar nicht kennt? Wenn mir übrigens Hr. Spazier jenen Artikel aus dem Phönix anführt, um mir zu beweisen, wie sehr er au fait mit der Tagesliteratur sei, so ist es komisch, daß in jenem ganzen Artikel, der hier vor mir liegt (Phönix, vom 1. August Nr. 180. „die pommersche Dichterschule") weder mein Name genannt, noch von meinem Landsmann Gutzkow daran gedacht wird, mich zu den Pommern zu zählen. Folglich hat Hr. Spazier den von ihm citirten Artikel nicht einmal durchgelesen. Ich achte und ehre übrigens seine Bestrebungen, und freue mich, daß er den Zodiacus als ein signe de progrès des berliner Literaturlebens bei den Franzosen einführt! —

* * *

— Kürzlich starb der Dr. Ludwig von Voß, während seiner Anwesenheit in Breslau, eine in Deutschland wenig bekannte und genannte Gestalt, die im Hintergrunde des berliner Lebens, von einem bedeutsamen Dunkel umhüllt, dastand, und nur wenigen vertrauten Freunden er-

schlossen lag. Während des französischen Krieges General-Hospital-Director der verbündeten Heere in Frankfurt am Main, übte er als thätiger Arzt und Menschenfreund eine rühmliche Wirksamkeit aus, und zog sich später, durch Kränklichkeit veranlaßt, in ein sinniges, beschauliges Stilleben zurück, das bald einen mystischen Charakter annahm. Somnambüler, clairvoyanter Richtungen an sich wurde er doch immer durch eine hohe Geisteskraft so weit Herr, daß er sich nicht darin verlor, sie vielmehr in tiefe Anschauungen erhob. Ein gesteigertes Ahnungsvermögen besaß er bis zu einem merkwürdigen Grade, selbst für die kleinsten Details des Lebens, und, nach einigen Mittheilungen, vermuthe ich, daß er seltsame Anwandlungen von Geisterseherei gehabt haben muß, was bei seinem tüchtigen praktischen Verstand keiner gewöhnlichen Schwärmerei zugeschrieben werden konnte. Auch war ihm zuweilen jenes geistige Weitsehen eigen, wodurch er sich zu fernen Personen in ihre unmittelbare Nähe versetzen konnte. Der genauere Charakterzusammenhang dieses eben so trefflichen als redlichen Mannes ist mir noch wenig klar; seine nächstgestandenen Freunde haben die Pflicht, ein Bild von ihm zu entwerfen. Er sprach noch schöner und reichhaltiger, als er schrieb. Von dem Wenigen, was er aufzeichnete, bieten seine „Ahnungen und Lichtblicke" (Berlin 1826.) manches Bemerkenswerthe. Er war eine große, kräftige Figur, mit starken, bedeutenden Gesichtszügen und hatte noch in seinem hohen Alter eine imponirende, aufrechte Haltung. —

* * *

— Der Professor Henrich Steffens hat die Herbstferien der Universität diesmal dazu benutzt, mit seiner Frau und Tochter eine Reise nach Dresden zu machen, die, wie man in Berlin allgemein sagt, keinen andern Zweck haben soll, als das heilige Abendmahl in Dresden in einer Gestalt und Weihe zu genießen, wie sie, nach einer schon früher ausgesprochenen und gedruckten Ansicht von Steffens, in den Königlich Preußischen Staaten nicht mehr dem gläubigen Gemüth geboten werde!! Indem dieses außerordentlich merkwürdige Factum, das in ganz Deutschland das größte Aufsehen erregen muß, auf der einen Seite die Zerfallenheit des Professor Steffens mit den Berliner Pietisten bestätigt, stellt es diesen sonst so furchtsamen und unter hohe Verhältnisse geschmiegten Mann plötzlich in einer Stellung zur Preußischen Behörde dar, welche diese bei ihrer großsinnigen religiösen Aufgeklärtheit nicht verdient hat, und die sie nicht ermangeln wird, lebhaft zu empfinden und zu verneinen. In den einflußreichen Zirkeln in Berlin ist man sehr entrüstet, sich durch Herrn Steffens, der gegenwärtig sogar noch das Rektorat bekleidet(!), auf eine so verlegen machende Weise in den dortigen Zuständen und Beziehungen compromittirt zu sehen! Ich hörte einen hochgestellten Preußischen Staatsmann, dessen Worte gewichtig durch ganz Deutschland zu hallen pflegen, sich wörtlich folgendermaßen über dieses Ereigniß äußern:

„So wäre denn durch eine unscheinbare Ferienreise bei uns die stärkste Opposition und Mißbilligung, die sanglanteste Ironie ausgedrückt, wie irgend Preßfreiheit und Charivari und Karikatur sie nur leisten könnten!"

Correspondenz.

Montmorency, im October 1833.

Vaterlandsgefühle.

Es ist so dumm und unfreundlich, so grauenhaft gehorsamlich und unheimlich, es ist so dürr und winterlich in Paris, daß ich es darin nur acht und vierzig Stunden an Einem Stücke aushalten kann, ohne hinaus zu laufen auf die Berge. Und wenn ich auf den Bergen bin, bei Meudon, Bellevue, St. Germain und Jacob Rousseaus Klause, diesem Montmorency, so kann ich es wieder nicht aushalten, und mit unwiderstehlicher Gewalt entführen mich die Erinnerungen meiner Kindheit an des Rheines und der Mosel Ufer, wo ich liebte, wo ich Blumen wand zum Kranze eines Hirtenmädchens, das meine Poesie erfunden, und das doch lebte und seinen jungen Busen vor mir verbarg, wo ich Geßners Idyllen las und meine ersten Lieder sang. Ach! wer hätte damals mir gesagt, daß ich auf dem Meere der Bewegung Schiffbruch leiden und als Pilger einsam durch die Welt wandeln müsse, bloß um ein Wort von Recht und Menschlichkeit zu predigen, das alle Ohren fürchten?

Nein, ich kann nicht zufrieden sein in diesem Tempe der Verbannung. Es ist zu schön, zu prangend, zu königlich, es erinnert mich an Alles, was ich verlor und was noch schöner ist, an die Rebenberge des Rheingaues, an die alten Burgen und die jungen Eichen, an den Rheinwein und die deutschen Frauen, an die Freundschaft, an die Liebe. — Wo finde ich diese Schätze in Frankreich? an der Seine Ufern?

Wollt ihr eine Dirne für schnödes Geld, die euch liebkost und dabei „Depechez vous“ sagt, wollt ihr Demagogen, die regieren und euch dann des Sultans Halsband schicken, Gönner und Busenfreunde, die euch provociren und verrathen, um eine bessere Suppe zu essen, als ihr, was kein Hund dem andern thun würde, kommt hieher! Paris ist der Bazar, das Arsenal der unedlen Leidenschaften. Sie sind wie die Gerippe einer stattlichen Katacombe in Reih und Glied parademäßig aufgestellt, und haben Stern und Purpur, Sammt und Seide an, recht stattliche Gerippe.

Ich habe einmal einen hiesigen Menschen der bonne société gefragt, wie viel ich ihm gälte, wenn ich gar nichts hätte; darauf antwortete er: So viel die Anatomen an der Morgue für einen Cadaver bezahlen, weniger die Speditions- und Inscriptionskosten. Der vornehme Schuft, es war ein Mitglied der neu gebackenen Stiefelwichs- und Börsenaristokratie, dessen Vater Talglichter zog und des Sonntags die Orgelbälge trat, hatte sich eben Tags vorher aus einem Deutschen zum Franzosen machen lassen, recht um mir wieder einmal zu beweisen, daß man nicht viel taugt, wenn man sein Volk und seinen Glauben aufgibt. Ich hasse die Geldmenschen zehnmal so sehr, als die Geburtsadeligen, ja ich glaube, daß ich im Stande wäre, diese Schwachheiten zu ertragen, um jenen Schneiderdünkel und Metzgerstolz entbehren zu können.

Geld! Eine Ohrfeige, Jude, und zieh dafür den Hut von der Glatze! Wie oder weißt du nicht, daß du den Mord der Gerechten auf deine Schultern ludest für dreißig Silberlinge?

Wenn ich an der Börse vorbeigehe, so denke ich an die Märchengeschichte des Blutbrunnens, den die Vorübergehenden nach und nach, indem Jeder einen Stein hinein warf, ausfüllten, und ich kann nicht umhin, den Wunsch zu äußern, es möchte männiglich auf diese Weise auch zur Niederreißung des Spielhauses beitragen. Es ist dies die einzig applicirbare und erfolgreiche Manier, antisociale Paläste zu ruiniren und Reformen ohne Lärmen und Weh herbeizuführen. Die Intelligenz und die Presse verstehen sich darauf.

Seit acht Tagen ärgern sich die Franzosen, daß die Partisane der heiligen Allianz alle Mitglieder ihres Hauses vom Congreß zu Kalisch und Teplitz ausschloß, und die Redactoren des Temps insbesondere sind darob so ergrimmt worden, daß sie drucken ließen, es sei eine grenzenlose Dummheit der Polizei, Frankreich in Deutschland excommuniciren zu wollen, da dasselbe in demselben stets existire und ihre Maßregeln auslache. Das war einmal eine Bemerkung, die mir gefiel, und die ich nicht vergessen will.

„Wessen ist das Commando, das eure Armeen dirigirt?" fragte der Journalist, „Frankreichs," ist die Antwort.

„Wessen sind die Uniformen und Ballroben, die Moden der Damen und Stutzer, die auf euren Bällen und Soiréen, im Conseil oder Königsrath figuriren?" „Auch Frankreichs."

„Wessen sind die Comödien und Dramen, die ihr seht, wessen die Akteure, die sie spielen?" „Abermals Frankreichs."

„Wessen ist die Küche und der Keller, wessen sind die Saucen und der Champagner, den ihr genießt auf euren Schmäusen?" „Immer Frankreichs."

„Wessen sind die Journale und die Bücher, die eure galanten und vornehmen Herrn von Sans-Souci und Schönbrunn, Petersburg und Moskau lesen, weil sie selber sagen, nur da, wo die Presse frei sei, könne man sie schmackhaft finden?" „Frankreichs."

„Und wessen sind die Akten und Protokolle eurer Conferenzen, das Organ eurer Cabinete und Büreaus, mit Einem Worte die Seele eurer Conversation, die Sprache, die ihr führt?" „Alles und Alles ist Frankreichs."

Ein Deutscher sein und sich das sagen lassen müssen, ist hart. Ich glaube, ich bin scharlachroth geworden, als ich es las. Aber Wahrheit ist Wahrheit, und ihr muß Anerkennung werden. Warum curirt man nicht das Uebel, da das Mittel so einfach ist und schon zu Friedrich des Großen Zeit existirte. Wenn fünfzig Millionen Deutsche, die alle gebildet sind, von dreißig Millionen Franzosen Gesetze annehmen, sei es in politischer, religiöser, commerzieller, literarischer oder blos umgänglicher Hinsicht — courtoisie — so trägt das System die Schuld, das dieses Land regiert. Denn es hieße von Sinnen sein, zu unterstellen, daß nach einer Emancipation und Nationalisirung die Capacitäten fehlen. Kein Staat des Weltalls ist physisch, moralisch und intellectuell so reich als das Volk zwischen Rhein und Weichsel, das da ist das Centrum und der Hebel Europas. Doch um das zu fühlen und zu begreifen, ist nöthig, daß man verbannt ist und unter andern Völkern Geist und Charakter, Tugend und Würde sucht.

Ich möchte nicht König sein in Frankreich, aber ein Bürger im emancipirten, unirten Deutschland. In diesen paar Worten haben Sie Alles, was ich in fünf Jahren auf dem Continent gelernt habe. Ich bin nichts destoweniger viel in die Schule gegangen, und habe viel Leiden und Freuden ausgestanden.

Damit ich nicht mißverstanden werde, bemerke ich gleich hinter dieser Apostrophe, daß ich unter Emancipation und Einheit Deutschlands

nichts weniger als zügellose Freiheit und Auflösung der verschiedenen Staaten verstehe. Meine Meinung ist, daß diese Staaten, sofern sie eine gewisse förderliche Größe haben, wie z. B. noch Sachsen, Baiern, Würtemberg, in mancherlei Beziehung das gemeinsame Vaterland interessant machen, daß sie den Reichthum der Künste und Wissenschaften, die Concurrenz der Fähigkeiten und die Neutralität der politischen und legislativen Kräfte bewirken, welche unendlich wohlthätig sind.

Emancipation ist die Gleichstellung der Unterthanen in religiöser und legislativer Beziehung. Sie bedingt einen von der Gesellschaft ausgehenden Codex der Gesetze und die Befugniß, diese Gesetze durch die Presse zu discutiren. Union dagegen bezeichnet einen Bund von organisch zusammengehaltenen und von einer gemeinschaftlichen Politik regierten Staaten, die ein positives, legislatives, executives und juridisches Centrum, mit deutlichen Worten: eine Bundes- oder Landesregierung, eine Reichsdeputirtenkammer und ein Reichsobergericht haben.

Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so hatte man zur Zeit auf dem Wiener Congresse, wo es unter andern Merkwürdigkeiten auch liberale Diplomaten gab, einmal eine ähnliche, aber mezzo-Idee — und es war blos der Bischof Talleyrand, der den Herren den bisher so überaus dummschlau angewendeten Rath gab, ein wichtiges Geschäft nicht zu übereilen. Wir leben der Hoffnung, daß die damals proponirten halben Maßregeln in unsrer nächsten Zukunft als ganze auftreten. Eine unsichtbare Gewalt treibt die Reform ihrem Ziele zu, und diese Gewalt ist nichts Geringeres, als das — Interesse der Fürsten.

England liefert den Beweis, daß Volk und König und Regierung einig gehen könne, und daß es dort wie überall nur eine bevorzugte, müßige, herrschsüchtige Kaste ist, die sich dem Recht und der Vernunft blindwüthend und unter dem Vorwand entgegenstemmt, sie sei eine Stütze und Bedingniß des Throns. In Frankreich sind die Doktrinäre die englischen Pairs, in Spanien und Italien die Prälaten, und in Deutschland gewisse Beamte und Offiziercadetten, die Generale und Staatsräthe geworden!

„Audiatur et altera pars!“

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

Nebst einer Beilage von F. W. Otto in Erfurt.

Intelligenz-Blatt № 5

zum

Literarischen Zodiacus.

Literarische Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Im Verlage der Buchhandlung F. E. C. Leuckart in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schauspiele von Bernhard Neustädt.

Erster Band enthält:

1) „Der Bravo." Schauspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel „der Kampf der Gondoliere in Venedig." Nach Cooper für die Bühne bearbeitet

2) Süd und Nord. Schauspiel in drei Aufzügen.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, welcher sich das in unserm Verlage von demselben Verfasser erschienene Schauspiel „Ben David, der Knabenräuber" (nach Spindlers Erzählung „der Jude" bearbeitet) erfreute, und der Beifall, welcher obigen Schauspielen bei ihrer Aufführung in Breslau und bei andern bedeutenden Theatern zu Theil wurde, verbürgen uns um so mehr einen gleich günstigen Erfolg, da diese Schauspiele als wirkliche bühnengerechte Stücke nicht nur der größeren, sondern auch jeder kleineren Bühne zur Aufführung zu empfehlen sind.

Bei Rubach in Magdeburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Allgemeines

Lehrbuch der Geographie

für

Militärschulen und Gymnasien, wie zum Selbststudium.

Nebst einem Anhange, enthaltend die historisch-merkwürdigsten Oerter aller Zeiten in Europa;

von

L. W. Meineke,

Königl. Preuß. Hauptmann in der 3. Artillerie-Brigade und Director der Brigadeschule.

Dritte Auflage, nach den neuesten Veränderungen, Bestimmungen und Entdeckungen umgearbeitet und vermehrt.

68 Bogen in gr. 8. Preis 2 Rthlr. 18 Gr.

38b 2

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Der zweite Band vom

Repertorium über die in den Jahren 1802 bis mit 1834 erschienenen Sammlungen juristischer Aufsätze und rechtlicher Entscheidungen. Vom Advocat Rob. Sickel. Mit einem Vorwort vom Domherrn und Ritter Dr. K. F. Günther, Ordinarius der Juristenfacultät und erstem Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Leipzig u. s. w.

I. Band — 1 Thlr. 20 Gr.; II. Band — 1 Thlr. 4 Gr.

Per cpl. I. und II. Band; — 48¼ Bogen. gr. 8. — 3 Thlr.

Mit dem nun erschienenen II. Bande giebt der Herr Verfasser, als eine Frucht mehrjähriger Sammlungen, dem deutschen juristischen Publicum ein Werk vollständig in die Hände, dessen außerordentliche Wichtigkeit sich allen Sachkundigen eben so einleuchtend darstellen wird, wie sie eine, in Rücksicht auf den kurzen Zeitraum seit Erscheinen des I. Bandes, ungewöhnliche Theilnahme und Anerkennung dem Werke bereits verschafft hat. Die Schätze der großen Anzahl für Theorie und Praxis wichtiger Aufsätze, womit die juristische Literatur seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts durch Zeitschriften und andere Sammlungen bereichert worden ist, dem Rechtsgelehrten ohne Zeitaufwand zugänglich und brauchbar zu machen, ist der Zweck unseres Repertoriums. Die darin gegebene, nach den Materien alphabetisch geordnete, Uebersicht giebt vollständige Nachweisung der betr. Aufsätze aus dem gesammten in Deutschland geltenden Rechte, mit Einschluß des Criminalrechts, und mit besonderer Berücksichtigung der Particularrechte sämmtlicher deutschen Bundesstaaten. Ein genaues Verzeichniß aller der Sammlungen, welche überhaupt in diesem Repertorium citirt sind, ist dem I. Bande vorgedruckt; so wie wir durch eine besonders übersichtliche Druckeinrichtung möglichste Bequemlichkeit des Nachschlagens zu erzielen gesucht haben. Im Uebrigen verweisen wir auf das Urtheil des hochverehrten Mannes, welcher das Werk mit einem Vorworte begleitet hat, und auf die in Nr. 235 der Leipziger Zeitung (Wissenschaftliche Nachrichten) und in der Beilage Nr. 241 der Berliner Vossischen Zeitung geschehenen, sehr ehrenden Erwähnungen desselben. — Wir verfehlen schließlich nicht, das geehrte juristische Publikum ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß vom Herrn Verfasser dieses Repertoriums die als nothwendig sich darstellenden Fortsetzungen und Nachträge zu demselben — je nach der Menge des sich fortwährend von Neuem sammelnden Materials — eher oder später durch unsern Verlag unfehlbar geliefert werden.

Leipzig, den 24. October 1835.

Gebrüder Reichenbach.

386 b

PROGRAMM.

Neues
Preussisches Adels-Lexikon
oder
genealogische und diplomatische Nachrichten
von

den in der preussischen Monarchie ansässigen oder zu derselben in Beziehung stehenden fürstlichen, gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häusern, mit der Angabe ihrer Abstammung, ihres Besitzthums, ihres Wappens und der aus ihnen hervorgegangenen Civil- und Militairpersonen, Helden, Gelehrten und Künstler;

bearbeitet von

einem Verein von Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte

unter dem Vorstande des

Freiherrn L. v. Zedlitz-Neukirch.

Bei allem Reichthum der deutschen Literatur, fehlt es noch gänzlich an einem preussischen Adels-Lexikon. Noch ist kein Werk erschienen, welches sich auf die Genealogie des preussischen Staates bezieht. Die vorhandenen Werke aus diesem Felde sind theils veraltet, theils umfassen sie nur den Adel einzelner Provinzen oder sie beschäftigen sich nur mit dem sogenannten hohen Adel, mit dem es namentlich nur die jährlich erscheinenden genealogischen Taschenbücher zu thun haben. Es fehlt daher überall noch eine übersichtliche Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse des alten und des neuern Adels, und die Auskunft über die Quellen, aus welchen die Hauptdaten der Personalgeschichte der gräflichen, freiherrlichen und adeligen Häuser hervorgehen. Hierzu gehören namentlich die Erhebungen durch die Könige Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. oder derjenige Adel, den theils persönliches Verdienst, theils andere Umstände seitdem hervorgerufen oder erneuert haben. Diesem Bedürfnisse abzuhelfen, haben wir eine grosse Masse aus den Quellen geschöpfter Materialien und Notizen, die zu diesem Behufe seit Jahren gesammelt sind, zur Grundlage eines preussischen Adels-Lexikons verwendet. Neben den Forschungen über die Abkunft, das frühere und jetzige Besitzthum, die Wappen, und neben der Angabe aller Schriften, die sich auf die Geschichte dieser Familien beziehen, sind wir besonders darauf bedacht gewesen, auch darzuthun, was einzelne Mitglieder der verschiedenen Familien in der Administration, im Heere, oder für Künste und Wissenschaften geleistet haben, oder mit andern Worten: wir haben es versucht, neben dem, was sie gewesen, auch darzustellen, was sie gethan. Daher dehnt sich das preussische Adels-Lexikon nicht blos auf den Geburts-, Diploms- oder Schriftadel, sondern auch auf den sogenannten stillschweigend anerkannten Adel aus, ohne Unterschied zu machen, ob er unmittelbar zu den ansässigen Familien in der Monarchie gehört, oder nicht, wenn er nur Mitglieder aufzuweisen hat, die auf irgend eine Weise sich ausgezeichnet

376 c

und ihre moralischen Kräfte zum Wohle des Ganzen so verwendet haben, dass die stillschweigende Anerkennung der Geburt und des Zufalls durch Thatsachen oder eigenes Verdienst zu lauten und sprechenden Vorzügen im geselligen Verbande des Staatskörpers wurden. Wo dieses der Fall ist, wird auch immer mehr von der betreffenden Person selbst, als von der Abkunft ihrer Familie die Rede sein. Es wird daher, ohne die Vergangenheit zu vernachlässigen, namentlich der Zustand der Gegenwart hervorgehoben werden, weil sich nicht blos die Ansichten, sondern auch der Gang der Verhältnisse selbst in dieser Hinsicht mit den auf sie einwirkenden Mitteln geändert haben. Mit grossen Besitzthümern, mit Hülfsmitteln und Anlehnungspunkten, Vorrechten, Ordensauszeichnungen, geistlichen und weltlichen Stiftern u. s. w., die der Adel zum Theil verloren hat, ist die Nothwendigkeit immer deutlicher hervorgetreten, durch eine sorgfältige Erziehung das Verlorene auszugleichen. Auf einer andern Seite hat der Verlust an Gütern und Vorzügen in Einzelnen vorzüglich, die moralischen Kräfte geweckt, die sonst unbenutzt, vielleicht ganz unbemerkt im Schlummer geblieben wären, oder doch nur blos ausschliesslich der dem Adel vorbehaltenen Bahn gewidmet worden wären. Obgleich schon der Titel des Werkes mehr die nachweisende als beschreibende Tendenz bekundet, so werden wir dennoch überall auch nähere Auseinandersetzungen geben, wo sie aus guter und sichrer Quelle herbeizuschaffen sind, ohne ängstlich die Artikel nach gleichmässiger Form und Ausdehnung zu berechnen. Schon liegen uns viele hundert längere und kürzere von den Häuptern der Familien oder von genau mit den Verhältnissen derselben bekannten Personen zur Benutzung vor. Wir haben sie theils durch Correspondenz, theils durch mündliche Anfragen oder Aufforderungen erhalten, und wir fügen dieser kurzen Inhaltsbeschreibung unsers Werkes auch an den *gesammten Adel* im preussischen Staate und an alle diejenigen Personen, welche sich für die Genealogie interessiren, die sehr ergebene Bitte hinzu: mit diesen Mittheilungen, die entweder an den Vorstand des Vereins oder an die Verlagshandlung einzusenden sind, fortzufahren, um sie als Ergänzungen, Berichtigungen und Commentare, theils für den Text selbst, theils für den letzten Band des Werkes zu benutzen, der mit diesen nachträglichen Notizen und Supplementen diese mühsame Arbeit beschliessen wird. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens haben wir bei der Bearbeitung des Werkes am besten kennen gelernt, — weit entfernt von dem Glauben der Unfehlbarkeit, haben uns diese Hindernisse nur angespornt, und statt jeder weitern Anpreisung genüge es, die Tendenz des Werkes, welches das Interesse so vieler tausend Familien in Anspruch nimmt, mit ungeschmückten Worten in diesem Programm kurz darzustellen.

Der Vorstand zur Herausgabe desselben.
(*Freiherr L. v. Zedlitz-Neukirch in Berlin.*)

Das vorstehende Werk erscheint vollständig im Jahre 1836 und wird 4 Bände von ca. 30 Bogen Gross-Octav umfassen.

Der **Pränum.-Preis** für das ganze Werk ist . $5\frac{1}{2}$ Rthlr.
Für die Pracht-Ausg. auf extra feinem Vel.-Pap. $7\frac{2}{3}$ „
Der **Subscr.-Preis** für einen Band ist . . $1\frac{2}{3}$ „ } die
Für die Pracht-Ausg. auf extra feinem Velin-Pap. $2\frac{1}{3}$ „ }

erst bei Ablieferung jedes Bandes gezahlt werden; doch macht sich der Subscribent zur Abnahme des ganzen Werkes verbindlich. Subscriptions-Listen liegen zu diesem Behufe in allen Buchhandlungen bereit.

Bei der äussern Ausstattung dieses Werkes wird nichts gespart werden, und diese dem Inhalte desselben vollkommen entsprechend sein. Was die Pracht-Ausgabe anlangt, so können wir davon nur so viel

3860

Exempl. drucken, als vor Beginn des Druckes bestellt werden; daher wir recht sehr um baldige Anmeldung bitten müssen. Wir hoffen auch in Bezug auf die andere Ausgabe, dem Adel und Allen, die sich dieses Werk anzuschaffen gedenken, die ergebene Bitte nicht unberücksichtigt zu thun, sich recht bald bei einer Buchhandlung zur Subscription zu melden, da diess uns zum Besten des Werkes und um die Auflage bestimmen zu können, höchst wünschenswerth ist. Auch sollen die Namen der verehrl. Subscribenten dem Werke beigedruckt werden.

Um diesem Werke gleich zu Anfang eine möglichst starke Verbreitung zu sichern, haben wir absichtlich den niedrigen Subscriptions-Preis gestellt, der uns nur durch einen grössern Absatz auf unsere Kosten bringen kann; denn der Ladenpreis wird wohl keines Falls unter 10 bis 12 Rthlr. gestellt werden können.

Leipzig, den 30. October 1835. **Gebr. Reichenbach.**

Der 1ste Band beginnt nach einer Aufzählung der vorhandenen genealogischen und heraldischen Werke, zuerst nach den Schriftstellern, sodann nach den Provinzen, Städten und einzelnen Familien geordnet. Diesen reichen Angaben folgt die kurze Geschichte des Adels im Allgemeinen und des preussischen Adels in der Vergangenheit und in der Gegenwart, die seit der Könige von Preussen vorgenommenen Standeserhöhungen bis in unsere Zeit, sodann folgen die Buchstaben A und B etc., mit den Nachrichten über folgende Familien:

A.

Aachen (auch Achen) — Abachsen — Abbenburg — Abschatz — Abrahamswitz — Abtshagen — Achard — Adametz — Adebar — Adelsbach — Adelsdorf — Aderkasz — Adelung — Adlersdorf — Adlerskron — Adrom — Aegydi — Aeminga — Affe — Agricola — Ahlefeld — Ahlebeck — Ahlimb — Ahnen — Ahrenstorf — Aichheuser — Alard — Albe — Albedyl — Albersdorf — Albert — Alberti — Alemann — Ales — Algarotti — Almesloe — Altena — Althann — Altenbockum — Altenstein — Althof — Altmann — Altrock — Alvensleben — Alzenau — Amaudritz — Amelunxen — Ammendorf — Ammensleben — Ammon — Ampach — Amstel — Amstetter — Anckerheim — Anclam — Anders v. Knorr — Angern — Angerstein — Anhalt — Anselm — Anton — Apen — Apenburg — Aqueductu — Archenholz — Arciechowsky — Arco — Ardey — Aremberg — Arend — Arenschild — Arensdorf — Arenswald — Arle — Arnauld — Arndt — Arndten — Arneburg — Arnim — Arnold — Arras — Arnsberg — Arnstedt — Arzt — Asbeck — Ascheberg — Aschen — Aschenbach — Aschenburg — Ascheraden — Aschersleben — Asseburg — Assel — Assig — Aszhelm — Attems — Aubier — Audorf — Auer — Auerswald — Aujardière — Aulack — Aulick — Aulock — Aurifaber — Auritz — Aussem — Austen — Avemann — Avianus — Aweyde — Axleben — Axt — Ayx — Aze.

B.

Baar — Bachmann — Bachof von Echt — Backstein — Backhof — Baczko — Baer — Bähn — Bärfelde — Bäringer — Bärnstein — Bähr — Bafor — Bagewitz — Baiancki — Baillodz — Baier — Balby — Balck — Baldhoff — Bally — Ballenstedt — Ballestrem — Balthasar — Bamberg — Bancket — Bankowsky — Bank — Bandemer — Baranowsky — Barbenin — Barbier — Barbo — Barby — Bardeleben — Barecer — Barfuss — Barnekow — Barner — Barnewitz — Barsdorf — Barsewitz — Barth — Barstorf — Bartholdi — Bartschen — Baruth — Basswitz — Bastian — Bastineller — Baudisz — Baumannswalde — Bauer — Bauern — Baumann — Bauld (le) — Baumberger — Baumgarten — Baurmeister — Baussen — Bawyr — Bäxen — Bayar — Baysen — Beaufort — Beauvrye — Bechtolsheim — Beckendorf — Becker — Beckerath — Bedau — Beer — Beerenberg — Beers —

326e

Beesz — Beffart — Begelin — Begerow — Behr v. Negendank — Beissel — Belderbusch — Belling — Below — Bemelberg — Bendeleben — Benckendorf von Hintenburg — Benecke — Bentivegny — Benckendorf — Bennigsen — Bentheim — Bequinolle — Berbisdorf — Bercken — Berezko — Berg — Berge — Bergen — Berger — Bergmann — Beringer — Berkhahn — Berlepsch — Berlin — Berndorf — Berneaux — Bernewitz — Bernheim — Bernstorf — Bernuth — Berchstedt — Bersforth — Beschefer — Beseler — Bessel — Besser — Bethusi — Betsch — Bettendorf — Beuchel — Beulwitz — Beust — Beverförde — Beville — Beyer — Beyme — Bielke — Bieberstein — Biberitsch — Bibra — Bielau — Biedermann — Biegeleben — Biegon — Biela — Bielde — Bielefeld — Bielinsky — Bielsky — Bieren — Biesenrodt — Billerbeck — Bilfinger — Billick — Bindemann — Birkholz — Birken — Birkhahn — Biron — Bischofswerder — Bismark — Bissing — Bisinsky — Bistram — Blacha — Blank — Blanckenburg — Blankenfelde — Blankenhagen — Blankensee — Blachspiel — Block — Blomberg — Blücher — Blum — Blumenkron — Blumenstein — Blumenthal — Boblitz — Boch — Bochholz — Bochum — Bock — Bockelberg — Bockelmann — Bockwitz — Bodeck — Bodetschwing — Boden — Bodenburg — Bodenhausen — Bodungen — Böcken — Böcker — Bönick — Böhm — Böhmer — Böhn — Böhnigk — Bölzig — Bömel — Böselager — Böttcher — Boguslawski — Bohlen — Bohm — Bohn — Boja — Bojanowski — Bois — Boitzenburg — Bolanden — Bolberitz — Bolcke — Bolstett — Bolschwitz — Boltenstern — Bomsdorf — Boner — Bongart — Bonin — Boos — Bora — Borch — Borck — Borcke — Borell — Boremski — Borewitz — Bornack — Borne — Bornefeld — Bornstädt — Borschnitz — Borschky — Borstell — Borwitz — Bose — Bossart — Bosse — Bosset — Both — Botmer — Boulet — Boulich — Boye — Boyon — Braatz — Brabansky — Brabeck — Brabender — Brakel — Brambach — Branconi — Brand — Brandenburg — Brandenstein — Brandis — Brassie — Brauchitsch — Braun — Brauneck — Braunschweig — Brause — Bredertow — Bredow — Brehmer — Brencken — Bressler — Brieger — Briesen — Briest — Brinken — Britzke — Brix — Brixen — Brochhausen — Brochtrup — Brockdorf — Brocken — Brockendorf — Brockhausen — Brodnicki — Brodowski — Brösicke — Bronsart — Broscovius — Brosy — Brückner — Brühl — Brunetti — Brunow — Brusso — Buch — Bucher — Buchholz — Buchs — Buchwitz — Buddenbrock — Bülow — Bugenhagen — Bülzingslöwen — Bünau — Bünting — Büren — Bütow — Büttner — Bützow — Buntsch — Burg — Burghaus — Burghof — Burgsdorf — Burk — Burkersrode — Burmeister — Burscheck — Burscheid — Burski — Burstini — Busche — Buscus — Busewoy — Busi — Busse — Buttler — Buxdorf — Byla. —

C.

Caden — Cämmerer — Cäsar — Cäsare — Cadenberg — Calaminus — Calbo — Calchheim — Calden — Calenberg — Callenberg — Camas — Camp — Campanini — Camtzen — Canitz — Canstein — Capeller — Caprivi — Carcani — Cardinal — Carisien — Carlowitz — Carlsburg — Carmer — Carnal — Carnap — Carnitz — Carolath — Carowe — Carrach — Carschensky — Casimir — Castillon — Cattaneo — Catte — Cave(la) — Centner — Cetner — Chambrier — Chamier — Chapuis — Chappuzeau — Charpentier — Chasot — Chatel — Chaumontel — Chauvet — Chelkowsky — Chelmicki — Chila — Chmelenz — Chobran — Chocimiersky — Chorinsky — Chossignon — Churswand — Cieselsky — Clausewitz — Clausnitz — Clee — Clema — Clermont — Cleve — Clot(de) — Clüver — Cocceji — Codeve — Coeler — Coels — Coffrane — Cölleda — Cölln — Cohausen — Colbe — Colditz — Colignon — Colner — Colomb — Colong — Colonna — Collany — Collas — Collmar — Colonna — Conrad — Conradi etc.

3864

Literarischer Zodiacus.

December, 1835.

Reisefahrten und Wanderlaunen.

Von Th. Mundt.

I.

Ein frommer Tag in Neuwied.

Das Dampfschiff: Stadt Coblenz, welches mich von Bonn den Rhein heraufrug, war fast nur mit zurückkehrenden Naturforschern, die von ihren eben beendigten Versammlungen sprachen, und mit reisenden Engländern, die nichts sprachen, beladen. Nur jener blonden Engländerin, mit dem unbeschreiblich feinen und blassen Gesicht und den seltsamen, schönen, keuschen Augen, hatte ich, in meinem trümmerhaften und zum Theil aus veralteten Shakspeare-Ausdrücken zusammengerafften Englisch, die Romanze vom Ritter Toggenburg erzählt, als wir bei Rolandseck und Nonnenwerth vorüberfuhren. Hätte Schiller diese wunderbare Gegend, die Heimath der Sage, vor Augen gehabt bei seinem Gedichte, er würde ihr noch ein tieferes melancholisches Colorit der Umgebung geliehen haben. Die Romanze ist aber recht eine für blonde Engländerinnen, mit kalter Schwesterliebe. Meine hörte so sinnig und eifrig zu, daß sie nicht bemerkte, wie ihr die à l'anglaise länglicht an Schläfe und Wangen anliegenden Locken der Wind auflöste. Nachdem ich meine leiseste Fingerspitze andeutend an ihr Haar zu legen gewagt hatte, hoffte ich, zum Dank wenigstens aus ihrem Munde zu hören: „Ritter, treue Schwesterliebe widmet Euch mein Herz!" Aber auch nicht einmal dies, und so sagte ich ihr ein Lord Byron'sches: **Fare thee well and if for ever!** und verließ das Dampfschiff, welches eben vor Neuwied Station machte, wo ich eine mir bekannte Familie zu besuchen hatte.

Diese schöne, stille, freundliche und obwohl kleine, doch keineswegs kleinstädtisch gebaute Stadt liegt dicht am rechten

Rheinufer, und prangt wie ein aus einem Heiligenknochen geschnitztes Kreuz in dem Halsgeschmeide dieses Flusses. Der Rhein gleicht einem mittelmäßig hübschen Mädchen aus alter, glorreicher Familie, dessen Namen, Mitgift und Brautschmuck herrlicher sind als seine eigene Schönheit, ihm aber dennoch den allgemeinen Ruhm der Schönheit erwerben. So ist der Rhein als Strom nicht bemerkenswerther und schöner, als einige andere Flüsse in Deutschland, aber die Mitgift, die ihm Natur und Geschichte gegeben, seine Ufer, sind es, die ihn zu diesem einzigen Individuum unter den Gewässern erheben. Die deutschen Metaphysiker mögen es untersuchen (was wohl der Speculation werth wäre!): ob das Wasser, oder seine Ufer, einen Fluß zum Flusse machen? Soviel ist gewiß, daß ein Fluß erst durch seine Ufer zur Person wird, und so fährt man auf des Vater Rheins Rücken an seiner links und rechts sich ausmalenden Lebensgeschichte vorüber, die, mit tausend Erinnerungszeichen hoher Bergspitzen gen Himmel ragend, oder in die tiefsinnige Sage einer romantischen Schlucht sich einspinnend, bald mit dem grünen Rebenzweig sich fröhlich bekleidet, bald im altergrauen Stein der Schlösser, Ruinen, Felsen, an denen hochoben so viele Mährchen und Geschichten hängen, seine Haus- und Familien-Traditionen verewigt. Und in Neuwied hat die sanfte Andacht, mit welcher der Rhein oft vor Dir daliegt, wenn er seine Welle in wunderbaren Morgen- und Abendrothschimmer taucht, sich Hütten gebaut, und eine kleine Colonie Herrnhuths zur Ansiedelung bewogen.

Unter den viertausend Einwohnern der Stadt gehören jedoch nur sechshundert zu den herrnhuthischen Brüdern, die in einem besondern Quarré wohnen, welches sich schon von fern durch die äußerst reinlichen, weißen, stillen Häuser, die man bei allen frommen Sekten dieser Art findet, verräth. Diese rheinische Herrnhuthercolonie ist vornehmlich berühmt durch ihre Erziehungsanstalten für Mädchen und für Knaben, die zu besuchen ich, nach einer kurzen Wiedererkennungsscene mit meinen hiesigen Bekannten, mein erstes Geschäft sein ließ. Diese Institute ha-

ben einen so weitverbreiteten Ruf in der Pädagogik erlangt, daß seitdem auch andere nichtherrnhuthische Erziehungshäuser hier emporgestiegen, um die Gunst der neuwieder Atmosphäre für diese Zwecke zu nutzen. Die Stadt selbst hat dadurch eine ganz eigenthümliche Frequenz gewonnen, indem die Eltern der Kinder, welche aus den verschiedenartigsten Gegenden und Nationen hiehergesandt sind, vom Auslande namentlich aus England, Nordamerika, Holland und Frankreich, zum Besuch derselben herbeizukommen pflegen und dann gewöhnlich längere Zeit verweilen, da den Zöglingen selbst das Verreisen während der Unterrichtsjahre nicht gestattet wird.

An der Seite eines alten, ehrwürdigen, ausgedienten Herrnhuthers, der schon vor vierzig Jahren Inspector dieser Anstalt gewesen, durchwanderte ich, unter solcher legitimen Bedekkung, zuerst das Mädchen-Erziehungshaus, Schulklasse für Schulklasse. Den allgemeinen Aufbruch, den unser Erscheinen in jeder Klasse verursachte, stillten wir immer sogleich durch die ernste Miene pädagogischer Wißbegierde, mit der ich auch meinem jugendlichen Aussehn einige Wichtigkeit zu verschaffen suchte. Nach einem leichten Gespräch mit den oft anmuthigen Lehrerinnen über Art und Weise des jedesmaligen Gegenstandes und der eingeführten Lehrbücher, ließen wir sie in der Ausübung ihres Berufs fortfahren, und hatten Ursache, überall die Liebe, Geschicklichkeit und Heiterkeit, mit welcher der Unterricht betrieben wird, zu bewundern. Ich freute mich, unter diesen lieblichen, kleinen Mädchen, die aufmerksam und sinnig zu beiden Seiten die Lehrende umsaßen, lauter muntere, frohe, frische Gesichter anzutreffen, und nicht die geringste Spur von einem Einfluß pietistischer Dumpfheit und Dummheit, der diesen Anstalten überhaupt nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Lachen, Scherz und kindlicher Uebermuth werden sogar während des Unterrichts laut, und von der freundlichen Lehrerin, zur Erweckung eines vertraulichen und willigen Verhältnisses, getheilt und erwiedert. Nie sah ich so viele interessante Gesichtsschnitte von den verschiedensten Nationalitäten in einem kleinen Raum vereinigt, als auf diesen

ſchwarzen Schulbänken. Die Mädchen wohnen nach ihrem Alter bei einander, ſind aber nach ihren bereits erworbenen Fähigkeiten und Kenntniſſen, mit denen ſie oft auf ſehr unterſchiedenen Stufen in der Anſtalt anlangen, in die einzelnen Lehrklaſſen vertheilt. So ſieht man nicht ſelten neben ganz kleinen, muthwilligen Mädchen, die noch mit den erſten Anfangsgründen des Lernens ſpielen, ſchon herangewachſene Jungfrauen ſitzen, denen bereits die Blüthe des jungen Buſens ſich hochgehoben hat und die vielleicht ſchon der Bräutigam hieherſandte, um ſie kurz vor der Ehe noch ein wenig zu cultiviren, nachdem ſie, der Himmel weiß durch welche beſondere Verhältniſſe, der Glieder reizende Elemente eher gezeitigt als die erſten Elemente des Wiſſens. Dieſe Mädchen wurden blutroth, wenn wir in die Klaſſe traten, und die ſchonende Lehrerin vermied es, ſie in unſerer Gegenwart durch Fragen auf die Probe zu ſtellen. Mir aber that der ganze Anblick dieſer holden pädagogiſchen Muſterwirthſchaft in meinem innerſten Gemüth wohl, und manche Scenen meiner Kindheit und manche Gedanken meiner erſten Liebe brachten mir ihr ſtilles, verklungenes Glück wieder nahe. Nur das gelang mir trotz meiner lyriſchen Stimmung nicht, den bekannten herrnhuthiſchen Hauben, welche ſämmtliche Lehrerinnen, unter den Schülerinnen aber nur zwei bis drei, trugen, eine Schönheitslinie abzugewinnen. Es iſt nicht einzuſehn, warum ſich die Frommen gerade dieſen Haubenſchnitt zum Abzeichen erkoren haben, da der liebe Gott, dem man auch einigen Geſchmack zutrauen muß, unmöglich ſein Wohlgefallen daran haben kann. Dieſe Hauben, die ſo platt und flach gedrückt ſind, wie manche verwaſchene Kirchengebete, rauben auch dem lieblichſten Geſicht etwas von ſeinem guten, natürlichen Ausdruck, und Gott, der gern ſchöne Geſichter ſieht, wird es euch nicht danken, ihr frommen Mädchen, daß ihr ihm eure Reize verunſtaltet zeigt! Sinniger finde ich noch die Farbenſymbolik, welche ſich an die Bänder dieſer Herrnhutherhauben knüpft, um die Verhältniſſe der verſchiedenen Lebensalter zu bezeichnen. Die ganz jungen, noch ungereiften Mädchen tragen purpurrothe Bänder, deren ſcharfe,

ungeduldig schreiende Farbe das Platzenwollen der Mädchenknospe verräth; der aufblühenden Jungfrauen Bänder tauchen sich in das allernothwendigste Element, in die Farbe der Liebe, und erröthen in Rosa vor der süßen Bedeutung dieser Lebensstufe; die verheiratheten Frauen schmücken ihre Haube mit dem Blau der Treue; die Witwen tragen das vieldeutige Weiß, entweder als Farbe des verblichenen Glücks, oder als Farbe der Freude, oder als Farbe, aus der, wie bekannt, jede andere noch wieder gemacht werden kann. —

Nachmittags war ich bei einer trefflichen herrnhuthischen Familie zum Kaffee geladen. Die Gesellschaft bestand aus dem Alten, einer ehrwürdigen Gestalt, auf dessen hohen Jahren der sichtliche Frieden Gottes ruhte; seiner Gattin, einer rüstigen Matrone mit feurigen, kohlschwarzen Augen, die seltsam unter der Herrnhutherhaube hervorstachen; ferner einer jungen, schönen Frau mit weißen, füllereichen Gliedern, die aus Norddeutschland zum Besuch ihrer Verwandten hier anwesend war, und, obwohl durch Geburt und Erziehung eine Herrnhutherin, sich doch weltlich gekleidet trug, und, von einer pietistischen Haube unbeengt, die üppigen Locken frei um das Haupt flattern ließ; und endlich einer wirklichen herrnhuthischen Muhme aus Herrnhuth selbst, deren Frömmigkeit diesen Sommer in Neuwied Gastrollen gab, und die mir Zeichen ihres Wohlwollens bewies, indem sie mir alle Augenblicke den Kaffeekuchen präsentirte. Ich aber sollte in große Anfechtungen gerathen. Die Muhme wollte von ihren frommen Brüdern in Berlin, namentlich von dem der dortigen Brüdergemeinde vorstehenden Prediger Dobler etwas erzählt haben, und ich stellte mich so unschuldig, als wüßte ich gar nichts davon! Die Muhme schlug die Hände vor Verwunderung über den Kopf zusammen, daß ich in keiner Verbindung mit den berliner Pietisten stand. Die Muhme wußte sich das gar nicht zu erklären. Ich fing ihr an, immer verdächtiger zu werden. Endlich gab ich mir selbst den Rest, als das Gespräch auf den Hofprediger Strauß kam, der in diesen Tagen in Neuwied erwartet wurde, und ich mehrere factische Beispiele

aus meiner Bekanntschaft erzählte, daß junge Mädchen und Frauen in Berlin von seinen „Glockentönen" die Auszehrung bekommen, während von den Walzer-Glockentönen seines Namensvetters Strauß in Wien, welche für die gesunde Circulation aller menschlichen Säfte bei weitem mehr zu recommandiren, noch keine lebenslustige Wienerin oder Berlinerin einen Schaden genommen, vielmehr durch diese bluttreibenden Dreivierteltakte ein blühendes Aussehn der Menschheit zur Freude Gottes gefördert werde! Von diesem Augenblick präsentirte mir die Muhme keinen Kaffeekuchen mehr. Und die junge hübsche Frau mit dem weißen Lilienfleisch fragte mich, eine Thräne in den schönen Augen, theilnehmend: ob ich auch ein Christ sei? Wer hätte ihr etwas abschlagen können! —

Ich schlenderte darauf noch ein wenig in dem Park des Fürsten von Neuwied umher, wo mir, auf den dunkelschattigen Spaziergängen, manche der ischelmischen Mädchengesichter wiederbegegneten, die ich heut, in der Anmuth und Würde ihres Schulfleißes kennen gelernt hatte. Ich nahm Abschied von diesen guten, jungen, unschulds- und seelenvollen Gesichtern, vor denen ich eben so viel Andacht und Rührung empfinde, wie in einer Kirche, und eilte an den Strand des Rheins zurück. Der über den fernen Uferbergen emporwirbende Rauch verkündete schon das Herannahen des Dampfschiffes, dessen ich harrte, um noch heut weiter nach Coblenz zu gelangen. Bald legte auch der Schnellsegler: Friedrich Wilhelm, an der Fähre vor Neuwied an, um die ihn erwartenden Passagiere aufzunehmen. Der Abend kam plötzlich heran, es dunkelte, und ein stürmischer Regenschauer vertrieb den größten Theil der Reisegesellschaft vom Verdeck. Nur einige in schwarze Mäntel gehüllte Gestalten wandelten noch auf und nieder, und ich ließ ebenfalls unter dem freien, kühlen Nachthimmel manche unruhige Gedanken in mir austönen. — —

Die Götterdämmerung in Frankreich.

Von

F. W. Carové.

Als Lucrez sein prosaisches Gedicht „von der Natur der Dinge" und Cicero seine unphilosophische Abhandlung „von der Natur der Götter" in die Welt schickte, da war die Götterdämmerung schon lange in Rom und längst in Griechenland angebrochen. Die Orakel verstummten, die Opferfeuer erloschen, die Sterngötter stürzten auf die bebende Erde, und den alten Himmel umwob immer dichter die uralte, grauenvolle Nacht. Wohl zwei Jahrtausende hatten die alten Götter geherrscht. Da brach in der tiefen Götterdämmerung die alte Welt in Stücke; ein neuer Himmel, ganz Licht und Glanz, strahlte durch die zerrissenen Wolken, — aus den abgründlichen Spalten der Erde schlugen die Flammen einer ewigen Hölle empor; — die beiden Mächte der Höhe und Tiefe begannen einen furchtbaren Kampf um die zagende, zitternde Menschheit. Und der Kampf währte das ganze, lange Mittelalter hindurch, bis zuletzt der Mensch, des unversöhnlichen Zwiespaltes müde, in der Natur und im eigenen Wesen die Eintracht und Befriedigung suchte, die das doppelschlechtige Jenseits ihm versagte. Götter- und Dämonen-Wesen wurden allmählig aus der Gegenwart verdrängt, und als Holbach für sein „System der Natur," Volney für seine „Ruinen" und Dupuis für seinen „Ursprung aller Religionen" immer zahlreichere Leser fanden, — da war eine zweite Götterdämmerung angebrochen, zunächst für Frankreich, — von hier aus auch allmählig sich ausbreitend nach anderen Regionen.

Wie aber bei der ersten Dämmerung mit der alten Religion auch alle andere Bande sich lösten, und immer tiefere Nacht, immer wilderes Chaos hereinbrach, als bereits das Wort der Wiedergeburt und der allgemeinen Umgestaltung in die allgemeine Verwirrung und Auflösung hineingesprochen worden: so möchte — bei ähnlich erschreckenden Symptomen — auch jetzt einer gleich tröstlichen Hoffnung Raum zu geben sein. Hinzudeuten auf die Zeichen, die zu dieser berechtigen, bleibe zunächst noch einer anderen Gelegenheit vorbehalten; um aber anschaulich zu machen, daß in Frankreich jenes zweite große Weltalter zu Ende gelaufen, wird genügen, auf einige wenige Thatsachen aufmerksam zu machen, die, in den letzten Tagen aufeinanderfolgend, nur aus jener Voraussetzung erklärbar sind.

Daß ein so chaotisches Buch, wie die „Worte eines Gläubigen*), von dem geistreichsten, eifrigsten und vielgepriesenen Vertheidiger der alten Kirche geschrieben, und in wenigen Monaten mehr als zehn Auflagen erfordern konnte, dürfte für sich allein schon dem Nachdenkenden als hinreichend zur Charakteristik der Zeit und des Volkes gelten, in denen eine solche Erscheinung aufgetaucht. Ungeachtet nun die höchste Behörde der alten Kirche die Verdammung jener Schrift durch alle unteren Behörden bekannt machen lassen, hat die Nachfrage nach derselben noch nicht aufgehört, und noch in diesen Tagen ist eine neue, zum mindesten die zwanzigste Auflage angekündigt worden.

In seinem janusköpfigen „avenir“ hatte jener wunderliche Gläubige den greisen, rachsüchtigen Despoten der mittelalterlichen Kirche zu einem allversöhnlichen, freilassenden Weltherrn zu verjüngen versucht. Bekannt ist, wie der römische Stellvertreter des verscheidenden Gottes in feierlichem Rundschreiben gegen jeden solchen dialektischen Versuch, seine Individualität in ihr absolutes Gegentheil überzuführen, protestirt

*) Eine Analyse dieses geistigen Thohu-wabohu findet sich in der Schrift des Referenten: „Zur Beurtheilung des Buches der polnischen Pilgrime, der Worte des Gläubigen ꝛc.“ Zürich, 1835. S. 54 ff.

hat. Wie nun dieser Gott immer von Neuem und noch zuletzt auf das Entschiedenste — die Humanität im vollen, wahren Sinn dieses Wortes geläugnet, so hat die Empörung gegen diese Abläugnung des Gewissesten sich auch wieder mit furchtbarer Energie in die Abläugnung aller Divinität geworfen.

Es kann zwar nur als Hyperbole angesehen werden, wenn der **Observateur politique** in diesen Tagen behauptet, „das Weltall sei gegenwärtig mit Atheisten überschwemmt." Aktenmäßig aber ist Folgendes erhärtet:

Am 19. Sept. d. J. stand vor dem Assisenhof des Seine-Departements Philipp Dubois, als Verfasser des **Catéchisme véritable des croyans**, beschuldigt: „durch Bekanntmachung dieser Schrift die öffentliche und religiöse Moral verletzt und die römisch-katholisch-apostolische Religion „lächerlich gemacht zu haben."

Dieser Katechismus fange nämlich so an:

Frage: „Was ist Gott?"

Antwort: „Gott ist ein chimärisches, unmögliches Wesen, „welches nur im Munde der Gläubigen existirt."

Fr.: „Was ist ein Gläubiger?"

Antw.: „Ein Gläubiger ist ein Mensch, der auf den gefunden Menschenverstand und auf die Vernunft verzichtet, um „an alle Possen (**balivernes**) zu glauben, welche fanatische „Betrüger sich den Spaß machen vorzutragen."

Der Verfasser wurde zu sechs Monaten Gefängniß und 1000 Franken Strafe verurtheilt, und über seine Schrift die Beschlagnahme verhängt.*)

Gleichzeitig wurden, auf den Grund gerichtlicher Urtheile aus der Restaurationszeit, bei mehrern Buchhändlern einige der gelesseneren atheistischen Schriften des vorigen Jahrhunderts confiszirt, namentlich der **Bon sens du curé Meslier**, Diderots **Religieuse** und **Jacques le Fataliste**,

*) S. Temps vom 21. Sept. d. J.

das **Abrégé de l'origine de tous les cultes**, von Dupuis*), u. a. m.

Dies veranlaßte aber den **National** u. a. zu folgenden Bemerkungen: „die Mehrheit der Franzosen übt keinerlei Gottesdienst" (ne pratique aucun culte)... „Oder glaubt etwa diese Mehrheit an die wirkliche Gegenwart „Jesu Christi in der Eucharistie? Nein, fürwahr, nein. Diese „Mehrheit ist also nicht katholisch!... Hat man uns aber nicht „ausdrücklich versprochen, daß der Staat künftig nicht mehr als „Anwalt auftreten werde für die Dogmen des Katholizismus? „Man verletzt also eines der feierlichsten Juli-Gelöbnisse, indem „man sich verwegt, gewisse Schriften dem Umlauf zu entziehen... „Das Königthum ist wieder sehr christlich (très chrétienne) „geworden!... Was läßt doch die doktrinaire Tartüferie sich „einfallen?"...**)

Die **Gazette de France*****) glaubte nun zwar gegen diese Behauptung protestiren zu müssen; ihre Einwendungen beschränkten sich aber im Wesentlichen darauf, daß doch alle Franzosen ihre Kinder taufen, daß die meisten sich kirchlich trauen und ihre Verstorbenen kirchlich bestatten ließen. Sie fügt jedoch die Bemerkung hinzu: „Allerdings (sans doute) finden, „mit Ausnahme jener drei kirchlichen Gebräuche, — hinsichtlich „aller übrigen — unzählige Abweichungen statt. Allerdings „wird eine sehr große Anzahl (von Franzosen) von den Fluktuationen des menschlichen Geistes zwischen dem Guten und Bösen „mit fortgerissen, auf- und absteigend jene unermeßliche Stufenleiter, welche vom Himmel zum Abgrund hinabreicht"... „Indessen wird doch von den Landbewohnern (populations „agricoles) jene Fundamental-Wahrheit von der Gegenwart „Christi im Abendmahl nicht in Frage gestellt," und auch die Stadtbewohner der südlichen und westlichen Provinzen bewahrten noch den alten Glauben.

---

*) National v. 24. und Gazette de France v. 27. Sept.
**) National v. 26. Sept.
***) V. 28. Sept.

Wir lassen die Richtigkeit dieser letzteren Behauptungen dahingestellt sein, und bemerken nur noch in Beziehung auf das confiszirende Einschreiten des doktrinairen Ministeriums, daß — kaum acht Tage nach den ersten Versuchen desselben — der **National***) bereits, ohne Widerspruch zu erfahren, berichtet: „Nach mancher Erörterung, nach mancher Protestation des Hrn. „**Thiers** gegen die Beschlagnahme des **Jacques le Fata-liste**, des **Faublas** und der **Pucelle**, nach mancher „Homelie des Hrn. **Guizot**, des Religiosen des Ministeriums, „ist man übereingekommen, fortan keine Beschlagnahme älterer „Schriften wegen Beleidigung der Religion, der Mehrheit der „Franzosen und der moralischen Grundsätze der Herren Minister „mehr bewerkstelligen zu lassen."

So schwebt also zwischen den Reliquien des alten Glaubens, die sich bei den Landbewohnern erhalten haben mögen, und den einzelnen Menschenverknöcherungen, die man Atheisten nennt, jene vielgestaltige Masse von Menschen ohne festes Princip, ohne bestimmtes System, welcher der alte Glaube, die alte Kirche nicht mehr genügen, ohne daß noch ein zureichender Ersatz für das Ueberlebte sich darböte. Der alte **Spiritus rector** verliert, wie sein dreifach gekrönter Statthalter, ein Gebiet nach dem andern, nicht weil Er ein Anderer, oder schwächer geworden, sondern weil die Geister und Mächte, die ihm **gedient**, in dem Dienste erstarkt, nun eines mächtigeren, größeren Herrschers bedürfen. Nun aber das frühere Band der Obedienz aufgelöst, ist gleichsam ein Interregnum eingetreten, während dessen die bisherigen Vasallen, selbstherrlich geworden, nur mehr ihre besonderen Zwecke verfolgen. In anderer Beziehung ist es der erwachsene Sohn, der, der allzustrengen elterlichen Zucht sich entwindend, umherschweift, und — wohl auch fehlgeht, — bis seine Sehnsucht und sein Streben durch Gründung einer Familie und Theilnahme am Staatsleben eine neue, höhere Fassung gewonnen. Noch aber gleicht der französische Jüngling nur zu

*) V. 5. Oct.

sehr erst dem verlornen Sohne, der seines Elendes inne zu werden anfängt. Doch ist auch dieses Gleichniß unzureichend, und nur die Uebergangszeit von dem Heiden- zum Christenthume bietet Erscheinungen dar, denen die neuern Vorgänge in Frankreich einigermaßen vergleichbar sind.

Wir sehen nämlich im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zugleich auf der einen Seite das Abendroth der alten, auf der anderen das Morgenroth der neuen christlichen Welt; auf der einen die neuplatonischen Theologen des Heidenthums, auf der anderen die platonisirenden Kirchenväter der neuen Theologie. Wie diese mittelst der alten Philosophie der neuen Religion Eingang zu verschaffen suchten, so bemühten jene sich, die alten Naturgötter zu vergeistigen, die alte Volksreligion zu humanisiren, die alte Autarkie mit dem christlichen Aszetismus zu verquicken. Hier geht ein heidnischer Philosoph zum Christenthum über, dort kehrt ein Christ zurück zu der noch äußerlich bestehenden alten Staatsreligion. Dieselben Bestrebungen und Fluktuationen wiederholen sich jetzt in der christlichen Welt und ganz besonders in Frankreich, wo die Staatsgewalt den Geist, den sie so lange unterdrückt, nun nicht länger mehr zu bändigen vermag. Hier sahen wir einen Chateaubriand, einen Frayssinous, de la Luzerne, de Maistre und de Bonald sich abmühen, den abgelebten Katholizismus durch Versetzung mit neueren Ideen zu restauriren; während die doktrinaire Schule, die Simonisten und so viele Andere dem auftauchenden Humanismus durch Einfügung oder Wiederaufnahme christlicher Ideen Anerkennung zu verschaffen suchten. Hier auch sehen wir einen Victor Hugo, de la Martine, Chateaubriand, selbst einen de la Mennais immer entschiedener von der alten Kirche sich abwenden, während es auch nicht an Neuerern fehlt, die die verlorene Gemüthsruhe durch Rückkehr in die alte kirchliche Befriedung wiederzugewinnen hoffen.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen dieser letzten Art gehört unstreitig die Vereinigung der verschiedenartigsten Leute, die

in diesen Tagen mit Ankündigung der Bildung einer **Université Catholique** hervorgetreten. Schmerzlich ergriffen von der allgemeinen Dissolution haben Trümmer der römisch-katholischen Hierarchie, der gallikanischen Kirche, der Schule des de la Mennais und der Simonistischen Assoziation*) sich zusammengefunden, um, wie sie in ihrem Programm erklären, den Mangel einer — von der Staatsgewalt unabhängigen strengkirchlich-katholischen Universität vorläufig durch eine — **Revue religieuse, philosophique, scientifique et littéraire** zu ersetzen. Ihre Ansicht der Weltverhältnisse und ihre Absicht bei Gründung dieser Monatsschrift spricht sich in jenem Programm näher dahin aus: „Beobachtet man, heißt es daselbst, die gegenwärtige Stimmung der Gemüther, so nimmt man zwei Bewegungen wahr; die eine nähert sie dem Katholizismus, die andere entfernt sie von demselben... Unstreitig hat seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein großer Fortschritt stattgefunden. Der Materialismus und Atheismus des 18. Jahrhunderts sind überwunden worden." (?) „Die engherzige Polemik des Deismus jener Epoche gegen die Offenbarung ist wie eine Mode vorübergegangen. Der sociale Einfluß der Kirche, ihre organisirende Macht sind bereits ziemlich billig gewürdigte, große historische Thatsachen. Glänzende Arbeiten haben die Poesie und die übrigen Künste belehrt, daß die höchste Quelle ihrer Begeisterungen sich im Christenthume findet. Auf tausend verschiedenen Wegen ist die Gleichgültigkeit so erschüttert worden, daß beinahe alle jetzige Zeitschriften sich mehr oder minder mit der Religion beschäftigen. Alle Fragen von irgend einem Belang gehen allmählig darauf hinaus, sich in religiöse Fragen umzuwandeln... Indessen ist

*) Zu den beiden ersten Rubriken glauben wir rechnen zu dürfen: die Abbé des Genoude, Foisset, Juste, de Salinis, de Scorbiac Douhaire, die Herren Riambourg, Berryer, Pardessus, de Rainneville, Alban de Villeneuve-Bargemont, Recamier u. m. a. Zur Schule des Avenir gehörten: Montalembert, Abbé Gerbet, de Cour, de Cazalès; zum Simonistischen Verein: Margerin, Rousseau, de Lourdoueix.

die Wirksamkeit dieser Fortschritte bei Mehreren durch eine neue Evolution des Unglaubens getrübt, welcher sich mit jenem Fortschritt selbst zu combiniren sucht. Indem man zugesteht, daß die katholische Autorität die mächtigste und heilsamste Institution ist, welche der Erziehung des Menschengeschlechtes vorstehen könne, (?) fügt man hinzu, daß, nachdem sie gegenwärtig durch die mannbar gewordene Vernunft überflügelt worden, sie sich zurückzuziehen und dieser die Sorge zu überlassen habe, die Wissenschaft, die Moral, die Societät und die Künste zu organisiren. Der Katholizismus sei nur ein großes Präzeptorat der Menschheit gewesen. Dies ist die neue Gestalt, in welcher die antichristischen Meinungen hervortreten und sich entwickeln." — In Beziehung auf diese doppelte Thatsache will nun die sog. katholische Universität einerseits durch Reinigung der verschiedenen Gebiete des menschlichen Geistes die Rückkehr zum Katholizismus fördern, anderseits nachweisen, „daß der kathol. Glaube die Philosophie oder die allgemeine Wissenschaft erzeugt, welche die Einheit aller besonderen Wissenschaften bildet, daß die kath. Hierarchie den Stützpunkt abgiebt für sociale Ordnung und ihre Fortschritte, daß die kath. Liebe (charité), verbunden mit den Resultaten der Wissenschaft, allein auf vollständige und dauernde Weise die wichtigsten Probleme der Staatsökonomie auflösen kann, daß alle Kunst christlich sein muß, und daß alles Christliche aus dem Katholizismus hervor- oder in ihn zurückkehrt." „Dies," so behauptet das Programm, „sei die große religiöse Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts."

Wir dürfen es für überflüssig halten, uns in eine Kritik dieser prunkenden Phrasen einzulassen; um aber unsere Leser in Stand zu setzen, in voller Sachkenntniß ein Urtheil zu fällen, wird es hinreichen, ihnen aus jenem Programm und dem beigegebenen **Discours préliminaire** des Abbé Gerbet noch Folgendes mitzutheilen.

Im ersteren erklären die Mitglieder des Vereins: „sie hätten sich zum Voraus vereinigt gefunden in derselben Liebe zur Religion und zur Wissenschaft, in derselben Unterwür-

figkeit (Soumission) unter alle Entscheidungen des heil. Stuhles, und ganz besonders unter die neuesten,*) endlich in derselben Absicht: mit allen ihren Mitteln der katholischen Sache zu dienen."

Zu diesem Endzwecke wollen sie nun vom 15. Nov. d. J. an in der angekündigten **Revue** Vorlesungen mittheilen über die heil. Schrift, die christlichen Wahrheiten, die Religion, Staatsökonomie und ihre Geschichte, Literaturgeschichte, christliche Kunst, Geologie, französische Geschichte und literarische und sociale Geschichte der kathol. Jahrhunderte. Daneben sollen alle bedeutende, neuerscheinende Schriften beurtheilt und merkwürdige Ereignisse besprochen werden.

Der beigefügte **Discours préliminaire** verbreitet sich über alle Zweige des Wissens — mit Ausnahme — aller kirchlich-theologischen Wissenschaften!

Da aus diesem Vorwort wohl mit einigem Recht die Auspizien für die nachfolgenden Vorlesungen zu stellen sein dürften, so mögen einige Mittheilungen aus demselben hier nachfolgen.

„Das Universum," so lehrt uns Herr Abbé Gerbet, „ist die bleibende Harmonie einer großen Analyse und einer großen Synthese," (was an das noch größere Wort des h. Maximus erinnert: *θεος ἐστι θεσις καὶ ἀφαιρεσις παντων*) „ein erhabenes Spiel dieser beiden Bewegungen, bei welchem die sondernde Kraft im Dienst der vereinenden steht; lebendige Methoden, — göttliche Logik, von welcher unsere künstliche nur ein bloßes Abbild ist." (p. 13.) „Die Organisation des Universums resultirt aus der Vereinigung des Stoffes der Wesen mit den wirksamen und belebenden Prinzipien, die deren Formen bestimmen und erhalten." (p. 15.)

„Das Menschengeschlecht, welches in die Mitte des Universums, wie in einen Tempel sich gesetzt fand, erforschte zuerst dieses göttliche Bauwerk (architecture) und alle Wunder der

*) Dies sind bekanntlich das gegen alle, von der Gegenwart in Anspruch genommene Freiheiten protestirende Enzyklikum von 1832 und die Verdammung der Paroles d'un croyant.

Außenwelt, bevor es die Wunder des Gedankens, dieser Ideenwelt, die es in seiner Seele trägt, zum Gegenstand seiner Forschungen machte." (p. 24.) „Besonders als mit Vernunft und Freiheit begabtes Wesen ist der Mensch selbst Vorwurf einer umfänglichen Wissenschaft. Durch diese Vermögen gehört er einer höheren Welt an. Ein Lebenszug (attraction vitale) treibt ihn hin zum Wahren und Guten; er hegt einen erhabenen Hunger und Durst nach diesen Dingen; sie sind die natürliche Speise seines Geistes." (p. 25.) „Die Idee ist das unbeschränkte Licht — die Vernunft das Auge, welches dieses Licht empfängt." (p. 26.) „Die Bewegung der Vernunft, welche man mit dem Namen Wissenschaft bezeichnet, ist eine Entwicklung, mittelst welcher der menschliche Geist in der ganzen Schöpfung Bilder Gottes, und über die Schöpfung hinaus Gott selber sucht." (p. 36.) „Sie sucht die mittelbaren und unmittelbaren Beziehungen aufzufassen, welche stattfinden zwischen den endlichen Dingen und dem Unendlichen, gedacht als Macht, Vernunft und Einigungsprinzip (Liebe)"... „Wenn nun alle Gestirne zu Einem Plan gehören, der die Offenbarung der göttlichen Macht ist, die die Gedanken der Weisheit ausführt und bewegt wird von der Güte, — dann werden auch alle Ideen, die den Raum unserer Intelligenz ausfüllen und gleichsam deren Sterne sind, — sie werden auch alle in Einen Plan sich einfugen und ordnen, der ebenwohl die Ehre Gottes dem Auge der Vernunft, indem sie selbst ihr eigenes Wesen anschaut, offenbart.*) Die Wissenschaft besteht, bewegt sich und lebt im göttlichen Gedanken; Gott ist allüberall gegenwärtig — in der menschlichen Vernunft, wie in der Natur." (p. 40.) „Aber auch die Thatsachen, aus denen die Geschichte besteht, bleiben ohne Bedeutung, wenn die Belehrungen, die daraus hervorgehen, sich nicht in letzter Analyse in eine große Offenbarung der Gesetze zusammenfassen lassen, die die Geschicke der

*) — „qui révèle aussi la gloire de Dieu à l'oeil de la raison, contemplant elle-même sa propre essence"...

Völker bewalten und deren Befolgung das sociale Leben erhält, wie ihre Verletzung den Untergang herbeiführt... Aber die Völker sind nur Individuen eines allgemeinen Volkes, — der Menschheit. Widersprechend wäre nun, wenn jeder Theil, nicht aber das Ganze, Gesetzen untergeben wäre, wenn in den Theilen Ordnung, im Ganzen aber Anarchie herrschte... Die Geschichte kann also nur begriffen werden als ein fortgehendes Sprechen, als eine unerschöpfliche und wunderbare Rede, welche mehr oder minder klar die Gesetze oder den Willen der Vorsehung erklärt, eben wie die Natur nur zu begreifen ist als eine wesenhafte Schrift (écriture substantielle), welche die Gedanken des göttlichen Geistes ausgestaltet (figure)." (p. 40. 41.) „Jeder Körper ist aber nothwendiger Weise einem Gesetze unterworfen, welches ihn beherrscht und bestimmt, damit er zur allgemeinen Ordnung der natürlichen Welt mitwirke, während zugleich in ihm irgend eine Kraft ist, die ihm seine individuelle Gestalt zu bewahren strebt. Ebenso muß jeder Mensch sich einem Liebesgesetz unterwerfen, welches ihn dem Gemeinwohl zuordnet, während doch auch ein Streben nach Selbstbefriedigung in ihm ist... Da nämlich jedes endliche Wesen zwei Seiten, zwei Eigenschaften hat, indem es an Gott hängt, und zugleich unterschieden und gesondert von ihm ist, — so läßt sich begreifen, wie in jeder Ordnung von Existenzen, aus denen das Weltall besteht, allgemeine Thatsachen zu finden sind, die eine Folge oder ein Bild dieses allgemeinen Gesetzes sind." (p. 45.)

„Die Philosophie ist es nun, die unablässig von Gott zur Welt herab, von der Welt stets wieder zu Gott emporsteigt... Um ihres Amtes zu warten, kleidet sie sich in doppelte Form; sie ist entweder rational oder mystisch. Die erstere beruht auf der Generation der Ideen, — die andere auf der Ausströmung des Gefühls... belebt die letztere die Erzeugnisse des Denkens, so bietet dagegen die Vernunft ihr den Gedanken (conception) dar, der sie legitimirt. Dieser Gedanke besteht darin, daß das natürliche und geistige Universum nicht nur eine Offenbarung

der göttlichen Vernunft ist, sondern auch eine Ausströmung der göttlichen Liebe in sich begreift... Darum bildet erst die Vereinigung der rationalen mit der mystischen Philosophie die vollständige, die lebendige Wissenschaft. Weder das Denken, noch das Gefühl allein soll philosophiren, sondern der ganze Mensch." (p. 45. 47.) Wie nun die Philosophie alle Wissenschaften, so strebt die Erziehungskunst alle übrigen Künste zur Einheit hinzuführen. „Alle Pflichten der Familien- und der Staatsmitglieder sind nämlich eine Ableitung aus den religiösen Pflichten des Menschen gegen Gott; nur aber eine geistige Gesellschaft (**Soc. spirituelle**) vermag eine allgemeinere Erziehung, als die familiare und staatsbürgerliche, zu vollbringen, — die Erziehung des Menschengeschlechts... Man muß daher wünschen, daß, außer den Vertretern der besonderen Interessen jeder Nation, es noch eine einige und allgemeine Gesellschaft gebe, welche die gemeinsame Mutter der Menschheit sei... Die allgemeine Erziehungskunst besteht demnächst in der Verwaltung aller Künste, aller Wissenschaften, aller bekannten Wahrheiten, und in der Anwendung derselben auf die Entwickelung aller menschlichen Vermögen (**facultés**), aber auf ihre harmonische Entwicklung, die einzige, welche wahrhaft und dauernd ist." (p. 47. 48.)

Nach diesen Mittheilungen glauben wir keinen Widerspruch mehr zu erfahren, wenn wir unsere anfängliche Behauptung wiederholen, daß in Frankreich die Götterdämmerung angebrochen, und wenn wir hinzufügen, daß auch das neue Tagesgestirn schon im Aufsteigen begriffen sein muß, um die zurückweichenden Wolken der mittelalterlichen Nacht mit reinem Gold und frischen Rosen zu säumen! —

405

Gedichte

von

Rudolf und Hermann Marggraf

1.

Lied der Lebendigen.

In dem Grabe zu schlafen,
Welche Pein!
Die des Todes Pfeile trafen,
Müssen hinein!

Lebten in ewiger Blüte
Wir auf der Erde!
Nimmer ja wandelt, ob Sturm auch wüthe,
Ihre Gebärde.

Frohlichen Schrittes durch heitere Auen
Wandern wir;
Nirgends ist hellere Sonne zu schauen,
Brüder, als hier!

Töne, die himmelgebornen, durchwehen
Irdisches Rund;
Farben umgaukeln die sonnigen Höhen,
Tausendfach bunt!

Uns durchwallet ein stetes Bewegen,
Schwellend die Brust;
Drunten verstummet das thätige Regen,
Hemmend die Luft.

Schauen und Denken, Wollen und Handeln,
Leben ist dies;
Vorwärts im Lichte der Gegenwart wandeln,
Wonnig und süß.

Weh euch, zerfallende Menschengebeine,
Kühl und bleich!
Ueber euch lagert der Leichensteine
Düst'res Reich!

Rudolf Marggraff.

2.

Vom Herzen.

Liebes Herzchen! zartes junges Weib!
Längst harrt dein der Sänger! komm', vermähle
Meinem Leibe deinen schönen Leib,
Und dein Seelchen meiner großen Seele!

Ach! mein Herz, mein armes krankes Herz
Ist, o Liebchen! eine große Wunde,
Die der böse große Liebesschmerz
Schlug zu einer bösen großen Stunde.

Kriecht nur zurück in euer dunkles Haus,
Ihr armen Würmer! böse Liebesschmerzen!
Noch ist mein Herz nicht todt — laßt ab vom Schmaus
Und nagt noch nicht an einem kranken Herzen!

Kannst du mein junges
Trotziges Heldenherz,
Lieben und schmachten,
Schmachtend vergehen,
Und im Vergehen
Höher noch glühn?
Schmählich, schmählich
Bist du gefallen!
Stärker als Leben
Ist deine Liebe,
Schwächer als Liebe
Selber der Tod,
Selber im Tode
Mag sie nicht fliehen.

Herrscherin Liebe!
Morgenroths Abendroth!
Enge gezogen
Hast du die Grenzen,
Die zwischen Leben
Und Sterben ziehn;
Leben und Sterben
Ziehst du zusammen,
Hölle und Himmel,
Nichtsein und Sein.

In ewigen Nächten
Lieg' ich gekettet
An rauhem Gestein.

Tief in des Lebens
Leben hinein
Gräbt sich die Liebe,
Zehrt mir am Herzen;
Wächst mir das Herz:
Schwillt mir zum Herzen
Wieder der Schmerz,
Nagt mich von Neuem
Der Geier der Liebe,
Der immer wache,
Der nimmersatte,
Dem ewige Nahrung
Mein Herzblut giebt.

Wenn ich vergesse,
Daß ich gewesen,
Nimmer vergess' ich,
Daß ich geliebt.

Hermann Marggraff.

3.

Bergreise.

Durch die Berge, stark und rüstig,
Lenk' ich meinen sichern Schritt,
Ob die Welt auch, kalt und listig,
Mir den engen Pfad vertritt.
Wenn mein Herz im Kampfesdrange
Und in heißer Sehnsucht bricht,
Ruf' ich heiter im Gesange:
Brich, o Herz! doch zage nicht!

Wilde Stürme werden rege
In dem alten Tannenhain,
Auf die engen Weg' und Stege
Fällt des Wetters falber Schein.
Sorglos wandernd, ob die Blitze
Tödten mögen oder nicht,
Drück' ich fest die Reisemütze
Mir in's blasse Angesicht.

Hermann Marggraff.

4.

Blumenhohn.

Ich ging zu guten Menschen,
Sprach über jenes und dies,
Doch über alle Gespräche
Ein moderndes Wehen blies.

Ich las gepriesene Schriften
Der alten und neuen Zeit;
So viel ich mochte lesen,
Ich wurde nicht gescheidt.

Da griff ich in die Saiten,
Schlug lust'ge Töne an;
Ich hörte Geisterstimmen
In meinem Geisterwahn.

Ihr lieben Frühlingsblumen
Im hellen Sonnenschein,
Wie locken süß und freundlich
Mich eure Aeugelein!

Ihr wollt mitleidig trösten
Mein krankes, wundes Herz,
Mit Blüthenduft verwehen
Den heißen Liebesschmerz!

O! nehmt mich hin, ihr Blüthen,
Ihr meiner Augen Lust,
Verweht der Schmerzen Wüthen
Aus meiner wunden Brust!

O weh! was schauet höhnisch
Ihr mir in's Angesicht? —
Ihr fragt, ob eure Schwester
Ich einst verlassen nicht! —

Rudolf Marggraff.

5.

Die Romanze vom König Saul.

Die bärt'gen Jüden kamen all'
Mit Paukenschlag und Cymbelschall,
Sie wollten Saul, den langen Mann,
Zu ihrem langen König ha'n;

So kamen sie vor Sauli Haus,
Die Mutter sah' zur Thür hinaus,
Und als sie kam'n gezogen her,
Da zitterte die Mutter sehr.
Der künft'ge Judenkönig
Der forcht sich auch nicht wenig.

Beim Hause war ein Keller alt,
Der Mäus' und Ratten Aufenthalt,
Auch stunden manche Fässer Wein
In langer Reih' gepflanzet drein;
Darin sich Saul verkrochen hat,
Zu pflegen drinnen guten Rath;
Doch als ihm ward die Zeit zu lang,
Zapf't er die Fässer an und trank.
Und trank da gar nicht wenig
Der künft'ge Judenkönig.

Die Juden kamen an die Thür;
„Wo ist der Saul? den wollen wir.
Wo ist der Saul, der lange Mann?
Den wollen wir zum König ha'n."
Die Mutter thät die Hausthür auf,
Da strömt herein der ganze Hauf;
Sie kamen auch an's Kellerthor,
Und sangen dort im hellen Chor:
„Wir wollen Saul zum König!"
Deß freut er sich nicht wenig.

Herr Saul sprang nun hinaus zur Thür:
„Wollt ihr den Saul, so bin ich hier,
So gebt mir nur die güld'ne Kron',
Und setzt mich auf den güldnen Thron!"
Dermalen Saul, der trunk'ne Mann,
Sein Judenregiment begann,
Und schlug verwegen ritterlich
Mit nüchternen Philistern sich;
Auch trank er wohl als König
Hinfürder gar nicht wenig.

Hermann Marggraff.

6.

Flammentod.

Ew'ges Mutterland der Schmerzen,
Todesflur der höchsten Liebe,
Erdenrund, so kalt und trübe,
Grab viel liebbeweinter Herzen.

In das Freudenthal der Erden
Ward ein großer Schmerz gesendet,
Der sich dann nur segnend endet,
Wenn wir Staub und Asche werden.

Großer Gott viel großer Welten
Stieg ins Menschenherz hernieder,
Da umtönen Trauerlieder
Großen Gott viel großer Welten.

Seine Liebe ist umschlossen
Von des Leibes enger Hülle;
Heil'ger Liebe reinste Fülle
Muß auf Erden ärmlich sprossen.

Doch unendlich ist das Sehnen,
Das der Gott im Menschen fühlet;
Was im Herzen drängend wühlet,
Löst sich auf in heil'ge Thränen.

Meinen Himmel seh' ich drüben
In der Freiheit hellem Lichte,
Was ich sinne, was ich dichte,
Fühl' ich an der Erd' zerstieben.

Liebend blick' ich in die Ferne,
Liebend her zum eignen Herzen,
Liebe glüh'n des Himmels Kerzen,
Liebe dort der Blüthen Sterne.

Liebe blüht und Liebe bindet
Herz dem Herzen, treu ergeben,
Auch im Liede schäumet Leben,
Wer nur will, wohl Freuden findet.

Was ich suchte, ist gefunden!
Liebe wand die Friedenspalme,
Fried' entblüht nun jedem Halme,
Liebend nur kann ich gesunden!

Aus des Todes Opferflammen
Steigt der Liebe Wunderleben,
Was die Erde mir gegeben,
Welkend sinkt's im Tod zusammen.

Rudolf Marggraff.

7.

Lebenstrieb.

Soll es rasch gerathen,
Sei's auch rasch gewagt,
And'rer Sinn' und Thaten
Nimmer nachgefragt!

Gottesflamme lodert
Tief im Busen hier,
Wo sie hin mich fodert,
Dahin folg' ich ihr.

Ob zum Krieg, zum Frieden
Ihr Gebieten sei,
Ob nach Nord, nach Süden,
Mir ist's einerlei.

Was da soll geschehen,
Das wird doch geschehn;
Wie mich's treibt, zu gehen,
Lass' ich gern mich gehn.

Hermann Marggraff.

412

Die Halsbandnovelle.

Von

K. G. Jacob.

Mit allen Ansprüchen der Jugend und Schönheit betrat die Erzherzogin von Oestreich, Maria Antoinette, im Mai 1770 den Boden Frankreichs, des Landes, dessen Königin sie dereinst werden sollte. Bei Kehl fand auf einer Insel des Rheins die Uebergabe Statt, und nicht leicht konnte für eine solche Feierlichkeit etwas Unpassenderes gedacht werden, als die Wahl der Tapeten in dem Pavillon, in welchem die Prinzessin sich umkleidete und ihren Hofstaat entließ. Man sah hier Medea, Jason und Kreusa, also das Bild der unglücklichsten Heirath, die sich im Andenken der Nachwelt erhalten hat. Zur Linken eines Throns sah man die von Freunden und verzweifelnden Dienern umringte Braut mit dem Tode kämpfen. Auf der andern Seite entsetzte sich Jason vor Schrecken bei dem Anblicke seiner gemordeten Kinder, während die Furie Medea auf ihrem Drachenwagen durch die Lüfte zog. Hinter dem rothen Sammt des goldgestickten Thronrückens ringelte sich zur rechten Hand der weiße Schweif jenes Zauberstiers hervor, indessen die feuerspeiende Bestie selbst und der sie bekämpfende Jason von jener kostbaren Drapperie ganz bedeckt waren *).

Ungeschreckt durch dieß Vorzeichen setzte die funfzehnjährige Prinzessin ihren Weg nach Versailles fort, während Feste und Fußbediente ihren Weg bezeichneten, und die schöne, imposante und doch heitere Haltung der jungen Dame Alle, die sie sahen, für sich einnahm. Nicht minder war der alte Ludwig XV.

*) Nach Goethe: Aus meinem Leben, II. 9. S. 359.

von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit bezaubert, und in der ersten Woche nach ihrer Verheirathung war am Hofe zu Versailles von nichts die Rede, als von den Reizen der jungen Dauphine. Ein Zeitgenosse *), der vielleicht nur in dieser Beziehung als vollgültiger Beurtheiler angeführt werden kann, schildert sie in folgender Weise: „In ihren Augen, obgleich sie eigentlich nicht schön waren, malte sich jeder Seelenzustand, man konnte nicht leicht Wohlwollen oder Widerwillen deutlicher ausgedrückt sehen. Die Form der Nase paßte nicht zum Gesichte, ihr Mund war entschieden unangenehm gestaltet, die starken, vorliegenden, hängenden Lippen schienen dazu gemacht, Zorn und Unwillen auszudrücken. Hals und Teint waren von unvergleichlicher Weiße, Weiche und Feinheit, die Gestalt war schlank und majestätisch, die Arme und Hände konnten nicht schöner seyn. Sie hatte einen doppelten Gang, der eine war fest auftretend, etwas pressirt, dabei immer edel, der andere weicher, schwebender (**démarche caressante**), doch immer dabei die gebührende Ehrfurcht erheischend. Nicht leicht verstand Jemand anmuthsvoller zu grüßen: mit einer einzigen Verneigung fertigte sie zehn Menschen ab, diese mit einem Kopfnicken, jene mit einem Blicke, die andern mit einer Bewegung der Hand, mit einem Winke, mit einem Lächeln."

Trotz dieser Reize und ihrer natürlichen Güte hatte sich doch Maria Antoinette nur kurze Zeit des Glücks zu erfreuen, das ihr bei ihrer Ankunft in Frankreich zu lächeln schien. Und in der That wäre wohl für eine ältere und erfahrene Frau es nicht leicht gewesen, sich an einem Hofe, wie der damalige französische war, zu behaupten. Auf dem Throne saß seit funfzig Jahren Ludwig **XV.**, ein entnervter Greis, der die schmählichen Fesseln der Gräfin Dubarry trug, ein Fürst ohne Willen und Thatkraft. Die Hofleute lebten nur in Kabalen und Intriguen, schlossen sich bald diesem bald jenem der Söhne des Königs an, alle andere Dinge waren ausgeschlossen, eine traurige Leere und

*) Graf Alex. von Tilly in seinen Memoiren, I. 41.

schwerfällige Etikette waren an deren Stelle getreten, selbst die Minister vermochten sich nur durch heimliche Künste zu erhalten. Das Alter der Familien und die Vorzüge einer altadeligen Geburt waren der wichtigste Gegenstand der Gespräche am Hofe, und das Spiel damit ward bis zur Ungereimtheit gesteigert. Ferner ward an diesem Hofe Maria Antoinette nicht gern gesehen, ihre Verheirathung war das Werk des Ministers Choiseul, den man um dieser Annäherung an Oestreich willen haßte, und fand namentlich bei den drei Tanten ihres Gemahls, des Dauphin Ludwig, Adelaide, Luise und Victoria, eine solche Mißbilligung, daß sie dieselben der jungen Prinzessin gar nicht einmal zu verhehlen für gut fanden. Dazu entbehrte diese ganz ihres natürlichen Beschützers, ihres Gemahls, der sie auf dem platten Boden der französischen Etikette hätte führen, ihr mit Rath und That beistehen sollen. Aber Ludwig vernachlässigte seine junge Gattin in den ersten vier Jahren ihrer Ehe auf eine auffallende Weise und trägt also einen nicht geringen Theil der Schuld, die Maria Antoinette auf sich lud, als sie als Kronprinzessin von Frankreich noch nicht die jugendliche Erzherzogin von Oestreich vergessen konnte, in einem heitern Umgange mit lebenslustigen Leuten gegen die Sitte des Hofes verstieß und daher von Uebelwollenden eines leichtfertigen, ja unzüchtigen Lebenswandels angeklagt wurde.

Es liegt jetzt außer der uns gestellten Aufgabe, die Unschuld Maria Antoinette's zu vertheidigen und zu beweisen, wie nur unglücklicher Schein und eine planmäßige, jahrelang fortgesetzte Verläumdung sie zu einer der beklagenswerthesten Fürstinnen gemacht hat, die je auf Europa's Thronen gesessen haben. Aber in der Kürze muß es doch berührt werden, wie eine junge, reizende, harmlose und lebenslustige Fürstin so planmäßig konnte von der Verläumdung verfolgt werden. Wir glauben dafür einen dreifachen Grund angeben zu können. Den ersten finden wir in der schon berührten Abneigung der gegenöstreichischen Partei am Hofe zu Versailles, an deren Spitze der Herzog von Aiguillon, eine Creatur der Du Barry, stand. Von dieser

Partei ward jede Neigung der Königin zu vaterländischen Gebräuchen verspottet und als einer Königin von Frankreich unwürdig dargestellt; von dieser Partei ging, lächerlich genug, die Anklage der Verschwendung und des hohen Spiels aus, so wie der Vorwurf wegen der nach Wien geschickten großen Geldsummen. Aber die Königin war in ihrer ganzen Sinnesart mäßig und in ihren Geldausgaben sparsam und genau, wie sie dieß am Hofe zu Wien so gewohnt seyn mußte. Die zweite Ursache, die der Königin den Haß des hohen Adels zuzog, war die geringe Schonung, mit welcher sie den unmäßigen Stolz desselben und die steifen Formen der Etikette behandelte, in der sich jener allein gefiel, und eine Prinzessin aus dem Hause Habsburg als weit unter sich betrachtete. Als sich nun drittens die Königin fast allein in der Gesellschaft der Fürstin von Lamballe, der Herzogin von Polignac und anderer Frauen ihres Alters gefiel und aus ihnen sich einen Kreis von Vertrauten bildete, da kannte der Zorn und die Rachsucht jener alten Herzoginnen, die ihre unschuldige Jugend am ausschweifenden Hofe des Herzogs Regenten zugebracht hatten, keine Gränzen mehr. Jede auch noch so unschuldige Handlung der Fürstin, ihre gesellschaftlichen Spiele, Schlittenfahrten, kleinen Schauspiele, Maskeraden, Bälle, ja selbst ein Morgenspaziergang, um die Sonne auf den Höhen von Marly aufgehen zu sehen, oder die abendlichen Spaziergänge auf der hell erleuchteten Terrasse im Schlosse zu Versailles — Alles dies ward so lange beredet und auf das Giftigste verdreht, bis das Schändlichste daraus geworden war.

Am 10. Mai 1774 ward Maria Antoinette Königin von Frankreich. Aber die Verfolgungen ließen darum nicht nach, und Ludwig XVI. that noch immer Nichts, um seine unschuldige Gemahlin gegen Beleidigungen zu schützen, die ein Privatmann nicht würde ertragen haben. Ja es ist wahrhaft entsetzlich, in den Memoiren der Frau von Campan, der vielgetreuen Dienerin der Königin, zu lesen*), wie der alte Minister Mau-

*) Chap. 8. p. 246. des Stuttgart. Abdrucks.

repas, ſtatt den König zum kräftigen Einſchreiten aufzufordern, meinte, man müſſe die Königin laſſen, ſie habe viel Verſtand, und ihre Freunde wünſchten daher, daß ſie ſich in Staatsgeſchäfte miſchen möge. Es ſey daher gar nicht ſo ſchlimm, wenn ſie einen Zug von Leichtſinn annähme. Und Ludwig hörte dieß ganz ruhig mit an. Als nun ſpäterhin (vom Jahre 1777 an) durch die große Liebenswürdigkeit der Königin die Kälte ihres Gemahls in einige Liebe und Anhänglichkeit umgewandelt worden war, hatten die nachtheiligen Gerüchte bereits zu tiefe Wurzeln im Volke geſchlagen, und das muſterhafte Bild einer königlichen Ehe, wie es die Franzoſen ſeit Jahrhunderten nicht geſehen hatten, vermochte nicht, die Königin gegen den Vorwurf der Sittenloſigkeit und Ränkeſucht zu ſchützen.

Der ſo eben berührte Vorwurf der Ränkeſucht veranlaßt uns noch zu der Bemerkung, daß gerade dieß Wort mit Unrecht von dem Einfluſſe gebraucht wird, den die Königin wenige Jahre nach ihrer Thronbeſteigung, als der alte Premierminiſter Maurepas geſtorben war, unläugbar auf die öffentlichen Angelegenheiten auszuüben begann. Freilich iſt die Politik nun einmal nicht die Sphäre der Frauen, und Maria Antoinette hing bei ihrem gänzlichen Mangel eines feſten Urtheils über Politik und Staatsverwaltung fortwährend von ihrer Partei, namentlich von der Polignac's ab, deren Einfluſſe ſie nicht zu widerſtehen verſtand, wiewohl ſie manches Unbequeme dabei recht gut wahrnahm und mehr als einmal die Unzulänglichkeit der von ihr beim Könige durchgeſetzten Maaßregeln ſpäterhin ſelbſt einſah. Dieß kann hier nicht weiter ausgeführt werden. Aber der Verläumdung hatte ſie hierdurch Thür und Thor geöffnet. Ludwig XVI. hatte bei ſeinem Regierungsantritte als Nachlaß der frühern Regierungen Geldnoth, eine in der Achtung geſunkene, öffentliche Macht, ſtörrige Parlamente und eine gebieteriſche öffentliche Meinung überkommen. Frankreich war der Willkühr müde, und durch die läſtige Liederlichkeit des funfzehnten Ludwig aufgebracht. Sein Nachfolger war durch mannigfache Tugenden achtungswürdig, um ſo mehr wendete ſich die öffent-

liche Stimme, die einen Gegenstand für die Unzufriedenheit haben wollte, gegen die Königin, und dieselben Franzosen, die sich von einer Pompadour und Du Barry hatten Jahre lang beherrschen lassen, schleuderten alle Waffen der giftigsten Verläumdung gegen eine schöne und gute Königin.

Unter den Begebenheiten, welche der öffentlichen Stimmung eine bestimmtere Richtung gaben und dem Hasse gegen die Königin die lautesten Aeußerungen verstatteten, gehört auch die Halsbandgeschichte (affaire du collier), welche die Aufmerksamkeit von ganz Europa in den Jahren 1784 und 1785 auf sich zog, und sich in derselben bis auf die neueste Zeit behauptet hat. Bis vor wenigen Jahren lagen die Grundzüge des verwickelten Ereignisses noch in einem so tiefen Dunkel, daß selbst der unsinnigsten Schmähungen und unwahrscheinlichsten Behauptungen kein genügender Grund entgegenzustellen war. Doch ist dieß Dunkel neuerdings auf eine sehr befriedigende Weise aufgehellt und die Unschuld der Königin namentlich auf das Klarste dargethan worden.

* * *

Zu den vornehmsten Männern am französischen Hofe in den ersten Regierungsjahren Ludwig's XVI. gehörte der Cardinal, Prinz Ludwig von Rohan, Groß-Almosenier in Frankreich und Bischof von Straßburg. Er war im Jahre 1784 funfzig Jahre alt, die Königin Maria Antoinette zählte damals noch nicht neun und zwanzig. Obgleich nicht ohne Geist, Edelmuth und Kenntnisse, zeigte er doch beständig viel Leichtsinn und Leichtgläubigkeit, so wie einen großen Hang zur Verschwendung, wodurch er sich trotz seiner großen Einkünfte eine sehr bedeutende Schuldenlast aufgebürdet hatte; mit Einem Worte, er bewies ein seinem Stande nicht angemessenes Betragen. In jüngern Jahren war er ein schöner Mann gewesen, in geselligen Kreisen angenehm, lebendig, unterhaltend, ohne gerade sich durch einen besonders hellen Verstand auszuzeichnen, doch immer so leichtsinnig, daß man für sein späteres Alter ihm nur Unglück

und Reue verheißen konnte*). Im Jahre 1772, wo der Prinz, der zur Partei der Du Barry sich zählte, französischer Gesandter in Wien geworden war, hatte er vom Könige Ludwig XV. den geheimen Auftrag erhalten, genaue Nachrichten über das Privatleben der Kaiserin Maria Theresia einzuziehen und dann nach Frankreich zu berichten. Ein solcher, an den damaligen Minister von Aiguillon gerichteter Brief ward in der Abendgesellschaft der Gräfin Du Barry vorgelesen, und Maria Antoinette erfuhr bald die beißende und beleidigende Art, in welcher sich der Schreiber des Briefs über ihre Mutter geäußert hatte **). Daher glaubte sie den Herzog, der die Güte ihrer Mutter mit schwarzem Undank vergolten hatte, von Grund ihres Herzens hassen zu müssen und gab sich auch nach seiner Rückkehr nach Paris alle Mühe, die Plane des ehrgeizigen Prinzen zu durchkreuzen. Sie vermochte aber nicht, den Kampf mit den zahlreichen Mitgliedern des Hauses Rohan zu bestehen, der Prinz erhielt jedes Mal, was er wünschte, und da die Königin ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen nicht verbergen konnte, so wußte ganz Frankreich um ihre Demüthigung. Ihr Haß gegen ihn aber stieg bis zur rücksichtslosen Erbitterung ***).

Trotz dieser ihm nicht unbekannten Abneigung kannte der Cardinal kein höheres Glück als die Gunst der Monarchin, und suchte Alles anzuwenden, um sie wieder zu gewinnen. Bei der Hinneigung zu der mystischen Wunderlehre und ägyptischen Weisheit, die damals unter den höhern Ständen so allgemein war †),

*) Frühere Urtheile über ihn in den Memoiren der Frau von Genlis II. 24. 102. Ueberf.

**) Weber's Mémoires T. I. p. 304.

***) Georgel's Mémoires T. II. p. 6—8. 9—33. Bertrand de Moleville Histoire de la France T. I. p. 385. 386. Die éclaircissemens historiques hinter den Campan'schen Memoiren. B) p. 1130 — 1136. 1139 — 1143. 1145 — 1149. des Stuttgart. Abdr. und die Memoiren T. I. p. 72—75.

†) Man vergl. die Memoiren des Grafen Tilly III. 144—166. Ueber Cagliostro in der Kürze den Artikel von Baur in der Erfch-Gruber'schen Encyclop. XIV. 73—76. und über sein Verhältniß zu Rohan, Georgel II. p. 45—52.

fanden im Gemüthe des Cardinals die Wundergaben des berüchtigten Cagliostro, des Meisters in dieser Weisheit, besonders Eingang. Der schlaue Cagliostro sah bald, wodurch er den Cardinal auf das Festeste an sich ketten konnte und ließ ihn daher in seinen Weissagungen die Erfüllung seiner kühnsten Wünsche hoffen.

Ungefähr um dieselbe Zeit hörte man zuerst den Namen einer Frau, die wir bald als die Hauptleiterin der ganzen Intrigue sehen werden. Dieß war die Gräfin La Motte, eine geborne Gräfin Valois, die aus dem Hause Remi Valois abstammte, welches ein unehelicher Sohn König Heinrich's II. (der im Jahre 1559) starb) gegründet hatte, Sie lebte in der drückendsten Armuth und hatte die Unterstützung des Cardinals und seine Verwendung bei Hofe nachgesucht, da auch ihr Gatte, der Graf La Motte, der früher im adeligen Corps der Gensd'armen gedient hatte, kein Vermögen besaß und sie sich nur durch allerhand Ränke seit ihrer Verheirathung ihren Unterhalt verschafft hatten *). Jung und reizend, wie sie war, verfehlte sie nicht, einen tiefen Eindruck auf den für Frauenschönheit so empfänglichen Cardinal zu machen: da aber seine eignen Finanzen nicht gestatteten, ihr bedeutende Unterstützungen zukommen zu lassen, so rieth er ihr, sich an die Wohlthätigkeit der Monarchin zu wenden. Dabei erfuhr die La Motte seinen Kummer über die lang erduldete Ungnade und die wahren Gründe seines lebhaften Wunsches nach Versöhnung. Hieraus beschloß sie für sich den möglichsten Vortheil zu ziehen: ein Mann, der so stark an Wunder und Wahrsagungen glaubte, wie der Car-

*) Die frühere Geschichte der La Motte s. in den Mémoires justificatifs de la comtesse de Valois de la Motte, écrits par elle-même à Londres 1789. p. 6—9. 10. 173—176., dann in der Denkschrift Retaux's de Villette: Mémoire historique des intrigues de la cour et de ce qui s'est passé entre la reine, le comte d'Artois, le prince de Rohan, madame de Polignac, madame de la Motte etc. A Venise 1791., und in Besenval's Mémoir. T. III. p. 120—122. Auch Georgel gedenkt derselben T. II. p. 35. 36. 38—40.

dinal, würde, so hoffte sie, auch in Verfolgung anderer Lieblingsideen leicht zu täuschen sein *).

Zuerst machte das schlaue Weib den Cardinal glauben, daß sie nicht nur den Zutritt bei der Monarchin, sondern auch ihre Gunst, ja daß sie selbst eine Art vertraulichen Umgangs mit ihr zu erlangen gewußt habe **). Ferner vertraute sie ihm, daß die Königin der Versöhnung mit ihm gar nicht abgeneigt sei und nur eine Art schriftlicher Rechtfertigung wünsche. Der Cardinal stellte dieselbe sofort aus und erhielt darauf einige Zeilen von der Monarchin, worin sie ihm ihre Verzeihung zusicherte und ihm auch eine persönliche Audienz versprach, sobald es die Umstände erlauben würden. Der Cardinal antwortete wieder schriftlich, und so wurden seine Hoffnungen auf das Höchste gespannt, sein Glaube aber zu Cagliostro, der ihm Alles dieß verheißen hatte und sein Vertrauen zur La Motte gewannen eine außerordentliche Festigkeit. Charaktere, wie der des Cardinals geschildert wird, hängen oft bis zum Wahnsinn an Lieblingsideen und sehen die Ueberlistung nicht ein, die ein gewöhnlicher Verstand leicht durchschauen würde. Denn jene Briefe waren, wie wohl Jeder leicht glauben wird, nicht von der Königin geschrieben, sie waren vielmehr die Erfindung der La Motte, und die der Königin nachgebildete Handschrift war das Werk eines Freundes ihres Gatten, des verabschiedeten Gensd'armen Villette. Derselbe schrieb, da die Verbündeten durch die glücklichen Erfolge kühn gemacht wurden, einen neuen Brief der Königin an den Cardinal, in dem sie von ihm forderte, ihr funfzehntausend Thaler zur geheimen Ausführung einer wohlthätigen Absicht auf seinen Namen zu verschaffen. Der Cardinal stellte ihr

*) Georgel T. II. p. 36. 37.

**) Qu'elle était parvenue à s'immiscer dans l'intime familiarité de la reine sind Georgel's einfache Worte (p. 38). Dagegen weiß Retaux in der angeführten Schmähschrift (p. 22 sq.) die empörendsten Details von dem unzüchtigen Leben der Königin zu erzählen, mit denen, wie leicht begreiflich, auch die La Motte an vielen Stellen ihrer Memoiren (wie S. 36 ff. der deutsch. Uebers.) übereinstimmt.

durch die Vermittlung eines Juden das Geld zur Verfügung, das dann die Verbündeten unter sich theilten, sah sich aber doch genöthigt, zur Unterstützung des eignen Credits die hohe Empfängerin zu erwähnen. Man wundert sich hierbei vielleicht, daß der Jude nicht größere Sicherheit für sich verlangt oder persönlich bei der Königin nachgeforscht habe. Aber es war im damaligen Frankreich nichts Seltenes, daß die Prinzen des königlichen Hauses durch Unterhändler Geld aufnehmen ließen: warum hätte also der Jude nicht dasselbe von der Königin, die ohnehin im Verdacht hohen Spiels und dadurch aufgehäufter Schulden stand, glauben sollen?

Dem ersten Versuche folgte ein zweiter. Gleiche Freude über den Empfang des Briefes, gleiche Willfährigkeit im Bezahlen. Die Gräfin mußte selbst über die Leichtigkeit in Ausführung ihrer Pläne erstaunen, und so bildete sich in ihr der Gedanke zu einer größern Unternehmung aus, die ihr für die Zukunft ein sorgenfreies Dasein sichern könnte. Dazu bot sich ihr bald eine günstige Gelegenheit dar *).

Ein Pariser Juwelier, Böhmer, hatte bereits im J. 1776 an die Königin ausgezeichnet schöne Juwelen verkauft, auch die Bezahlung dafür, wie es scheint, in mehrern Terminen richtig erhalten **). Jetzt befand er in Gemeinschaft mit einem andern Juwelier, Bassange, sich im Besitz eines prächtigen diamantenen

*) Georgel T. II. p. 64. 81. 183. 184. 43. 54—56. Bertrand de Molleville Histoir. T. I. p. 387 sq.

**) Wir finden hierüber eine Notiz in den Auszügen aus Ludwigs XVI. Tagebuche, welche im Morgenblatte 1834, Nr. 291. gegeben worden sind, wobei nur nicht die Quelle angegeben ist, aus welcher jenes Tagebuch in den Besitz des Herausgebers gelangt ist, eben so wenig auch der Ort, wo dasselbe zur Zeit aufbewahrt wird. Es heißt nämlich unter dem 27. Dec. 1776: „der Königin gegeben 25,000 Livres," und in der Anmerkung: „diese 25,000 Liv. sind die erste Abschlagszahlung auf die Summe von 300,000 L., die ich mich anheischig gemacht habe, innerhalb sechs Jahren nebst Zinsen an Böhmer zu bezahlen, für Ohrengehänge, die die Königin für 348,000 L. gekauft, und worauf sie bereits 48,000 L. bezahlt hat." Ferner unter dem 13. Febr. 1777: „der Königin abschläglich auf die 162,000 L., die sie für diamantene Armspangen an Böhmer schuldet,

Halsbandes, viermalhunderttausend Thaler an Werth *). Die Königin hatte den Vorschlag, es zu kaufen, auf das Bestimmteste zurückgewiesen, auch sich vom Könige, der es ihr zum Geschenk machen wollte, dasselbe als zu theuer verbeten und den Juwelier Böhmer, der sich in Verlegenheit über den Verkauf des prächtigen Halsbandes befand, ja in einer Audienz bei der Königin sich für einen verlornen Mann (homme ruiné, deshonoré) erklärte, dem nichts übrig bleibe, als sich ins Wasser zu stürzen, auf das Ernstlichste bedeutet, sich in dieser Angelegenheit nicht wieder vor ihr sehen zu lassen **). Die Verlegenheit des Juweliers war in Paris nicht unbekannt, darauf baute die La Motte ihren Plan. Ein neues, wiederum mit verstellter Hand geschriebenes Billet der Königin verkündete dem Cardinal, daß die Monarchin seiner zu einer ihr persönlich sehr wichtigen Unterhandlung bedürfe. Diese bestand in dem Auftrage, das Halsband für sie auf seinen Namen zu erstehen. Allerdings würde der König eine so bedeutende Ausgabe nicht genehmigen, allein nach und nach könne die Monarchin aus eigenen Mitteln in mehrern Zahlungsterminen das Geld bezahlen, und daher sollten auch zur Sicherheit der Juweliere und des Cardinals die abgeschlossenen Bedingungen durch die Unterschrift der Königin bestätigt werden. Das Billet war unterzeichnet **Marie Antoinette de France.** Wäre der Cardinal nicht schon so tief in die Banden der Verführung verstrickt gewesen, so hätte ihm der Zusatz **de France** auffallen müssen, da die Königin blos mit ihrem Vornamen zu unterzeichnen pflegte ***). Eilends kam also der

---

24,000 L. bezahlt." An andern Stellen des Tagebuches werden in verschiedenen Epochen Abschlagszahlungen angeführt, sowohl für diese letzten Kleinodien als für die oben erwähnten.

*) Eine Abbildung des Halsbandes findet sich im sechsten Bande von Vulpius Curiositäten und beim Juniushefte der Leipziger Mode-Zeitung vom J. 1825.

**) Nach den Memoiren der Mad. Campan ch. 12. p. 356—360. Daraus ist die Erzählung der Mademoiselle Rosa Bertin (Mémoires sur Marie Antoinette) p. 60—63. 91 flg. zu berichtigen.

***) Besenval's Memoiren. T. III. p. 126.

Cardinal aus Zabern in Elsaß, seinem bischöflichen Sitze, im Januar 1785 nach Paris zurück.

Mittlerweile war auch Cagliostro in Paris eingetroffen. Er sollte gleichfalls zu Rathe gezogen werden. Demnach bestieg er seinen Dreifuß, in einem hellerleuchteten Saale im Palaste des Cardinals wurden die ganze Nacht hindurch Beschwörungen angestellt, endlich that das Orakel den Ausspruch: „die vorgeschlagene Unternehmung sei des Prinzen würdig, sie werde vollständigen Erfolg haben, dem Wohlwollen der Königin das Siegel aufdrücken und den glücklichen Tag herbeiführen, der zum Heile Frankreichs und der Menschheit die seltenen Talente des Cardinals an den Tag legen würde." Jetzt waren alle Zweifel gehoben, der Cardinal erklärte dem Juwelier, das Halsband kaufen zu wollen und schloß den Kauf so ab, daß dreimonatliche Zahlungsfristen, jede zu 300,000 L. bedungen wurden, wobei er dem Juwelier nicht verhehlte, daß dies für Rechnung der Königin geschehe, die ihn durch ein Handbillet dazu ermächtigt habe. Darauf erhielt er das Halsband und begab sich mit demselben am 1. Februar gegen Abend in die Wohnung der Lamotte in Versailles. Denn das verschmitzte Weib hatte gerade diesen Tag als den Vorabend eines Marienfestes gewählt, weil sie dem Cardinal sagen konnte, daß die Königin an dem großen Hoffeste dieses Tages das Halsband tragen wollte. Hierauf führte ihn die Lamotte in ein Cabinet, mit Glasthüren, das anstoßende Zimmer war nur schwach erhellt. Es ward hierauf eine andere Thür geöffnet, ein Mann tritt herein in Hoflivree und ruft: **de la part de la reine.** Die Gräfin tritt in ehrfurchtsvoller Haltung vor, nimmt das Kästchen mit dem Halsbande und übergiebt es dem vorgeblichen Diener der Königin; der aber kein anderer war als Villette *).

Es würde uns jetzt zu weit führen, die tausendfachen Kunstgriffe ausführlich zu schildern, wodurch die Lamotte allen Ein-

*) Georgel T. II. p. 56—64. 184. Bertrand de Molleville. T. I. p. 389—393.

wendungen, welche die gesunde Vernunft gegen ihre Angaben machen mußte, auswich und endlich mit Hülfe der Prophezeihungen Cagliostro's, Nachdenken und Ueberlegung in dem Cardinal fast gänzlich erstickte *). Sie selbst blieb ruhig in Versailles, während ihr Gatte nach London ging, um dort den größern Theil des Halsbandes zu verkaufen und den Erlös zinsbar anzulegen. Die minder ausgezeichneten Steine behielt sie für sich, um sich Armbänder u. dgl. daraus machen zu lassen **).

Indeß steigerte sich die Ungeduld des Cardinals, da die verheißenen öffentlichen Gnadenbeweise der Monarchin ausblieben. Die La Motte hatte zwar immer neue Ausflüchte und neue Versprechungen bei der Hand, auch Briefe von Villette geschrieben, aber endlich sah sie sich, um den Cardinal zufrieden zu stellen, zu einer Scene genöthigt, die nicht leicht abscheulicher erdacht werden konnte. Ein neuer königlicher Brief bestimmte demselben die Stunde zu einer nächtlichen Zusammenkunft in den königlichen Gärten von Versailles. Die Gräfin hatte nämlich im Palais Royal ein Mädchen wahrgenommen, das der Königin nicht unähnlich war. Olive — so war ihr Name — ward ausersehn, die Rolle der Königin zu spielen, auf deren Verlangen und zu deren Belustigung das Stück aufgeführt werden sollte: so sagte man ihr ***). Alles gelang nach Wunsch: die vermeinte Königin erschien in einer dunkeln Nacht im Abendkleide, versicherte ihn ihrer Gewogenheit, überreichte ihm eine Dose, und der Cardinal war vollkommen überzeugt, die Königin gesprochen zu

*) Georgel T. II. p. 51 f. 59 s. 92. Nach seiner Ansicht hat Cagliostro den Betrug der Lamotte nicht gekannt, sondern nur nach ihrem Willen seine Prophezeihungen eingerichtet, um sich ihre und des Cardinals Gunst zu erhalten.

**) Georgel T. II. p. 75—77. 92. 177 fgd. Besenval T. III. p. 134. und die eigenen Versicherungen der La Motte Mém. p. 86. 130. 133.

***) La fille Oliva, sagt Besenval T. III. p. 124., est une de ces filles qui vivent du misérable tribut, dont le premier venu paie leur complaisance, le soir, dans les promenades publiques. Mehr über sie steht in den Mémoires et Souvenirs d'un pair de France. Paris 1829. (Deutsch im Januarstück der Minerva vom J. 1830.)

haben, obgleich ihn gleich nach der ersten Anrede eine vorbereitete Störung zu schleuniger Entfernung nöthigte *). Es ist nicht überflüssig, zu bemerken, daß die abendlichen Spaziergänge der Königin auf der Terrasse von Trianont **), welche mehrere Jahre hindurch fortdauerten und in denen nur die absichtlichste Verleumdung etwas für den Ruf der Königin Nachtheiliges finden konnte (denn die Terrasse war erleuchtet und die Königin nie allein), der La Motte für ihre Pläne sehr passend erschienen. Gerade auf diese Spaziergänge baute sie ihre Betrügerei gegen den Cardinal und konnte um so mehr hoffen, daß er die Königin einer Unvorsichtigkeit (um das gelindeste Wort zu brauchen) fähig halten würde.

Als der erste Zahlungstermin (30. Juli 1785) herannahte, erwähnten die Briefe der Königin einiger Verlegenheit. Die La Motte veranlaßte hierauf den Cardinal, einen reichen und ehrgeizigen Geldbesitzer, Namens St. James, in das Geheimniß zu ziehen: man hoffte, die Verheißung königlicher Dankbarkeit und die Aussicht auf einen Orden (cordon rouge) würde ihn leicht bewegen, die nöthige Summe vorzuschießen. St. James zeigte sich erst bereitwillig, lehnte jedoch kurz vor dem Termin das Ansinnen des Prinzen ab. Da nun die Vorbereitungen der Gräfin, Frankreich auf immer mit Sicherheit verlassen zu können, noch nicht beendigt waren, so beschloß sie, für den nöthigen Zeitgewinn achttausend Thaler von dem Erlös des Halsbandes aufzuopfern, die sie dem Cardinal mit einem Billet der Königin überbrachte, als das einzige Geld, was im Augenblicke der Monarchin zu Gebote gewesen sei. Zu Ende des Monats August sollte das übrige folgen: man hoffe, der Cardinal werde mit dieser Abschlagszahlung den Juwelier zu so kurzer Verlängerung der ersten Frist bewegen können. Aber Böhmer weigerte sich hartnäckig und drohte auf des Cardinals Wechsel bei Gericht zu klagen, wenn nicht pünctlich die volle Zahlung erfolgte. Und als

*) Am ausführlichsten bei Georgel T. II. p. 65 sq. 73. 76. 80—85. 86, 150. 171 sq. Bertrand de Molleville T. I. p. 388.

**) Campan ch. 8. p. 239 sq.

der Prinz auf die Verlegenheit und auf die Ungnade der Monarchin aufmerksam machte, da erklärte Böhmer unumwunden: „ich habe bereits eine persönliche Audienz bei der Monarchin gehabt, die Monarchin hat dem Cardinal nie aufgetragen, den Schmuck zu kaufen, sie hat ihn auch nie empfangen: es muß also ein schändlicher Betrug in dieser Angelegenheit verborgen sein.“ Der Cardinal stand wie zerschmettert, eine fürchterliche Aussicht that sich vor ihm auf *).

Es ist nothwendig hier auf Einiges zurückzukommen, was sich während dieser Gaunerstreiche zugetragen hatte.

Es ist bereits bemerkt worden, daß Böhmer nichts mehr wünschte als sein Halsband von der Königin gekauft zu sehen. Da dies der Königin bekannt war, so machte auch die Nachricht, welche St. James, der obengenannte Geldbesitzer, ihr hatte zukommen lassen, daß es um ihrer eigenen Ruhe willen gut sei, zu wissen, was aus dem Halsbande geworden sei, keinen allzugroßen Eindruck auf sie **), doch erhielt ihre erste Kammerfrau, Madame Campan, den Auftrag, ihn, sobald sie ihn sehe, zu befragen, was mit dem Schmuck geworden sei. Dies geschah. Böhmer antwortete, daß er das Halsband nach Constantinopel verkauft habe. Die Königin freute sich, daß diese Quälerei mit dem Ankaufe des Halsbandes endlich vorüber sei, obgleich sie ihr Erstaunen nicht verhehlen konnte, daß ein für französische Damen verfertigter Schmuck im Serail zu Constantinopel getragen würde. Bei dieser Gelegenheit äußerte sie, daß sie als Mädchen von zehn Jahren und noch früher eine fast tolle Liebe

*) Georgel T. II. p. 74. 78—80. 86 fgd. 93—95. 157. Bertrand de Molleville T. I. p. 393 fgd.

**) Die Worte bei Mad. Campan (ch. 12. p. 360) sind folgende: la reine me dit, que M. de St. James l'avait fait prévenir que Boehmer s'occupait encore de la vente de son collier et que Sa Majesté devait, pour sa propre tranquillité, chercher à savoir ce que cet homme en avait fait; elle me recommanda de ne point oublier, la première fois que je le rencontrerais, de lui en parler, sous prétexte d'intérêt pour lui. Damit stimmt auch die zweite Erzählung in den Nachträgen S. 1045 überein.

zu Juwelen gehabt habe, daß sie aber jetzt nur für die Freuden eines häuslich stillen Umganges, für das Land und für die Erziehung ihrer Kinder Sinn habe *).

Kurze Zeit darauf erhielt die Königin bei Gelegenheit mehrerer bei Böhmer zu einer Hoffeierlichkeit bestellten Gegenstände eine Vorstellung, in der er sie bat, ihn „nicht zu vergessen" und sich glücklich schätzte, sie im Besitze der schönsten Diamanten von Europa zu wissen. Die Königin begriff nicht, was er mit diesen Worten sagen wolle, und sagte zu Madame Campan, daß es ihr sehr unangenehm sein würde, wenn sich Böhmer schmeichelte, ihr von neuem Juwelen zum Kauf anzubieten. Die Vorstellung aber verbrannte sie in Gegenwart ihrer Kammerfrau. Sind die oben angeführten Sätze aus dem Tagebuche des Königs wahr, so läßt sich leicht ermessen, wie Böhmer, dem es von früherer Zeit her nicht unbekannt war, daß Ankäufe von Juwelen ohne des Königs Vorwissen und auf Credit gemacht waren, auch jetzt an etwas Aehnliches denken konnte. Ihm war vielleicht bis zu der gleich zu erwähnenden Unterredung mit Madame Campan es noch immer mehr als wahrscheinlich geblieben, daß der Cardinal Rohan wohl der Unterhändler eines ähnlichen geheimnißvollen Handels sein könne. Um aber doch endlich hinter die Wahrheit zu kommen, erschien er am dritten August auf dem Landgute der Frau Campan zu Crespi, wo er mit ihr eine ausführliche Unterredung hatte. Zuerst drückte er sich auch hier wieder räthselhaft aus, dann erklärte er, daß er Geld nothwendig haben müsse, und daß die Königin im Besitze seines Halsbandes sei, das er durch die Vermittelung des Cardinals Rohan an sie verkauft habe. Er besitze, so fügte er hinzu, die handschriftlichen Versicherungen der Königin, die er auch seinen Gläubigern gezeigt habe, um sie zu beruhigen. Auf diese Rede entgegnete ihm Madame Campan, daß dies lauter Lügen wären, daß er

*) Campan p. 361 u. p. 1046. In dieser und den folgenden Erzählungen ist eine so große, innere Glaubwürdigkeit, daß unsere Darstellung vorzugsweise diesen Berichten folgen mußte.

um sein Halsband bestohlen sei, und daß er sehr strafbar sei, in seiner Stellung als Hofjuwelier sich in eine solche Angelegenheit ohne Wissen des Königs gemischt zu haben. Als Madame Campan die Königin von diesem Betruge in Kenntniß gesetzt hatte, gerieth die Monarchin in heftigen Zorn und ließ den Juwelier zu sich rufen. Auch hier blieb er dabei, daß die Königin im Besitz des Halsbandes sein müsse und bat sie, ihn zu bezahlen, wenn er nicht ein ganz verlorner Mann sein sollte *). Voll der höchsten Erbitterung, hieß die Königin ihn sich entfernen; aufgebracht und zugleich in großer Verlegenheit über die neue Unthat des von ihr so tief verachteten Cardinals wendete sich die gekränkte Monarchin zunächst an den Baron Breteuil, den Minister des königlichen Hauses und den anerkannten Feind des Cardinals Rohan, dann an ihren Vorleser und vertrauten Rath, den Abbé Vermoed. Beide Männer ergriffen mit Begierde die Gelegenheit, den lang genährten Haß zu befriedigen, und beide fanden in der aufgeregten Stimmung der Königin ein vortreffliches Mittel dazu **). Madame Campan berichtet, daß sie ihr in einer vertraulichen Unterredung abgerathen habe, die Sache zur Oeffentlichkeit zu bringen, aber die Königin war zu empört,

*) Ebendas. p. 361—366 und p. 1047—1054. Auf eine Abweichung der Georgel'schen und Campan'schen Darstellung macht von Schütz (Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich II. 53. Anm.) aufmerksam. Mad. Campan sagt nämlich, daß ihr selbst Böhmer nicht eher als am 3. August die erste Eröffnung von dem Verkaufe des Halsbandes an die Königin gemacht, und drei Tage später hätte sie der Monarchin und ihren Rathgebern zuerst Nachricht von dem dunkeln Verbrechen gegeben. Ist dies gegründet, so ist in Georgel's Erzählung der Umstand falsch, daß Vermoed und Breteuil hätten den ersten Zahlungstermin, den 30. Julius, abwarten wollen, bevor gegen den Cardinal ernstliche Schritte geschehen sollten. Wir haben diese Verschiedenheit in der Darstellung selbst nicht berücksichtigt, weil Mad. Campan sogar ein eigenhändiges Billet des Cardinals (p. 365) anführt, in welchem der 3. August genannt ist, eine Zögerung aber von Seiten Breteuil's und Vermoeds sich weit besser durch die Versuche des erstern, die Verzweigungen der ganzen Sache möglichst genau kennen zu lernen, erklärt, als durch die Annahme einer so überlegten Rachsucht.

**) Georgel T. II. p. 68—71. T. I. p. XII sq. Bertrand Histoire T. I. p. 395. Besenval T. III. p. 125. Campan p. 367.

als daß sie die treue Stimme der Vernunft und Ueberlegung hätte hören sollen *). So begann denn Breteuil seine Unternehmungen, er beschwor zuerst die Heftigkeit der Königin, ließ dem Juwelier Stillschweigen gebieten, und kam bald durch die Bemühungen der Pariser Polizei der dunkeln Intrigue der La-Motte und der geheimnißvollen Verbindung des Cardinals mit Cagliostro und der andern Betrüger auf die Spur. Noch erschien ihm die Sache als gemeiner Diebstahl, zu dem der Cardinal durch die Verfolgung dringender Gläubiger genöthigt worden sei **). Auch die Verhandlungen des Cardinals mit St. James wurden entdeckt. Demnach schien das Maß der Schuld voll zu sein und das zwiefache Zeugniß galt für genügend. St. James gab auf Verlangen des Ministers eine genaue, schriftliche Geschichtserzählung, eben so der Juwelier Böhmer. Beide Actenstücke begründeten die Klage gegen den Cardinal, welche der Minister des königlichen Hauses zugleich mit der Bitte der tief beleidigten Königin um vollständige Genugthuung dem Könige am 14. August überreichte ***). Es war dieß der Vorabend vor dem Mariä Himmelfahrtstage, daher beschuldigten die Feinde des Ministers ihn, daß er absichtlich diesen Tag zur Eingabe des Berichts gewählt habe, damit der aufwallende Zorn des Monarchen den Cardinal und Groß-Almosenier von Frankreich in voller Ausübung seiner Amtspflichten treffen möchte †).

*) Campan p. 367 und 1055. Auch der Schwager der Königin, der Graf von Provence (der nachmalige Ludwig XVIII.) rieth zu möglichster Behutsamkeit und zu den am wenigsten auffallenden Schritten in einer Unterredung mit der Königin am Morgen des 15. August, wie er selbst in den unter seinem Namen vom Herzoge von D. (Doudeauville oder Decazes?) herausgegebenen Memoiren Th. II. S. 281—286 der deutschen Uebers. erzählt. Die Aechtheit dieser Memoiren ist freilich sehr zweifelhaft, da sie an sehr vielen Stellen nur aus dem Journali les mémoires de Bachanmont ausgeschrieben sind, welches in den Jahren 1761—1781 in Paris erschien. Ausführlich ist dies im Januarstück des Quarterly Review vom J. 1833 nachgewiesen.

**) Georgel T. II. p. 77. 153. Besenval T. III. p. 131.

***) Memoiren Ludwigs XVIII. a. a. O. S. 287 f.

†) Georgel T. II. p. 87—89. 99—101. Vergl. damit Bertrand de Molleville 395.

Wie zerschmettert auch immer der Cardinal durch die überraschende Erklärung des Juweliers war, so erhob er sich doch bald wieder zu bessern Hoffnungen. Er besaß ja die eigenhändigen Briefe der Monarchin, mit eigenen Augen hatte er die Königin im Garten zu Versailles gesehen, sie hatte ihm so eben erst achttausend Thaler überschickt. Und dann — sollten diese Umstände Täuschung sein, so ließ sich doch nicht denken, daß die wichtige Rücksicht für die Ehre der Monarchin ihr je gestatten werde, streng und öffentlich zu verfahren.

Die La Motte befand sich zu Bar-sur-Aube, ihrem Geburtsorte, als die letzte Unterredung des Cardinals mit Böhmer erfolgte. Als sie zurückkam, erfuhr sie, was sich mittlerweile zugetragen hatte. Schnell ist ihr Entschluß gefaßt. In der Nacht stürzt sie entstellt und in Thränen schwimmend in das Zimmer des Prinzen, sie verkündet ihm, daß sie so eben von Versailles komme, wo sie der Königin auf das Lebhafteste die Noth der Juweliere, die Verlegenheit des Cardinals und die dringende Nothwendigkeit vorgestellt habe, denselben schleunigst zu unterstützen, wenn nicht der ärgerlichste Proceß daraus entstehen sollte. Da habe die Monarchin endlich den schrecklichen Ausspruch gethan, daß sie zu ihrer eigenen Rettung den Empfang des Halsbandes, ihre Unterschrift, kurz Alles, was geschehen sei, leugnen werde. Sie würde zu ihrer Rettung selbst den Cardinal und die La Motte aufopfern. Jetzt, setzt sie hinzu, werde der Cardinal doch wohl sehen, daß sie keine Betrügerin sei. Denn er hatte sie allerdings beschuldigt, ihn auf eine grausame Weise zum besten gehabt zu haben. Eine solche Offenherzigkeit von ihrer Seite mußte jedes Mißtrauen in ihm ersticken, er behält die geängstigte Freundin, die in ihrem Hause verhaftet zu werden fürchtet, vier und zwanzig Stunden in seinem Palaste und läßt sie alsdann durch sichere Leute in der Nacht in ihre Wohnung geleiten. Hier angelangt, vernichtete sie Alles, was ihr hätte nachtheilig sein können und begab sich sodann mit ihrem Manne und Villette nach Bar-sur-Aube, wo die nöthigen Anstalten zu ihrer Flucht aus Frankreich schleunigst beendigt werden sollten. Der Cardinal

hielt ſich noch immer durch das, was er von der Königin in Händen hatte, hinlänglich gegen Gewaltſtreiche geſichert *).

Am 15. Auguſt, als am Tag eder Himmelfahrt Mariä, war der ganze Hof zu einem feierlichen Gottesdienſte verſammelt, der Cardinal Rohan, in allem Schmucke ſeiner prieſterlichen Würde, harrte mit den Uebrigen auf den König, um ſodann den feierlichen Zug in die Meſſe zu beginnen. Da wurde er um zehn Uhr in das Cabinet des Königs berufen, wo ſich auch die Königin befand, außer ihr die Miniſter von Vergennes und Breteuil und der Großſiegelbewahrer von Mirosmenil. „Sie haben," fragt ihn der König, „Diamanten von Böhmer gekauft?" — „Ja, Sire." — „Was haben Sie damit gemacht?" — „Ich habe geglaubt, daß ſie Ihro Maj. der Königin übergeben wären." — „Wer hat Ihnen den Auftrag dazu gegeben?" — „Eine Dame, die Gräfin La Motte-Valois, die mir einen Brief von Ihro Majeſtät vorgelegt hat, ſo daß ich glaubte, eine Ihro Majeſtät angenehme Sache zu thun, wenn ich mich mit dieſem Auftrage befaßte." Hier unterbrach ihn die Königin mit den Worten: „Aber, wie haben Sie, mein Herr, nur glauben können, daß ich, die ich ſeit acht Jahren kein Wort mit Ihnen geſprochen habe, gerade Sie zu einem ſolchen Auftrage wählen würde und noch dazu durch die Vermittelung eines ſolchen Weibes." — „Ich ſehe wohl," erwiederte der Cardinal," daß ich betrogen worden bin, ich werde das Halsband bezahlen. Der Wunſch, Ew. Majeſtät zu gefallen, hat mich verblendet, ich habe daher die Betrügerei nicht bemerkt und beklage dies jetzt." Hierauf nahm er aus einer Brieftaſche den angeblichen Brief der Königin, und zeigte ihn dem König. Der König betrachtete ihn und ſagte: „Das iſt weder die Hand der Königin, noch ihre Unterſchrift. Wie konnte auch ein Prinz aus dem Hauſe Rohan und ein Großalmoſenier von Frankreich glauben, daß die Königin ſich Marie Antoinette de France unterzeichnen würde." (Dieß hieße nach franzöſiſcher Hofſprache:

*) Georgel 96—99. 107. 148 f. 150. 151. 158. Memoire der La Motte 95.

Marie Antoinette, geborne Prinzessin von Frankreich.) Hierauf fuhr der König fort, indem er dem Cardinal eine Abschrift seines Briefes an Böhmer zeigte: „haben Sie einen solchen Brief geschrieben?" Der Cardinal antwortete zuerst, daß er sich nicht erinnern könnte, fügte jedoch hinzu, daß er ihn mit seiner Unterschrift anerkennen würde. „Nun so erklären Sie mir doch," sprach der König weiter, „alle diese Räthsel. Ich wünsche ja nicht Sie schuldig zu finden: ich erwarte Ihre Rechtfertigung. Sagen Sie mir, was bedeuten alle diese Versprechungen, diese Schritte bei Böhmer, diese Briefe?" Da erbleichte der Cardinal und mußte sich an einen Tisch stützen. Endlich sagte er mühsam, daß er zu verwirrt sei, um antworten zu können. „Kommen Sie wieder zu sich, Herr Cardinal," sprach der König, „begeben Sie sich in mein Cabinet und schreiben Sie auf, was Sie mir zu sagen haben." Der Cardinal entfernte sich und kam nach einer Viertelstunde mit einigen Zeilen zurück, die aber so wenig deutlich waren, als seine mündliche Aussage, worauf ihm der König sagte: „entfernen Sie sich, mein Herr!"

In der oben erzählten Weise berichten die Anhänger der Königin, wie Madame Campan und der Marquis von Besenval, dies Alles aus ihrem Munde vernommen zu haben *) Der letztere setzt noch hinzu, daß der König dem Cardinal, ehe er das Cabinet verließ, gesagt habe: „ich mache Ihnen bekannt, daß ich Sie werde verhaften lassen." — „Ach, Sire," rief der Cardinal aus, „ich werde stets den Befehlen Ihrer Maj. gehorchen, aber geruhen Sie nur, mir den Schmerz zu ersparen, daß ich vor den Augen des ganzen Hofes in meinen priesterlichen Kleidern verhaftet werde." — „Es muß aber so sein," entgegnete der König.

Etwas abweichend hiervon ist der Bericht des Abbé Georgel, des eifrigsten Anhängers des Cardinals **). Nach ihm antwortete der Cardinal dem Monarchen in Gegenwart der Königin

*) Campan 367—370 und 1055—1057. Besenval 125—127.
**) p. 102. 103.

und ohne auf ihre Einrede zu achten, mit Bestimmtheit in Wort und Blick, daß die Königin ihm den Auftrag zum Ankaufe des Halsbandes gegeben habe, und daß ihre schriftliche Genehmigung der Bedingungen sich als unwiderleglicher Beweis in seinen Händen befinde. Die Monarchin soll bei diesem Uebermaß von Kränkung in Thränen ausgebrochen sein, und der König ihn darauf gebeten haben, das Zimmer zu verlassen. Ich will hierbei nur darauf aufmerksam machen, daß der Cardinal, wie wir gleich sehn werden, keine Gelegenheit hatte, sich seinen Vertrautesten sofort mitzutheilen, also auch Georgel dies nur spät und erst durch die dritte, vierte Hand erfahren konnte, während die Königin sogleich sich über diese Scene gegen ihre Vertrauten auszusprechen im Stande war. Auch hat für uns die Campansche Erzählung genug innere Glaubwürdigkeit, besonders in der Art und Weise, wie sie den König sich dabei benehmen läßt.

Während der Cardinal das königliche Cabinet verlassen hatte, rieth der Minister Vergennes zur Mäßigung und Geheimhaltung des ganzen verdrießlichen Handels. Aber der König vermochte nicht, den Thränen und Klagen seiner schönen Gemahlin und dem Rathe Breteuil's zu widerstehen, und so erhielt der letztere den Befehl, die Verhaftung des Cardinals zu besorgen. Der Cardinal ging noch in der Gallerie vor dem königlichen Cabinet auf und nieder, als plötzlich Breteuil erschien und mit lauter Stimme rief: „**Arretez le cardinal de Rohan!**" worauf ein Gardeofficier sofort an ihn herantrat und ihm diesen Befehl wiederholte. Das geschah vor den Augen des ganzen Hofes und in Gegenwart vieler Bewohner von Versailles. Ein junger Officier — sein Name wird Jouffroy-d'Agoult genannt — erhält den Befehl, den Cardinal in seinen Gemächern zu bewachen, bis er nach Paris gebracht wird. Auf dem Wege nach seiner Wohnung begegnet er einem vertrauten Kammerdiener. Er wendet sich an den Officier mit der Bitte, ihm einen Bleistift zu leihen, da er diesem Diener einige nöthige Aufträge zu geben habe. Der Officier giebt ihm den Bleistift und wartet geduldig, bis der Cardinal dies gethan und dem Diener den Zettel übergeben hat. Der Diener aber

enteilt sofort im schnellsten Galopp nach Paris und übergiebt dem General-Vicar Georgel im Cardinalspalast den Zettel. Sein Inhalt war kein anderer als der, die ganze Correspondenz mit der La Motte zu verbrennen *). Ganz anders erzählt dies Georgel selbst **). Als nämlich der Cardinal abgeführt ward, so blieb er plötzlich, das Gesicht nach der Mauer zu gekehrt, stehen, als wolle er sich ein ihm aufgegangenes Knieband befestigen oder einen Schuh fester schnallen. Unter diesem Vorwande wußte er rasch einen Bleistift zu ergreifen und auf ein Stückchen Papier, das er unter seinen Kleidern hervornahm oder in seiner rothen Cardinalsmütze verborgen hatte, einige Worte zu schreiben, wobei ihm die erwähnte Mütze zur Unterlage diente. Nach Beendigung dieses Geschäfts setzte er seinen Weg fort. Als er nun in seine Wohnung kam, waren seine Leute, wie gewöhnlich, zu beiden Seiten aufgestellt, wo er dann das Papier in die Hand seines vertrauten Dieners gleiten ließ, der sich damit sofort auf den Weg nach Paris machte. Er selbst habe zwar, so setzt er hinzu, bis dahin keines der Geheimnisse mit Cagliostro und der La Motte gekannt: dagegen habe der Bote den Ort gewußt, wo die Briefe der Königin und andere gefährdende Papiere lagen. Wir überlassen es einem Jeden, welche Erzählung er für die wahrscheinlichere halten wolle, uns aber erscheint es weit glaublicher, daß ein junger Officier, der sehr über den Befehl, einen der ersten Männer des Hofes zu verhaften, betroffen war, ihm einen Bleistift darreichte, da ihm dies ja nicht verboten war ***), als daß der

*) Campan 370. 1057. Abweichend ist Besenval's Bericht p. 128; die Erzählung Ludwig's XVIII. (S. 292) nähert sich mehr der Darstellung Georgel's. Von Besenval ist es charakteristisch, daß er den argen Verstoß gegen die Hofordnung rügt, der bei dieser Gelegenheit begangen worden ist. Le ministre, sagt er, n'avait aucun ordre à donner à un officier des Gardes: c'étoit au capitaine des Gardes de quartier: mais aucun des quatres capitaines des Gardes ne réclama.

**) p. 104. 105. 106 f. 113—117. 151. Bertrand de Molleville 392. 393.

***) M. s. eine Stelle aus der correspondance secrète de Louis XVI. in den Anmerkungen des französischen Herausgebers der Campan'schen Memoiren z. d. St. p. 370.

Cardinal in dieser gebückten Stellung und angethan mit den schweren Meßgewändern ein solches Billet habe schreiben können. Auch müßte erst noch gezeigt werden, daß das reihenweise Aufstellen der Dienerschaft des Cardinals eben sowohl in Versailles als in Paris Statt gefunden habe. Genug aber, die Papiere wurden bis auf zwei Briefe der Königin verbrannt, ehe die Siegel angelegt werden konnten, und die für die Unschuld der Königin in dieser Sache unschätzbaren Documente gingen verloren.

Die öffentliche Art der Verhaftung des Cardinals und seine Abführung in die Bastille, die noch an demselben Abend erfolgte, erbitterte die Geistlichkeit und den hohen Adel zugleich, namentlich behaupteten die Ersteren, daß der Cardinal nur der geistlichen Gerichtsbarkeit unterworfen werden könne. Als die ersten Vernehmungen auf Befehl des Königs Statt gefunden hatten, gestattete derselbe dem Cardinal die Wahl, ob er sich dem Ausspruche seiner Gnade unterwerfen wolle oder ob er die gerichtliche Untersuchung und den Spruch des Pariser Parlaments zu erwarten vorzöge. Noch immer in der festen Ueberzeugung, nach den Befehlen der Königin gehandelt zu haben, wählte der Cardinal das Letztere.

Unmittelbar nach seiner Verhaftung waren auch Cagliostro und die La Motte ergriffen worden, die Letztere in Bar-sur-Aube, von wo sie in die Bastille gebracht wurde. Auch Mademoiselle Oliva wurde eingezogen. Dagegen entkamen der Graf La Motte und Villette, weil der Befehl zu ihrer Verhaftung zu spät ertheilt worden war. *)

Und so begann denn im August 1785 der merkwürdige Halsband-Prozeß, der durch seine Länge nicht weniger außerordentlich war, als durch die damals ganz neue Erscheinung, einen König als Kläger gegen einen seiner Unterthanen auftreten zu sehen. Denn im Namen des Monarchen war eine förmliche Klage über beleidigende Vergehungen des Cardinals und der La Motte gegen seine Gemahlin bei dem Parlamente in

*) Georgel 122—130. Besenval 132.

Paris anhängig gemacht worden. Freilich war Marie Antoinette als Frau und Königin am meisten beleidigt, ihre Ehre namentlich durch das Vorgeben Rohan's, mit ihr im Garten zu Versailles eine nächtliche Zusammenkunft gehabt zu haben, empfindlich gekränkt, und der Verdacht, ein Weib, wie die La Motte war, mit ihrem Vertrauen beehrt zu haben, mit ihrer Würde ganz unverträglich. Auf der andern Seite vergaß sie dagegen in Erwägung zu ziehen, wie es für ihre königliche Würde nicht weniger nachtheilig war, in einem so ärgerlichen Prozesse so öffentlich genannt zu werden, und wie begierig ihre Feinde diese Gelegenheit zu neuen Verläumdungen aufgreifen und benutzen würden. Ein Ausspruch königlicher Gnade oder eine Bestrafung des Cardinals wegen seines eines hohen Geistlichen ganz unwürdigen Betragens (wie sie späterhin Statt fand) hätte die ganze Angelegenheit vielleicht auf das Beste und Schnellste beigelegt. Freilich darf dabei auch nicht außer Acht gelassen werden, daß es fast unmöglich gewesen wäre, die Sache des Cardinals ganz von der Sache der Gräfin La Motte zu trennen.

Da es nun zu weit führen würde, den Gang des verwickelten Prozesses zu schildern, so wollen wir nur die Hauptmomente hervorheben, auch nicht auf die Bemerkungen der Schriftsteller eingehen, welche die Unparteilichkeit und Uneigennützigkeit der französischen Magistratur bei diesem Prozesse verdächtig zu machen gesucht haben *). Der Cardinal zuvörderst, ohne Ahnung des Betrugs, konnte zu seiner Rechtfertigung nichts anführen, als die von der La Motte zugestellten Befehle der Königin, die von ihr genehmigten Bedingungen des Kaufes, die Auslieferung des Schmuckes in der Gräfin Gegenwart an einen Dritten, den sie kennen mußte, endlich die durch ihre Hand an ihn gelangte Abschlagszahlung. Dieß Alles läugnete die La Motte: sie gab zwar zu, den Prinzen auf das Halsband auf-

*) Die Hauptpuncte hat von Schütz a. a. O. S. 58—63. kurz, aber sehr übersichtlich nach Georgel herausgehoben. Der königliche Befehl zur Einleitung des Prozesses steht in den Campan'schen Memoiren 375 f.

merksam gemacht zu haben, doch nicht, um es für die Königin zu kaufen. Auch sei der Kauf, so viel sie wisse, nur in seinem Namen abgeschlossen, und der Schmuck ihm allein ausgeliefert worden. Da der einzige Zeuge, auf den sich der Cardinal gegen die Königin berufen konnte, so sprach, so verzweifelten seine Vertheidiger und seine Verwandten selbst an der Möglichkeit, ihn zu retten. In dieser Noth hörte Georgel von einem Pater Loth, der geneigt sey, dem Prinzen Rohan mit wichtigen Entdeckungen beizustehen. Dieser Pater Loth ist ein alter Bekannter der Gräfin, er weiß um den Betrug der Oliva in den Gärten von Versailles, um die Unterzeichnung der Kaufbedingungen durch Villette, ja es ist ihm auch bekannt, daß der Graf La Motte nach England gereist sei, um die Juwelen zu veräußern. Indem man diese günstigen Anzeichen benutzte, gelang es auch, die Juweliere in London auszumitteln, an welche der Graf La Motte fast alle großen Steine des Halsbandes verkauft hatte, wobei sich besonders der junge Ramond aus dem Gefolge des Cardinals sehr thätig bewies. Er ging selbst nach England, folgte den Betrügern in die niedrigsten Höhlen des Lasters, und war so glücklich, den Verkauf der Diamanten in England nachzuweisen. Dieß rettete den Cardinal von dem beschimpfendsten Theile der Anklage. Hierdurch, so wie durch die Zeugnisse der Oliva und des Villette, dessen Auslieferung im Auslande bewerkstelligt war, wurden dem Gerichte folgende vier Puncte bewiesen: Erstens, dem Cardinal ist vorsätzlich der Glaube beigebracht, er kaufe das Halsband für die Königin. Zweitens, die La Motte hat den Villette bewogen, die Genehmigung und den Namen der Königin zu den Kaufbedingungen zu setzen. Drittens, die Gräfin hat das Halsband erhalten, um es der Königin auszuliefern. Viertens, die Scene im Garten zu Versailles und andere verbrecherische Intriguen haben den Cardinal nur in seinem Irrthume bestärken sollen *).

*) Georgel 147—149. 151. 155—159. 170—172. 188—189. 196. 162. 157. 176—178. Ueber Ramond's Antheil s. die Nachrichten in den Zeitgenossen Nr. XIX. (neue Reihe) S. 88 f.

Als dieß Alles der La Motte vorgelegt war, erklärte sie nun, ohne Schonung Alles gestehen zu wollen. Der Cardinal habe nämlich den Schmuck mit der bestimmten Absicht gekauft, sich den Erlös zuzueignen. Deshalb sei ihr Gatte nach England geschickt worden, um die besten Steine für Rechnung des Prinzen zu veräußern. Die bedeutenden Geldsummen und den Theil der Diamanten, den man bei ihr gefunden habe, verdanke sie der Großmuth des Cardinals oder vielmehr dem Interesse desselben für ihre Person. Die Scene mit der Oliva, so wie auch die falsche Unterschrift des Villette wären bloße Erfindungen des Schwärmers Cagliostro: überhaupt hätte sie nie eine Verbindung mit der Königin vorgegeben. Da die La Motte dieß so bestimmt abläugnete, so ließen auch der Prinz und Villette den für sie allerdings am meisten gefährdenden Briefwechsel mit der Königin ganz unerwähnt. Der Prinz war nämlich durch die Versicherung des Pater Loth, daß die La Motte vor ihrer letzten Abreise von Paris die ganze Sammlung der Briefe vernichtet habe, beruhigt worden, und Villette erklärte, daß er mit seiner gewöhnlichen feinen Handschrift zu den Kaufbedingungen bloß die Genehmigung der Königin als Abschrift von einem andern Exemplare gesetzt habe. Es muß also wohl bemerkt werden, daß gerade die Unterschrift der Königin als das wichtigste Mittel, dessen man sich bedient hatte, um den Cardinal zu täuschen, zur Zeit des Prozesses unbekannt geblieben ist. Der Gerichtshof sprach bloß über die einzelnen klar erwiesenen Thatsachen. *)

Während der langen Dauer dieses Prozesses, der durch die Gerichtsferien verzögert, bis zum Mai 1786, also fast ein ganzes Jahr, währte, offenbarte sich die Neigung, das verworrene Dunkel dieser Begebenheit aufzuklären, in vielen Denk- und Flugschriften. Aber fast in allen zeigte sich das lebhafteste Interesse für die Sache des Cardinals und Unwille gegen den

*) Georgel 158. 184. 199. vergl. mit den Bemerkungen K. E. Schmid's im Hermes XXIV, 212.

Hof, namentlich große Leidenschaftlichkeit gegen die verhaßte Monarchin. Einer ihrer wärmsten Anhänger bemerkt sehr richtig *), daß man nur die Gelegenheit ergriffen habe, um dem Hasse gegen die Königin Luft zu machen. Denn wie hätte man sie sonst wohl eines solchen Gaunerstreiches beschuldigen können, da das Halsband für sie doch nur Werth haben konnte, wenn sie es trug, und es doch ganz unwahrscheinlich war, daß sie es würde im Kasten eingeschlossen haben. Unter allen schändlichen Behauptungen, welche von den Feinden der Monarchin ausgingen, ist die schändlichste, daß dieselbe so weit gegangen sey, der La Motte gänzliche Strafloſigkeit zuzusichern, wenn sie durch falsches Zeugniß den Cardinal verderben wolle. Selbst Georgel, der Feind der Königin, nennt dieß die abscheulichste Lästerung, die nie seine Feder besudelt haben würde, hätte sie nicht leider Glauben und Vertheidiger gefunden. Durch alle diese Umstände waren übrigens Theilnahme und Mitleid für den Cardinal auf das Höchste gespannt, als das Parlament im Mai 1786 vom Könige Befehl erhielt, die Sache schnell zu beendigen.**)

Am 30. Mai wurden die Angeklagten zum letzten Male vor die Schranken geführt. Die La Motte war die Erste, wie immer, sehr sorgfältig und mit Geschmack gekleidet, trotzig in Blick und Haltung. Doch verließ sie ihr Muth, als der Diener des Gerichts ihr befahl, auf dem kleinen hölzernen Stuhle (Sellette***) Platz zu nehmen. Sie gehorchte erst dem zweiten Befehle, wußte sich aber dann nach zwei Minuten so zurechtzusetzen und soviel Ruhe zu zeigen, als befände sie sich in ihrem eignen Zimmer. Auf die Frage: ob sie noch etwas zu ihrer

*) Besenval 134 — 138.

**) Georgel 132. 175 — 176. 197. 190, 191. 153. 203.

***) Sobald nämlich der Anwald des Königs auf Leibesstrafe antragen konnte, mußte der Beschuldigte während des letzten Verhörs auf der Sellette sitzen. Wurde er dann auch freigesprochen, so blieb doch das Andenken an diesen als schändend betrachteten Platz. M. s. die Encyclopédie, Art. Sellette. Im Jahre 1789 ward dieser Gebrauch zugleich mit dem der Question préalable (der peinlichen Frage nach Mitschuldigen) durch ein königliches Edict aufgehoben.

Vertheidigung vorzubringen habe, sprach sie lange Zeit mit vieler Geistesgegenwart zur Verwunderung der Richter, die sie freilich nicht überzeugen konnte. Als nun nach ihrer Entfernung der Stuhl für die armen Sünder weggenommen war, befahl der Präsident, den Cardinal hereinzuführen. Er erschien in dem langen priesterlichen, violettfarbenen Gewande (wie es die Trauerkleidung der Cardinäle ist), mit der rothen Calotte, mit rothen Strümpfen und mit allen seinen Orden geschmückt, doch sichtlich blaß und entmuthigt. Erst als ihm der Präsident freigestellt hatte, ob er sich nicht setzen wollte, gewann er neuen Muth und sprach eine halbe Stunde lang mit Kraft und Würde gegen das ganze, wider ihn eingeleitete Verfahren des Gerichtshofes. Als er sich entfernte, erwiederten alle Richter seinen Gruß und erhoben sich von ihren Plätzen. *)

Am folgenden Tage (31. Mai) versammelte sich das Parlament früh um fünf Uhr, an der Zahl funfzig Richter. Die Berathung dauerte mit Ausschluß von anderthalb Stunden den ganzen Tag hindurch, wo der Beschluß (arrêt) von der Treppe des Justizpalastes herab um neun Uhr öffentlich bekannt gemacht wurde. Seit zwei Tagen war es, wie ein gerade damals in Paris anwesender Reisender erzählt **), die Unterhaltung in allen Kaffeehäusern und öffentlichen Orten gewesen. Man glaubte allgemein, daß der Cardinal werde aller seiner Ehrenämter für verlustig erklärt werden. Um so erfreuter schien das Volk über die Entscheidung zu seyn. Der Cardinal war nämlich durch eine Mehrheit von zehn Stimmen für vollkommen gerechtfertigt gegen alle Beschuldigungen der Anklage erklärt und also freigesprochen. Zur Bezahlung des Halsbandes hatte sich derselbe gleich zu Anfange des Prozesses verstanden und die Juweliere zur Sicherheit auf seine Einkünfte angewiesen. Dagegen wurde

*) Wir entnehmen diese und die folgenden Details aus den Eclaircissements historiques hinter den Campan'schen Memoiren p. 1251—1265.

**) Heinr. Storch in seinen Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich. S. 60 f.

der La Motte Staupenschlag, Brandmarkung auf beiden Schultern mit dem Buchstaben V (Voleuse) und lebenslängliche Haft zuerkannt; ihr Mann ward in Abwesenheit zu den Galeeren verdammt, Villette mit lebenslänglicher Landesverweisung bestraft (die ihn am meisten drückende Anklage, daß er das Kästchen mit dem Halsbande abgeholt habe, konnte ihm im Prozesse nicht bewiesen werden), Cagliostro verurtheilt, binnen drei Wochen das Königreich zu verlassen, die Oliva erhielt ihre Freiheit ohne Strafe. Der freudige Jubel einer ungeheuern Volksmenge begleitete die Lossprechung des Cardinals, der Ausruf: **vive le Cardinal!** ließ sich häufig hören. Wie im Triumphe geleitete ihn dieselbe Volksmenge aus der Bastille, als der Befehl vom Hofe gekommen war, ihn freizugeben, nach seinem Palaste, so daß man leicht die Stimmung im Volke gegen die Königin wahrnehmen konnte. *)

Der Schmerz der Königin über diesen Ausgang des Prozesses war unbeschreiblich. Sie betrachtete die Freisprechung nicht als ein Ergebniß unparteiischer, gerichtlicher Untersuchung, sondern als eine Wirkung der Intrigue, als einen Sieg, den der hohe Adel über das königliche Haus davongetragen hatte. „Kommen Sie nur," sagte sie zur Frau von Campan **), „und beklagen Sie Ihre tiefgekränkte Königin, die ein Opfer der Ungerechtigkeit und Cabale geworden ist. Sie aber beklage ich als Französin. Wenn ich keine billigen Richter in einer Sache finden konnte, die meinen Charakter gefährdete, was können Sie in einem Prozesse hoffen, wo Ihr Vermögen und Ihre Ehre zugleich angegriffen ist." Der König trat hierauf hinzu und bedeutete Madame Campan, daß die Königin genügende Ursache zu tiefer Betrübniß habe. „Aber jene," setzte er hinzu, „haben in diesem Prozesse nur den Cardinal Rohan und den Fürsten Rohan schonen wollen, während er doch nichts ist, als ein arm-

*) Georgel 203—205. Besenval 136. Soulavie's Mémoir. T. VI. p. 73.

**) Campan 381.

seliger Mensch, der Geld bedarf (un besogneux d'argent), und das Ganze nichts war, als ein Hilfsmittel, um eine Unternehmung zu machen, deren Gewinn die Kosten deckt, trotz dem der Cardinal selbst betrogen worden ist. Man braucht wahrlich kein Alexander zu sein, um diesen gordischen Knoten zu zerhauen." Uebrigens erscheint bei ruhiger Ueberlegung die Lossprechung des Cardinals — vorausgesetzt, daß reine Ueberzeugung der Richtenden vorwaltete — ganz natürlich. So sehr er die der Monarchin schuldige Achtung mit unbegreiflicher Unbesonnenheit verletzt hatte, so war doch etwas eigentlich juridisch Strafbares nicht anzutreffen, und die Seite, von welcher der Cardinal allenfalls hätte bürgerlich strafbar seyn können, die Beabsichtigung eines unerlaubten Verhältnisses mit der Monarchin, konnte offenbar von dem Gerichte gar nicht berührt werden.

Je größer die Freude über die Freisprechung des Cardinals in Paris gewesen war, um so lauter sprach sich das Mißfallen aus, als am folgenden Tage ein königlicher Befehl den Cardinal aufforderte, seine Stelle als Groß-Almosenier von Frankreich niederzulegen, das blaue Band (den heil. Geistorden) abzugeben und sich sofort in seine Abtei Chaise-Dieu in den Bergen von Auvergne zu verfügen. Jetzt richtete Ludwig XVI. in seiner eigenen Sache, und das eines Geistlichen so ganz unwürdige Betragen konnte nicht ungeahndet bleiben. Seine Verbindungen mit einem vorgeblichen Geisterseher, wie Cagliostro, seine Intrigue mit der La Motte, seine am Tage liegende Absicht, sich der Königin in unerlaubter Vertraulichkeit zu nähern, hätte wohl noch eine schärfere Bestrafung verdient, als die war, den Hof zu meiden. *) Daß Viele also die Verbannung des Cardinals eine Tyrannei und einen Act willkührlichen Despotismus nennen konnten, war nur eine Folge davon, daß die

*) Georgel 137 f. 205—207. Besenval 137—139. von Schütz 64. Schmid im Hermes XXV. 87. Es ist demnach falsch, wenn Schlosser (Geschichte des achtzehnten Jahrh. II. sq.) sagt: „Der Cardinal ward zwar gerichtlich freigesprochen, er ward aber hernach dennoch vom Könige verurtheilt."

Gewalten überhaupt in Frankreich nicht verfassungsmäßig bestimmt und gesondert waren. Der Cardinal erhielt übrigens bald nachher die Erlaubniß, sich in seine Abtei Marmoutier in Touraine zu begeben, von wo er nach einiger Zeit sein schönes Schloß zu Saverne im Elsaß bezog. Von seinen weitern Schicksalen ist uns Nichts bekannt geworden. Indeß hat sein Name jedenfalls die traurigste Berühmtheit unter den drei Rohans des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Denn Prinz Ferdinand stand im Jahre 1789 an der Spitze der Empörer zu Lüttich und ward 1791 durch die östreichischen Truppen von seinem usurpirten Bischofsstuhle verjagt. Dann wechselte er die Farbe und ließ sich 1805 von Napoleon zum Almosenier ernennen. Der andere Rohan, der Prinz von Rohan-Guémené nahm nicht Anstand, einen Banquerout von 36 Millionen zu erklären und ward daher vom Dichter Lebrün als ein **escroc serénissime** angeredet. Und im neunzehnten Jahrhundert, im Jahre 1832, erschien wiederum ein Fürst aus dem Hause Rohan in einem sehr zweideutigen Lichte, als der plötzliche und unnatürliche Tod des bejahrten Prinzen von Bourbon-Condé am 26. August einen Erbschafts-Prozeß veranlaßt hatte, der in mehr als einer Rücksicht das Andenken des berüchtigten Halsband-Prozesses in Frankreich zurückzurufen geeignet war. Wie im Jahre 1785 der Name einer Königin von Frankreich in dem Halsband-Prozesse genannt wurde, so ward im Jahre 1832 in den Erbschafts-Prozeß der Familie Rohan der König der Franzosen, Ludwig Philipp, auf die für ihn unangenehmste Weise verflochten, und selbst die lautesten Anhänger des Hauses Orleans glaubten damals schweigen zu müssen, denn statt Gauner und Namensverfälschung war hier von Erbschleicherei und Meuchelmord die Rede. Es war, als hörte man die Schlangen der Eumeniden zischen und als wollten die strengen Göttinnen keinen Unterschied machen zwischen der ältern und jüngern Linie des Hauses Bourbon. —

Als die Gräfin ihr Urtheil vernahm, gerieth sie in eine fast wahnsinnige Wuth, die sich noch steigerte, als die Strafe an

ihr im Hofe des Justizpalastes vollzogen wurde und die Kräfte der Gefangenwärter kaum hinreichten, an ihr die Brandmarkung vorzunehmen. Rasendes Geheul, lautes Weinen, Beißen und Kratzen, die furchtbarsten Schmähungen gegen die Königin und den Minister Breteuil, Alles wechselte mit einander ab, ja sie konnte kaum, als sie in das Gefängniß de Salpetriere zurückgebracht war, verhindert werden, sich selbst das Leben zu nehmen *). Nach wenigen Monaten entkam sie auf unbekannte Weise zu ihrem Gatten nach England, und sogleich ward der böse Wille wieder rege und beschuldigte die Königin, diese Flucht begünstiget zu haben. Von hier aus drohte sie mit der Herausgabe einer Denkschrift, die alle Geheimnisse des Hofes aufdecken und die Königin, so wie den Baron Breteuil vor ganz Europa im nachtheiligsten Lichte darstellen sollte. Der französische Hof wünschte diese Schrift unterdrückt zu sehen, gewiß nicht, weil die Königin darin als schuldbeladen erscheinen müßte, sondern weil die La Motte unstreitig Nichts verschonen, und Dinge sagen würde, die, trotz ihrer handgreiflichen Falschheit, in vielen Gemüthern Eingang finden könnten **). Aber die eigentlichen Gründe sind unbekannt geblieben, die den Hof vermochten, der La Motte das Manuscript ihrer Memoiren um eine bedeutende Geldsumme abzukaufen ***). Späterhin erschien die Schrift dennoch im Druck. Ihr Inhalt ist ein unsinniges Gemisch handgreiflicher Lügen, wie unter Anderm darin behauptet wird, die Königin habe die Diamanten wirklich erhalten. Außerdem aber starrt die Schrift von so niedrigen Schmähungen und giftigen Verläumdungen, daß sie nur Abscheu gegen ihre Verfasser erwecken kann, aber auf der andern Seite ganz geeignet ist, eine rohe Menge in Bewegung zu bringen. Daher ließ auch der

*) Eclairciss. histor. 1060 f. 1263 f.

**) M. vergl. Campan Ch. 20. p. 595. Weniger wahrscheinlich erscheint ihre Bemerkung (Ch. 16. p. 486), daß Calonne das Manuscript der La Motte mit beleidigenden Zusätzen von Coblenz aus versehen habe, obgleich Frau von Campan dieß bezeugen (attester) zu können versichert.

***) Georgel 208. 209. Soulavie T. II. p. LXV. f.

jacobinische National-Convent sie im Jahre 1792 — im ersten Jahre der französischen Republik — wieder neu abdrucken, nachdem die frühere Auflage größtentheils auf Befehl Ludwig XVI. vernichtet war, und der Fleischer Le Gendre, einer der wüthendsten Jacobiner, hatte die Rohheit, der unglücklichen Marie Antoinette, als sie in der harten, einer Fürstin so ganz unwürdigen Gefangenschaft des Tempels gehalten wurde, ein Exemplar dieser Schrift zur Lectüre in den Kerker zu schicken. Eine kurze Darlegung des Inhalts würde uns jetzt zu weit führen, obgleich gerade in ihr die beste Widerlegung aller jener Schmähungen liegt, durch welche die schuldlose Königin zu Grunde gerichtet werden sollte. *)

Uebrigens entging die ränkesüchtige Gräfin keineswegs dem rächenden Geschicke. Als sie an einem der rauschenden, sittenlosen Gelage ihres Gemahls in London Theil nahm, stürzte sie unter den größten Ausgelassenheiten entweder selbst, von berauschenden Getränken überwältigt, aus dem drei Stockwerk hohen Zimmer auf die Straße, oder ward von den trunkenen Genossen des Mahls herabgeworfen. Hier starb sie eines zwar schnellen, aber doch höchst jämmerlichen Todes. Die Juwelen, welche sie

*) Da uns die Schrift jetzt nicht mehr zur Hand ist, so verweisen wir auf den bündigen Auszug bei von Schütz 65—72. Wie zur Zeit des Erscheinens der La Motte'schen Memoiren über sie geurtheilt ward, kann aus folgendem Briefe des Grafen von Schmettau an Schlözer (in dessen Biographie II. 162.) vom 29. November 1789 ersehen werden: „daß die La Motte ein schlechtes Mensch ist, erhellt aus ihren eigenen Geständnissen. Daß Alles in ihren Mémoires wahr ist, kann kein vernünftiger Mensch glauben; daß aber Manches wahr ist, kann ich glauben, da ich verschiedene Acteurs der Comödie genau und persönlich kenne. Man liest mit doppeltem Interesse, wenn das Buch von solchen Leuten handelt, und oft mit mehrerem Nutzen. Der Cardinal ist von sich eingenommen, ist leichtgläubig, oberflächlich, leichtsinnig. Aber dabei edel, großmüthig, tapfer und kühn, wie es Wenige sind, wohlthätig, menschenliebend." Das letztere Urtheil ist allerdings befremdend und findet sich sonst nirgends bestätigt. Eine Uebersetzung des Lebens der La Motte wollte auch Therese Huber (m. s. Forsters Briefwechsel II. 373.) anfertigen, ohne jedoch den Plan zur Ausführung gebracht zu haben.

von jenem Halsbande für sich behalten hatte, sollen, wie man sich lange Zeit in Europa erzählt hat, durch eine sonderbare Wanderung in den Brautschmuck der Prinzessin Caroline von Wales gekommen sein.*) Wir vermögen diese Sage weder zu bestätigen noch zu widerlegen; jedenfalls kann sie ernste Betrachtungen über das Schicksal zweier Fürstinnen erwecken, denen ein so freundliches Gestirn am Morgen ihres Lebens lächelte, und die noch nicht auf die Mittagshöhe desselben gelangt waren, als sie den bittern Kelch des Kummers schon so oft hatten leeren müssen. Sonst wollen wir die Parallele zwischen beiden Fürstinnen nicht fortführen, da wir leicht desselben Irrthums angeklagt werden könnten, in den Lord Brougham auf seiner letzten Reise nach Frankreich verfallen ist, als er seine Vertheidigung der Königin Caroline mit der Vertheidigung Marie Antoinette's durch ihren muthigen und beredten Anwald, Chauveau-Lagarde, verglich. —

Für Marie Antoinette bezeichnet der Prozeß über das Halsband die Zeit, nach welcher die Verläumdung keine Gränze mehr kannte. „Die glücklichen Tage der Königin," sagt Frau von Campan, „waren mit dieser Zeit vorüber." Denn bis dahin war die allmächtige Gemahlin des Monarchen wohl des Mißbrauchs ihres Einflusses oder einzelner, ungerechter Handlungen angeklagt worden, von jetzt an aber entblödete man sich nicht, ihr jedes Niedrige, jedes Schändliche und Unsittliche beizumessen. Von jetzt an erfuhr sie in Frankreich nur Verläumdungen, Beschimpfungen, wachsende Gefahren; drei Jahre später sah sie den Tod in der furchtbarsten Gestalt vor ihren Augen, wieder drei Jahre später schmachtete sie in Kerker und

*) St. James Chronicle Nr. 6045. vom 6. September 1796. Eine Garnitur kostbarer Perlen, die einst der Königin Marie Antoinette zugehört haben sollen, verkaufte der Pariser Juwelier Joncier im Jahre 1800 an Madame Josephine Bonaparte. Wie diese in Gemeinschaft mit Bourienne den ersten Consul über diese Perlen zu täuschen wußte, und wie man den Ankauf derselben für 250,000 Francs ohne dessen Vorwissen bewerkstelligen konnte, hat Bourienne selbst in seinen Denkwürdigkeiten III. 177 f. (deutsche Uebers.) erzählt.

Ketten, und bald nachher fand sie den gräßlichen Tod, den Tod der Verbrecher auf dem ehrlosen Karren und auf dem Blutgerüste, im Angesichte ihres königlichen Palastes, die erhabene Wohnung vor Augen, wo sie herrschte, wo ihre Kinder, die dereinst zum Herrschen bestimmt schienen, aufwuchsen, die Stätte vor Augen, wo sie lange vom Zauber der Macht, von den Traumbildern der Jugend, von großen Erwartungen umschwebt worden war, auf demselben Greve-Platze, der für die letzten vierzig Jahre Frankreichs das bedeutendste geschichtliche Document geworden ist. Hatte sie einen Theil dieses Mißgeschickes, wie es nicht leicht ein weibliches Wesen zu erdulden verurtheilt gewesen ist, durch Leichtsinn und Unbesonnenheit in frühern Jahren vielleicht selbst verschuldet, so fehlte sie doch nur aus weiblichem Gebrechen, und ihr Tod hätte ihre Zeitgenossen, vor allen ihre Unterthanen, dann die Nachwelt mit ihr versöhnen müssen. Denn wie Melvil in Schiller's Maria Stuart, als er seiner Königin den Trost ihrer Kirche bringt, sie mit freundlich ernster Rede entsündigt, so brauchen auch wir an unsrer Stelle seine Worte:

Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach!

Bücherschau.

Historisches Taschenbuch. Mit Beiträgen von Barthold, Böttiger, Raumer, Roepell, Varnhagen von Ense, herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Siebenter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1836. 497 S.

Dieses an trefflichen Beiträgen reiche Taschenbuch ist eine revue retrospective der Weltgeschichte, es beschäftigt sich fast ausschließlich mit der Vergangenheit und steht in keinem Zusammenhang mit der Geschichte seiner Zeit. Von der Almanachsform, in die es sich durch einen besondern Willen des Herrn Herausgebers gekleidet sieht, läßt es sich auch nicht anfechten, der historischen Gelehrsamkeit und Forschung gewisse allgemeine Zugeständnisse an die Form aufzuerlegen, sondern der Redakteur, der sich weder ein bestimmtes Publikum denkt, noch irgend einen festerwogenen Plan in der Verwaltung seines Geschäfts zu befolgen scheint, läßt mit Gottvertrauen die allmächtige Laune des Schicksals für Zusammenreihung von Beiträgen sorgen. So trifft es sich denn, daß in die charakterlose Formation des ganzen Almanachs zuweilen gediegenes Edelgestein, wie diesmal wieder von Varnhagen von Ense, sich eingefügt findet, aber der Moment ist schrecklich, wo der Druck in Leipzig so weit vorgerückt ist, daß Herr von Raumer von seinen Pflichten als Redakteur sich überwältigt fühlt, und, mit brennendem Feuer auf den Nägeln, sich hinsetzt, um noch aus alten, im Papierkorb liegenden Notaten und Echantillons, oder aus Bruchstücken seiner Universitäts-Vorlesungen, irgend einen Aufsatz für das historische Taschenbuch zurechtzumachen. Daher wird der kalte Angstschweiß seiner eigenen Beiträge nur immer erst auf dem letzten Viertel der Almanachsbogen bemerkbar, wie in diesem Jahrgange unter Anderm durch einen Aufsatz über das königlich preußische General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, der, obwohl ein wichtiger Gegenstand für die innere Verwaltungsgeschichte Preußens, in seiner sterilen Form und geschmacklosen Behandlung eher in irgend einem Schweinslederfolianten des Theatrum europaeum vermuthbar wäre, als in einem Taschenbuche, das die elegante Saison der Literatur mitmacht. Auch fehlt dem Aufsatze alle Anwendung jener merkwürdigen Verwaltungseinrichtung auf die gegenwärtigen Verhältnisse, indem Hr. von Raumer hätte weiter betrachten oder wenigstens andeuten sollen, ob ein solches Institut, das unter Friedrich Wilhelm I. in strenghausväterlicher und patriarchalischer Weise eine Art von Concentrationssystem des Staates bildete, und das in dem Kampfe des preußischen Selbstbewußtseins zwischen den alten und neuen Formen allmählig zu Grunde

ging, durch irgend eine ähnliche, zeitgemäße Verfassungseinrichtung ersetzt worden oder nicht, und wie sich der gegenwärtige Zustand, die Verantwortlichkeit des Beamtenwesens, die Centralisation der Verwaltung u. s. w. dazu verhalte? Statt dessen begnügt sich der Verfasser mit trocknen Auszügen aus den Instructionen, die seit Friedrich Wilhelm I. erlassen worden, und schließt endlich, ohne seiner Sache Sinn und Bedeutung zu erörtern, mit einer weisen Vermittelungsmiene: daß durch Weisheit, Mäßigung, Gerechtigkeit eine Wiedergeburt Preußens ohne Revolution „auf eine so vielseitige und preiswürdige Weise" bewirkt worden, daß es in mancher Beziehung (er führt das Kriegs- und Steuersystem, die städtischen und Schuleinrichtungen ꝛc. an) „von Unbefangenen als nachahmungswürdiges Muster betrachtet werde." Ohne die zuletzt angeführten Einrichtungen unserm Patriotismus entgehen lassen zu wollen, muß es doch schmerzen, zu sehen, daß ein Historiker sich und sein Publikum mit allgemeinen, schönrednerischen Phrasen täuscht, die den wahren Inhalt der geschichtlichen Verhältnisse gar nicht berühren. In einer Zeit, wo die Geschichte nicht ohne die tragische Ironie eines Tacitus geschrieben werden kann, bemüht sich Friedrich von Raumer, die Dämonen der Welthistorie lediglich auf den sogenannten gesunden Menschenverstand zu reduciren, und fördert deshalb in seinen entsetzlich populairen Geschichtswerken ein Alles nivellirendes Raisonnement zu Tage, woran er alle Ereignisse wie an einem Zwirnsfaden abhaspelt und mit jedem Ding unter der Sonne bis zum Erstaunen über die Klarheit fertig wird. Herr von Raumer weiß für Alles Rath in der Geschichte, keine Gegensätze quälen, keine Räthsel schmerzen, keine normalwidrigen Charaktere verwirren ihn, und wenn der liebe Gott Herrn von Raumer bei der Weltleitung zuzöge, so gäbe es keine Weltgeschichte, die Herr von Raumer zu beschreiben hätte, sondern höchstens einen allseitig vertretenen, d. h. plattgetretenen Weltzustand ohne Berg und Thal, an dem die Gottheit mit ihren Absichten zu Schanden werden müßte!

Darum stimmen mich solche Geschichtswerke, wie die des Herrn von Raumer, meistentheils irreligiös, weil mir das ganze Weltgetriebe, auf diese kleinliche Weise für die alltägliche Verständigkeit und Alteweibervermittelung zurechtgemacht, verächtlich vorkommt, und ich einen Gott bedauern müßte, der sich in solcher Weltgeschichte offenbarte. Dies rührt daher, weil Herr von Raumer als Geschichtschreiber die Räthsel der Menschheit ignorirt, die in Bewegung gesetzten Fragen der Humanität nicht kennt, und der Speculation, die ihn in die Strömung der allgemeinen Ideen untertauchen ließe, ein pfiffiges Schnippchen schlägt, indem er sich mit witziger Gleichgültigkeit den Satz aus der Tasche zieht: daß die Wahrheit in der Mitte liege! Wie aber eine in sich selbst bedeutsame Individualität, eine historisch miterregte und mitlebende Persönlichkeit, dazu gehört, um auf der festen Tafel Klio's die Gebilde der Weltbewegungen abzuprägen, zeigt sich an allen historischen Darstellungen Varnhagen von Ense's, in denen eine sinnige, ächt menschliche Beschaulichkeit mit einem

merkwürdig seinen Tastsinn und leisen Weltfühlhörnern an die Ereignisse tritt. Die in diesem Jahrgang des historischen Taschenbuchs enthaltene Skizze: Die Schlacht bei Wagram, ist seinen persönlichen Denkwürdigkeiten entnommen, deren vollständige Mittheilung die Existenz eines neuen Talents unter den Deutschen beweisen wird. Wie Xenophon die Anabasis der zehntausend Griechen schrieb, so stellt aus eigner Anschauung Varnhagen von Ense, in antiker Einfachheit, Umgränzung und Bescheidenheit, aber mit einer wärmern duftigern Farbengebung, diese Schlacht vor uns hin, deren Augenzeuge er gewesen, und die er bis zu einem gewissen Punct, wo ihn eine Verwundung traf, in ihren Ereignissen begleitete. Anmuthig anhebend von persönlichen Anlässen, die ihn als abenteuerlustigen Kriegsmann auf den Schauplatz geführt, schreitet er mit uns zuerst durch das östreichische Lager, dessen verschiedenartige Elemente in der Zusammensetzung und Gruppirung vortrefflich gezeichnet werden. Eigentliche historische Motive waren in der Seele des östreichischen Soldaten nicht lebendig, aber noble Begriffe vom Kriegshandwerk galten, die etwas Festes und Ehrenhaftes, wenn auch wenig Ritterliches, zur Schau stellten. Meisterhaft wird der Erzherzog Generalissimus selbst geschildert: „Sehr hatte mich verlangt, den Erzherzog selbst endlich zu sehen, wozu die Gelegenheit sich bald darbot, und dann vielmals wiederholte. Schon am ersten Vormittage konnte ich vor seinen Fenstern ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantasiren, worin er meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er hervor, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vortheilhaft und erfreuend. Er sah aus, wie ein tapfrer, biederer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblick leuchtete die Macht und Gewohnheit des Befehlens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine, schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug, vielleicht durfte man aber aus ihr auch die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmuth aus diesen Gliedern nicht verdrängen können, wie auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll, der im Beginn seiner Laufbahn eben so mager gewesen war, jetzt aber, stark geworden, ein weniger gutes Ansehen hatte. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verläugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, sowie das Andenken seiner frühern Thaten und Siege, hatten ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen

ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als General-Capitain ihres Landes noch besonders angehörte. Wo er sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf dem Vorposten dem Feinde leicht seine Anwesenheit verrieth, und nicht ganz untersagt werden konnte. Als Generalissimus stand er in einer Macht und Wirksamkeit, wie sie seit Wallenstein kein östreichischer Feldherr ausgeübt hatte; durch das ganze Kriegswesen erstreckte sich sein unmittelbarer Befehl; er konnte befördern und entfernen, strafen und belohnen, nach eignem Ermessen; die Führung des Krieges sollte seiner Einsicht durchaus überlassen, alle Kräfte des Staates ihm hiezu verfügbar seyn." — — Aus der weitern Darstellung der Schlacht bei Wagram, wie sie Varnhagen von Ense giebt, scheint hervorzugehen, daß Napoleon in derselben keineswegs einen festen Plan befolgt. Von dem verspäteten Anrücken des Erzherzogs Johann, das ihm vielfältig als Vorwurf angerechnet worden, giebt der Verfasser eine berichtigende Anschauung.

Der übrige Inhalt des Taschenbuchs bietet noch manches Interessante, besonders die nur etwas zu behäbig sich ausbreitenden russischen Sitten- und Hofschilderungen: „Anna Joanowna; Cabinet, Hof, Sitte und gesellschaftliche Bildung in Moskau und St. Petersburg," von F. W. Barthold. Die merkwürdigen Eheverhältnisse Wilhelms von Oranien mit Anna von Sachsen schildert der treuhistorische K. W. Böttiger, ohne die immer noch dunkle Frage über die eigentliche Schuld Anna's und die Art und Weise ihrer Verstoßung (besonders hinsichtlich des Antheils, den Wilhelm von Oranien selbst daran genommen) gänzlich aufzuklären. Außerdem liest man in diesem Jahrgange: „Der erste Kampf der Franzosen und Engländer in Ostindien," von Richard Roepell, und ganz zuletzt stehend „Kaiser Karl V. und der Waffenstillstand von Nizza," von F. von Raumer.

* * *

Oeffentliche Charaktere. Von Karl Gutzkow. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1835.

Karl Gutzkow ist von allen Seiten her in Belagerungszustand erklärt worden. Manche Bollwerke und Lünetten hat man eingenommen; denn sie waren unschwer zu nehmen und jedem Angriffe blosgestellt. Seine Wally, gegen welche die Kritik in Masse sich erhob und als christliche Landwehr aufstand, ist in den Händen der Gegner. Was hülfe es, einen verlorenen Posten abermals anzugreifen? — Gutzkow selbst hat die Hauptbastion an diesem detachierten Fort, den unchristlichen Cäsar, aufgegeben und mit ihm die ganze Wally. Sie ist nicht mehr zu retten. Gutzkow selbst gesteht ein, daß Cäsar als ein Bild der Scham und Zerknirschung vor ihm stehe. Wir müssen ihn also an einer andern Seite, an den öffentlichen Charakteren, fassen, an seiner politischen Natur — aber hier ist Gutzkow hieb- und kugelfest: hier ist er nur leicht zu ritzen, nicht zu verwunden; der Politiker Gutzkow ist in den Styx getaucht.

Die Hauptstärke Gutzkow's ist der sondernde und zugleich combinirende Verstand. Einen Privatcharakter, der seine Revolutionen innerhalb des Seelenbezirks durchmacht, dessen Leben mehr Involution als Evolution ist, bei dem die Motive sich verstecken und nichts offiziell ist, als die Sitte, das Benehmen, der bürgerliche Habitus, der politische und religiöse Glauben, der sich jedoch nur im Wort, nicht in der That offenbart — einen solchen Privatcharakter, meine ich, ist Gutzkow wenig befähigt und auch nicht berechtigt, darzustellen. Es fehlt ihm hierzu das Gemüth, die Liebe, die vertrauliche Anschmiegsamkeit, der fröhliche kindliche Glaube an die Reinheit der menschlichen Natur, die Frömmigkeit, und der häusliche und familiäre Sinn. Gutzkow ist nicht für die Kirche, nicht für die Schule, nicht für das Haus; er ist nur für den Staat; er ist mit seinem weiten offenen Verstande für die weiten und offenen Weltverhältnisse, für die Manifestationen der Geschichte, für die Männer, welche die Geschichte gemacht haben und noch machen. Er ist nicht für die Kirche, denn sein religiöses Leben ist verdunkelt; er ist nicht für die Schule, dazu fehlt es ihm an System und Pedanterie; er ist nicht für das Haus, denn er begreift den kleinen gediegenen Kern der Familie nicht; aber er ist für den Staat, für allgemeine peripherische Verhältnisse und für die Puncte, welche diese Peripherie bilden. Aber diese Puncte sind eben die historischen Männer, die er uns hier vorführt, in diesen meisterhaften Charakteristiken, die, wenn die Begebenheiten fehlen, die geschichtlichen Lehrbücher vertreten müssen. Was offiziell, was der Geschichte verfallen ist, was auf den Marktplätzen des öffentlichen Lebens, in London und Paris, in Madrid und Berlin, in Constantinopel und Kairo handelt und wandelt und an der Geschichte mitarbeitet, das ist Gutzkow's! Hier liegen die Thatsachen vor, hier sind die Tendenzen klar, hier werden es die Motive, wenn ein scharfer, combinirender und calculirender Verstand die Thatsachen und Verhältnisse, die sich gegenseitig erklären, mit einander vergleicht! Hier dürfen die Beweggründe nicht aus der Seele Innerstem herausgeschnitten werden durch die psychologische Secirkunst, sie geben sich dem aufspürenden Verstande mit den Thatsachen zugleich. Seine Motive und Tendenzen kann ein offizieller Charakter, eben weil er offiziell ist und von allen Seiten belauert wird, nicht auf die Dauer verheimlichen. Ein langes Leben, oder, bei einem kürzeren, die größere Masse von Handlungen und Bestrebungen, stellt sie von selbst heraus. Und nur Solche, die entweder lange gelebt oder viel gethan oder ihre Gesinnungen klar und deutlich ausgesprochen und bethätigt haben, hat Gutzkow hier mit einer Objectivität dargestellt, die an Selbstverleugnung grenzt und die eigene Gesinnung und das Urtheil des Verfassers zuweilen vielleicht nur allzu sehr verdeckt. Das bleibt merkwürdig, daß Gutzkow nicht da, wo er eigene Schöpfungen und Gebilde seiner Phantasie aufstellt, die größere Masse von Poesie entwickelt, sondern da, wo er in gegebenem Stoffe wühlt und mit der kalten politischen Welt zu thun hat. Er findet Widersprüche vor, Inconsequenzen, Rechtsverletzungen, Albernheiten und Irrthümer, welche ein ganzes Reich erschüttern, die

fortschreitende Intelligenz unnöthig und zu unrechter Zeit aufhalten, und ganze Völkerschaften elend machen und zu Grunde richten. Und indem sein Verstand diese Irrthümer, und wie man hätte handeln sollen und nicht gehandelt hat, und wie man so herzlich dumm gewesen, herausgeklügelt, geräth er in Zorn; und dieser edle Zorn geht ins Blut über und aus dem Blut ins Gemüth und aus dem Gemüth in die Poesie. Aber dann fühlt er, daß er zu weit geht, daß er nur charakterisiren soll, daß er auf dem kalten Boden der Politik sich befindet, und er ruft sich ein gebietendes Halt zu und kleidet den poetischen Anlauf seines Zornes in die Form einer feinen und sinnigen Ironie. Sodann hat er auch eine schöne Begeisterung für freie Zustände, welche gewesen sind oder sein könnten, für großartige Tendenzen, für hochherzige Gesinnungen — eine Begeisterung, die seinen politischen Verstand abermals mit dem Gemüth in Rapport setzt und oft einen schönen poetischen Schmerz erzeugt. So geschieht es, daß er an der kühlen Politik sich aufwärmt und an der warmen Religion sich abkühlt. Die Politik ist Gutzkow's Religion. Für die Religion ist seine Pietät verloren, aber er concentrirt sie auf die Politik.

Die Sprache, in der diese Charakteristiken geschrieben sind, ist in ihrer Art einzig; jedes Wort abgewogen, berechnet; jeder Gedanke in sich abgeschlossen, rund. So fein, so gemäßigt, und doch so ironisch-spitzfindig hat unter den Deutschen bis jetzt Keiner über politische Aufgaben geschrieben. Diese Charaktere, wenn nichts Anders, beweisen, daß wir auch in der Politik mündig geworden. Sie sind freilich nicht für's Volk und sollen es vielleicht auch nicht sein — aber daß sie's nicht sind, und daß wir überhaupt so wenig zum Herzen des Volks sprechen, daß wir die Popularität den faden, kriecherischen, gemeingesinnten Inhabern der städtischen Wochen- und Winkelblätter überlassen, das ist, unter uns gesagt, ein Nachtheil für die gute Sache, ein Fehler, der an uns Jüngeren nicht genug zu rügen ist. Ich wünschte, es stellte einmal Einer von uns, das, was wir fühlen, meinen und hoffen, in populärer, dem Volk zugänglicherer Form dar. Auch aus diesen Charakteristiken bleibt kein Gesammtbild als Niederschlag übrig. Sie wollen nicht haften; sie lassen sich nicht handhaben. Sie zittern vor den Augen, sie zerfließen vor der Erinnerung. Der letzte Zweck eines Buches, zu belehren, zu strafen, zu warnen und zu ermahnen, tritt nicht deutlich genug hervor.

Gutzkow führt uns in den Charakteristiken des Chateaubriand, des Talleyrand, des Armand Carrel mitten in die französischen Verhältnisse und Zerwürfnisse, in die Conferenzzimmer der Londoner Diplomaten, wo man die Selbstständigkeit der Nationen begräbt, in die Halle von Valençay, wo ein schwarzer Katafalk bald die gebrochene Hülle eines fuchslistigen, luchsäugigen und perfiden Alten einschließen wird, in die schwächliche legitime Organisation Chateaubriands, in die kräftige republikanische des Armand Carrel; er führt uns zum Muhamed Ali, dem modernen Philipp, wenn Ibrahim ein Alexander wäre; er führt uns in die Zufluchtsörter und Rückzugswinkel der Napoleoniden, welche vormals Scepter und Kronen trugen,

und in die Comtoirſtuben der Rothſchild's, welche Königen und Fürſten an Geldwerth gleich wägen; er führt uns in die Frauengemächer des Sultans, der mit den Janitſcharen und der nationellen Tracht die Türkei begrub; nach dem grünen Erin, wo Daniel O'Connell chemiſche Verſuche anſtellt und den Gährungsproceß unterhält, um eine allmälige Zerſetzung des willkürlich Zuſammengebrachten herbeizuführen; zu dem Wärtel des Torysmus, Wellington, der die Action weniger liebt, als die Reaction; auf das reinliche geordnete Terrain Preußens, wo Ancillon das windſtille, an Frieden und Ruhe reich geſegnete Miniſterium des Auswärtigen leitet; endlich über das Meer, nach Paraguay, zum Dictator Francia, dem Doctoren unter den Despoten, dem Despoten unter den Doctoren, der mit dem Menſchenvolk als Doctor und als Despot Experimente macht, der mitten inne ſitzt zwiſchen den wuchernden Urwäldern, dort „am Rio de la Plata und ſeinen Nebenflüſſen, an den Zweigen der Andes, welche nur ſilberne Wurzeln haben, in den manneshohen Pampaswieſen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke flieht, bergend den Gaucho auf dem muthigen Roſſe und den amerikaniſchen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge, in dem Lande der „guten Lüfte," in Buenos Ayres, in der ſilbernen argentiniſchen Republik."

Fürwahr! ich bewundere Gutzkow's mannigfaltige Kenntniſſe im politiſchen Fache eben ſo ſehr, als die Art, wie er ſie verarbeitet und angewandt hat. Seine literariſchen Sünden ſeien ihm um der Tugenden willen, die er in dieſem Buche entwickelte und zu entwickeln Gelegenheit hatte, vergeben! Unſrer Viele haben den Mann im Namen des Chriſtenthums und der Moral hitzig angegriffen, und, wie wir meinten, mit Unparteilichkeit und inquiſitoriſchem Eifer verfolgt. Berlin erhebt ſich gegen ihn, ſein Kind, in Maſſe und wirft ihm Demoraliſation, ſataniſche Zwecke und verworfene Motive vor. Auf der Straße, auf den Sammelplätzen des öffentlichen Verkehrs, auf der Binnentribüne der Familie predigt man, plaidirt man, ſchleudert man ſeine Verwünſchungen und Bannſprüche gegen den Verführer der Jugend, der offenbar der verkündigte Antichriſt iſt. Wenn irgend etwas im Stande war, meine ſonſt wohl motivirte gehäſſige Stimmung gegen Gutzkow zu dämpfen, ſo war es dieſer immer mehr ſich ſteigernde Ausbruch des Berliner Zorns. Ich habe begonnen nachzudenken, wie ein feuriges Gemüth von den Gegenſätzen und ſteif beharrlichen Reactionen unſrer Zeitepoche wie mit Gewalt in das Aeußerſte des extravaganten Thuns und Denkens hinaufgeſchraubt und in Verirrungen aller Art getrieben werden kann, wie es geſchehen mag, daß ein unbeſonnener jugendlicher Menſch, von den Scrupeln der Zeit miterfaßt, uns aus unſerm jämmerlichen Halbzuſtande zwiſchen Glauben und Unglauben auf die feſte Baſis des trocknen nackten Verſtandes, auf eine vollkommene Verſtändigung mit dem Verſtande, zurückführen will — ich habe bei dieſer Unterſuchung einen die Nothwendigkeit dieſer Erſcheinung motivirenden hiſtoriſchen Standpunct angeſtrebt — noch dunkelt es in mir — aber die Zeit wird Licht bringen.

88.

* * *

Dichtungen von Byron. Aus dem Englischen von Gustav Pfizer. Stuttgart, S. G. Liesching. 1836.

Wenn unsere moderne, nur zu Madonnenschöpfungen aufgelegte Phantasie eine Muse, und zwar eine der Byronschen Poesie, sich denken könnte, so müßte sie ungefähr so aussehen: zuerst ein voller, blühender, orientalischer Wuchs — denn es ist etwas Morgenländisches in ihr — sodann ein kräftig schwarzes, langnachschwimmendes, südländisches Haar, endlich ein schmachtend blaues nordländisches Auge, glänzend wie ein gefallener Stern, durch Thränen und Wehmuthsnebel gedämpft, zuweilen hin und her zuckend in den Irrlichtern des Wahnsinns. Das Gesicht höchst oval, höchst mager und doch höchst interessant — wenig Falten, aber viele Fältchen, drin der Kummer herbergt — um die Mundwinkel ein hämisches, boshaftes Lachen, nicht das der Freude, sondern das der Todes- und Lebensverachtung zugleich — die Lippen ein wenig blaß, vielleicht vom vielen Küssen — das Ganze eine anziehende Ruine der Schönheit, und darüber eine Verklärung, wie flüssiges Mondlicht über Trümmern. Die beiden Hemisphären von Busen bewegen sich krampfhaft, beben von Seufzern, die sich Luft machen, und aus dem halbgeöffneten Munde entströmen wie ein unendlicher harmonischer Klaggesang. Denn in der Byronschen Poesie lösen sich auch die Dissonanzen des Mißmuths, des Zorns, des Ingrimms in vollkommenen Einklang auf. Byron dichtete nur in Elegieen und Nänien; seine Lieder, seine didaktischen und erzählenden Gedichte, ja seine dramatischen Compositionen selbst tragen den Charakter der Elegie. Seiner blassen Muse steht die fliegende Röthe des Zornes wohl. Es ist der edle Zorn der kriegerischen Pallas, nicht die entstellende und zerrende Wuth der bewußtlosen Bellona. Von der deutschen Bengelhaftigkeit, welche das Lied absichtlich um seine Schönheit bringt, von unserm studentischen Humor, eine Relique des Fechtbodens, die wir verehren sollen und an deren Heiligkeit wir doch nicht glauben, von unserm Hang zur Turnerei und unschönen Sprüngen, wodurch die moderne Lyrik so oft entstellt wird — von alle dem weiß der edle gebildete Schotte nichts. Er weiß nur von seinem Schmerz und der Heiligkeit seines Schmerzes; und wenn er ihn aussingt, so singt er ihn rein aus und begleitet den Gesang nicht, wie Heine und seine Nachahmer so oft, mit einer spaßhaft dissonirenden Sackpfeife.

Gustav Pfizer, selbst ein Begünstigter des Lieds, giebt uns hier eine Auswahl Byron'scher Dichtungen in trefflicher Uebersetzung. Die Anschmiegsamkeit der deutschen Sprache hat sich hier abermals bewährt. Alle Glieder des Originals haben sich in ihr rein und scharf abgegrenzt. Was rund war, ist rund geblieben; was eckig war, hat seine Ecken behalten; was hart, was weich, was flüssig war, erscheint auch hier weich, hart oder flüssig. Man sieht, daß Jemand, der die deutsche Sprache zu handhaben und zu schwingen weiß, das Werk begonnen und ausgeführt hat — mit Vollbewußtsein, wackerm Eifer und unermüdlicher Sorgfalt. Nur an einzelnen Stellen erkennt man ein Ringen, das der Schwierigkeit nicht Herr

wurde. Die bekannten Uebersetzungen des Dr. Adrian, z. B. von „Lara,“ erreichen die Musterhaftigkeit der Pfizerschen nicht, die sich durch eine gediegene Kraft, schärfere Ausprägung der Byronschen Eigenthümlichkeiten und durch einen poetischen Schwung auszeichnen, der in dem Uebersetzer auch den gebornen Dichter ankündigt. Wählig indeß war er nicht; unter den übersetzten Liedern finden sich mehrere vom Mittelschlage.

Die Sammlung enthält, außer den rein lyrischen Ergüssen, von den erzählenden Gedichten den Gefangenen von Chillon, den Mazeppa, Parisina und Lara, und das dramatische Gedicht „der ungestaltete Ungestalte.“ Merkwürdig, weniger durch ihren poetischen Werth, als durch ihren Inhalt, sind Byrons politische Gedichte. Man erkennt daraus, wie viel derbe Wahrheit, giftige Satire und Ausbrüche des Zorns ein Prinz-Regent von England, ein Staatsoberhaupt, vertragen kann, ohne daß er davon stirbt, ohne daß sein Ministerium in Gefahr kommt, ohne daß die Fugen und Bänder des Staats sich auflösen. Ich schreibe die Windsor-Poesie ab, die aus der Veranlassung gedichtet wurde, daß man einmal den Prinz-Regenten zwischen den Särgen Heinrichs VIII. und Carls I. in der königl. Gruft in Windsor stehen sah.

Windsor-Poesie.

Sieh! beim kopflosen Carl liegt Heinrich ohne Herz,
Der oft das heil'ge Band zerriß mit frevlem Scherz.
Dazwischen steht ein Mann begeistert und beseelt:
Er herrscht — ein König ganz, nur daß der Name fehlt.
Ein Carl ist er dem Volk, ein Heinrich seinem Weib;
Ein solch Tyrannenpaar hauf't in des Einen Leib.
Umsonst, daß ihren Staub vermengte Nacht und Tod;
Der Königsvampyr saugt stets neu sich frisch und roth.
Ach, nichts verschlingt das Grab! der Beiden Blut und Aschen
Speit's aus, mit einem George die Welt zu überraschen.

Welch ein kolossaler Zorn gegen unsern abgedämpften Unmuth, dessen kräftigste Ausbrüche in unserm Halse stecken bleiben und nicht über die Zähne und die Barrieren des Gesetzes kommen! Wie ärmlich sind unsre Pamphlete! wie dürftig sind wir in Allem gegen Englands Großwesen, wir, wir Deutschen, denen schon Flemming vorwarf, sie hießen fortan nur-so, sie wären nur Namensdeutsche! — und dennoch — wie verdächtigt man unser kleinliches Treiben! wie bemüht man sich, sogar unsern politischen Unwillen für etwas Gefährliches, für etwas Hochverrätherisches zu halten! In der That! man thut uns damit eine Ehre an, die wir nicht verdienen.

Gleich darauf, in etwas holprigen Daktylen, heißt es:

Deckt den Tisch für Vitellius! laßt's an Nichts fehlen!
Stopft spundvoll den fürstlichen Hans Ohnesorg!
Bis zuletzt ihn ausrufen der Zechbrüder Kehlen:
Den Vierten der Dränger, der Narren — Georg.

Und Castlereagh wird der Sejanus dieses Menschen, und sein Name mit Fluch und Verwünschung genannt. Und in Wein sollen sich Beide baden, wie in Blut, „das schon floß und fließen noch muß.“ Hat Georg dieser Leiden wegen sich graue Haare wachsen lassen? Hat er minder gut geschlafen? minder gut gegessen und getrunken? Oder fiel Alt-England über diese langfingrigen Versfüße, diese blutgierigen Daktylen zusammen? Oder dachte Castlereagh, als er selbst mörderische Gedanken hatte, an Byrons Revolutionslied? Nein! er dachte nicht an die Schärfe dieser Blutworte, er dachte nur an die Schärfe des Federmessers, das er in der Hand hielt, und an die Wollust, sein eigenes verdorbenes Blut einmal flüssig zu sehen.

Es lag in Byrons Charakter, in Napoleon nur den Dränger, den Zermalmer, den Erzfeind der Menschheit zu sehen. Nur den Jammer sah er und die geschlachteten Legionen und das Leichenfeld im kochenden ägyptischen Sande und die erstarrten Heeresmassen unter Rußlands Eis und Schnee vergraben. Und Byron stand am Ufer des Meers und gedachte des blutigen Menschen — da stöhnte er seine Flüche und Verwünschungen aus und gab sie den Meereswogen mit, daß sie gelangten bis an das Ufer der Kerkerinsel und hinaufbrausten und Ohr und Gehirn des gewaltigen Mannes erschütterten. Aber als die Wellen anlangten, wurden sie sanftern Gemüthes und schmiegten sich zahm um die Felsen und schüttelten die Flüche ab und murmelten versöhnlich traumhaft; denn der gewaltige Mann stand auf dem Felsen, mit verschlungenen Armen, und bändigte mit seinem Blick das eingeschüchterte Element.

Nur in diesen politischen Liedern bemerkt man etwas von dem Gekrächze des Raben und dem Wuthgeheul des Schakal; sonst zügelt Melodie seinen Zorn, glättet die Grazie die Runzeln seiner wilden Lieder; während in den zarteren der Mondnacht holde Stimme laut wird, der Nachtigall süßschmerzend Lied. 88.

* * *

Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus. 1835. 954 S.

Michael Beer ist als Dichter unter Brüdern etwas werth, d. h. unter seinen eigenen, von denen der eine als Componist europäischen, der andere als Privat-Astronom berlinischen Ruf hat; er selbst hatte nur deutschen, bis er über den Rhein ging und gen Paris kam und hier literarische Freundschaften schloß. Die artigen Franzosen, die ihm für seine weite Reise erkenntlich sein wollten, fingen nun auch an, Michael Beer für einen großen deutschen Dichter zu halten. Auch hatte er Empfehlungsschreiben mit, Gold in der Tasche, welches mindestens einen eben so guten und für die Franzosen noch verständlichern Klang hatte, als seine Verse, und außerdem in seiner ganzen Persönlichkeit etwas, was seinem Rufe nicht geradezu widersprach. Michael Beer gehört zu den wenigen Dichtern, die

von ihrer Geburt an vollkommenes Glück genossen haben bis auf ihren Tod — bis auf den Tod! Was er dichtete, wurde gepriesen, entschuldigt, auf die Bühne gebracht; was daran gut war, nützte ihm; was daran schlecht war, schadete ihm nichts; er sammelte seine Kenntnisse spielend; eine kleine Welt von Künstlern und Gelehrten summte in seinem väterlichen Hause aus und ein und brachte den Honigseim der Wissenschaft und Kunst und legte sie in die aufgeschlossenen Gehirnzellchen der Gebrüder Beer nieder. Alles war Beispiel, Alles war Muster und reizte zur Nachahmung. Die Gespräche waren historischer und kunsthistorischer, literarischer und literarhistorischer Natur; Gemeinheit hielt sich fern; Zierlichkeit und Anstand galt: ein Witz, mitunter auch wohl ein fader, durfte mit in den Kauf gegeben werden. Der lebendige Verkehr mit Bühnenkünstlern weckte in dem Knaben die Neigung zur dramatischen Poesie; der Jüngling fand den Weg auf die Bretter gebahnt; die Intendantur war gegen solch einen Günstling des Glücks nicht spröde. Als er später nach Baiern kam, wurde er sogar der Freund eines Ministers, der als Poet bekannter und beliebter ist und in unsern Musenalmanachen eine vornehmere Rolle spielt, als in der Politik. Es machte sich Alles wie von selbst. Da traf den jungen Dichter das einzige Mißgeschick, welches ihn treffen konnte — er starb; aber er hatte nach seinem Tode noch Glück vollauf; der baiersche Freund, ehemals im Reich der Erste nach dem Könige und jetzt als Dichter diesem überlegen, verfaßte, mit offenbarer Liebe und Sorgfalt, die Biographie des Dichters, welche als Einleitung und Vorwort der angezeigten Gesammtausgabe voransteht. In dieser Biographie ist die Erbitterung auffallend, welche der von den Liberalen und der baierischen Kammer vielfach gereizte ehemalige Minister gegen seine vermeinten Feinde überall an den Tag legt. Gehörigen und ungehörigen Orts zieht er gegen die liberalen Ideen, die er unhistorisch nennt, zu Felde. Was ist nun historisch? Und was wäre unsre jüngste Historie ohne die Opposition der liberalen Ideen? Einem ehemaligen Minister ziemt Großmuth. Aber wir haben jetzt eine Zeit, wo jedes Individuum sich selbst als geschichtliche Größe setzt und als solche überall angesehen und anerkannt sein will. Wer dagegen Einspruch thut, ist ein Verhetzer. Man verwindet keine Beleidigung und man vergißt sie nicht. Aber man vergißt Vieles, was man im Gedächtniß hätte festhalten sollen.

Die Gesammtausgabe der Michael Beer'schen Werke enthält zuerst das Trauerspiel „Klytemnestra," welches von Jugendschwäche und dramatischem Talent zu gleicher Zeit Zeugniß ablegt.

Ich habe mich bei der Lectüre oft der Choephoren des Aeschylus erinnert; ich erinnerte mich selbst daran, weil eben das Beersche Trauerspiel daran nicht erinnert. Jene furchtbare Scene, wo Aeschylus die Mutter mit ihrem Sohne zusammenführt, stand mir vor Augen und ich vergaß über diese Scene den Michael Beer fast ganz und gar. Sodann ein Trauerspiel „die Bräute von Aragonien;" wenigstens in der Behandlung der Leidenschaften bedeutender; „der Paria," ein Trauerspiel, welches in den

Raum eines einzigen Actes alle Effectschläge, die der modernen dramatischen Kunst und der Bühne zu Gebote stehen, zusammendrängt; „Struensee," eine vorzügliche Composition, das Hauptwerk der Beerschen Muse, voll wackerer Gesinnung, der Sprache nach vollendet, in der Charakteristik musterhaft; „Schwert und Hand," sehr modern, aber unwirksam; einige guterfundene Lustspiele; Gedichte, worunter viele unbedeutende, aber auch einzelne ausgezeichnete, wie das Gedicht „Kaiser Karls Wanderung;" zuletzt etwas für Maler und Kunstliebhaber in Prosa, „Raphaels Schatten."— Beer ist unter den Nachahmern Schiller's einer der geistreichsten, verständigsten; seine Sprache überaus gewandt, glatt, oft nur zu glatt; sein Vers flüssig und wollautend, ohne hinreißenden Bilder- und Gedankenstrudel. Sein Hauptvorzug ist ein edles gesundes Streben, ein reines keusches Gemüth, welches besonders im Struensee Gelegenheit hatte, an bedeutendern Conflicten, höheren Interessen und historischen Momenten sich zu bethätigen. 88.

460

460

Feuilleton.

— Im Reichenbach'schen Conversations-Lexicon hat sich in der Biographie des Herrn Professor Gans ein höchst unzurechnungsfähiger Druckfehler eingeschlichen. Herr Gans wird sich gewundert haben, daß man ihn dort einen „Mann der aristokratischen Mitte" genannt, während ihm von dem Schreiber seiner Biographie offenbar das Prädicat: „Mann der aristotelischen Mitte" zugedacht war. Diese Berichtigung im Namen der Herrn Gebrüder Reichenbach, die zwar durch ihr Adels-Lexicon, das sie herausgeben werden, der Aristokratie nützen, dennoch aber nicht Herrn Professor Gans durch die Aristokratie schaden wollen. —

* * *

— Nach einer Privatmittheilung aus Berlin (in der Leipziger Zeitung) darf dort die herrliche Musik des Fürsten Radzivill zu Goethe's Faust nicht mehr öffentlich executirt werden, um das Anstößige zu vermeiden, das im Gedichte selbst liege. Ich habe Goethe's Faust (das größte Gedicht der modernen Poesie!!) lange nicht gelesen, und will wirklich nicht urtheilen. Die Anstöße müssen aber religiöser Art seyn. Folglich hat der Geheime Justizrath Göschel noch nicht alles Anstößige aus Goethe wegvermittelt, und wir glaubten uns doch schon so sicher, nachdem er uns die dialektische Einheit von Gesangbuch, Hegel, Bibel und dem blonden Friedrich aufgezeigt! —

* * *

— Einem allgemeinen Gerüchte zufolge, das sich zu bestätigen scheint, ist der Hofschauspieler Schneider, von dem man den reisenden Studenten mit so viel Vergnügen gesehen, zum Professor der russischen Sprache für diesen an der berliner Kriegsschule neuerrichteten Lehrstuhl ernannt worden. Hr. Schneider soll auch bereits als Verfasser eines strengwissenschaftlichen Werkes über Kalisch (Berlin, bey Hayn) aufgetreten seyn. —

* * *

— Die baierische Literaturzeitung ist, nach vielfach erregten Erwartungen, und nachdem sie durch einen königlichen Fonds wenigstens äußerlich gesichert worden, mit dem 1. October sehr unscheinbar ins Leben getreten. Sie erscheint, in fünf Stücken wöchentlich, unter dem Titel: „Gelehrte Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften," und die vor uns liegenden neun ersten Nummern entsprechen diesem Titel. Wir lesen trockene Berichte über Salgo's Vergangenheit und Zukunft der Philologie, mit Hinzuziehung des pariser Moniteur universel, über Valentin's Handbuch der Entwickelungsgeschichte des Menschen, Warnkönig's flandrische Staats- und Rechtsgeschichte, Rotteck's Lehrbuch der ökonomischen Politik ꝛc. Sämmtliche Artikel sind in einem conservativen und antiliberalen Geiste, aber ohne

Aufwendung von Geist, geschrieben. Eben so sehr zu tadeln ist, daß die Namen der Recensenten (in den vorliegenden Blättern nur mit Ausnahme eines von Phillips unterzeichneten Aufsatzes über Warnkönig) nicht genannt werden, und auch bei der Redaction keine Persönlichkeiten sich vor uns hinstellen, welche die das Journal leitende Kritik irgend vertreten. Dem Vernehmen nach hat sich Schelling, dem früher ein näherer Antheil beigemessen wurde, ziemlich entfernt zu diesem Institut gestellt, und der Präsident Roth leitet die eigentliche Verwaltung des Blattes. In der Weise, wie es bisher aufgetreten, dürfte es jedoch schwerlich Einfluß und Dauer gewinnen, da sich auch seine anfänglich beabsichtigte Tendenz, das literarische und wissenschaftliche Süddeutschland zu repräsentiren, durch nichts markirt, und es sich mithin eben so charakterlos, wenn auch nicht so unschuldig, ausnimmt, wie etwa die Göttinger gelehrten Anzeigen. —

* * *

— In Nr. 88 der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" befindet sich von den selten redenden Professor H. G. Hotho eine sehr treffende Kritik über X. Marmier's Etudes sur Goethe. Die sentimentale Trivialität, mit welcher der junge Marmier den Franzosen unsere Literatur überliefert und mundrecht zu machen meint, wird von Hrn. Hotho mit Recht abgewiesen. Der Recensent führt an, daß Hr. Marmier auf seinen Reisen und Forschungen in Deutschland seine ganze Literaturkenntniß nur aus geselligem Umgang, und zwar mit Literaten des zweiten und dritten Ranges, sich angeeignet, was wir unsererseits bestätigen können. Was Herr von Holtei, auf den der zärtliche Marmier damals in Berlin tausend schwärmerische Sonette dichtete, ihm für Belehrungen und Aufschlüsse über die Geschichte der deutschen Poesie ins Ohr flüsterte, verkündete Marmier seinen Landsleuten alsbald als ein neues Evangelium, und machte daraus Artikel für die Revue germanique, mit eignem sichtlichen und dankbaren Erstaunen über sich selbst, daß er durch Hrn. von Holtei während einer Tasse Kaffee bei Stehely so gelehrt worden. Die süßlich hingeflüsterten Seichtigkeiten der Revue germanique können zwar die unterrichteteren Franzosen über unsere literarischen Zustände nicht irre führen, da jenes Blatt in Frankreich selbst nicht das geringste Ansehen hat, und die Franzosen durch Männer, wie Hr. Professor Lerminier, der auf der Höhe der deutschen Bildung mit tieferblickenden Augen sich umgeschaut hat und selbst ein geistvoller und speculativer Kopf ist, bei weitem begründetere Dinge über unsere Literatur erfahren. Auch Herrn de la Nourrais muß ich nennen, dessen interessante Bekanntschaft ich vor einigen Jahren in Berlin gemacht, welcher eine wissenschaftliche Uebersicht unserer Literatur mit einer seltenen Kenntniß der deutschen Sprache verbindet, und von dem die trefflichen Artikel über die deutschen Universitäten herrühren, die manchen deutschen Gelehrten durch ihre Detailkenntniß überrascht haben. Aber die kleinliche Eitelkeit der Deutschen verhätschelt lieber solche einschmeichlerische und mit allgemeinen Begeisterungen kokettirende Flachheiten, wie dies Hr. Marmier auf seinen Reisen in Deutschland erfahren haben wird, der sich nun nicht wundern kann, wenn die wissenschaftliche Kritik ihm seine allzugroße Unwissenheit vorhält. X. Marmier kann sich aber trösten, er wird doch noch Freunde haben. Herr Lehmann wird nie aufhören, ihn zu bewundern. Herr Lehmann wird ihn im Magazin für die Literatur des Auslandes den liebenswürdigen Marmier nennen. Hr. Lehmann wird in seinen glorreichen Artikeln von der deutschen Literatur im Auslande, worin er (vergl. Nr. 133 und 136 des Magazins) auf die heutigen jungen Schriftsteller Deutschlands vornehm herabsieht und sie alle sammt und sonders auf französische und St. simonistische Nachahmereien reducirt (Sie böser Mann!), worin er wegen der Emancipation der Frauen, die

ihm unbegreiflich ist, die Hände verwundernd über den Kopf zusammenschlägt (Sie böser Mann!) Herr Lehmann wird in diesen Artikeln wenigstens für Xaver Marmier glühen! —

* * *

— Herrn Karl Büchner, den fleißigen und kenntnißvollen Redacteur der „Literarischen Zeitung" (ohne Zweifel das beste und unentbehrliche Repertorium der Gesammtliteratur) und Herausgeber mehrerer Handbücher, ist von der Universität zu Rostock in Anerkennung seiner verdienstlichen Thätigkeit das Ehren-Doctordiplom zugesandt worden. —

* * *

— Die Schriften Carové's sind in Rom auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden, besonders die über den St. Simonismus, welcher allerdings kein gutes Luftkissen für den päpstlichen Stuhl ist. —

* * *

— Im Chemnitzer Anzeiger vom 3. November liest man eine öffentliche Danksagung des Scharfrichters Karl Friedrich Fischer, der „mit den tiefsten, ehrfurchtsvollsten und zugleich erfreulichsten Gefühlen" es anerkennt, daß das Publikum bei der von ihm vollzogenen Hinrichtung der Mörderin Beyer eine so große „Achtung, Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit" nicht nur ihm, sondern auch seinen „Beiständen," den Schinderknechten Johann Konrad Otto aus Meißen, Johann Andreas Körtzinger aus Lommatzsch, und Friedrich Louis Otto aus Dresden bewiesen habe; er spricht ferner seinen Dank für den „Beweis der Liebe und Achtung" aus, welcher ihm von der Communalgarde bei seinem Hinauftritt auf den Galgen sei erwiesen worden; er schließt damit, „die Gefühle seines Herzens" seien so bewegt, daß er sowohl, als „seine Herren Beistände" (die obgedachten Scharfrichterknechte) nicht unterlassen könnten, hiermit einen öffentlichen Dank abzustatten, „den er jederzeit auf alle nur mögliche Art zu beweisen suchen werde. —\ Dies merkwürdige Actenstück, das die Humanität um vier Jahrhunderte zurückschraubt, ist keine spaßhafte Mystification, sondern ein wirkliches Inserat, das die Censur passirt und die Insertionsgebühren bezahlt hat, und „Frankenberg, den 30. September 1835" unterzeichnet ist. Die Menschlichkeit sollte diesen Scharfrichter nebst seinen Herren Beiständen in Anklagestand versetzen. Der Hamburger Correspondent bemerkt sehr richtig, daß dies Document eine neue Beweisführung gegen die Todesstrafe sei! Die blutdürstigen und viehischen Empfindungen, welche, wie man allgemein beobachtet hat, Executionen in der Masse des Volkes zu erregen pflegen, haben sich in der dummlächelnden Seele dieses Scharfrichters zu einer grausamen Naivetät festgestaltet. Wäre es human, Unmenschlichkeit mit Unmenschlichkeit zu vergelten, so hätten unsere Vorfahren Recht gehabt, die Scharfrichter für unehrlich anzusehen. —

* * *

— In der Schweiz erscheint seit einiger Zeit eine neue Monatsschrift, unter dem Titel: „Schweizerischer Merkur," von welchem die sechs ersten Hefte vor uns liegen. Das Blatt wird bloß von schweizerischen Schriftstellern geschrieben, und hat die interessante Tendenz, die poetische und gemüthliche Eigenthümlichkeit der schweizerischen Nationalität, die unter den unfruchtbaren politischen Wirren der Gegenwart zu verkümmern und zu verschwinden droht, wieder anzufrischen und in einem belebenden Mittelpunct zu sammeln. Zur wirksamern Ausführung dieses Gedankens sollte sich jedoch die Redaction noch mehr bemühen, die Nota-

bilitäten der Schweizerliteraten auf ihrem Terrain zu vereinigen. Der schweizerische Merkur wird in Burgdorf redigirt. —

* * *

— Die meisten derjenigen Journale, welche in die Entstehungszeit und Kategorie des Freimüthigen fallen und seitdem nicht mit der Zeit fortschritten, sind unter das Niveau ihrer Kosten herabgesunken, mit Ausnahme der Zeitung für die elegante Welt, welche durch junges kräftiges Blut restaurirt worden. Die schlesingersche Buchhandlung hatte den besten und anerkennenswerthesten Willen zu einer ähnlichen Restauration, dem sich aber unübersteigliche Hindernisse der Presse entgegengestellt haben. Dagegen ist es ein Factum, daß die neugegründeten Journale der jüngern Schriftsteller von Quartal zu Quartal in ihrem Absatz steigen und bald die größten Zahlen in der Statistik der deutschen periodischen Presse aufzuweisen haben werden. Der Freimüthige, der nun von Häring Witwe geworden, und sich einstweilen durch Herrn Wilhelm Albrecht trösten läßt, harrt für das neue Jahr einem Messias entgegen. W. Alexis, unbeschadet der Anerkennung seines literarischen Talentes, eignete sich doch nicht zum Redacteur eines Journals. Ein Journalredacteur muß bei Frost und Hitze Schildwach stehen können und mehrfältige Verbindungen beherrschen, um die Zeit und das Leben zu belauschen. Häring aber zahlte lieber ein paar Groschen und ließ Andere für sich auf die Wache ziehen. Daher wurde man ihn in seinem eigenen Blatte fast gar nicht gewahr. Auch genirte es ihn, wenn er eine Meinung hatte, und oft hatte er keine, der Freimüthigkeit zum Trotze. Häring muß uns jetzt in der Stille schöne Novellen schreiben, die können wir brauchen, und dazu ist er berufen, wenn es auch nach seiner neuesten in der Vesta: „Rosamunde" nicht eben aussieht, als wolle er uns schon so schnell mit seinem Haus Düsterweg versöhnen. Der Freimüthige aber könnte, meiner Meinung nach, nicht besser gedeihen, als wenn ihn die Verlagshandlung einem jungen regsamen Talent, wie z. B. Hermann Marggraff in Berlin ist, übertrüge! —

* * *

— Aus einem Privatbriefe aus Hamburg, der uns so eben zugeht, halten wir uns verpflichtet, Folgendes zur Ehrenrettung des dortigen Tivoli-Theaters zu entnehmen: „Alle unter meinen hiesigen Bekannten, welche den Zodiacus lesen, waren, sowie ich, darüber verwundert, das Tivoli vor dem Steinthor in Ihrem Feuilleton als einen Ort bezeichnet zu sehen, „wo sich meistentheils nur die Priesterschaft der Venus vulgivaga zu einem Rendezvous einfinde." Ich versichere Sie, daß das nicht der Fall ist. Das regelmäßige sowohl männliche als weibliche Publikum im Tivoli ist ein ganz honettes, bürgerliches, aus dem niedrigern Mittelstande; nur ausnahmsweise könnte sich ein öffentliches Mädchen unerkannt dahin verirren. Im Ganzen geht es dort so anständig her, daß auch Frauenzimmer aus den gebildetern Ständen keinen Anstand nehmen, hin und wieder einmal hinzugehen, was die Sitte natürlich verbieten würde, wenn die Masse der Besucherinnen so, wie Sie glauben, zusammengesetzt wäre." — Diese Ansicht meines Briefstellers, der wohl kaum alle drei Jahre einmal das Tivoli-Theater zu besuchen pflegt, ist wohlmeinend, weshalb wir ihr die Geltung nicht entziehen dürfen, aber sie ist nur halb richtig und der Wirklichkeit gemäß. —

* * *

† Am 17. November starb der Hofrath Carl August Böttiger in Dresden, in seinem sechs und siebzigsten Jahre, an einer Lungenläh-

mung, und mit ihm sank eine Masse von vielseitigen Kenntnissen und Belesenheit ins Grab, wie sie sich selten wieder in einem Kopfe zusammenfinden werden. Sein Nachlaß umfaßt ohne Zweifel reichhaltige Schätze, sowohl an Lebenserinnerungen aus früheren literarischen Perioden (selbst die Ramler'sche in Berlin mit eingerechnet) als an ausgebreiteten Briefwechseln, die besonders mit interessanten Persönlichkeiten reichlich angefüllt sein müssen, da Böttiger sich von jeher in den Besitz aller Geheimnisse der literarischen und gesellschaftlichen Coterien zu setzen wußte. Er war noch kurz vor seinem Tode selbst damit beschäftigt, eine Sammlung seiner Briefe und ähnlichen Documente zu veranstalten, und es ist vielleicht förderlicher für den Werth dieser Mittheilungen, daß sie erst jetzt nach seinem Hinscheiden hervortreten, da während seines Lebens sein literarischer Credit zu sehr ein Opfer seines liebedienerischen und zuvielthuerischen Charakters geworden war. Sein verdienstlicher Sohn, Herr Professor K. W. Böttiger in Erlangen, wird sich ohne Zweifel dies Geschäft eiligst angelegen sein lassen. —

Correspondenz.

Hamburg, den 12. November 1835.

Hochzuverehrender Herr Doctor!

Sie reden im Feuilleton des Octoberhefts des Zodiacus von der hamburgischen Alsterhalle, als von einem Caffeehause, von dessen Besuch die Juden ausgeschlossen sind. Sie finden für gut, meiner in derselben Notiz zu erwähnen; Sie erzählen, daß ich mich in Süddeutschland ansiedeln wolle! Diese Zusammenstellung meiner Persönlichkeit mit dem antijüdischen Caffeehause, wie Sie es nennen, zumal der mir sehr werthe Name Ihres Freundes, den Sie mir beilegen, giebt mir ein Recht, und legt mir zugleich die Pflicht auf, mich rügend über Dasjenige gegen Sie auszusprechen, was mich in dem Artikel, in dem Sie mich figuriren lassen, sehr unangenehm berührt hat, und was darin Beleidigendes gegen junge Männer, welche meine Achtung besitzen, vorkommt. — Sie glauben, daß ich, als ein Streiter für die Emancipation der Juden, durch jene Ausschließung aus einem Caffeehause am Meisten gekränkt sei. Ich weiß in der That nicht, warum Sie das glauben. Wer für das Recht einer unterdrückten Classe am lebhaftesten kämpft, ist nicht gerade der persönlich am meisten Empfindliche für alle die kläglichen Unbilden, die ihr widerfahren; vielmehr steht in solchen Fällen der Grad der Empfindlichkeit zu dem der Kraftanstrengung wohl eher im umgekehrten Verhältniß. Ich bin nicht mehr entrüstet über die alberne und widrige Einrichtung, welcher Sie erwähnen, als es jeder Ehrenmann unter meinen Glaubensgenossen ist, und als es jeder Ehrenmann von jedem Glauben billig sein sollte. Daß ich aber durch jene Einrichtung in irgend einem Grade „gekränkt" sei, muß ich überhaupt in Abrede stellen und muß wünschen, Sie hätten zur Bezeichnung meiner Empfindung ein passenderes Wort gewählt. Nur eine Beleidigung, die an uns reicht, die von einem Manne ausgeht, welchen wir achten, würde zu „kränken" vermögen, wenn es nicht Mittel aller Art gäbe, eine solche

Beleidigung zurückzuweisen und die Kränkung aufzuheben. Die Maßregel eines Caffeewirthes aber, die ich so weit unter meiner Würde finde, daß eben darum mir jede Ehrenrettung dagegen lächerlich erscheinen würde, vermag mich persönlich nicht zu berühren und vermag am Wenigsten, mich zu kränken; nur mein Urtheil mißbilligt sie. Sie mußten es aber zumal dann vermeiden, mich als besonders gekränkt dem Publikum zur Schau zu stellen, wenn Sie als Rüge für diese vermeintliche Kränkung statt eines Wortes des ernsten, männlichen Unwillens keine andere Aeußerung finden konnten, als die, „daß dies doch schwer gebilligt werden könne." eine Lauheit des Urtheils, über welche mir, da sie Sache der Empfindung ist, an sich ein Tadel nicht zusteht, mit welcher ich aber mich selbst und meine Freundschaft und mein Gekränktsein nicht ohne innigen Widerwillen in Verbindung gesetzt sehen kann. Denken Sie sich, es widerführe Ihnen im Leben irgend eine Unbill, die Sie nicht abwehren könnten, und ein Anwesender, Sie seinen Freund nennend, belegte diese Unbill mit dem schwersten Namen und setzte dann in behaglicher Ruhe hinzu, es könne die Ihnen angethane Kränkung doch wohl schwer gebilligt werden! Würde Sie nicht einiger Unmuth ergreifen ob dieser kühlen Freundschaft? Würden Sie nicht dem vornehmen Freunde für seine Freundschaft bestens danken und ihn bitten, sich um Sie und Ihre Kränkungen fortan nicht zu bekümmern?

Bis hieher habe ich nur die Verletzung meines persönlichen Gefühls ausgedrückt; nun habe ich mich noch über eine nach meiner innigsten Ueberzeugung eben so unverzeihliche als beleidigende Ungerechtigkeit gegen Andere zu beklagen, mit welcher meinen Namen auch in die entfernteste Verbindung gesetzt zu sehen ich für ehrenrührig halte und deshalb dagegen protestiren muß. Die Wirthe sollen „von den übermüthigen hamburger Judenjünglingen vielen Schaden gehabt haben." Ich weiß nicht, ob Sie durch diese Aeußerung haben beleidigen wollen, oder ob Sie das Beleidigende derselben nicht gefühlt haben. Ich kenne die Quellen nicht, aus denen Sie die Notizen, die Sie zu einem solchen Urtheil verleiten, geschöpft haben mögen. Ich mag Sie und das Publikum nicht mit den weitläufigen Details über einen ekelhaften Vorgang ermüden, die erforderlich wären, um den juristischen Beweis des wahren Charakters jenes Vorgangs zu führen: ein Beweis, welcher übrigens Ihnen und Jedem, welcher darnach verlangt, handschriftlich und nach den Akten geführt zu Gebote steht. Ich kann hier nur das Resultat der allergenauesten Erkundigungen mittheilen, für dessen Wahrhaftigkeit ich mich verbürge. Wer mich nicht kennt, mag darum von der Sache glauben, was er will; hier fühle ich mich aufgefordert, meine Ueberzeugung auszusprechen, da ich meinen Namen betheiligt sehe. Der vermeintliche „Uebermuth der Judenjünglinge" bestand in Folgendem. Nachdem an einem Abend, nach einer vorangegangenen förmlichen Verabredung, und ohne daß einer der anwesenden Juden irgend einen Grund oder auch nur irgend einen Vorwand zur Beschwerde gegeben hätte, dieselben sämmtlich von einer dreißig- bis vierzigfach überlegenen Mehrzahl aus dem Locale hinausgedrängt und gestoßen worden waren, sollte dieser Akt am folgenden Abend wiederholt werden. Aber die Juden waren dieses Mal auf die beabsichtigte Schändlichkeit gefaßt, so daß es einem Häuflein von etwa zwanzig sehr wackeren und achtbaren jungen Leuten jüdischer Religion gelang, sich gegen eine, — wenn auch in minder ungünstigem Verhältniß, als am vorigen Abend, — doch abermals äußerst überlegene Mehrzahl zu vertheidigen und den Platz zu behaupten. Daß das nicht ohne eine heftige Schlägerei abgehen konnte, daß dabei in dem gedrängt vollen Locale viele Tische, Stühle, Gläser u. dgl. zerbrochen wurden, ist leicht zu begreifen. Daraus ist allerdings dem Wirthe ein nicht unbeträchtlicher Schaden erwachsen, dessen er jedoch um so weniger den angegriffenen

Theil anklagen darf, da es von ihm abgehangen hätte, den Juden die polizeiliche Hülfe, die sie von Anfang an laut und dringend in Anspruch nahmen, gleich anfangs zu verschaffen, während die Polizei amtlich erst dann einschritt, als es evident war, daß die Juden ihrer Hülfe nicht mehr bedurften. Daß nun diese überhaupt einen kräftigen Widerstand leisteten, daß sie nicht nach dem Vorgange der Polizei die Souverainetät der rohen Gewalt anerkannten, daß sie sich nicht von einem Haufen verworfener Buben, der seinen feigen Uebermuth an einer muthmaßlich wehrlosen Minderzahl üben wollte, zurückzogen, — das ist ihnen freilich von der hamburgischen Behörde, die das Recht bei dieser Sache den Rücksichten der Klugheit nachsetzen zu müssen glaubte, als ein strafbarer Uebermuth zur Last gelegt worden. Ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie sich zu derselben Ansicht bekennen wollen. Ich für mein Theil kann es nicht dulden, daß junge Männer auf ungebührliche Weise öffentlich geschmäht werden, die ich zum großen Theil kenne und schätze, deren Betragen in dieser Sache mir durchaus achtungswerth erscheint, so daß ich, wenn es der Zufall gewollt hätte, mich ihnen bereitwillig zugesellt haben würde.

Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie dieser Reclamation in dem Feuilleton des Zodiacus einen Platz gönnen wollen, ich werde darin mit Freuden einen Beweis finden, daß Sie mich ernsthaft, und nicht, wie es manchen Lesern des Zodiacus in diesem Zusammenhange — gewiß gegen Ihren Willen — scheinen mochte, ironischer Weise Ihren Freund genannt haben.

In der Hoffnung, daß Sie diesen Wunsch erfüllen werden ꝛc.

G. Rießer Dr.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

A 1

Literarischer Zodiacus.

Zweiter Jahrgang.

№ 1. Den 1. Januar 1836.

Tieck in Dresden

und

die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland.

Man kann auf dem Altmarkt in Dresden lächeln und lächeln und immer wieder lächeln über die Zeit, und doch — in Deutschland selbst der Belächelnswertheste sein! Unsere Zeit sehnt sich aus ihren Wirren nach dem Herzen eines großen Mannes, an dessen Brust sie sich mit ihren Hoffnungen und Verzweiflungen werfen könnte, und der sie mit der behütenden Liebe eines Gottes, mit der tapfern Stärke des Helden, und der auskunftgebenden Klarheit eines Weisen umarmte! Aber sie sehnt sich nicht nach dem guten, deutschen, zweideutig lächelnden Aristophanes der Elbe, der, in seiner ästhetisch-egoistischen Sonderung von der Nation, die naßkalte Wolke an sein ironisches Herz schließt, statt ihre Gottheit zu umfassen. Sie ekelt sich vor der wollüstigen Lyrik seiner Mondnächte, vor den geheim und krankhaft prickelnden Sinnen- und Katertrieben seiner Märchen, vor den handgreifenden Bade- und Schaukelscenen seiner Sternbalds-Wanderungen, und sie möchte zu Stein werden vor Schmerz und Scham, wie eine kindlose Niobe, wenn sie sieht, daß ein solcher Mann jetzt als *Moralprediger* vor sie hintritt und ihr und einer edeln, ringenden Richtung der heutigen Menschheit den Text liest über *unsittliche, ungesetzliche und antisociale Verirrungen*! Dies thut Ludwig Tieck in seinen letzten Novellen, in welche Form er seinen alten aristophanischen Kitzel jetzt auslaufen läßt; ernsthafter, bitterer und verworrener, als in jener früheren Periode. Denn damals, in den polemischen Märchendramen, scheint die höchste Bosheit der

Ironie oft noch harmlos, wenn er z. B. der redseligen Kritik Böttigers den Mund zuknebeln läßt, wofür, in großartiger und liebevoller Ignorirung, der alte Böttiger ihm noch bis zu seinem Tode regelmäßig die Sonntagsvisite machte! Das haben wir nun davon, daß wir die erste rosenrothe Liebe unserer Jugend an die romantische Schule hingegeben hatten, daß wir unsere Mannheit in die Elfenträume des Phantasus einwiegten, unsere Religion mit dem ohnmachterregenden Räucherwerk der Genoveva parfümirten, unsere Philosophie mit den vornehmästhetischen Novellen-Raisonnements verwässerten! Die verzauberten Prinzen der romantischen Schule sind jetzt in ihrem Greisenalter Pedanten geworden, während die neue Generation Deutschlands herangewachsen und den großen Gedanken, die immer getrennten literarischen und nationalen Interessen in ihrer Brust zu einer Einheit zu arbeiten, zu ihrem Symbol gemacht hat. Wie die exaltirten Demagogen vom Jahre 1819 heut als umgestülpte Conservativmänner dastehen, so sieht man die ebenfalls altdeutschelnde romantische Opposition vom Jahre 1799 und 1800 in diesem Augenblick in Dresden die höhere Kopfsteuer eines Hofraths bezahlen, und in Bonn auf der Kulenkampe den Orden selbst an den Schlafrock geheftet tragen. Aber die invalide Exromantik, welche an der Ecke des Altmarkts lächelt und immer lächelt, hält noch zuguterletzt Gardinenpredigten gegen die sittliche Verderbtheit der neuesten Zeit, weiß und empfindet nichts von solchen Offenbarungen des socialen deutschen Lebens, wie Rahel, Bettine und Charlotte, und schreibt eine Novelle, betitelt: „Eigensinn und Laune," worin, um uns nicht ganz der alten Sympathieen der Tieck'schen Muse zu entwöhnen, ein — Bordell die Hauptrolle spielt!

Inmitten mancher schmutzigen Conflicte und widrigen Auswürfe unserer Tage muß man doch auftreten, und mit hochemporgehobener Hand und festem Auge an die allgemeine Sittlichkeit dieser Zeit appelliren. Dem Genius der Zeitgeschichte kommt es freilich nicht darauf an, was diese oder jene Buh-

lerin, die zur Betschwester geworden, und nachher eine Professur erlangt hat, sich von der Sittlichkeit für einen Kanon macht, und was sie im Katechismus und Confirmanden-Unterricht, in den Kirchen und Gesellschaftszimmern, und in den tugendhaften Himmelbetten eurer Ehen, nach zusammengezimmerten Regeln beobachtet wissen will. Das moralische Bewußtsein eines Volkes muß der geordnete Ausdruck seiner ganzen Geistesbildung, überhaupt der Ausdruck seiner historischen Bewegungen und Eigenthümlichkeiten sein, und wenn ich mein Sittlichkeitsgefühl in die Tiefe meines heutigen geschichtlichen Bewußtseins untertauche, so finde und behaupte ich, daß keine Zeit von so großen und ächten Tendenzen nach einem schöneren, sittlichen Leben bestimmt war! Die Schlafkammer-Abstractionen der Moral weiten ihre Engbrüstigkeit zu höheren Anschauungen der menschlichen Verhältnisse aus, und das Geschlecht kann sich das Bedürfniß nicht mehr wehren, seine Sittlichkeit mit der Humanität, Freiheit und Schönheit in ein Lebensgesetz zu verschmelzen. Ich will der Zeit einen Beweis aus ihrer innersten und geheimsten Herzstelle zuführen, wobei die Reinheit und Kostbarkeit des Gegenstandes mich gegen die Befangenen vor beliebten Moralverdächtigungen schützen soll! Ich rede von den Frauen, den Engeln und den Richtern aller wahren Sittlichkeit, und von der Anerkennung ihrer höhern geistigen Natur, die unsere Zeit und gerade die neueste Generation unseres Volkes mit eigenthümlicher Liebe ihnen zollt. Die unsittliche Stellung, welche die Frauen in den Gesellschaftsverhältnissen einnahmen und einnehmen, so lange sie nur als Mittel und mechanische Vorrichtungen für die häusliche Existenz und die fleischliche Gleichgewichtserhaltung angesehen werden, ist in keiner Zeit so lebhaft empfunden und verneint worden, als in einem Augenblick, da die menschliche Sittengeschichte durch der Frauen geistige Freisprechung ihr Blüthenalter anstrebt. Die meisten Menschen, die vor der Welt den Ruf ehrenfester Tugend haben, leben mit ihren Weibern in einer unsittlichen Ehe. Geht jenem großen Gelehrten, der die Jugend für Moral bildet und alle Grundsätze

der Ethik in ein unangreifbares System gepackt hat, geht ihm nur nach in sein Familienzimmer, an seinen Mittagstisch, in seine vertrauten Stunden! Ihr trefft bei ihm ein armes, verkümmertes, scheues Weib, verzagte Resignation in den holden Augen, erloschene Rosen auf den Wangen, die sich kaum noch getraut, menschliche Rechte für sich geltend zu machen. Ihr trefft bei ihr selbst auf die ihr aufgedrungene, unsittliche Ueberzeugung, daß sie mit der Ehe ihre eigenste Individualität unter einen außergesetzlichen Zustand gestellt, wo sie für sich selbst nichts mehr bedeute, und an dieser Ueberzeugung läßt sie sich schon in ihrem schönsten, drei und zwanzigsten Jahr langsam verwelken, in dieser Ueberzeugung schweigt und schweigt sie, den wortführenden Mann und die Fremden bei Tische bedienend. Und wenn Du ihr vor Rührung die beringte Hand küssest, wirft sie erschrockene Blicke zurück auf den, dem sie ein Besitzthum, eine um bestimmte Rechte erworbene Sache, eine Schlafrocks- und Pantoffel-Angelegenheit nach Abspannung von Büchern und Geschäften geworden; der ihr eigenes inneres Leben ignorirt und dadurch verachtet und vernichtet, und der, nachdem er ihr während der ehelichen Pflichtliebkosungen seinen starkriechenden Tabak in die Augen geblasen, sie Abends mit in seine Kammer nimmt, wo, ohne den Genius der Liebe und Andacht, der Liebe heiligstes Werk zur thierischen Function wird! Man will sich nicht gestehen, daß solches Eheleben, welches sich so in tausendfältigen Formen unter uns variirt, ein unsittlicher Wandel sei, da man auf der andern Seite anerkannt unter Legitimation der Moral steht, und Gott weiß, welche belobungswerthe Verdienste sich um die Ethik selbst erworben. Seltsam ist, daß ich gerade von heftigen und wichtigthuenden Wortrednern der Moralität unter uns es weiß, wie sie ihre Frauen im Hause nicht anders als Mägde und Unberechtigte halten. Kann es aber ein Redlichdenkender bestreiten, daß die meisten unserer Ehen unsittlicher Art sind, indem die Frauen darin nicht als geistige Selbständigkeiten, sondern nur als Mittel gewußt werden; denn nur die Anerkennung der geistigen und innern Be-

deutung eines Wesens macht es sittlich und läßt ihm sittliche Freiheit zu! Ich sage, unsere Zeit hat diese geheimen Unterhöhlungen der Gesellschaftsbande empfunden, und eine neue Generation, die den Adel ihrer ethischen Gesinnungen an der Hochschätzung der Weiblichkeit bethätigt, die ihr Herz an edle und hohe Gestalten gehangen, arbeitet keiner andern Veränderung als der wahren Versittlichung der Zustände entgegen. Die Welt lebt heut in unsittlichen Verpflichtungen gegen unhaltbare Angewohnheiten, aber nur mit der Moral derjenigen steht es schlecht, welche ihre egoistischen Angewohnheiten und Familientraditionen für moralisch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus, und ist eine stufenweise Annäherung an das Ideal der Menschheit.

Die heutige Schriftstellergeneration Deutschlands hat bei weitem sittlichere Tendenzen, als die romantische Schule, deren moralische Verreckung jetzt eben Ludwig Tieck repräsentirt. Bettinens Liebe, Charlottens Tod und Rahels dunkle Weissagungen sind durch unsre Brust gefahren, und haben unserm Bewußtsein über das innere Leben einer solchen Zeit die schmerzlichste, zartsinnigste und gedankengewaltigste Grundlage gegeben. Nun sehe man aber hin, was die Frauen für eine Bedeutung gehabt haben bei einem Dichter, wie Tieck, dem in seinen Weiblichkeitsdarstellungen nach dem Leben nur Freudenmädchen gelungen sind, und der in seinen Dichtungen fast nie vermocht hat, ein edles, sittliches, geistig schönes Frauenbild klar und plastisch hinzustellen! Nicht einmal künstlerische Durchschmelzung des Fleisches, wie bei Heinse, sondern die allergemeinste, materiellste Anschauung des Weibes ist bei Tieck vorherrschend. In den meisten seiner Romane führt er uns Bordellbekanntschaften vor, und selbst im Dichterleben steckt unversehens einmal seine Muse den verwandelten Schweinskopf zu solchen Circen empor, die er mit schöner, glänzender, koketter Beweglichkeit zu schildern versteht, während er größtentheils die anständigen und edeln Frauen seiner Dichtung entweder, wie in den Novellen, nur flüchtig und mit Unbehagen skizzirt, oder,

wie früher im Octavianus und der Genoveva, in dreidoppelte Schleier der gestaltlosen Mystik hüllt. Von ächter Weiblichkeit hat nur selten einmal die Ahnung sein Gemüth durchblitzt, und wenn ich an den Lebensbildern der romantischen Schule noch einmal vorbeiwandele, so finde ich hinter den üppigen Blüthenhecken buhlerischer Stanzen und Kanzonen auch die ächte Liebe, nach der ich mich sehne, nirgend, sondern ein geistreich verschmitztes, lauerndes, halb in tiefsinnende Lust, halb in Ironisirung seiner eigenen Lust gemaltes Gesicht, mit unheimlichen Zuckungen um den Mund, sieht mich an, zu meinem Ekel. Warum will dies Gesicht jetzt auf seine alten Tage noch sich als Tugendspiegel vor diese Zeit hinstellen, und, im letzten Glanz moralisirender Strafnovellen sich zeigend, doch noch mit legitimen Resultaten eines blasirten Lebens sich schminken? Die romantische Schule sollte still sein von solchen Dingen, damit man nicht nachforsche in den Archiven ihrer Jugendsünden, und alte, geheimnißvoll redende Pergamentblätter aus der Periode ihrer mondbeglänzten Zaubernächte ans Tageslicht ziehe! Was soll die Scham der deutschen Frauenwelt dazu sagen, daß sich August Wilhelm Schlegel von einem Kritiker öffentlich seine Impotenz, diesen von ihm mühsam erworbenen Talisman der Tugend, vorwerfen lassen mußte? Es ist keine angenehme Pflicht, die geheime Geschichte der Romantik zu schreiben, und wir bitten, unserm wohlunterrichteten Gedächtniß aus dem Wege zu gehen! Aber um die Tugend zu lernen, die ich in den Armen meiner Geliebten nicht gelernt hätte, dazu mag ich bei den romantischen Dichtern überhaupt nicht in die Lehre gehen! Wenn Einer mit seiner leiblichen Schwester in unzüchtigen Flammen gestanden, wenn Einer nach Uebereinkommen seine eigene Frau seinen Freunden preisgab, und dafür die Eheweiber seiner Freunde in Recompense nahm, so wäre das kein Mann und kein Weiser dazu, um meine gesunde Jugend und die hoffnungsreiche Richtung dieser Zeit mit Moralbeispiel zu fördern! Wozu aber unbedachterweise solche moralische Strafnovellen schreiben, deren Text nur einzelne, bedeutungslose Carikaturen der Zeit wirklich treffen

kann, deren Anwendung aber leider auf das Haupt des Tugendpredigers zurückfallen muß! Und bedenkt denn Ludwig Tieck nicht, daß manche Unsittlichkeit der heutigen Welt, der er mit Recht zürnend und züchtigend gegenübertritt, gerade durch die Lectüre seiner frühern Schriften unter uns gekommen sein könnte, denn wie viele deutsche Jünglinge, die jetzt aus der Art unserer Väter geschlagen, mögen sich nicht zuerst an seinem William Lovell die Phantasie verdorben und schmutzig gemacht haben! Wie kommt jetzt Saul unter die Propheten? Wohlan, ihr großen und legitimirten Männer Deutschlands, gebt, wie es jetzt Mode wird, der Welt und der Nation glorreiche Tugendbeispiele, wir verlangen und bangen herzlich darnach, denn uns thun feste Haltpuncte in unsern Wirren Noth! Aber was wollt ihr, während die gutwillige Welt vor eurem Beichtstuhl kniet, mit unserm widerspänstigen Gedächtniß anfangen? Haben wir doch zu euren Füßen gesessen und euch belauscht, denn wir waren fleißig und eifrig auch in der Erforschung des deutschen Privatlebens! Gut möchte es sein, dem Publikum manche verheimlichte Zustände dieses unsres Privatlebens vor Augen zu rücken, damit es sehe, wie die jetzt so beliebt werdende, öffentliche Koketterie mit der Moral in manchen ihrer Hauptrepräsentanten auf einem morschen, faulen, und sittlich unwürdigen Hintergrund ruhe! Aber meistentheils stemmen sich dawider Mitleid und Pietät gegen die Laren, und nur in einigen Fällen gestattet es die erlaubte Nothwehr, daß man, um seine eigene stillgehaltene moralische Würde der feindseligen Scheinheiligkeit gegenüber abzuzeichnen, mit jenen Ueberlieferungen sich siegreich wappene!

Und nun naht euch wieder, himmlische Gestalten, die ich fast vergessen hätte, aus der Novelle: Eigensinn und Laune! Tieck schildert eine Emmeline, auf fortschreitenden psychologischen Stufen, in denen sich manche alte meisterhafte Anklänge von ihm verrathen. Aber des Dichters Gesinnung, welche dabei den schreienden rothen Faden macht, ist eine Perfidie gegen die Menschheit. Man höre und bedenke folgende Verhältnisse! Dies

Mädchen, eine naturkräftige Schönheit, voll Anlagen zur höchsten weiblichen Bildung, wird von dem bestimmtesten Widerwillen gegen die Ehe erfüllt. Die catilinarische Rede, welche sie zu Anfang der Novelle gegen alle ehelichen Anmuthungen hält, ist der Ausdruck eines natürlichen, scharfsehenden und aufrichtigen Gemüths, das vor der Hypercivilisation und Unnatur der meisten Gesellschaftsverhältnisse zusammenschaudert. Dies ist so begreiflich motivirt, daß man überrascht wird, wenn die gleich einem Iltis herbeischleichende Ironie Tiecks daran nur ein Beispiel statuiren will zur Verhöhnung aller socialen Fragen der Zeit. Gehen wir aber mit Emmelinen auf die Reise, und horchen auf die ersten Herzschläge ihrer Liebe, die ein frisches Naturkind ihr erweckt! Ein junger, in der That liebenswürdig geschilderter Kutscher, der gar keine angebildete Cultur besitzt, regt in der Schweiz und in der träumerischen Stille des Waldes, durch den er ihr Wagenlenker ist, das erste Gefallen des geistreichen Mädchens an einem Manne auf. Offen und natürlich, wie sie ist, erklärt sie sogleich ihre Gefühle, und setzt ihrem erstaunten, aber nachgiebigen Vater auseinander, wie, nachdem sie jene civilisirt verbildeten Jünglinge in der Stadt immer als Krüppel habe verachten müssen, ihr jetzt endlich die Bedeutung des Mannes und der Ehe das Herz getroffen habe. Die ironische Erfindung verknotet sich nun folgendermaßen. Jener Bauerbursche wird in einer kleinen Stadt zurückgelassen, und ihm Lehrer aller Art beigegeben, die seine Ausbildung bewirken sollen. Welch ein Faux-Pas der Ironie! Es ist unwahrscheinlich, daß Emmeline, die ihr Naturkind so, wie es war, besitzen wollte, seiner künstlichen Cultivirung vor der Ehe nachverlangen konnte, und wenn dies des öffentlichen Anstandes wegen zu einer Heirath geschehen mußte, so ging wieder der ganze Sinn derselben verloren. Aber Tieck, in dessen traumhafter Gestaltenwelt sich die Personen bekanntlich auf Einmal wie wahnsinnig gebärden, brauchte ironische Pottasche, um diese grüne Novellenseife, womit er die Zeit reinigen und weißwaschen will, garzukochen. So kommt der Verlobungsabend heran, wo der

mit seinem Bildungscursus fertig gewordene Martin Sendling von der Braut und einer versammelten Gesellschaft erwartet wird. Er hat in kurzer Zeit viele Talente entwickelt, erscheint ganz verwandelt, und ist, mit einem Wort, aus einem Naturmenschen ein gebildeter Mann geworden. Emmeline stößt ihn entsetzt von sich, sobald sie seiner in dieser Metamorphose ansichtig wird, und da er ihrem Ideal nicht mehr entspricht, sondern wie die Uebrigen geworden ist, muß er sie fliehen. Der arme Bursche, der nun für Alles verdorben, geht mit seinem ihm so schlechtbekommenen Stückchen Bildung in die weite Welt, Emmeline aber begiebt sich nach Paris mit ihrem Vater. Wie viel vortreffliche Elemente sind nicht in dieser Emmeline, welche gesunde Oppositionskraft des ächten Weibes, welche tragische Zerfallenheit mit einer überlebten gesellschaftlichen Cultur! Aber dies Alles, wie es aus den Schmerzen der Zeit richtig genug herausgesehen und herausgegriffen ist, spießt sich Tieck nur so zum hämischen Spaß auf die Schreibfeder, und macht ein Persiflirstück scandalösen Humors aus dem, was die Aufgabe eines Dante wäre. Die ganze Emmeline ist ihm nur eine Bußgestalt seiner ironischen und polemischen Absichten, und so läßt er sie, mit bizarrer Verläugnung aller humanen und poetischen Gerechtigkeit, allmählig in lauter abscheuliche Verhältnisse zerfaulen, um an ihr zu rächen die Heiligkeit und die Legitimität der Ehe! Hear, hear, ein Tieck hilft in seinen alten, schwachen Tagen der Heiligkeit der Ehe wieder auf! Nebenbei ertheilt er der Humanität die Stäupe. Ist es Beichte, ist es Buße, ist es letzte Oelung, Ludwig Tieck? Man höre weiter!

Emmeline, die arme, an Allem irrgewordene Emmeline, muß in Paris der niedrigsten Verführung zur Beute werden, und erlebt, auf eine empörende Weise, die ersten Mutterfreuden durch den allerverächtlichsten Menschen, der ihr selber ein Gräuel ist. Diese pariser Scenen haben einen so stinkenden moralischen Athem, daß sie nur Tieck selbst in den folgenden Ereignissen zu überbieten vermocht. Emmelinens Ehre wird jedoch vor der Welt durch einen ihrer älteren Liebhaber, einen edelmüthigen

Pedanten, gerettet, der sie heirathet und wieder zurück nach Deutschland führt. Hier lebt sie in der Einsamkeit auf dem Schlosse ihres Mannes, ein todtes hoffnungsloses Scheinbild ihrer selbst, als ein französischer Offizier, der gastlich bei ihnen aufgenommen wird, ihr von neuem Anforderungen an das Leben erregt. Sie gesteht ihm liebend, er sei der erste wahre Mann, der ihr vorgekommen, und Beide fliehen mit einander. In einer Waldschenke erkennen sie sich an einem ihrem Geliebten entgegenspringenden Hund, Namens Muntsche, dieser lächerlich fabelhaften Machination, die in der Novelle unaufhörlich spukt, ohne daß man begriffe, was sich der Verfasser eigentlich bei diesem witzelnden Hundefatalismus seiner Dichtung gedacht. Dergleichen gehört aber zu den krankhaften Gelüsten der Tieck'schen Novellistik, die sich überall bei ihm zeigen, sowie es auch eine oft wiederkehrende Grille seiner Erfindungen ist, daß zwei ehemalige Liebende sich plötzlich nach langer Zeit in einer völlig unkenntlich gewordenen und verblichenen Gestalt wiederfinden müssen. So erblicken sich jetzt Emmeline und — Martin Sendling einander gegenüber, und mit diesem Moment des bizarren Widersehens hört Glück und Frieden ihres Verhältnisses auf. Sie kehren sich feindlich den Rücken. Jetzt aber tritt die große culturgeschichtliche Wendung der ganzen Novelle ein. Mit dem neuen Abschnitt der Ereignisse, welcher nun beginnt, führt uns Tieck geradewegs in ein — Bordell, das seine Ironie fortan zum Schauplatz der neuesten zeitgeschichtlichen Tendenzen macht. Ich erinnere mich nicht, in einer andern deutschen Dichtung jemals so unverhohlen auf solchem Grund und Boden gestanden zu haben. Freundin, verhülle Dein Antlitz, während ich unverzagt einem so erfahrenen und erprobten Führer, wie Ludwig Tieck, in ein solches Haus folgen will! Seine Helden und Heldinnen bis in ein †haus zu bringen, gehört ebenfalls zu den krankhaften Gelüsten der Tieck'schen Muse, und nirgends ist das Straßenleben der Venus Vulgivaga und Cloacina mit einer glänzendern Erfahrenheit im Unsittlichen geschildert, als im William Lovell, der in seiner metaphysischen Verzweiflung alle seine ehe-

maligen Geliebten zuletzt als triefäugige Priesterinnen in irgend einem Gassenwinkel wiederfindet. Vor dreizehn Jahren, als ich den Lovell zum ersten Mal las, empörte sich meine noch nicht mannbare Natur vor dieser prickelnden Romantik des Lasters, und jetzt steht dieselbe Muse, mit denselben Scenen, als moralische Bettel vor mir, welche, wie jene babylonische, Gewalt und Zeter schreit, welche die Sittlichkeit der Zeit verbessern will, und die heutige deutsche Jugend mit einer Anklage belastet, die in einem schlechten Hause bei Madame Blanchard zu Protokoll genommen wird. Diese schreckliche Witwe Blanchard ist kein Dortchen Lakenreißer, deren naive, unschuldige Gemeinheit ich bei dem naturstarken Shakespeare noch liebenswerth finden könnte. Mutter Blanchard ist eine ironisirte Mutter, ach! es ist die arme, unglückliche, in die socialen Wirren unserer Zeit verstrickte — Emmeline! Wenn ein Gott solche Verhältnisse in der Wirklichkeit geschehen ließe, so müßte man an ihm verzweifeln! — was soll man aber mit einem großen Dichter anfangen? Dieser Dichter wollte jedoch zeigen, daß solche st. simonistische Tendenzen, wie sie der Gesinnung Emmelinens sich bemächtigt hatten, zu keinem andern Ziel hinführen, als zum — Bordell! Guter Gott! welche Tendenzen hatten denn Tieck dahin geführt? Waren es die Stanzen seiner südlich romantischen Periode, war es die Phantastik der Formen, war es die psychologische Menschenkenntniß, die er in solchen abgelegenen Hainen des Akademos bereichern wollte? Es ist für mein Gefühl verletzend, daß ich vom Schicksal dazu ausersehen bin, diesen jetzt moralisch ausgetrockneten Sümpfen noch einmal auf den unreinen Grund zu gehn, aber ich hoffe, daß das Opfer, welches ich dadurch zur möglichen Benachtheiligung und Mißverstehung meiner Person vor den Augen des Publikums bringe, allgemeineren Nutzen tragen wird! Denn wie soll sich eine neue Generation vor jenen Stolzen und Grausamen retten, welche die frühere Unsittlichkeit ihres Wandels jetzt in die steife Glanzleinwand der Moralität verhüllen, und auf dem stampfenden Roß einer den Geist knechtenden Ethik sich wiegend, die sittlichsten Bewegungen, welche die fort-

A12

schreitende allgemeine Moralität der Geschichte unternimmt, bei den Behörden und in der bürgerlichen Gesellschaft als Bordelltendenzen zu verdächtigen streben!

Die jüngern deutschen Schriftsteller, welche als Unternehmer und Gründer des Literarischen Zodiacus auf diesen Blättern sich zusammenfinden, erscheinen hier, von den ausgezeichnetsten und gewichtigsten Männern Deutschlands als ihren mitwirkenden Freunden umgeben, zu literarischen und socialen Bestrebungen, die keine moralische Verdächtigung erreichen noch erschüttern wird! Aber wir empfinden im gemeinsamen Kummer das drohende Mißtrauen, welches heut die Gesellschaftsverhältnisse verpestet, und deshalb wollte ich an einem so allgemein bekannten und durch Talent und Ruhm hervorragenden Manne, wie Ludwig Tieck, Proben einer gerechten Polemik liefern, die offene Erklärungen über den allgemeinen Moralitätszustand unserer Zeit veranlassen soll! Wir haben diese nicht zu scheuen nöthig, sondern wir rufen vielmehr die Speculation heraus, die wahren Anforderungen einer menschheitbeglückenden Ethik zu prüfen und den unruhigen Geburtswehen der Geschichte beizuspringen! Mit absichtlichen und geheimen Parteibestrebungen, die man jetzt überall argwöhnt, haben wir nichts zu thun, da wir in unsern Verhältnissen keinen Spielraum, in unserer Nation kein Publikum, und in unsern Ideen, die auf eine reine geschichtliche und spontane Entwickelung der Zeit gerichtet sind, keinen Willen dazu vorfinden. Die fabrizirte Kategorie des sogenannten „jungen Deutschlands" war uns von jeher fremd, und es ließ sich voraussehn, daß eine derartige selbstgemachte Benennung, die eine nur kritisch hervorgerufene Kluft zwischen allen nationellen Sympathieen gründet, früher oder später zum literarischen Ekelnamen werden würde! Die beiden Schriftsteller, welche das sogenannte „junge Deutschland" repräsentirt hatten, Wienbarg und Gutzkow, sind in unsern letzten Stücken in ihren Talenten und Gesinnungen theils anerkannt, theils bestritten worden, und obwohl sie in ihren bisherigen Schriften und Kritiken meistentheils feindselig und vernichtend auch gegen uns sich

ausgelaſſen, ſo darf man uns doch nicht zumuthen, daß wir Bannſtrahlen gegen ihren bürgerlichen Charakter ſchleudern ſollten. Ich glaube zwar nicht, daß ſich unſere hiſtoriſche Wendungen an ſolche Individualitäten, wie die genannten Schriftſteller ſind, fixiren werden, und finde deshalb alle befürchteten herrſchſüchtigen Anordnungen und Occupationen des Literaturgebietes von dieſer Seite unnütz und wirkungslos, aber ich denke, daß ſo bedeutende Talente, wie man ihnen zugeſtehen muß, zu ſchönen Geſtaltungen kommen, ſobald ſie die falſchen Prätenſionen an das Allgemeine und den abſichtlichen Trotz gegen Gottheit und Schickſal fahren laſſen. Wollte Tieck in der Figur des Wilhelm Eichler, welche in den letzten Abſchnitten ſeiner Novelle auftritt, die Tendenzbilder Gutzkow's und Wienbarg's ironiſiren? Dieſer Eichler iſt ein täglicher Gaſt der Witwe Blanchard, und ſpricht, inmitten der ſaubern Freuden dieſes Hauſes, von den modernen Intereſſen der Bewegung, von der jungen Zeit u. dgl. Endlich ſchließt die Scene, bei Gelegenheit eines öffentlichen Auflaufes, welcher die jungen Parteimänner vor jenem fatalen Hauſe verſammelt, mit einer revolutionairen Stürmung dieſes Bordells, durch welche bittere Wendung ſeines unflätigen Stoffes Tieck zeigen will, daß es die Umwälzungstendenzen unſerer Zeit nicht weiter bringen, als höchſtens bis zur Zerſtörung eines gemeinen Hauſes! Wem, auf irgend einer Seite des Lebens und der Anſicht, kann wohl mit dieſer Ironie gedient ſein, die ſo ſchmutziger Farben bedarf, um ſich wirkſam anzuſtreichen? Wer das Beſtehende vertritt, und wer es verändern möchte, beiden hat Tieck durch dieſe unzüchtige Demonſtration ein Gefühl des Ekels erregt. Wir aber glauben an dem Beiſpiele Tieck's bewieſen zu haben, wie leicht ſolche Inſinuationen auf das Haupt ihres Urhebers ſelbſt zurückfallen können! Dieſe Polemik iſt aber um ſo unredlicher, da ſie ihren Gegenſtand nur nach dem Hörenſagen erfaßt, denn Tieck iſt bekanntlich ſchon ſeit vielen Jahren zu vornehm, ſelbſt etwas zu leſen, und kennt die neuere deutſche Literatur nur aus den Anzeigen in den Blättern für literariſche Unterhaltung, welche ihm die Brockhaus'ſche Buchhandlung gratis zuſchickt, und

aus dem Gespräch mit diesem oder jenem besuchenden Fremden. So wirft denn nun seine erbitterte Subjectivität die ganze heutige deutsche Jugend in Bausch und Bogen durcheinander, ohne sich die Gewissenlosigkeit kränken zu lassen, wie verschiedenartige Individualitäten und wie edle Bestrebungen er dabei vermengt und verdächtigt!

Obwohl die Schriftsteller des Literarischen Zodiacus die gemachten Kategorieen eines sogenannten „jungen Deutschlands" von sich ablehnen, und hiermit öffentlich desavouiren, so werden sie sich doch ihren übrigen mitstrebenden Literaturgenossen, deren ethische und religiöse Bewegungen sie bis jetzt nicht getheilt haben, niemals wider Gerechtigkeit entziehen, noch weniger zwischen sie und die Nation treten. Der Einzelkritik und der individuellen Bethätigung auf unsern Blättern soll es vielmehr überlassen bleiben, selbst bei den widerstrebenden Elementen die gemeinsamen Grundfäden in den innern Bewegungen des heutigen Deutschlands hervorschimmern und anschaulich zu machen, und durch Wegräumung wie durch Befestigung ein neues versöhnendes Band unter den Gemüthern knüpfen zu helfen. Wir werden, den Fortschritt unserer Zustände im Herzen tragend, durch die Literatur auf das sociale Leben zurückzuwirken suchen, aber die eigenthümliche Nüance, die wir im Kampf der Meinungen behaupten, durch Trotzen auf effectvolle Negationen durch jugendliches Kokettiren mit einer halsbrechenden Abstraction, uns zu verzerren hüten. Das religiöse Bewußtsein Deutschlands ist in diesem Augenblick erschüttert und zermalmt, das politische Leben wieder für eine ganze Generation rettungslos verloren gegangen, und die unterhöhlten Gesellschaftszustände haben schwierige und verwundende Auseinandersetzungen zwischen einer wahren, vernünftigen, ächt menschlichen Ethik und den abergläubischen Traditionen und individuellen Niederträchtigkeiten der Menschen nöthig gemacht. Es kommt darauf an, in einer solchen Menschheitsepoche, wo uns Gott verlassen zu haben scheint, durch doppeltes Aufbieten der menschlichen Productionskraft für Wiederherstellung vernünftiger Zustände, zu beweisen, daß ein

Gott ist! Der Fonds der Menschheit ist keineswegs abgeschwächt, sondern sie war zu keiner Zeit so stark, um die Umarmung des Gottes in seiner wahren, unverhüllten Gestalt zu leiden und zu genießen. Das heißt: sie war zu keiner Zeit so reif für vernünftige und humane Zustände! Beweisen wir ihm dies durch die Höhe unserer Speculation, durch die Schönheit unserer Kunstschöpfungen, durch das, was wir im Privatleben thun und eifrig ausstreuen, und durch das, was wir in der Oeffentlichkeit verfechten!

Th. Mundt.

A16

Die Madonnenbilder auf der Dresdner Gallerie.

Aus den Papieren eines deutschen Hofmeisters.

Von

F. Gustav Kühne.

I.

Der Postillon fuhr rasch nach Möglichkeit, und so war es nicht seine Schuld, wenn ich doch später in dem königlichen Elbathen eintraf, als man mich erwartete. Ich gehöre nicht just zu den schläfrigen oder menschenscheuen, wohl aber zu denjenigen Kindern dieser Welt, die man vereinsamte Narren, nomadenhafte Müßiggänger nennen könnte. Diese Menschen kommen überall zu spät, immer post festum, immer nach aufgehobener Tafel. Selbst wenn die Liebe ruft, treffen sie gewiß erst eine Stunde nach der anberaumten Zeit zum Rendezvous ein, und finden die harrende Geliebte mürrisch, mißlaunig, und nicht mehr aufgelegt zur spielerischen Lust und zum tändelnden Kosen. Sie kommen überall zu spät, weil ihnen unterwegs etwas einfiel, über das sie grübeln mußten. Es ist schlimm, wenn einer in den Händen, in den Füßen ein Stück Blei sitzen hat und sein Blut statt mit Eisentheilen mit Bleistoffen versetzt ist. Aber es scheint noch weit schlimmer, wenn einem der Hirnkasten wie ein Tabacksbehälter verbleiet ist, damit sich das Kraut der Gedanken und Gefühle conserviren möchte. Giebt es ganze Völker, die so sind, wie könnte man sich da wundern, daß es einzelne Menschen giebt von solcher Art. Ich bin so ein Mensch, gehöre zu solchem Volke, — ich bin ein deutscher Jüngling.

Und winkte mir denn Liebe? Ich weiß nicht recht was Liebe ist, und wer weiß es überhaupt! Jede Seele, jede Creatur liebt auf ihre Weise, und so bedarf es ja nicht der Deutung

eines so weitbauschigen Ausdrucks wie das Wort Liebe ist. Ein zuckender Nervenreiz, eine brennende Aetheressenz, ein zitterndes Gliederspiel, ein Funke, der in die Seele fährt und sie wie eine Mine sprengt, ein Zerfahren des Geistes in alle Welt und ein Verkriechen in die stillste Enge der Herzenskammern, ein Aufruhr der Dämonen und ein ohnmächtiges Verschwinden und mondscheinartiges Nebeln, eine glühende Lebensgier und eine trunkene Todeslust, ein fieberhafter Krampf und eine leise stille Seligkeit, ein lustiger Mummenschanz und ein Trauerspiel des innern Menschen, ein heller Jubel der springenden Seele und ein zerweintes, verblutendes Herz: — das sind so etliche Artikelchen der Liebe, und es giebt deren noch millionenfach mehr. So viel Menschen, so viel Kapitel im Buche der Liebe.

Und Klotilde und ich? Lieber Himmel, ich hatte sie seit zwei Jahren nicht gesehen. Nun schrieb sie, ich solle schnell nach Dresden kommen, wenn ich sie nicht vergessen; sie habe meiner häufig gedacht, sie sei nicht das an die Eitelkeiten des Lebens verlorne Aristokratenweib, für das ich sie zu halten Ursach gehabt, sie sei nicht abgefallen von dem geistigen Gehalte des Lebens, in den ich sie in früheren Zeiten eingeführt. Ich sollte nur kommen und ihr Cicerone sein auf der Gallerie, nach deren Schätzen sie ein lebhaftes Verlangen trüge; ich sollte ihr catalogue raisonné sein, ein lebendiger Catalog sei ihr lieber, als ein papierner.

Das klang nun fast wie Spott, und doch war es mehr als das, es war ein übermüthiges Hinwegsetzen über sich und Andere, die sie dann von einer Vogelperspective lustig zu beschauen liebte. Es war ein Stück Humor, wie er Shakspeare's Beatrice eigen ist. Und hatte sie als ein Aristokratenkind Berlins einen Beigeschmack von Sarcasmus mit zur Welt gebracht, wie hätte sie den verläugnen können, da sie nun Weib geworden und mit ihrem Ehegatten sich auf Reisen oder in Bädern aufhielt, um die Last der Ehe sich möglichst leicht zu machen! Und sie mit ihrem Gemal: — das war nun so ein Ehegeschirr, an dem zwei Wesen keuchten, ein leichtbefußtes Reh und ein schwerbeiniges

Kameel. Klotilde war das muthwillige Reh, der Baron das Kameel. Ein Kameel ist kein nichtswürdiges Thier, aber doch ein Thier. Der Baron war kein übler Mensch, aber doch ein Baron. Auch mochte er sie aus Liebe erwählt haben, ich glaub's — aus Liebe, so was man just Liebe nennt im lieben Aristokratenleben. Er mochte sie seine Göttin genannt haben, als er mit ihr im Cotillon tanzte, oder als er sie aus der Loge lorgnettirte, oder als sie zum Flügel sang und der süße Ton ihrer Stimme in sein ausgehöhltes Salonherz ein Etwas aus weiter Ferne zurückrief, das ihn wie der verhauchte Athemzug eines paradiesischen Friedens überkam. Seine Göttin mochte er sie noch nennen, warum nicht? Nur daß er das Gebot nicht kannte: du sollst keine andern Göttinnen haben neben ihr! Der Baron war kein böser Mensch, Gott behüte! er war nur ein Mensch seines Standes. Wenn die Sünde in der Welt, in den Zuständen der Gesellschaft und im Herkommen liegt, wenn die Sünde Sitte ist, lieber Himmel! wie soll es uns Wunder nehmen, daß alle Creatur ihr huldigt. Das ist kein Laster mehr in der Liebe, wenn einer denkt, wie Eulenspiegel bei den Pfannkuchen: die Menge muß es bringen. Aber eine Dummheit ist es, wenn du einen Gewinn darin suchst, die eine Seele preiszugeben und dir dafür zwei oder drei käufliche Seelchen zu pachten! Wer wird vom Laster reden bei Aristokraten! fi donc, quelle bêtise! Nichts als eine etwas schräge Ansicht, ein kleiner Irrthum aus Herkommen, eine aimable Schwachheit par excellence!

Klotilde hatte dem Baron aus Liebe die Hand gereicht, — eigentlich aus Spott, aber weil sie den Spott liebte, so war Liebe mit im Spiel. So schließt Mancher aus Liebe ein Bündniß, aber aus Liebe zu Rang und Reichthum, aus Liebe zum bequemen Lebensgenusse. Es ist oft eine herzbrechend lustige Geschichte, wenn sich Zwei zusammenthun, und denken, sie seien Mann und Weib, nachdem sie eine hergebrachte Sitte der Form nach beobachtet. Nur wo zwei Seelen sich finden und tragen und in dieser Gegenseitigkeit aus dem Grabeskerker der Verein-

zelung zu einem neuen gemeinsamen Leben auferstehen, — nur da ist Ehe.

Ich lernte Klotilden kennen, als sie über die Schwelle vom Kinde zur Jungfrau schritt. Drei volle Jahre hatte ich in ihrer nächsten Nähe verlebt, zwischen denselben Mauern, unter demselben Dache nur Eine Luft mit ihr geathmet, und die vielen Tausend kleinen Zufälligkeiten eines täglichen Verkehrs hatten sich um unser Dasein wie ein trauliches Netz geschlungen. Ich war der Erzieher ihrer Brüder gewesen und hatte Mühe gehabt, mich selbst dabei zur kühlen Weisheit, zur besonnenen Fassungskraft zu erziehen. Ich war damals ein junger Gelehrter, und Klotilde ein gelehriges Mädchen. Lieber Himmel! was Wunder, wenn aus der jungen Gelehrsamkeit, die sie von mir einsog, fast eine alte Liebe geworden wäre! Kann die Gelehrsamkeit es übel nehmen, wenn sie Liebe erndtet? kann sie je mehr erreichen, als wenn ihre Früchte wie Granatäpfel aussehen? — Wenn wir am Flügel saßen und Quatremains spielten: wer will es unerklärlich finden, wenn auch unsere Herzen sich an den Tact gewöhnten? Ich war dermalen ein schwärmerischer Mensch, doch auch so was man klug nennt. Die Leute hießen mich einen timiden Jüngling, ein menschenscheues Wesen: und das war gut, das war mir gerade recht. Hinter einer gleichgültig müßigen Harmlosigkeit lag meine zitternde, meine glühende Seele versteckt. Klotildens wachsende Hinneigung zu mir war ein Mairegen für mein dürstendes Demokratenherz. Ich hatte noch niemals eine Liebe erlebt. — In den Nachmittagsstunden, wenn die vom Mahle gesättigten Menschen schliefen, pflegten wir Lectüre zu treiben. Dann saßen wir beisammen in dem kleinen einfenstrigen Zimmer mit der silbergrauen Tapete, auf dem schmalen Fenstertritte, nur der kleine Nähtisch stand zwischen uns. Und so saßen wir alle Tage und lasen mit einander und in einander. In Klotildens schöne lichtblaue Augen floß die Weisheit wie ein rascher glänzender Stern, und die hellen Augen wurden immer dunkler, ihr helles Licht wurde zum köstlichen Tiefblau eines südlichen Himmels. Auf den blondgelockten Scheitel lagerten sich die

Gedanken einer geistigen Welt, und die schöne Mädchenstirn wölbte sich immer höher, voller und reicher. Ich sah Klotilden unter meinen Händen zur Jungfrau werden. Ihre Lippen wurden immer röther und dunkler, denn ihr Athem sog die Gefühle der Dichter ein, die ich ihr so was man nennt tractirte. O, es war ein süßer Genuß für meine lauschende Gelehrsamkeit. Mit Klotildens Augen und Lippen, mit ihren Gefühlen und ihrer Leidenschaft wuchs auch ihre Weisheit, ihre Bildung. Wie zu einem Lustfeuer rauschte die kleine Mädchenseele auf, und ich stiller Feuerwerker, der ich die Raketen warf, mußte fein an mich halten, damit Alles, wie die Leute sagen, hübsch in Ordnung blieb. Wollte ich doch nicht eigennützig handeln, und das junge Aristokratenherz nicht für mich gewinnen, sondern für die Schönheit eines aufgeklärten, sonnenhellen Lebens, für die Heiligkeit der Natur mitten unter den Widersprüchen und der Qual einer abgeschmackten Welt voll hohler Formen und nüchterner Eitelkeit. O, es lag in diesem Verkehr für mich ein Himmel voll Verzweiflung. Ich hatte sie nie geküßt, es wäre denn Auge in Auge gewesen, aber nie Mund auf Mund, ich hatte die schwellenden Lippen, die mir täglich in nächster Nähe wie zwei volle, zum Pflücken reife Kirschen entgegenlachten, niemals berührt. Den Augenblick, wo ich sie ganz in meiner Gewalt gehabt, hatte ich unbenutzt vorüber gehen lassen. Es war ein einziges Mal, — ich hatte ihr den Tasso vorgelesen und sie hatte sich Tasso's Angst in seiner Liebe zu Eleonoren recht schmerzlich tief zu Herzen genommen, — als sie schluchzend an meine Brust stürzte. Sie hing aufgelöst an meinem Halse, ich preßte mit leisem Krampfe meine Lippen in ihr blondes Lockengeflecht und überwand so die Schauer der Liebe mit banger Seele. Es war, als hätte sich das blaue selige Himmelsgewölbe auf meine Schultern gestützt und als würde sein ganzer Bau zusammenbrechen, wenn meine Arme, die es zu seinen Säulen gemacht, sich regten; ich kam mir wie der Riese Atlas vor, der, so stark er auch ist, doch nichts vermag; er muß stille halten, sonst zerbricht die Welt. — Unser täglicher Verkehr schien damals den Leuten schon

mehr als Sache der Intelligenz oder als gewohnte Nothwendigkeit, es war ein unzweideutig sichtliches Bedürfniß. Aristokratische Augen fingen an, uns von mehreren Seiten zu belauern, und in jenem Momente, wo sich ein Stück des reinsten Himmels an meinen Busen schmiegte, verlauteten sich im Nebenzimmer geschäftige Menschen und flüsternde Stimmen. An Leib und Seele gefesselt und gebannt, vermochte ich nichts als das zitternde Mädchen festzuhalten, ich konnte nicht zu ihr sagen: „Klotilde, besinne dich, — mein Fräulein, kommen Sie zu sich!" Hätten sie nur kommen und uns sehn mögen, die gnädige Tante und die noch gnädigere Stiefmutter: ich hätte ihnen diese Gruppe mit weisem Lächeln als Cicerone erläutert und gesagt: Sehen Sie hier, meine Damen, die Frucht der Intelligenz unserer Zeiten! — Aber es kam Niemand, und so überwanden wir den Moment des Ergusses, überdauerten das Erschließen der still gepflegten Knospe der Liebe, — und ich — ich blieb der bedachtsame, höchstgelehrte, tugendhafte Hofmeister, den die alten gnädigen Weiber einen interessanten Bürgerlichen nannten und den sie gern um das Aristokratenkind wußten, weil er savoir vivre genug habe, um nicht schädlich zu wirken. Ach! du meine liebe dumme zähe deutsche Seele! —

— — Die Pferde wechselten zum letzten Mal. Der dresdener Postillon fuhr im scharfen Trott der Elbe zu. Der verblaßte Rock des gelben Menschen erinnerte mich an meine verblaßte Liebe. Gebleicht an dem widrigen Luftzug des aristokrätelnden Gesellschaftstones, verwaschen in der Lauge conventioneller Sitte — ja, das war die Liebe zweier an sich guten Herzen, die sich rein am Urquell ihrer selbst gefunden, die sich zu Göttern beflügelten, hätte man das Spiel ihrer Neigung ihnen freigegeben. O, der Mensch ist von uran gut. Aber die Zeit macht uns schlecht und treulos. Der Mensch an sich ist warm und reich, aber das Leben macht ihn kalt und arm, das Leben und die Zeit, d. h. die alten Elemente des Herkommens in ihnen.

Ich lag in die Wagenecke zurückgelehnt und dachte an die zerknickte Blume meiner Liebe, ich dachte an den ehemals guten

Menſchen in mir. Seit jener Stunde, als Klotilde an meinem Herzen über Taſſo's Geſchick, über ſich, über mich und über die Liebe geweint hatte, war ſie ſcheuer im Verhältniß zu mir geworden und hielt ſich allmälig mehr in gemeſſener Ferne. Ich hatte ihre Seele langſam reifen laſſen, ich hatte ihr den Himmel einer freien Hingebung des Menſchen an den Menſchen mit leiſer, aber ſicherer Hand entriegelt — und nun die Pforten offen ſtanden, nun die Schleuſen ihres Herzens ſich ergoſſen, — war ich ſtarr und ſtumm geblieben! Klotilde war an mir irre geworden, ich hatte das ſelbſt verſchuldet. Sie hatte ſeitdem Gedanken und Gefühle, die ſie mir verbarg; mit meiner Lection ſchien ich ihr fertig, der elende Theoretiker — durfte ſie denken — iſt practiſch unbrauchbar! Sie durfte das denken, aber ob ſie es dachte? — damals wohl nicht. Die Stille, in die ſie ſeitdem einkehrte mit ihren Gefühlen, wechſelte bald mit einer lauteren Beweglichkeit ihres Gemüths. Dem ſchönen Ariſtokratenmädchen wurden jetzt die Zirkel der Reſidenz geöffnet, und die Säle im väterlichen Hauſe füllten ſich mit Dandies aller Art von der vornehmſten Sorte. Das liebe Kind wurde witzig in dem Schwarm von Anbetern, die ihr den Hof machten; ſie begann ſich zu fühlen, ſie hänſelte ihre Flatteurs, denn ſie war zu geiſtig klar, und das Uebergewicht zu behaupten, ward ihr nicht ſchwer. Was ich in ſtillen Zwiegeſprächen geſäet, das ging keck auf in ihrer raſchbeweglichen Seele; aber es war verſetzt mit etwas Coquetterie, etwas Spott und Schadenfreude, mit Ingredienzien, die ich ihr nicht gewürzt, die ihr aber nothwendig waren, um im Strome gefälliger Seichtigkeit ſich ſelbſt nicht zu verlieren. Aber ſie gefiel ſich bald in dieſem Auf- und Abſchweben eines müßigen Salonlebens. Sie ward als ein Wunder von Humor verſchrieen in den glänzenden Zirkeln. Viele verwundete ſie mit der Geißel ihres Scherzes tiefer und bitterer, als es das heuchleriſche Uebereinkommen conventioneller Sitte erlaubt; mit Manchem, der ſich ihr aufrichtig nähern gewollt, verfuhr ſie faſt grauſam; aber ſie galt für witzig, geiſtreich, genial, und ſie war unendlich ſchön, unendlich

begehrenswerth. Klotilde machte in der Residenz Epoche — sie machte mir Ehre. Ach, du lieber Schulmeister, wie war nun dein Weizen für Andere aufgegangen!

Klotilde war in der ihren Verhältnissen angemessenen Sphäre. Aus der lachenden Unschuld war eine lachende Schönheit geworden; mit dem Aristokratenstolz ihres Wesens versöhnte doch immer wieder ihre mädchenhafte Anmuth. Das Bruchstück von Streben und Ermatten, von Wollen und Nichtkönnen, diese Mischung von Kraft und Ohnmacht, dies Fragment der Schöpfung, das Mensch heißt, war hier fertig. Und sie schien sich in dem, was sie geworden, zu gefallen. Meine Weisheit war zu Ende. Warum schlug ich mein Buch nicht zu und ging? Warum blieb ich und siechte so hin im Anblick ihrer fesselosen Schönheit? Es lag eine verzehrende Gewalt in meiner Hinneigung zu diesem Mädchen, das ich rein und naturfrisch, wie es der Schöpfer gewollt, in meinen Händen gehabt und wieder preisgegeben hatte in die trostlose Gewöhnlichkeit der Welt. Das war nun die Rache für das Stückwerk eines pädagogischen Pfuschers, der eine Seele finden und doch nur halb retten konnte! Klotilde gewöhnte sich eine Zeit lang von mir fort; sie mochte ihre Neigung zu mir wie eine Albernheit, einen kindischen Traum nehmen; ich fühlte das leise, aber sicher. Ein ganzer Winter zog mit seiner Kälte und mit seinem Maskentumult zwischen uns: wir traten uns sehr fern. Mit dem Frühling, schien es, wollte meine schöne Schwalbe wiederkehren. Wir trieben wieder Lectüre, es war, als wenn sie ein Widerwille erfaßt hätte gegen den hohlen Schimmer der Welt, als müsse sie sich retten und sich selbst erfassen. Und doch war es aus mit dem stillen Schäferglück der Intelligenz. Sie kam nur zu diesem Quell zurück, um neue Kraft zu gewinnen für den breiten Strom ihres Salonlebens. Sie war übermüthig und launisch geworden; die Blumen, mit denen sonst ihr kindliches Herz gespielt, wand sie sich jetzt mit coquetter Lieblichkeit in's Haar; sie war in so kurzer Zeit ein Weltkind geworden. Ich nahm sie, wie sie war, und ließ sie ruhig gewähren. Mit Aus-

nahme kleiner Demüthigungen, die ich ihr nicht ſchenken konnte, ließ ich ihr ſogar den Glauben, ſie überſehe und beherrſche mich wie die Uebrigen. Gegen ihre Kälte hatte ich Spott, für ihren Spott bot ich ihr Kälte, gegen ihre Anmuth, womit ſie jetzt nur zu fangen ſuchte, hatte ich in der Wachſamkeit meines Auges die beſte Waffe. Wo ich Abſicht wittere, kann ich nicht mehr lieben. So coquettirten wir mit einander eine lange Zeit, ſchlugen uns leichte Wunden und heilten uns wieder ſchnell; es ſtellte ſich Niemand von uns mehr die Frage, ob er liebe, oder geliebt ſei; unſer innerer Menſch lag wie verſchüchtert im ſtillen Winkel der Seele. Dabei fühlten wir uns aufgelegt, uns und die Welt zu verſpotten; waren wir doch auch wie zwei Spottbilder vor dem Auge der ewigen Liebe. Wir ſtudirten die Doctrin der Saintſimoniſten, die damals im Schwange ging. Wir machten uns luſtig über dieſen platten Idealismus, über dieſe werkelthätige Phantaſterei, wir höhnten die Weisheit der Zeit in allen ihren Geburten, und blieben doch in ihr gebunden und gebannt; ihr Kern wurde der Kern unſers eigenen Weſens, — nur daß wir eine andere Schaale darüber ſtülpten, einen zierlichen Fingerhut der Convenienz oder eine Narrenkappe der Ironie. Weiß der Himmel oder der Mephiſtopheles der Zeit! was aus uns noch geworden wäre, wenn nicht der Baron, ein Cavalier **comme il faut**, unſere Lectüre beendet, und Klotilde auf Andringen des älterlichen Wunſches, mit einem guten Theil Indifferentismus gewaffnet, ihm die Hand zum ſogenannten ehelichen Bündniß gegeben hätte. Es war eine recht berliner Geſchichte, — ein ohnmächtiges Wollen, ein mattherziges Vernichten des Wahren und Guten, und ein coquettes Belächeln der Gräber, die man ſich ſelbſt gegraben. —

— Die Laternen wurden ſchon angezündet, als ich über die dresdner Brücke fuhr. Der Wagen hielt vor dem Hotel, in das ich beſchieden war. An der Treppe ſtand Pauline lauſchend, das junge Zöfchen der Baronin. „Sie wurden ſchon geſtern erwartet," ſagte die Kleine, und ich drückte ihr zum freundſchaftlichen Gruße die Hand. Pauline war als junge Waiſe in Klo-

tildens väterlichem Hause erzogen und war nun zu einem Mittelding von Gesellschaftsdame und Kammermädchen erwachsen. Das arme Kind gehörte zu denen, die die Welt häßlich nennt, mithin hatte sie schon deshalb bei mir einen Stein im Brete. An äußerlich häßlichen Menschen hat es einen eignen Reiz, die verborgene Schönheit aufzufinden, denn irgendwie ist der Mensch doch immer schön. Und wenn sich in seinem Angesicht keine einzige Schönheitslinie zeigt, so giebt es doch einen Schönheitspunkt. Und diesen Schönheitspunkt hast du im Auge zu suchen; er liegt auch hier oft versteckt, aber er sprüht dir wie ein Funken aus der Asche des Angesichts entgegen, wenn die geheimen Saiten der Seele erzittern und klingen.

„Hier sind unsere Zimmer, dies das Ihrige," sagte Pauline und sprang durch die offne Thür voraus. Die Diener brachten das Gepäcke nach. „Wir haben Sie schon seit gestern erwartet," schalt die Kleine redselig und stellte das Licht vor den Spiegel.

„Zu diesem Wir gehören Sie doch selbst mit, Pauline?" Sie wollte mir die Hand nicht geben, als ich sie fragend ansah.

„Kammermädchen und Troßbuben," — sagte sie lachend — „pflegen immer zu sagen: Wir haben die Schlacht gewonnen! — wenn sie auch niemals bei der Attaque zugegen waren. Sie wissen schon, wie das gemeint ist. Es geht jedem so, der nur das Anhängsel eines Andern ist."

„Und Sie für Ihre Person" — fragte ich — „hätten mir seit so langer Zeit nichts zu sagen?"

„O genug, genug. Und im Grunde freue ich mich auch selbst in eigner Person, daß Sie gekommen, um Herrn von Brauning abzulösen." —

Brauning hatte vor dem Baron um Klotildens Hand angehalten und einen Korb bekommen. War er jetzt wieder accreditirt? — Ich mochte es nicht laut fragen. Ohnedies rief eine Klingel im Nebenzimmer Paulinen fort. „Wo ist der Baron?" bat ich die Eilende noch zu sagen. „In Teplitz — krank —" sagte sie halb wehmüthig, halb spottend.

„Und Herr von Brauning hier? Ist er mit Ihnen gereist?"

„Nicht das," — sagte die Kleine. „Er hat in Karlsbad die Saison abgekürzt. Er kam zufällig hieher. Es ist vielleicht gerade so ein Zufall, wie die Thür jetzt hinter mir zufällt." Sie warf sie heftig ins Schloß und war fort.

„Wart! kleine berliner Sylbenstecherin, du willst nicht beichten!" sagte ich mürrisch. Und doch hatte sie genug gebeichtet. Brauning war nur so zufällig hier als ich selbst. Vielleicht bedurfte die Baronin mehr als eines Cicerone auf der Gallerie. Herr von Brauning hatte sich auf Reisen, durch Umgang und Lectüre hinlängliche Intelligenz erworben, um in Klotildens Salon Glück zu machen. Vielleicht sollte ich nur Rafaels Madonna, Herr von Brauning Tizian's Venus ihr interpretiren. Die Gelüste des menschlichen Herzens sind oft sehr weitgreifend, zumal das Herz einer schönen Aristokratin, die mit Allem spielen will, weil Gott ihr ein spielerisches Herz und ein spielerisches Auge gab. Ja, wir sind in Deutschland ziemlich so weit, daß wir Poesie, Malerei, Musik nur für Mittel ansehen zur gesellschaftlichen oder literarischen Intrigue. Jeder Einzelne stellt sich lächelnd auf eine Spitze der Betrachtung, vor welcher Gott, Welt und Menschen nur wie Figurationen im Puppenspiel vorüberziehen. Nun gut, wir wollen sehen, zu welchem Amüsement die sixtinische Schmerzensmutter beisteuern soll!

Pauline klopfte und trat ein. Die Baronin erwarte mich zum Thee. —

Früher wäre ich nicht im Stande gewesen, in meiner jetzigen Stimmung vor ihr zu erscheinen, früher, als ich noch an die Möglichkeit einer treuen Liebe dachte, sie an mir selbst für glaublich hielt. Hat die Seele einmal dies Gefühl überwunden, ist sie diesem Schmerz nicht erlegen, so wird sie zäher, siedelt sich an in ihrem Unglück und schlürft selbst aus Todesschmerzen Lebensmuth. So sind wir Alle jetzt, Alle, die wir noch jung sind im alten deutschen Leben. Wir stellen uns über unsere Leidenschaften und blicken lächelnd hinab auf das wehmüthige Chaos in uns. Man sagt, das sei Mode seit Heine. Mode! vertractes Wort, man sollte Fluch sagen, Fluch läßt sich sühnen, Mode ist unüberwindlich.

Ich wechselte die Kleider und ging. Klotilde war allein, Pauline saß am Nebentisch mit dem Thee beschäftigt. Ich hatte Herrn von Brauning vermuthet, gegen diesen war ich geistig gewaffnet, für Klotilden war ich wehrlos gekommen. Die Begrüßung geschah nicht ohne Freundlichkeit und Wärme, sie dankte für mein Kommen, und ich küßte ihr die schöne Hand. Wir hatten, seitdem ich sie nicht gesehen, nur einige kurze Briefe über Angelegenheiten ihrer Familie gewechselt, sonst war mir von ihrem buntbewegten Reiseleben, das sie geführt, Manches, doch nichts Genügendes, zu Ohren gekommen. Klotilde war seitdem Mutter geworden; eine eigenthümliche leuchtende Milde, die ihr sonst fremd gewesen, lag über ihre Züge verbreitet. Eine eigentliche Trauer konnte dies Antlitz, das die Natur im stolzen Uebermuth geschaffen, nie beschleichen, eine herrschbegierige Heiterkeit lachte um ihre Lippen und thronte auf dieser hohen Stirne, aber der Nimbus um ihr Angesicht schien mir sanfter und wärmer getuscht; selbst in Dianens Antlitz müßten sich ja die strengen, wenn nicht herben Formen ihrer Schönheit aufgelöster und weicher gestalten, wollten wir sie uns als Mutter, als besiegte Jungfrau denken. Klotilde hatte als Mädchen etwas Dianenhaftes, ihre blonde Schönheit war jetzt mit wärmeren Tinten überzogen. Sie schien ruhiger, aber um so sicherer war vielleicht ihre Herrschaft über die Gemüther geworden, um so fester war sie vielleicht in ihrem Wollen und Wünschen.

„Nur einige Tage denke ich noch in Dresden zu bleiben," sagte sie in unserer Wechselrede. „Was man so Natur hier herum nennt, ist mir längst bekannt, es kann mich nicht lange fesseln. Partieen in das sächsische Schweizchen hat man früher zur Genüge gemacht; mich reizt nur das Ungekannte, das Unverstandne. Sie kennen Salzburg, und so werden Sie meine Laune entschuldigen, wenn ich mir einbilde, die Natur habe sich mit dieser sächsischen Schweiz, diesem kurzen Riß durchs Land, nur eine kleine Taschenspielerei erlaubt. Ich hoffe von der Gemäldegallerie auf einigen Gewinn für das innere Leben, und will dann nach Teplitz zurück."

„So lassen Sie uns gleich morgen unsern Umgang halten durch die italienischen Malerschulen; in der äußern Gallerie mit den niederländischen deutschen und französischen Werken ist ohnedies, wie ich höre, eine Umstellung vorgenommen, so daß uns hier der leitende gedruckte Führer fehlt. Auch thut es wohl, sich in der Menge zu beschränken, will sich unsere Seele in einen innigeren Verkehr setzen mit dieser oder jener Idee eines Künstlers, dieser oder jener für das Menschenleben bedeutsamen Richtung einer Kunstschule. Ich habe eine wahrhafte Sehnsucht, die sixtinische Madonna wiederzusehen, um mich für die Heiligkeit des Lebens zu stimmen und die Wunder des tiefsten Schmerzes wieder auftauchen zu lassen in meiner Seele. Die Aufgaben des Geistes in der gegenwärtigen Literaturperiode Deutschlands gehen darauf hinaus, von dem Bilde des Göttlichen die mythische Moschuswolke zu verscheuchen, und das Fleisch der Welt gegen frühere Verketzerung zu vertreten und zu rechtfertigen. Darauf arbeiten die jugendlichen Kräfte der Jetztwelt hin, die Verweltlichung des Göttlichen ist der Beruf der Zeit, das Christliche muß seiner hohlen Abstraction entzogen, ganz Welt werden. Und dennoch tritt dann und wann in meinem Innern noch die Sehnsucht mächtig hervor, den Gott auch in seinem Mythus anzubeten, wie es früheren Jahrhunderten zur Aufgabe gereichte, und wie sich in Rafael's Bildern dieser Sinn und Glaube seiner Zeit zur vollendeten Anschauung bringt."

„Wie werden Ihre literarischen Kampfgenossen Ihnen diese Schwärmereien für die Mutter Maria auslegen!" — sagte Klotilde lächelnd und faßte mich mit ihrem leuchtenden Blick ins Auge. — „Man wird es Ihnen für Renegatenthum anrechnen, für einen Rückfall zur ausgetriebenen mittelalterlichen Romantik."

„Wer sich selbst nur folgt," — war meine Antwort, — „nur seinen Bedürfnissen Befriedigung verschafft, geht sicher. Ich weiß doch, wie ich meiner Zeit diene; nur kommt es bei einer Richtung, die Jemand einschlägt, sehr darauf an, ob er sie oder sie ihn beherrscht. Die alten Elemente unsres Lebens

ſind noch lange nicht fertig erſchöpft. Und ſie werden oft erſt recht mächtig, wenn man ſie ignorirt."

„Wahrhaftig!" — ſagte Klotilde; — „es regt ſich in mir auch ſo ein Gelüſt, einmal wieder fromm zu werden. Im Grunde iſt die Frömmigkeit eine recht bequeme Stimmung, eine ſüßliche Wolluſt des Gefühls. Ich halte die Aufgabe, im menſchlichen und im irdiſchen Stoffe das Göttliche zu ſuchen, für bei weitem ſchwerer, unbequemer. Es kann nichts gemächlicher ſein, als ſich dem, was man ſo unbeſtimmt Gott nennt, mit aller Seele hinzugeben."

Zu ihren Worten, die ſie ernſt ſprach, lachten doch ihre ſchwellenden Lippen, und ihr Auge fixirte mich mit heimlichem Spott.

Ich brach das Geſpräch ab; ſo konnte dieſe Laïs nicht gefangen werden, ſie hatte mir die Zügel liſtig umgeworfen, ſie war jetzt zu ſehr im Vortheil, ſie war zu ſicher. Und worin beſteht — dachte ich ſtill bei mir — dieſe ihre Sicherheit? Das Weib kann nicht wie der Mann ſo losgeriſſen daſtehen vor Gott und Welt. Das Weib wird ein Mißgeſchöpf, wenn es aller Stütze ledig iſt. Irgend etwas muß die weibliche Natur haben, worauf ſie ſich lehnt im Leben, eine Perſon, ein Gefühl, einen Aberglauben, den ſie wie eine Gewiſſensſache insgeheim bei ſich birgt. Ich verſtehe das Weib nicht mehr, ſoll ich es mir ganz losgekettet denken von einem Zuſammenhange dieſer Art. Und Klotilde? — Den Mann läßt ſie krank im Bade zurück, ſo iſt ſie wohl blos Gattin dem Namen nach. Das Kind, das ſie geboren, iſt daheim fremden Händen zur Pflege anvertraut, ſo iſt alſo auch die Mutterliebe nicht das, was ihr Denken und Fühlen beſtimmt und ſtempelt. Den harmloſen Frieden der äußern Natur in Berg und Wald kann ſie nicht mehr in ſich aufnehmen, ſie hält dergleichen für altmodiſche Schwärmerei der Tieckſchen Literaturperiode. In der Kunſt ſcheint ſie auch keinen Gott mehr aufzuſuchen: — Klotilde, du biſt ein ächtes Kind deiner von allen Göttern des Lebens losgebundenen Zeit!

Ich ſtürzte ein Glas Wein hinunter und blickte Klotilden ernſt ins Angeſicht. Wollte Gott, ſie wäre häßlich! flüſterte meine

Seele; aber das Weib war schön, bildschön, und der kleine neckende Dämon des Spottes, der aus ihren Augen glühte, war ein Götterknabe in lichtem Kleide.

„Hu! was sehen Sie mich so düster an!“ sagte sie lachend und fuhr mit der Hand vor meinen Augen vorüber. „Sie thun einmal wieder, als wollten Sie Herz und Nieren prüfen; Sie blicken so gorgonenhaft streng wie die sixtinische Madonna. Wahrhaftig, Rafaels Maria ist mir heute wie eine christliche Gorgo vorgekommen, ich stand lange vor ihrem Bilde in der Gallerie, ich suchte mit aller Emsigkeit diesem starren Antlitz die milde Lieblichkeit einer Mutter Gottes abzugewinnen; vergebens, die scharfe Härte ihrer Augen und ihrer Züge wollte sich nicht erweichen lassen, ich kann die Sixtina nicht schön finden, ich glaube, es gehört zu dem hergebrachten Aberglauben der deutschen Pietät, diese Madonna so hoch zu stellen, wie man thut. Ich möchte die pariser Madonnen sehen, um zu erfahren, ob denn Rafaels Göttin immer so starr blickt, daß man seine freie, heitere Menschheit fortwerfen, sich dumpf gefangen geben und in den Staub beugen möchte. Mir ist der Gott, dem man unbefangen ins Angesicht schauen darf, der höchste. Der heitere Verkehr der Griechen mit ihren himmlischen Gestalten scheint mir wenigstens edler als das dumpfe Glotzen der christlichen Anbetung. Das verlangt aber diese Rafaelsche Madonna; sie zerdrückt mit ihrem strengen Ernst die Creatur, und das soll, das will eine Gottheit nicht. Auch ist das Christliche uns schon milder geboten. Correggio hat uns in der Nacht eine Madonna gegeben, an deren Seite wir uns schmiegen, die wir liebend und ohne knechtische Furcht anbeten können. Hier ist das Weib in der Maria zu ihrem Rechte gekommen, sie ist Mutter, die eben geboren hat, ganz irdische Lieblichkeit, ganz erfüllt von dem Menschlich-reinen, ganz zerflossen in die süße Freude des Augenblicks über das lichte Knäblein, das sie in ihre Arme schließt. Das ist mir die ächte Göttlichkeit, hier kann ich beten, weil ich hier liebe, mich verwandtschaftlich ergriffen fühle, hier ist Himmlisches, weil ich Irdisches in seiner Verklärung habe. Zwischen

der Sixtina und dem Menschen liegt eine ungeheure Kluft, sie ist uns weit entrückt und zieht uns nicht an ihren Busen. Bei Gott, mir war es eine Wohlthat heute früh, daß Correggio's Nacht bei der Hand war, um mir die dumpfe Lähmung zu benehmen, in die mich der Anblick der sixtinischen Madonna niederwarf. Sie werden mir nun wohl die Schönheit und die Größe Rafaels an seinem Werke deuten wollen; aber ich sage Ihnen im Voraus, für mich taugen nicht Götter des Zornes, ich kann sie nur fliehen, ich kann mit einer göttlichen Gorgo nichts anfangen."

Sie reichte mir das volle Glas, und bat mich, heiter zu sein. — Also in der Mutter in Correggio's Nacht sieht sie etwas Göttliches! So hat sie doch eine Seite, wo sie verwundbar ist; ganz losgebunden ist sie also nicht von der Heiligkeit des Lebens. Warum ist Klotilde aber nicht Mutter, warum ist die Mutterluft und Mutterſorge nicht ihre Lebensrichtung geworden? So dachte ich und konnte hoffen, ihren Uebermuth noch zu beugen, damit er etwas Höheres über sich anerkennt.

„Lassen wir die Madonnen bei Seite!" sagte ich, „wir wollen morgen sehen, wie sie uns Stand halten. Die jetzige Stunde gehört uns, wir wollen uns selbst anblicken, uns an uns selbst verständigen, die Mutter Gottes soll uns nicht entgehen in jeglicher Gestalt."

Klotilde entwand mir ihre Hand, die ich ergriffen. Sie stand auf und setzte sich an den offenen Flügel, Pauline rückte auf ihren Wink einen zweiten Sessel vor das Instrument. Wir saßen Beide und blätterten in den Noten.

„Lassen Sie uns die Sinfonie spielen," — sagte Klotilde, „Sie müssen sie noch aus alter Zeit kennen." Es war wirklich eine von jenen, die ich mit ihr eingeübt im väterlichen Hause. Aber es war schwer die dazwischen liegende Zeit zu ignoriren. Klotilde wechselte mit dem Tempo und riß es nach Laune an sich. Es war unmöglich, ihrem Spiele zu folgen.

Sie brach ab und hielt mir beide Hände. „Wir sind nicht mehr eingespielt!" rief sie, und blickte mich unwillig an.

„Es war doch eine schöne Zeit, Baronin," sagte ich ruhig, „als sich ungesucht eine Harmonie in unser Spiel schlich!"

Sie sah mich dauernd an mit den dunkelblauen, fragenden Augen, es war mir, als hätte ich jetzt in ihnen den vermiß-

ten Einklang zu suchen, der fortan aus unserm Leben entwichen schien. Sie ließ mich nicht weiter versinken in diese Stimmung; sie schien für nichts mehr stetigen Sinn zu haben. — Sie stand auf und ging wieder zum Tisch. Sie duldete nicht, daß ich allein spielte, und ich folgte ihr, um mich zu ihrer Seite niederzulassen. Der Champagner perlte im Glase, sie hatte es gefüllt und reichte es mir. Dann nahm sie es selbst wieder, und schlürfte den Schaum ab. „Sie brauchen nur den Rest zu trinken;" sagte sie lachend. „Ich möchte allen Menschen den Schaum von den Lippen forttrinken und ihnen die abgestandenen Hefen lassen!"

„So grausam, Klotilde?" sagte ich ernst. „Heißt das nicht jeder Blume die Krone abbrechen? von jedem Herzen, das uns warm entgegenschlägt, den Rausch der Liebe abschöpfen und es dann sich selbst überlassen?"

Sie blickte mir unendlich schelmisch und doch wie strafend ins Auge; aus den ihrigen sprang es mir entgegen wie ein leuchtender Blitz der Liebe. Ich hielt die Hand fest, die sie mir nicht lassen wollte und schlug meinen Arm zitternd um die schlanke stolze Gestalt. Sie sagte ein strafendes Wort, entwand sich meiner Umarmung und sank in das Ruhebett. Mir zog es wie ein flammender Strom der Sehnsucht durch meinen innern Menschen, ich drängte mich an ihre Seite und sie wehrte mir nicht, als ich meine Hand an ihre Schulter lehnte und meine glühenden Lippen auf den ihrigen brannten. Ich hatte Kühlung gesucht und fand nur Gluth für Gluth, Kuß für Kuß; die dianenhafte Gestalt Klotildens wandelte sich in meinen Armen zur Göttin der Liebe um. —

„Die Lichter brennen recht düster," flüsterte Klotilde, „man muß sie putzen." — Ich erhob mich und löschte sie aus — das eine ans Versehen und Ungeschicklichkeit, denn mir zitterte die Hand, das andere vielleicht mit mehr Bedacht, doch weiß ichs nicht genau. Die Baronin schalt, aber sie war nicht böse deshalb und ich lehnte mich wieder an ihre wogende Brust.

Die gute Pauline war im Nebenzimmer beschäftigt oder sie schlief vielleicht schon. Ich hörte später die Thüre sich leise schließen.

(Fortsetzung folgt.)

A 33

Der Salon der Madame Recamier.

Eine Skizze

von

Eduard Gans.

In der Mitte der **rue de Sevres** liegt ein Haus, dessen erneuerte und schöne Bauart kaum anzudeuten scheint, daß es noch heute zum Theil zu klösterlichen Einrichtungen dient. Es ist die **abbaye aux Bois**, so genannt, weil sie wohl in ältern Zeiten außerhalb der Ringmauern der Stadt Paris liegen mochte. Das Kloster hat sich heut zu Tage mit der Weltlichkeit abgefunden, und neben den geweihten Schwestern sieht man auch einige wenige Mietherinnen daselbst, von deren Wohnung zwar auf die Zurückgezogenheit der Gesinnung, aber nicht auf das Aufgeben aller weltlichen Interessen geschlossen werden darf. Unter Anderem ist das Haus auch dadurch seit mehreren Jahren berühmt geworden, daß Madame Recamier in demselben wohnt.

Es würde kaum gestattet sein, in die Schilderung eines Privatlebens oder einer Seite desselben einzugehen, wenn es nicht selbst zu den Zierrathen und Ausschmückungen des öffentlichen Geistes gehörte, und wenn nicht gerade in seiner Ergründung eine tiefere Einsicht, als sonst irgendwo, in die mannigfach versteckten Fäden dessen, was sich begiebt, zu erlangen wäre. Madame Recamier hat nun seit so vielen Jahren an der Spitze des weiblichen Theiles der französischen Bevölkerung gestanden, daß man ihr auch in ihre Zurückgezogenheit folgen darf, um zu sehen, für welche Seite des heutigen Weltganges ihr einfacher und äußerlich unscheinbarer Gesellschaftssaal eine Anziehungskraft bewahrt. Man denke sich eine Frau in den

Funfzigen, die von Allem, was die Schönheit Ewiges und Unverwelkliches enthält, nicht bloß die Spuren, sondern vielmehr das Wesen und die Substanz erhalten hat, die in ihrem reichen Umgange mit Allem, was seit einigen dreißig Jahren in der Weltgeschichte Bedeutendes hervortrat, eine Sicherheit des Blickes und des Betragens gewonnen, die in Erstaunen setzen würden, wenn sie nicht in der allgemein menschlichen Liebenswürdigkeit verloren gegangen zu sein schienen. Man denke sich diese Frau, noch heute umgeben von den Edelsten ihres Volkes, und allen Fremden, die den Vorzug genießen bei ihr eingeführt zu werden, einen eigenen Lebenslauf besitzend, welcher gleichsam der Mikrokosmus des allgemeinen Weltganges ist, und man wird nicht erst fragen dürfen, ob es wichtig und bedeutend sei, in diesen Kreis gesehen zu haben.

Madame Recamier nimmt die bei ihr eingeführten Herren gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags auf. Sie sitzt in der Regel an irgend einer Stickerei oder sonstigen weiblichen Arbeit. Ihr Gesellschaftssaal faßt kaum dreißig Menschen, und nur in seltenen Fällen ist diese Zahl des Abends, etwa zwei Mal im Monate vollständig. Die Arbeit, mit der sich Madame Recamier befaßt, ist das Symbol ihres Geistes: es ist ein durchaus weiblicher. Keine jener riesenhaften Abnormitäten, die in das Gebiet des anderen Geschlechts hinüberspielen und die Unterschiede wenigstens einen Augenblick verwischen, Nichts, was dem Manne sogleich den Faden aus den Händen spielt und ihn zum Organe und Nachbeter des schöpferischen Weibes macht, ist hier anzutreffen. Vielmehr besitzt Madame Recamier gerade die vielleicht seltene Fähigkeit, nach Allem, was um sie herum gesprochen wird, zu lauschen. Die streitenden und bisweilen kreuzenden Meinungen in sich aufzunehmen und so zu erfahren, zu lernen und zu verarbeiten, was die tägliche Werkstatt ihrer Gesellschafter an geistigen Neuigkeiten, an Einfällen oder an Tiefem und Erhabenem hervorbringt. Es wird zum Beispiel von der Todesstrafe gehandelt, und ein juristischer Kopf, von der Nothwendigkeit derselben ergriffen, beweist, daß, wenn man die

Abschaffung derselben zugeben wolle, er auch das Verschwinden eines Verbrechens verlangen müsse. Gegen diese strenge und philosophische Ansicht erhebt sich nun ein christliches Gemüth, ein moralischer Mann, der den Menschen dieses Recht der Todesstrafe nicht zusprechen zu können glaubt. Es wird scharf hin und hergeredet: sehr oft berühren sich die Kämpfenden mit den Spitzen ihrer Gründe, aber wie feine und gewandte Männer verwunden sie sich nicht. Madame Recamier, immer emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, hat genau zugehört: kein Wort ist ihr entgangen: je nachdem der eine, oder der andere der Kämpfenden siegreich zu sein scheint, hat sie ihn wohl angesehen, mit ihren ermunternden Augen verfolgt, und so bisweilen zu einem glücklichen Angriffe, oder Gegengrunde verholfen. Ist der Streit nunmehr beendet, so belohnt sie durch ein Wort des Lobes die Kämpfer, wenn sie sich mannhaft und gut geschlagen haben, und oft gar resumirt sie die Streitpuncte, und sucht sich selbst zu einem Endurtheile zu verhelfen. Denn man muß nicht glauben, daß es die leblose Passivität ist, die sich bei ihr vorfindet. Durch eine feine, nur nicht Alles beherrschen wollende Bemerkung weiß sie sehr oft den wechselnden Reden den richtigen Gesichtspunkt vorzuschreiben: eine liebenswürdige, niemals aber verletzende Satire bringt oft Salz und Leben in abgedroschene Gegenstände, und die Kunst, mit leiser, fast unbemerklicher Beweglichkeit von einem Stoffe zum andern übergehen zu machen, sichert vor Denen, die sich und ihre Erzählungen zum bleibenden Typus erheben möchten. Nie wird die sanfte und weibliche Liebenswürdigkeit durch Witz überwogen, nie der Geist durch die Weichheit gesellschaftlicher Formen verdrängt. Beide Weisen anzuziehen, sind sich gewachsen, und in ihrer ächten und wahrhaften Durchdringung gewähren sie einen Genuß, wie er nicht leicht an einem andern Orte, und selbst hier, nicht oft in anderer Gesellschaft zu finden ist.

Doch wer ist der kleine Mann, der allein auf dem Canape unter dem Bilde der Corinna sitzt? Er ist zwar schon über die Blüthenzeit des Mannesalters hinaus, aber so kräftig und

rüstig als einer, der sich darin befindet. Seine ergrauenden Haare geben kein Bild irgend einer Abnahme, und sein feuriger Blick zeigt die unverwüstliche Kraft, die die Jugend auf das ungeschwächte Alter überträgt. Er ist auf sein Stöckchen gestützt, und besieht sich das Ende desselben. Bisweilen bereichert er das vor ihm hersummende Gespräch mit keinem Wort, und Fremde, die ihn nur ein einziges Mal gesehen, würden ihn, wenn er nicht das Auge bewegte, für einen stummen Einsiedler, oder für einen bloß zuhörenden Geist halten. Aber zufällig läßt einer der Anwesenden die Rede auf die Bretagne, auf alte französische Zustände, oder auch auf die neuen, die sich bilden wollen, kommen. Der bisher stumm Gewesene bewegt sich nun, und instinctmäßig schweigen die Andern. Denn wie auch Glück und Verdienst Manchen über die Grenze selbst seiner Erwartungen hinausgetragen haben mögen, so ist doch die Achtung vor dem, was wirklich einmal langjährig erworben, und in Sicherheit gebracht worden ist, eine weit gründlichere und gebietendere. Der jetzt plötzlich redselig gewordene ist nämlich Chateaubriand. Viele französische Schriftsteller erkämpfen sich noch ihren Platz, und schweben in jener Mitte zwischen der Verdammniß und Apotheose, die man mit Recht das literarische Fegefeuer nennen könnte. Er dagegen hat seine Stelle über jede Anzweiflung erhoben, und wie Voltaire, Rousseau und Diderot nicht mehr in die Kategorie derer gehören, die durch lebensvolle Befangenheit zu beurtheilen sind, so hat Chateaubriand das Glück, gleichsam zu den großen Gestorbenen gerechnet werden zu können. Wie sich der Staatsmann und ein langes politisches Leben zur literarischen Erscheinung gesellt, soll hier nicht weiter geprüft werden, aber Treue und Beharrlichkeit haben ein Recht, als seltene Vorkommenheiten geehrt zu sein, und wenn zu ihnen unter allen Umständen noch die Liebe zur Freiheit als eine erwärmende Sonne tritt, so giebt es keine so verschiedene Ansicht, welche sich abgestoßen fühlte.

Von wem spricht aber Chateaubriand in diesem Augenblicke? Er spricht von einem großen Verstorbenen: er spricht

von Benjamin Conſtant. Hört, wie er ihn lobt, wie er ihn neben Voltaire, dem feinen Verſtande nach, ſetzt, wie geiſtreich er auf die franzöſiſche Academie loszieht, die ihm den großen Viennet vorgezogen, weil dieſer die Epiſtel an die Lumpenſammler geſchrieben hatte. Von nun an bleibt der bisher Stumme Herr und Meiſter der Rede; der Uebergang auf die Zeit, in der wir uns gerade befinden, iſt gleich gemacht. Das Preßgeſetz wird ſofort beſprochen, und der Mann, deſſen ganzes Leben der Freiheit der Preſſe huldigt, wird wohl am liebſten gehört werden, wenn es darauf ankommt, in ihren Irrſaalen e pure si muove zu rufen. Plötzlich ſchweigt die lebendige Rede, und wie vorher beſieht ſich wieder Chateaubriand mit aller Ruhe das kleine Stöckchen. Man wendet ſich einmal um, aber wenn man nach dem Platze wieder hinſchaut, auf welchem er geſeſſen hatte, iſt er verſchwunden. Um fünf Uhr verläßt er das Zimmer, ohne ſich zu empfehlen.

Jener Andere, der neben Chateaubriand auf einem Lehnſtuhle ſich ausbreitet, und meiſtens kaum den Mund öffnet, als wenn es darauf ankommt, auf eine an ihn gethane Frage zu antworten, oder eine kleine eingeſtreute Bemerkung zu machen, iſt ein großer Theoſoph der Geſchichte, und wenn man etwa einen Preis im franzöſiſchen Styl zuerkennen will, wird er zu den wenigen gehören, die man nennt. Es iſt ein noch nicht überall gekannter Mann, denn er hat ſeine Werke auf eigene Koſten drucken laſſen, und ſie an ſeine Freunde vertheilt. Es iſt Ballanche. Jünger, wie Chateaubriand, hat er doch ein älteres und weniger rüſtiges Ausſehen, aber vollkommen alle guten und lieben Eigenſchaften, die einen Franzoſen des ancien regime angenehm und werth machen konnten. Er iſt freundlich und dienſtfertig, denen, die er liebt, treu ergeben, und kaum auf einen Tag, wenn es nur angeht, von ihnen getrennt. In ſeinen geſchichtlichen Anſichten kommen erſtaunenswürdig tiefe Blicke zum Vorſchein, aber ſie wachſen auf einem ganz eigenthümlichen, und von allen andern Philoſophen getrennten Boden. Idylliſche Geſchichten, wie bei unſerm Geßner, Oſſia-

nische Nebelgestalten, bilden den Hintergrund, auf dem sich alsdann die Formel für den Orient, und für das römische Abendland erbaut; aus der leichten Vorerzählung wird wie bei Plato auf das Tiefste hingeleitet, und dann nimmt sich der Theosoph wieder in seinen leichteren Anfang zurück. Bisweilen hat er, wie Hegel, das Eigentliche gesagt, gleichsam durch eine innere Anschauung dazu geführt, aber er ist abstracter, und zieht sich öfter und mehr in das Gehäuse der Formel zurück. Deswegen fängt erst jetzt die französische Jugend an, ihn nach und nach zu verstehen. Früher bloß dem Kundigen offen, wird er bald dazu kommen, ein Schriftsteller der Nation zu seyn, und seine Darstellung wird dem schwierigen Gedanken die Pforten des Verständnisses öffnen. Die leichten Waffen der Conversation kann Ballanche nicht wie die schweren der Geschichtsergründung führen: nur selten erregt er durch eine caustische Bemerkung, oder durch eine wohlangebrachte Satyre, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Er sieht meist immer wie ein Aufnehmender aus, der gleich beim Hören damit beschäftigt ist, die Spreu von den Goldkörnern zu scheiden, die ihm gereicht werden, und nur eine Geschichte vergangener Zeiten bewegt sich in seinem Munde, wie ein Zaubernektar in einem vergüldeten Gefäße.

Ein Mann tritt ins Zimmer und grüßt die Dame vom Hause und die beiden Gegenwärtigen, die wir genannt haben. Er ist ziemlich groß gewachsen und hat das Ansehen eines Cavallerieoffiziers. Die Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, wird nicht, wie bei Chateaubriand und Ballanche erst erwartet: sie ist gekommen, weil er da ist. Von den Nichtswürdigkeiten des heutigen Theaters, von **Robert Macaire** anfangend, geht er zu dem Charakter der gegenwärtigen Zeit über; er meint, eine Philosophie sei vor Allem in Frankreich nothwendig, um neuen und weitern Stoff für die Weltgeschichte zu liefern; nur müsse man nicht den Eclecticismus des Herrn Victor Cousin als eine solche betrachten, da der Urheber sie selbst wie eine Nothtreppe abgebrochen habe, nachdem sie ihn in die von ihm ausersehnte Pairskammer geführt hätte. Jetzt sitze Herr Cousin, wie

ein Taschenspieler im warmen Stübchen, und lache, wenn er allein sei, über den schönen Hocus Pocus, der ihn zum reichen Mann gemacht habe, und sinne auf andere Späße ähnlicher Art. Aber Herr Lerminier, und wer wird nicht wissen, daß wir von Herrn Lerminier sprechen, bleibt nicht lange bei seinem philosophischen Gegner stehen: er kommt von der Philosophie auf den Staat, und mit demselben Gleichmuth und derselben Geläufigkeit greift er das Preßgesetz und die veränderte Geschwornenabstimmung an. Er ist ein gefährlicher Gegner: denn er hat Geistesgegenwart und Redefülle: seine Gedankensätze schwellen an und bäumen sich, und werden dann wieder von dem Sprecher, wie es sich geziemt, gebändigt, und im Zaum gehalten. Wenn er in die Deputirtenkammer käme, und er sinnt darauf, hineinzukommen, so dürfte er durch manche Gaben einen großen Eindruck hervorbringen. Gesellte sich zur Fülle der Abstraction nun auch die Kenntniß der Einzelheit, zum Donner der Stimme auch die sanfte Suada, zur Philosophie auch das Philosophem, so könnten wir einen Nacheiferer des Mirabeau haben, dem nur das Hintergestell der guten alten Zeit, das anziehende Unglück, ein durchschwärmtes Leben und die Abenteuerlichkeit der Schicksale abgehen möchten.

Ihm gegenüber hat ein junger Mann von kränklichem Ansehen und blasser Gesichtsfarbe Platz genommen. Man beweist ihm die vollste Aufmerksamkeit und eine zarte Rücksicht. Er spricht in einer sich nicht hervordrängenden Weise von England und Amerika; nicht wie Jemand, der diese Stoffe gemacht hat, sondern wie einer, der sie zu erforschen suchte. In seinem Betragen gefällt die Artigkeit und Freundlichkeit, die der jüngeren französischen Generation weniger, wie der älteren eigenthümlich sind. Wer ist der junge Mann, fragte ich meinen Begleiter, denn er war mir gleich als bedeutend aufgefallen. Es ist Herr von Toqueville, antwortete dieser, der neuerdings das ausgezeichnete Buch über die Demokratie in den vereinigten Staaten von Nordamerika geschrieben hat. Dieses Buch hat ein eigenes Schicksal gehabt. Es hat allen Parteien zu gleicher Zeit ge-

fallen, und die Liberalen wie die Carlisten erheben es, ohne daß deswegen das juste milieu widerspricht. Wie es wenig Franzosen giebt, die einen so scharfen Geist ächter Beobachtung besitzen, als dieser junge Mann, so haben auch wenige Zeitgenossen sich einer solchen Aufnahme erfreuen dürfen. Er wird vergöttert und angebetet, alle Kreise wünschen ihn zu besitzen, denn wenn er auch einer altdynastischen Familie angehört, so hat er doch ächte und wahre Freiheitsliebe, und dem einen genügt seine Geburt, dem andern seine geistige Errungenschaft. Sein Reisegefährte, Herr Beaumont, ist vollkommen durch ihn verdrängt worden, und der amerikanische Roman ist durch und durch genöthigt gewesen, vor dem Beobachtungsbuche die Segel zu streichen. Ich freute mich, Herrn von Toqueville schon vor Tische gesehen zu haben, denn ich war denselben Mittag auf ihn gebeten worden, und fand auch späterhin Alles bestätigt, was mir mein Freund gemeldet hatte.

Die Thüre ging nunmehr auf, und einer der längsten Männer, die ich jemals gesehen hatte, trat herein. Er litt an den Augen, und ein Anwesender stand auf, um ihm einen Platz zu suchen, der seine Leiden weniger schärfe. Beim sich Niedersetzen operirte der lange Mann mit seinen Beinen dergestalt, daß man ihn sitzend nicht für so groß gehalten hätte. Er war einer der Bibliothekare des Königs, der ein höchst brauchbares Handbuch für Reisende in Italien geschrieben hatte, nämlich Herr Valerys. Er hatte anmuthige und spaßhafte Geschichten zu erzählen, wußte in manchen Dingen Bescheid, und schien überhaupt einer der täglichen Gäste zu sein, die dem Kreise wesentlich angehörten.

Einer der spätesten war ein junger Mann, dessen erster Anblick gleich zu zeigen schien, daß es ein philosophirender Poet sei. Was er sagte, erhob sich über den Kreis gemeiner Anschauung: seine Aeußerungen waren gewagt, aber sie hatten eine gewisse Substanz, und seine sprudelnde Ideenromantik erinnerte an eine Verwandtschaft mit deutscher Bildung. In der That

war er derselben theilhaftig geworden, und hatte sich eine Zeit lang mit Heidelberger Marke ernährt. Freudig begrüßte ich meinen Commilitonen, und das Angedenken an Thibaut, Daub und Creuzer sollte, sonderbar genug, in einem französischen Salon erweckt werden. Der neu gewonnene Freund war Herr Edgar Quinet, ein junger überbegabter Mann, mit reichwogenden Gedanken, die nur noch im Begriff waren, das Bett zu suchen, in welches sie sich niederlassen dürften. Er hatte damit begonnen, die Herderschen Ideen den Franzosen zu übersetzen, hatte dann im Ahasverus einen noch nicht genug begränzten Ausdruck seiner Anschauungen gefunden, und so eben trat er mit einem großen Gedichte, Napoleon, hervor, in welchem Helden er die ganze Zeit, die Vergangenheit und Gegenwart, so wie die Erwartung der Zukunft darzustellen sucht. Wir sprachen alsdann viel von seinem Helden, der mir nicht minder, als das schaffende Princip der gegenwärtigen Welt erscheint, und wie Alles bei den Franzosen sogleich mächtig zur Heutigkeit hinzieht, so kamen wir denn auch bald auf den vor uns liegenden Zustand. Quinet hatte hier einen eigenen und originellen Gedanken. Alle Schwankung und Unsicherheit in seinem Volke, den Wechsel, der in allen Verhältnissen sich kund giebt, will er von der Invasion der fremden Truppen herleiten, die eine Zerrissenheit des Bewußtseins hervorgerufen habe, aus der man sich noch nicht wieder zur Verständigung und Einigung habe zusammenfassen können. Erst wenn die moralische Nachdröhnung dieser Zeit vorüber wäre, dürfe man auf Eigenes und Beständiges gefaßt sein.

Aber fehlt es denn dem sich um Madame Recamier versammelnden Kreise ganz an weiblichen Gestalten? Die auf demselben Flure mit Madame Recamier wohnende Fräulein Clarke erscheint bisweilen. Es ist eine Engländerin, die aber schon seit langen Jahren mit ihrer bejahrten Mutter in Paris wohnt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit handhabt sie die französische Sprache, und sie ist gewiß eine der Wenigen ihrer Nation, die man geneigt wäre, für eine Französin zu halten. Die politischen Gesinnungen der Miß und ihrer Mutter sind sich entgegengesetzt.

Während die erstere sich einer aus wenigen bestehenden Aristokratie erfreuen möchte, ist die Mutter mehr zu radicalen Aenderungen hingeneigt. Doch führt selten bei Engländern eine politische Verschiedenheit zu geselliger Entzweiung, und noch seltener werden die Bande des Blutes dadurch loser. Der sich am andern Ende des Stockwerks um Miß Clarke sammelnde Kreis besteht zum Theil auch aus solchen, die die Gesellschaft der Madame Recamier besuchen.

Sehr oft wechseln die im Salon der Madame Recamier erscheinenden Personen. Nur Chateaubriand, Ballanche und vielleicht auch Herr Valerys bilden die Seite der Stetigkeit.

Wollen Sie Herrn St. Beuve sehen, der seiner früheren überdemokratischen Romantik Zügel angelegt, und sie in das Joch der Anerkennung des juste milieu gefügt hat, Herrn Präsidenten Pasquier, der in seiner ernsten Juristenmiene die Sorge um den Fieschischen und Aprilproceß trägt; Herrn Fauriel, den meine liebste Freundin den deutschesten der Franzosen nennt, Herrn Guizard, welcher zur rechten Mitte der öffentlichen Arbeiten gehört; Herrn von Kergorlay, den freisinnigen, vielfach umsichtigen Neffen des hartnäckigen Carlistenpairs; die beiden Ampères, beide Mitglieder des Instituts, beide am Collège de France, und beide berühmt; den Russen, Herrn Furgueneff, dem bisweilen die Erlaubniß zu Theil wird, seinen verbannten Bruder in Paris sehen zu dürfen; nun, so suchen Sie um die Erlaubniß nach, Madame Recamier Ihre Aufwartung machen zu können. Es schlägt drei Viertel auf Sechs, und die Gesellschaft hat sich plötzlich verloren. Jeder geht in seinen vielleicht ganz verschiedenen und abweichenden Kreis, in seine Restauration oder zu einem Freunde, der ihn geladen hat: aber die Eindrücke, welche diese gesellige Zusammenkunft bald reicher, bald dürftiger hervorbringt, die Anziehungspunkte, die man gefunden hat, geben Kraft und Muth zu gestählter Thätigkeit, und gehört Jemand einmal zu den Eingesessenen dieser Gesellschaft, so wird er schwer dazu kommen, sich wieder loszureißen.

Dies führt uns schließlich zu den Vorzügen, welche die französische Geselligkeit darbietet. Bei keinem Volke der Erde ist wie bei den Franzosen das Wesen derselben die Gleichheit derer, welche sich sehen. Die Unterschiede des Standes, der zufälligen Prärogativen, der Geburt, des Reichthums, sind in jedem Salon von vorn herein ausgelöscht; bei den Ministern, wie bei Privaten, bewegt man sich mit jener Leichtigkeit, die durch das Gefühl erzeugt wird, daß man ein Mensch sei, und daß diese Qualität durch nichts, was noch dazutritt, aufgewogen werden dürfe. In keiner Gesellschaft herrscht ein übermäßiger Respect vor der Stellung eines Anwesenden; man hat sich selbst durch Verstand, Geist und Wendungsfähigkeit eine bleibende Achtung zu sichern. Ist aber Gleichheit das Fundamentalgesetz der Gesellschaft, so bedarf diese, um zu bestehen, auch nur ihrer selbst. In Deutschland wird noch immer etwas außer dem Zusammensein gefordert, damit man zusammenkomme. Man will essen und trinken, lange bei Tische sitzen, man braucht Spielkarten und Musik, wenn man es aushalten soll. Wirth und Gäste rücken sich wie Potentaten entgegen, beobachten sich, und man macht wechselweise an einander Ansprüche. In England giebt es eigentlich gar keine Geselligkeit. Es kommen mehr Einladungen vor, als irgendwo, aber außer denselben ist nichts, als der baare enge und langweilige Familienkreis. Jedes Haus muß besonders, wie eine Festung erobert werden, aber wenn es capitulirt hat, könnt ihr euch auf dasselbe verlassen. Wagt es aber auch hier einmal, euch bei der Familie ansagen zu lassen, wenn sie unvorbereitet am Kaminfeuer sitzt, und wenn ihr jemals sonderbare Gesichter sehen wollet, so werdet ihr sie hier finden. In Italien giebt es nicht allein keine Geselligkeit, sondern auch keine Gesellschaft. Die Familien sind außerhalb im Kaffeehaus oder auf der Straße. Seid ihr recht warm empfohlen, nun, so wird euch ein Platz in der Loge, oder, wenn es hoch kommt, eine Stelle im Wagen zu Theil, damit ihr den einförmigen Spaziergang auf dem Corso mitmachen dürfet. Das geistreichste, lebendigste und genialste Volk muß, so will es leider das Gesetz der

Geschichte, seine Thüren den Fremden verschließen, die Gastfreundschaft verlangen.

Die Geselligkeit, welche die reine Geselligkeit, die Gesellschaft, welche die reine Gesellschaft ist, bleibt somit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier ist sie mit sich selber eins, gleich, leicht sich findend, wendend und wiederfindend, ohne Ansprüche und Drangsal, ohne Kosten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menschen zu seinem Ebenbild erschaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Ursprung erkenne.

A 45

Die Traumstimme.

Von

Henriette Ottenheimer.

Nacht war's; ich lag und schlief, doch schlafend wacht' ich,
Und hellen Traumtag lebte meine Seele,
Weil leicht und frei das Herz mir pochte, dacht' ich
Die frühlingsschöne Welt mir ohne Fehle.

Mit Bienenlippen sog ich aus der Rose,
Wie aus dem Halme Honig in's Gemüthe;
Ich selbst erschien mir, in solch holdem Looſe,
Gleich einer warmen, reichen Honigblüthe.

Denn Lieb', als Blut, durchpulste meine Adern;
Wie hätt' ich doch so gerne Allen, welche
Stets mit der Bitterkeit des Schicksals hadern,
Damit versüßt die herben Lebenskelche.

Doch auch mein Himmel ward jetzt überdüstert,
Und Schmerzestränen fingen an zu thauen;
Von all den Genien, die mich sonst umflüstert,
Blieb Engel mir, im Unglück, nur Vertrauen!

Schwach aber ist, eh Kampf es stählt, das Gute,
Und als so Schweres mir die Höhe sandte,
Geschah es oft, daß, mit gebrochnem Muthe,
Vertrauen ich sogar nicht mein mehr nannte.

Dann seufzt' ich auf, in kleinlichem Verzagen,
Zu dem, der auch im Schmerz nur will beglücken:
„Ich kann die Last, so Du mir gabst, nicht tragen,
Sie muß das Herz, auf dem sie liegt, erdrücken."

Lang that ich so, bis seines Willens Bote, —
Der Freundlichste, der seine Huld entsendet, —
Der heit're Lebensspender, der dem Tode
Nur Tod zu bringen hat, mein Leid geendet.

Der nahm, im Kuß von mir das Weh; ich fühlte
Die Seele mir so wunderbar entbürdet,
Wie Alle Ihr, wenn solcher Hauch Euch kühlte,
Von jedem Drucke frei Euch fühlen würdet.

Als Dankgebet, zum Hort der Liebe, sandt' ich
Wortlos, den Strahl des Aug's nur, des entzückten,
Als Frage dann, — bang vor der Antwort, — wandt' ich
An's Herz ihn: ob die Leiden es erdrückten? —

Doch seht! Gesunder als es je gewesen,
Und fleckenrein, wie nie, in frühern Tagen,
Wie Sterngold leuchtend wunderbar genesen,
Zeigt es, in stiller Brust, sich meinen Fragen.

Dann fiel, was Staub an ihm, zum Staube nieder,
Und mit melod'schem Abschiedsklange flog es
Vor meinem Aug' empor! In's Reich der Lieder,
In aller Herzen Lebensheimath zog es.

Und ich erwachte, doch im Geiste lächelt
Mein Traumbild noch und strahlt mir Glücksverheißung, —
Ein treuer Stern — und oft in Schmerzen fächelt
Er tief in's Herz die trostbeseelte Weisung:

Es sind des Schmerzes Gluthen Himmelsflammen; —
Lichtbäder, hier die Seelen zu verklären,
Damit sie eingehn dort, woher sie stammen; —
Solch Feuer will nur Irdisches verzehren!

Und sinkt dies hin, so steigt erst recht das Leben;
Nicht Asche werden ist ja seine Sendung!
Gelöst, genesen für ein höh'res Streben,
Schwebt es empor, zu Quellen der Vollendung.

Verantwortl. Red.: Dr. Th. Mundt. Verleger: Gebr. Reichenbach.

Gedruckt bei C. P. Melzer.

A47

Intelligenz-Blatt № 1

zum

Literarischen Zodiacus

1836.

Literarische Anzeigen werden mit 1 Gr. pr. Petit-Zeile berechnet.

Mit dem Jahre 1836 beginnt

Der Komet.

Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt.

Herausgegeben

von

E. Herloßsohn.

seinen siebenten Jahreslauf.

Der Kern dieses Sternes wird durch Ernst und Scherz angenehm zu unterhalten suchen. Bei den Ergebnissen aller der Stationen seines Laufes wird er ein helles Licht anzünden, auf daß es leuchte in aller Welt.

Die verschiedenen Reisen, das Absonderliche, was sich aller Orten zugetragen, soll die Reisezeitung genau aufzeichnen. Das Mannigfaltige aber, welches sich allerwärts unter allen Nationen begiebt, die Produkte des Geistes wie der Kunst, davon wird das Literatur- und Kunstblatt getreulich Bericht erstatten.

Alle Landschaften, alle Ereignisse von höheren Standpunkten aus betrachtet, erhalten andere Farben, — um diese Farbenpracht nun so treu als möglich wiedergeben zu können, ist der Luftballon des Kometen unzertrennlicher Begleiter, und sein wohlerfahrner Leiter wird fleißig bemüht seyn, diese in hellschimmerndem Glanze aufzutragen.

Alle wohllöbl. Postämter und Buchhandlungen nehmen Pränumeration an. — Der Preis des ganzen Jahrganges ist 10 Thlr. oder 18 Fl.

Leipzig, im December 1835.

F. A. Leo.

Im Verlag von R. Friese in Leipzig ist erschienen:

Empfehlenswerthe Naturgeschichte.

Naturgeschichte für die Jugend zur Selbstbelehrung und zum Schulunterricht. Nach den besten und verständlichsten Systemen, hauptsächlich nach dem neuern Okenschen, bearbeitet von H. E. Maukisch. — Nett gebunden mit colorirten Kupfern und Tabelle à 1½ thlr., 2 fl. 42 kr.. mit schwarzen Kpfrn. à 1⅛ thlr., 2 fl. 6 kr., und ohne diese à ½ thlr., 15 sgr. zu haben.

Für Damen.

Muster-Portefeuille zum Weißsticken für die elegante Damenwelt, gezeichnet von Louise v. König in Magdeburg.

2
A48

Ein Seitenstück zu dem außerordentlich netten National-Musterbuch, welches in der neuern Zeit Aufsehen machte und Beifall findet. Jedes dieser Hefte ist à 12 gr., 15 sgr. 54 kr. zu haben.

Der Sabbathianer

oder die Schöpsenfamilie. Fortsetzung des vielgelesenen und beliebten jüdischen Gil Blas. Inhalt: die Schöpsenfamilie. Madame Reitzl. Glaubenssätze der Sabbathianer. Briefwechsel. Trauerwoche. Jüdische Conversation. Jüdisches Mährchen. Salomo, der Narr. Lösung psychologischer Widersprüche. Festabend. Der Schiursager. Gastirende Schulsänger. Jüdische Liturgie und der Ursprung von Israels Festtracht. — ? — Bibel, Exegese und religiöses Leben der Judenschaft in Wien. Das Wünschen. Der Hochzeittag. Das interessante Werkchen ist für 21 ggr., 26½ sgr., 1 fl. 35 kr. zu haben.

Juristisches.

Sammlung auserlesener Rechtssprüche und Rechtsgutachten, für Richter und Advokaten, Notare, Accessisten und angehende Rechtspraktiker, herausgegeben von Emil Kind, academischem Lehrer der Rechtskunde in Leipzig. Die werthvolle Schrift ist gut broschirt, für 18 gr., 22½ sgr., 1 fl. 21 kr. zu haben.

Thierheilkunde.

Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie der größeren nutzbaren Haussäugethiere, oder allgemein faßliche und wissenschaftliche Darstellung der Erscheinungen, Kennzeichen, Ursachen, Vorhersagungen, Heilung und Vorbauung ihrer innern Krankheiten, mit vorzüglicher Berücksichtigung ihrer Seuchen. Ein Hülfsbuch bei Vorträgen für Lehrer der praktischen Veterinairkunde, so wie zum Selbstunterricht für Staatsärzte, Polizeibeamte, Thierärzte und gebildete Oeconomen, von Dr. C. W. F. Funke. Erster Band, Krankheiten des Anbildungssystems.

Dieses erste vollständige Handbuch der Zoopathologie und Therapie wird um so schneller Freunde finden, als die Veterinairkunde jetzt an Aufmerksamkeit gewinnt. Es ist für 2¼ Thlr., 4 fl. 3 kr. zu haben.